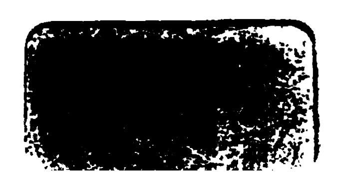
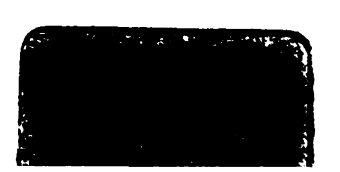
R. Pauli







R. Pauli

Preußische Jahrbücher.

Herausgegeben

von

H. v. Treitschke und W. Wehrenpfennig.



Sechsundzwanzigster Band.

Berlin, 1870.
Druck und Verlag von Georg Reimer.

wegen gänzlicher Abstellung des unzulässigen muthwilligen Supplicirens; am 27. April 1726 das Patent, „daß Niemand, er sei wer er wolle, mit seinen Klagen die geordnete erste Instantzien vorbey gehen soll," worin für die verschiedenen Dienstzweige der genaue Instanzenzug vorgeschrieben wird. Wer sich, sie umgehend, direkt an den König wende, solle seines Rechtes verlustigt sein, auch bestraft werden. Doch hörten die Behelligungen des Königs nicht auf. Am 10. Februar 1738 erging abermals ein Edikt „gegen den Mißbrauch, Sr. Königlichen Majestät allerhöchste Person immediate mit Klagen zu behelligen, die vor die ersten Instantzien gehören;" derjenige, welcher sich ohne Grund über die Justizcollegien und den Geheimen Estats-Rath beschwere, solle mit Geld oder dem Befinden nach mit Festungsstrafe bestraft werden; habe aber der Kläger recht, so habe der Referent des Collegiums alle Kosten zu tragen und solle eventuell cassirt werden. Vor Allem Bittschriften in Justizsachen wollte der König nicht mehr selbst entgegennehmen und am meisten empörte ihn später der Mißbrauch, ihm solche durch lange potsdamer Grenadiere überreichen zu lassen. Er ließ in einer heftigen Aufwallung darüber jenes Edikt publiciren, das Mylius nicht in seine Sammlung aufzunehmen wagte, jenes Edikt, worin den Advokaten, die sich dessen unterfangen, die Strafe des Galgens in Gesellschaft eines Hundes angekündigt wird. Aber auf andere Weise oder im Instanzenzuge konnte doch die unbedeutendste Angelegenheit bis zum König gelangen; das war durch alle diese Edikte nicht verboten und verhindert. Im Gegentheil, die Behörden waren angewiesen, in allen zweifelhaften Fällen bei ihm anzufragen. Der Instanzenzug bis zum König war und ist für jede reine Beamtenregierung ein nothwendiges Correktiv.

In seinen Entscheidungen und Beschlüssen war Friedrich Wilhelm sehr eifersüchtig darauf, nicht als beeinflußt zu erscheinen. „Wir bleiben doch Herr und König und thun doch, was wir wollen" ist ein Ausspruch, den man ihm ja immer wieder nacherzählt. Allein es ist klar, daß eine so vielseitige, unermüdliche, sachlich auf Alles eingehende Regierung doch nie ganz vor einer einzigen Person zu führen war. Ja es ließe sich behaupten, Friedrich Wilhelm habe seinem ganzen Volke einen Einfluß auf seine Regierung gestattet, so fern er noch mehr als Friedrich der Große jede Möglichkeit der Belehrung, der Orientirung suchte, mit Jedermann auf seinen Spazierritten und Reisen sprach, in volksthümlichem Rapport mit allen Klassen der Bevölkerung, allen Beamten stand. Er war nicht gemeint, den Unterthan von jeder Theilnahme an öffentlichen Angelegenheiten auszuschließen. Die Vertretung der Bürgerschaft in den Städten hat er in einer Weise geordnet, daß man schon gesagt hat, er habe damit die Städteordnung von 1808 vorbereitet. Die Kaufmannschaften aller größern

Städte fordert er in dem Patent vom 24. Juni 1723 auf, sich monatlich zu versammeln und Vorschläge an die Behörden darüber zu machen, „wie ihre Handlung verbessert und eine neue Handlung eingerichtet werden könnte."

Und wie der König aus weitern Kreisen auf sich wirken ließ, so noch viel mehr aus dem engern Kreise seiner ersten Beamten. Die Mehrzahl derselben war von solch persönlicher Bedeutung, von solcher Erfahrung und Sachkenntniß, daß sich ihr Einfluß geltend machen mußte. Zuerst schon durch ihre schriftlichen Berichte. Der König sprach es selbst aus, welchen Werth die Gutachten des Generaldirektoriums, die jede Anfrage bei ihm begleiten mußten, für ihn haben. „Wann sie (die Minister und Räthe) ihr Gutachten bei der Anfrage eröffnen" — sagt er —, „so wissen wir erstlich, daß sie vor dessen Abstattung die Sache gründlich examinirt haben. Zum zweiten sind wir auch persuadiret, daß, wann die Sache von so viel ehrlichen und geschickten Leuten untersuchet worden, wir dabei nicht können betrogen werden; und drittens haben wir auch davon diesen Nutzen, daß sie Uns wegen ihres eröffneten Gutachtens responsables sein müssen, wie sie nämlich die Sache nicht anders, als sie in der That und Wahrheit ist, vorgestellet, Uns auch nicht anders, als nach ihrem besten Wissen und Gewissen angerathen haben." Auch in allen Fragen der auswärtigen Politik läßt er sich ausführliche Gutachten einzelner Minister und Generale übergeben, die das pro et contra festzustellen hatten. Selbst die Heirath seiner Kinder wird nicht in der Familie, sondern mit seinen Ministern berathen. Häufig beruft er seine Generale und Minister von auswärts zu collegialischen Sitzungen über wichtige Dinge. Bei den Händeln zwischen dem Fürsten von Anhalt und Grumbkow werden 22 Generale in Berlin versammelt. Mehr und mehr weist er die fremden Gesandten, welche direkt mit ihm verkehren wollen, an seine Minister; er wisse — heißt es in der letzten Darlegung seiner Politik für seinen Sohn — „wie leicht ein großer Herr hintergangen und betrogen werde, wenn er mit fremden Ministern immediate traktiren wolle, weil letztere privilegirte espions seien und dafür bezahlt würden, daß sie betrügen sollten." Der Verkehr mit seinen Ministern und Generalen beschränkte sich aber nicht blos auf die schriftlichen Gutachten. Oftmals wohnte der König Conferenzen und Sitzungen der ersten Beamten, der Minister und fremden Gesandten bei. Dieselben Personen, welche ihm des Morgens ein langes schriftliches Exposé gesandt, sah er Mittags bei der Tafel; er versammelte sie des Abends mit seinen persönlichen Freunden um sich im Tabackscollegium, wo neben derben Späßen im Geschmacke der Zeit ernste Debatten über Staatsangelegenheiten gepflogen wurden.

Die Spaßmacher und gelehrten Hofnarren des Königs sollten vor allem Leute mit umfassenden historischen, statistischen, geographischen, genealogischen Kenntnissen sein, sie sollten im Tabackscollegium die Zielscheibe des Witzes, aber zugleich die lebendigen Handbücher für derartige Diskurse sein. Der König hatte keine andere persönliche Gesellschaft als seine Familie, seine Generale und seine Minister. Insofern kann man seine Regierung wohl mit mehr Recht als eine Kabinetsregierung — eine Regierung im Staatsrath, eine Beamtenregierung nennen. In dieser persönlichen Umgebung des Königs unterschied sich sein Hof so wesentlich von den andern Höfen jener Zeit, wo Höflinge regierten und der Hofadel Gesetze gab. Die Macht der Stände gegenüber der Regierung war so ziemlich überall im Rückgang; die Stände unter sich d. h. die Herren Junker und die Städte waren uneins; aber die privatrechtliche Stellung des Adels, seine persönlichen Privilegien waren geblieben; und so staatsfeindlich das war, man sah es am despotischsten Hofe nicht ein, wenn der Fürst nur eine höfisch-ständische, adelige Umgebung hatte.

Selbst was die letzte Entscheidung betrifft, war der König nicht von der autokratischen Selbständigkeit, die nur ihren eigenen Willen durchzusetzen bestrebt ist. So lange der „brave getreue Ilgen" lebte, der dem König persönlich doch nicht einmal sympathisch war, geschah ohne seine Zustimmung fast nichts. Wäre sein Name in allen Fragen der auswärtigen Politik nicht so schwerwiegend gewesen, Seckendorff würde bei seiner Absicht, den König im österreichischen Netze zu fangen, nicht immer über den „verfluchten Ilgen" klagen. Grumbkow, Marquard von Printzen, später der General von Schwerin waren dafür bekannt, daß sie dem König offen und mit Erfolg widersprachen. Auch das ganze Generaldirektorium war sich seiner Selbständigkeit gegenüber dem König wohl bewußt. Es remonstrirte und opponirte; der König konnte darüber sehr in Harnisch gerathen, wie er z. B. einmal die Herren mit den leidenschaftlichen Worten zurückwies: „ich will nicht hoffen, daß man verlange, es sollte mit mir wie mit dem Kaiser gehen, der darf nicht mehr sagen, als seine Collegien haben wollen; und wie es diesen gefällt, muß der Kaiser Unrecht haben. Das werde ich wohl niemals leiden, sondern weisen, daß ich selbst regieren will." Aber gerade diese Worte oder vielmehr die Veranlassung dazu beweisen, daß das Generaldirektorium gewöhnt war, in männlicher Weise dem König unter Umständen entgegenzutreten und damit Recht zu behalten.

Auch in der Gesetzgebung, wie in der laufenden Verwaltung, zeigt sich jenes Schwanken zwischen persönlichen Impulsen, einzelnen Eingriffen einer heftigen Autokratennatur und einer systematischen Verfolgung großer

Gesichtspunkte. Aber das letztere überwiegt. Und je mehr es überwog, desto weniger war in der späteren Zeit ein Conflikt des Königs mit seinen Beamten zu fürchten. Je höher das Beamtenthum in Pflichttreue und kameralistischer Bildung stieg, desto mehr war es mit dem König eins in den Zielen der Regierung. Es wird daher auch immer schwer bleiben, hier ganz klar zu scheiden zwischen dem, was dem König persönlich und dem, was den Ministern zu danken ist. Sehr viel und mit das Beste ist auf die Initiative des Königs zurückzuführen; aber unzertrennlich von seinem Namen und seinem Verdienste sind die Namen Cocceji, Boden, Grumbkow, Printzen, Borke, Ilgen, Görne, Brandt. Ich komme darauf in dem nächsten Essai zurück. Zunächst möchte ich die Hauptgebiete der Gesetzgebung, auf denen Friedrich Wilhelm thätig war, flüchtig anführen, um zugleich damit wenigstens einen oberflächlichen Ueberblick seiner Thätigkeit zu geben; einen oberflächlichen sage ich um so mehr, als vieles und mit das Bedeutendste, was er geleistet, dem Gebiete der laufenden Staatsverwaltung, nicht dem der Gesetzgebung angehört. Die Ausbildung und Vergrößerung der Armee, die Colonisation Lithauen's, die Sammlung des Staatsschatzes, die große Verbreitung, die er dem Postwesen gegeben, und so manches andere läßt sich aus der Gesetzgebung gar nicht oder nur halb würdigen.

Bleiben wir aber einmal bei der Gesetzgebung, so ist das Gebiet, das voransteht, dem auch nach Umfang und Nummernzahl die erste Stelle gebührt, — die Einrichtung des Beamtenstaates. Die umfassendsten Vorschriften weisen den höchsten Collegien, wie dem letzten Polizeidiener und Thorschreiber, genau ihre Funktionen an. Eine bis in's Detail gehende feste Auseinandersetzung zwischen den verschiedenen Verwaltungsbehörden, zwischen Militär- und Civilbehörden, Justiz und Verwaltung, Staatsverwaltung und Selbstverwaltung, deutschen und französischen Gemeinde- und Gerichtsbehörden erfolgt. Eine Reihe von Gesetzen sucht den Proceß und die Justiz im Lande zu bessern. Die gesicherte Verpflegung der Armee wird durch die Marsch- und Einquartierungsreglements garantirt, woran sich die Ausbildung des Landrath- und Steuerrathamts, die Vorschriften über Getreidepreisregulirung, über das System königlicher Magazine reihen. Die Finanzen werden einheitlich geordnet, sicheren Controlen unterworfen. Die Domänen werden für unveräußerlich erklärt, die Chatoullegüter (der Privatbesitz der königl. Familie) werden dem Staat und den gewöhnlichen Staatsbehörden übergeben. Die Vererbpachtung der Domänen wird rückgängig gemacht, allgemeine Vorschriften sichern eine geordnete Zeitpacht, ein geordnetes Bauwesen auf den Domänen. Von den Steuern werden unbedeutende und gehässige, wie die Carossen- und Perrückensteuer abgeschafft; die andern werden ausgebildet; eine geordnete Erhebung wird ge-

sichert. Die Accise wird möglichst auf alle Personen, wie auf alle Städte des ganzen Staates ausgedehnt; der Anfang einer Maß- und Gewichts- statt der Werthversteuerung wird gemacht. Neue Kataster, die Belegung der Rittergüter mit den Pferdegeldern suchen die direkte Steuer auf dem Lande im Sinne der Rechts- und Steuergleichheit fortzubilden; die Vorschriften, welche sich auf Einquartierung, Vorspann und Aehnliches beziehen, haben ebenfalls neben ihrem direktem Zweck vor allem eine gerechtere Vertheilung der Lasten, das Tragen derselben mit gleichen Schultern, im Auge.

Die große Arbeit, das ganze Privatrecht neu zu codificiren, ein ius certum an die Stelle des Wirrsals der gemeinen Rechte und der unzähligen Landesconstitutionen zu setzen, wird wiederholt in's Auge gefaßt; es kommt nicht zur vollständigen Ausführung; aber das „wohlverbesserte Landrecht des Königreich Preußen“ wenigstens wird 1721 fertig und erhält Gesetzeskraft; in den anderen Provinzen gelangen einzelne Theile des Privatrechts, die für den neu und modern sich entwickelnden Verkehr von besonderer Bedeutung waren, zu einem Abschluß; ich erwähne die Depositenordnung, die Vormundschaftsordnung, das revidirte Wechselrecht, die Hypotheken- und Conkursordnung, die wiederholten Edicte gegen die Bankerottirer. In der großen Zahl von Gesetzen, welche sich auf eine Hebung und Förderung der untern Klassen beziehen, mischt sich eine fast patriarchalische Fürsorge, die Zuwendung der mannigfaltigsten Vortheile und Unterstützungen mit einer strengzüchtigenden Beaufsichtigung der Betreffenden. Vieles wird dem kleinen Manne geboten, aber man fordert auch unermüdliche Arbeit und Anstrengung von ihm, man züchtigt strenge, theilweise überstrenge seine Fehler. Die Edikte über Armenwesen und Armenkassen, über Bettler und Zigeuner, Müßiggänger und Hausirer, die Dienstboten- und Schäferordnungen, die Edikte über Wuchergeschäfte, über die Juden, über Wochen- und Jahrmarksverkehr gehören hierher, wie das Edikt gegen das Prügeln, die Vorschriften gegen Mißhandlung durch Beamte, gegen Hexenprozesse, die Vorschriften über Prämien und Baugelder. Mehr oder weniger fällt die ganze Einwanderungs-, Gewerbe- und Landwirthschaftspolitik unter dieselben Gesichtspunkte. Die Edikte über Einwanderungen setzen die Bedingungen fest, unter welchen die Leute angenommen werden, die Vortheile und Zuwendungen, die sie erhalten. Die Gewerbepolitik concentrirt sich in einer zeitgemäßen strengen Reform des Zunftwesens, in der möglichsten Verbannung der Zunftmißbräuche einerseits, in einer merkantilistischen Beförderung des heimischen Gewerbefleißes, in einer staatlich-nationalen Abschließung der preußisch-brandenburgischen Gebiete gegenüber allem deutschen und außerdeutschen Auslande andererseits. Die Landwirthschaftspolitik

hat vor allem die Erleichterung und Hebung des Bauernstandes im Auge; die gelegten Bauernstellen sollen wieder ausgethan, das von einzelnen Bauernhöfen abgezweigte Land soll denselben wiedergegeben, Wiesenzutheilungen an die Bauern vorgenommen werden. Die Dienste sollen möglichst in Dienstgelder verwandelt werden. Die Verlegung der Cavallerie in die Städte soll den Bauern entlasten, ihn gewöhnen, seinen Ueberschuß in der Stadt zu verkaufen. Mit Beseitigung der Leibeigenschaft beginnt man wenigstens auf den Amtsdörfern. Die königlichen Magazine und ihre großen Einkäufe kommen in den übermäßig billigen Jahren dem Bauern, wie dem Edelmann zu gute. Vor allem die Begründung des allgemeinen Schulzwangs und des Landschulwesens bringt Licht in die Nacht des deutschen Bauernthums; das Cantonreglement, das erklärt, daß alle Einwohner des Landes für die Waffen geboren seien, erhebt mit der Cantonpflicht den Bauern- und Häuslersohn über seine eigne Sphäre, bringt ihn wieder in direkten Zusammenhang mit seinem König und mit dem Staate. Es ist der erste Schritt zur allgemeinen Wehrpflicht, der erste Schritt zum modernen Staatsbürgerthum.

Aber neben den großen vergaß die damalige Gesetzgebung auch nicht die kleinen Dinge; im Gegentheil, gerade hier ist sie unermüdlich thätig durch die verschiedensten polizeilichen Vorschriften. Eine geordnete Medicinalpolizei entsteht; Vorschriften über Prüfung der Hebammen, Chirurgen, Apotheker und Aerzte, über Viehseuchen, über das Verhalten während der Pest werden zum ersten Male erlassen oder sachgemäß ausgebildet; das Gleiche läßt sich sagen von der Bau- und Feuerpolizei; die Verbannung der Stroh- und Schindeldächer in den Städten, die Anstellung von Nachtwächtern, die Anschaffung von Feuerspritzen, die Gründung von Feuersocietäten ist nicht ganz neu; wohl aber ist es die consequente und systematische Durchführung dieser Vorschriften. Die Unterstellung der Privatforsten unter Staatsaufsicht, die Anordnungen über Pflanzung von Obstbäumen, die Anlage von Brunnen, die allgemeine Einführung des Berliner Maßes und Gewichtes gehört ebenfalls dem polizeilichen Gebiete an. Noch Manches ließe sich so anführen, aber es mag für einen orientirenden Ueberblick genug sein.

Das Recht, in allen diesen Gebieten Anordnungen aller Art zu erlassen, nahm der König unbedingt in Anspruch. Den Ständen, die ihre alten Recesse bestätigt wissen wollten, hatte er ja gleich geantwortet, er wolle nichts versprechen, was er nicht unverbrüchlich zu halten gedenke, und daher müsse er zuerst prüfen, ob und in wie weit solche Recesse auf die jetzige Zeit annoch applicable, und ob nicht ein und anderes, so zu des Landes weiterem Flor und Anwachs dienen könnte, darin zu verändern und zu verbessern sei. Immerhin aber hatte das Gesetzgebungsrecht eine Grenze;

jede dauernde, bedeutende Mißliebigkeit königlicher Anordnungen war dem König unangenehm. In das bestehende Privatrecht und Privateigenthum, besonders des Adels, griff er nicht gern. Wie besann er sich, bis er sich entschloß, die Ausfuhr der Wolle auch von den adeligen Gütern zu verbieten. Bei der Allodifikation der Rittergüter und ihrer Belegung mit Pferdegeldern wurde eingehend mit dem Adel unterhandelt. Unter Umständen freilich trat der König auch dem Adel schroff entgegen; er nahm nur da Rücksicht auf ihn, wo seine Mißstimmung ihm Ungelegenheiten bereiten konnte. Bei der Revision des Contributions-Katasters in Preußen ist ihm der Widerspruch des Adels gleichgültig; „Die Hubenkommission soll ihren Fortgang haben. Ich komme zu meinem Zweck und stabielire die Souveränität und setze die Krone fest, wie einen rocher von Bronce und lasse den Herrn Junckers den Wind vom Landtag." Nur wenige, von Klasseninteressen nicht berührte Dinge werden noch den Deputirten der Stände vorgelegt. So heißt es z. B. in der Einleitung zur Verordnung über das Kammergericht vom 16. April 1725, es werde publiciret, „weil der Geh. Rath und Kammergerichtspräsident sowohl mit dem Collegio selbst, als denen Deputirten Unserer Landschaft die Sache concertiret, Unsere wirkliche Geheimte Etats-, Kriegs- und dirigirende Minister von Katsch und von Fuchs, welche wir insbesondere hiezu authorisiret, bei dem übergebenen Projekt nichts zu erinnern gefunden." Daß die Stände oder ihre Deputirten in der Einleitung einzelner Gesetze (z. B. der Gesinde- und Schäferordnungen) als die genannt werden, welche durch Bittschriften oder Beschwerden dieselben veranlaßt, bezeichnet kein besonderes Recht. Dasselbe kam in Bezug auf Kaufleute, Fabrikanten und Zünfte vielfach vor. Es ist allerdings die Kehrseite der so entstandenen Edikte, daß sie leicht den Standpunkt der Petenten mit dem allgemeinen Standpunkt verwechseln. Die gesetzgebungslustige Regierung ließ sich da ab und zu verführen, der einseitigen sachlichen Darlegung der Bittsteller zu großen Glauben zu schenken. Und manchmal muß sie daher in kurzer Zeit widerrufen, was sie eben angeordnet; sie erscheint heute von der Industrie und morgen vom Handel, heute von den Junckers und morgen von der Gesammtheit der übrigen Stände beeinflußt. Durchaus nicht immer aber und nicht in den Hauptpunkten ist die Regierung so bestimmbar. Und ihre Rücksichtsnahme auf praktische Stimmen hat in anderen Fällen einen ganz anderen Charakter; so z. B. wenn bei der Umwandlung der Werthaccisesätze in Gewichtsaccisesätze das geschieht unter Zuziehung der angesehensten Berliner Kaufleute; wenn die Aenderung in der Verfassung einzelner größerer Städte erfolgt erst nach langen eingehenden Verhandlungen mit allen betheiligten Parteien.

Die persönliche Thätigkeit des Königs auch in Bezug auf die Gesetzgebung war eine sehr große. Mit die wichtigsten Instruktionen hat er selbst entworfen oder diktirt. Theilweise hat er wenigstens die Grundgedanken ausgearbeitet und dann einzelnen Ministern oder Collegien die Ausarbeitung aufgetragen; in derben kurzen Worten wirft er in solchem Fall die Hauptsätze auf's Papier: „Die Herren werden wohl mein Sentiment verstehen, da es doch nich cirl und ottografisch geschrieben ist; sie sollen es auf's Reine bringen und keine Pungks vergessen und mir schicken." Sachen, welche dem König ferner lagen, trägt er einzelnen Ministern auf, wie die Justizverbesserungsedikte, läßt sie dann aber von mehreren prüfen; der überwiegende Theil der Polizei- und Finanzanordnungen ist im Generaldirektorium ausgearbeitet. Die Entwürfe zu einer Reihe privatrechtlicher Constitutionen werden 1714 schon der juristischen Fakultät in Halle und zwar je den einzelnen Mitgliedern bestimmte Gebiete aufgetragen, alle dabei aber durch eine Instruktion an gewisse allgemeine Punkte und Gesichtspunkte gebunden.

Neben den höchsten Behörden hatten die Provinzial- und andern Behörden der untern Instanzen hergebrachtermaßen ein gewisses Verordnungsrecht. Eine feste Grenze hierfür aber gab es nicht, so wenig als überhaupt der Unterschied, welchen wir heute zwischen Gesetz und Verordnung, zwischen Verordnung und Lokalstatuten machen, in klarer Weise existirte. Die Verordnung vom 18. September 1708 bestimmte wohl, welche Dinge dem König vorzulegen seien; sie ist genau in Bezug auf Anstellungen, Gnadensachen, in Bezug auf die Geschäfte der laufenden Verwaltung, höchst ungenau in Bezug auf allgemeine Anordnungen; sie will eben das alles, so von Wichtigkeit ist, alles, so statum publicum betrifft, dem Könige reserviren. Als mit der Regierung Friedrich Wilhelm's die Versuche begannen, feste Competenzen für die einzelnen Behörden zu ziehen, da wurden besonders in der Constitution vom 25. April 1715 über die Scheidung von Justiz- und Verwaltungssachen auch über das Recht der einzelnen Behörden zu generellen Vorschriften einige Bestimmungen gegeben. Es sollen z. B. die Lehnskanzleien und Regierungen (d. h. Justizhöfe) in Communikation mit den Commissariaten die Innungsartikel revidiren; in einer Reihe Polizeisachen sollen die Magistrate mit den Commissariis locorum und unter Direktion der Commissariate Entwürfe machen; doch heißt es schon damals in Bezug auf sie, sie sollen nur mit königl. Approbation publiciret werden; die baupolizeilichen Anordnungen sollen von den Baucollegiis in den Provinzen entworfen werden. Aber wie die Behörden, so kamen ihre Anordnungen in Conflikt und der König endete damit, daß er durch die Notifikation vom 25. März 1719 überhaupt alles, was gedruckt als allgemeine Vorschrift publicirt werde, ihm zur Genehmigung und Unterzeich-

nung, dem betreffenden Minister zur Contrasignirung vorzulegen anordnete. Es war das bei der großen Arbeitskraft des Königs immerhin eine Controle; es war im Geschmacke des centralisirenden monarchischen Regiments; alles was als gedruckter Befehl erschien, sollte mit königl. Autorität auftreten. Aber zugleich war es ein Schritt zur Vermehrung der Instanzen, der Vielschreiberei. Wichtig war, daß damit die Verantwortlichkeit der Minister auf alle allgemeine Anordnungen in ihrem Departement ausgedehnt wurde.

Die Benennungen, unter welchen die königl. Anordnungen auftreten, sind sehr verschieden; in buntester Reihe durch einander ergehen Ordnungen, Verordnungen, General- und Circularverordnungen, Rechte (z. B. das Wechselrecht) Artikel (z. B. die Kriegsartikel), Edikte, Patente, Mandate, Rescripte, Ordonnanzen, Instruktionen; jede dieser Benennungen verknüpft sich mit einem gewissen Sinne, aber ohne sich streng immer hieran zu binden. Ebenso wechseln einzelne Befehle, Novellen oder Zusätze zu ältern Gesetzen und vollständig neue Codifikationen. Die Redaktion und Anordnung des Stoffes kann gegenüber den heutigen Anforderungen nicht bestehen; die Sprache, die formale Bildung der Zeit macht dies unmöglich; oft fehlt eine streng systematische Anordnung; individuelle Beispiele sind mit allgemeinen Regeln bunt gemengt. In der Mehrzahl der größeren Gesetze aber müssen wir eine im Ganzen richtige Anordnung, eine klare Sprache anerkennen. Von den Instruktionen für die Beamten sagt Roscher, sie können für ihre Zeit als wahre Muster gelten; vom König sagt er, er gehöre durch seine Edikte selbst unter die zeitgenössischen Schriftsteller und zwar wahrlich nicht unter die geringsten derselben.

Eigenthümlich erscheint die häufige Wiederholung derselben Edikte mit geringen Abweichungen; es hängt das mit der unvollkommenen Art der Publikation zusammen. Die Klage, daß man die Gesetze im Lande nicht kenne, steigert sich unter Friedrich Wilhelm mit der Zunahme der gesetzgeberischen Thätigkeit. Der gelehrteste Jurist des Landes, der Kanzler von Ludewig, scheut sich nicht, öffentlich zu bekennen, daß er ein Gesetz nicht gekannt: „Denn es geht mit Eröffnung derselben nicht also zu, daß selbige zu jedermännliches Wissenschaft kommen mögen." Die Edikte wurden häufig nicht in genügender Zahl gedruckt, die Versendung geschah nicht regelmäßig; oft war in den Edikten auch nicht einmal angegeben, ob sie nur für die Kur- und Neumark, oder auch für die andern Provinzen gelten. Die Publikation geschah durch Verlesen auf der Kanzel; nachher war oft im ganzen Dorf, oft in der ganzen Stadt kein Exemplar mehr aufzutreiben. Forderten die Lokalbehörden welche nach, so waren keine Exemplare mehr da; man mußte eine neue Auflage drucken lassen und änderte da, was unterdessen wirklich oder angeblich sich nicht be-

währt. Die Verordnung vom 24. August 1717 beseitigt wenigstens einigermaßen diese Mißstände, schreibt den Druck der Exemplare in gehöriger Zahl, die Behörden, welche für Druck und Vertheilung zu sorgen haben, die Controle, daß in jedes Dorf wenigstens zwei Exemplare kommen, eins zum Verlesen in der Kirche, eins zum Anschlag am Rathhaus, vor. Das Rescript vom 16. März 1720 nimmt den Landreitern, d. h. den gerichtlichen Exekutivbeamten, die Vertheilung der Exemplare und überträgt sie den Landräthen. Einen wirklich festen Boden für die allgemeine Gesetzeskunde schuf aber erst die Mylius'sche Gesetzsammlung, die Friedrich Wilhelm schon 1715 privilegirte und durch die Anweisung an alle Behörden, sie zu unterstützen, wesentlich mit in's Leben rief, deren erste Bände aber erst 1737 erschienen.

Darf ich aber nach diesen mehr äußerlichen Bemerkungen zurückkehren zu dem Inhalt der Gesetzgebung, und noch ein Wort der Würdigung hinzufügen, so ist der allgemeine Eindruck, den die unbefangene Forschung haben muß, der, daß wir hier eine Reformzeit und Reformgesetzgebung vor uns haben, die der Stein-Hardenbergischen ebenbürtig gegenüber steht. Der mittelalterliche Staat war zu Grunde gegangen durch die Veräußerung und Verschleuderung der Staatshoheitsrechte. Was die englische Entwickelung vor uns voraus hatte, war der Umstand, daß dort die wesentlichen Hoheitsrechte dauernd im Besitze der Regierung geblieben waren. Im ständischen Staate hatten sich die herrschenden Klassen der Gesellschaft in die Hoheitsrechte getheilt und hatten sie schnöde für gesellschaftliche Interessen mißbraucht. Der große Kurfürst hatte den ständischen Staat gebrochen. Friedrich Wilhelm stellte wenigstens in einem deutschen Territorium die wesentlichen Hoheitsrechte des Staates wieder her, in einer Weise, wie man es in Deutschland seit den sächsischen Kaisern nicht mehr gekannt. Man empfand es seit Jahrhunderten zum erstenmale wieder, „daß etwas wie die tribunicia potestas der Römer zum Wesen des Staates gehöre, und daß die Krone deren natürlicher Träger sei." Man empfand es wieder, daß die Krone der beste Schirmherr der untern Klassen gegen den Egoismus der obern sei, daß die Krone und damit der Staat selbst nur mit einer festgefügten militärischen Macht den Schutz der nationalen Ehre und Selbständigkeit nach außen, die Fernhaltung ungesunder österreichisch-italienischer und welfisch-englischer Einflüsse auf die deutschen Territorien, die Niederhaltung einer selbstsüchtigen ständischen Libertät nach innen übernehmen könne. Der feudale Staat war mit der Gesetzgebung Friedrich Wilhelm's nicht beseitigt — aber der monarchische Staat war in einer Weise aufgerichtet, daß der nächste große Sturm den ständischen Feudalismus beseitigen mußte.

Der König, wie seine Minister, entbehrte dabei durchaus nicht allgemeiner leitender Ideen. Das Naturrecht jener Zeit, die Opposition gegen das römische Recht, der praktisch nüchterne Nützlichkeitsstandpunkt des Thomasius und seiner Schule bilden, wie ich schon erwähnte, den Boden, auf dem sie sich bewegen. In der Instruktion an die hallische Juristenfakultät über die Ausarbeitung eines neuen gemeinverständlichen Privatrechts verlangt der König eine Prüfung der römischen Rechtssätze nach den Regeln einer guten Polizei. Der Einfluß des monarchischen Frankreichs ist unverkennbar; zu Karl XII. von Schweden, mehr noch zu dem Czaren Peter von Rußland hat Friedrich Wilhelm stets mit einer gewissen Achtung, ja Vorliebe, emporgeblickt; die holländische Schule wirkte seit dem großen Kurfürsten im brandenburgischen Staate fort. Auch von manchen entwickelteren deutschen Territorien ist das und jenes entlehnt, wie das oft sogar in dem Eingang der Gesetze erwähnt ist. Merkantilistische Maßregeln gegen die gewerbliche Uebermacht Frankreichs und Englands waren in allen großen deutschen Staaten damals üblich. Man hat ja schon gesagt, Friedrich Wilhelm sei der Colbert Preußens gewesen; der Unterschied liege nur darin, daß hier der Minister und der König eine Person gewesen, daß, was hier der „königliche" Handels- und Gewerbeminister geschaffen, nicht einem verschwenderischen Tyrannen, sondern einem sparsamen hausväterlich für seine Unterthanen sorgenden Könige zu Gute gekommen sei.

Alle diese gleichsam theoretischen Prämissen der Regierung Friedrich Wilhelm's jedoch waren ihm nicht eigenthümlich; sie waren mehr oder weniger auch anderwärts vorhanden. Aber sie wurden nicht mit der Energie, mit dem sittlichen Feuereifer durchgeführt, sie waren nicht controlirt von dem eminent praktischen Blicke dieses Königs. Der einfache gesunde Menschenverstand, verbunden mit großer praktischer Beobachtungsgabe, der realistische Sinn, der Menschen und Dinge sieht, wie sie sind, sie verwerthet für die großen Zwecke seines Staates, der immer von praktischer Lebenserfahrung ausgeht, immer beim Möglichen stehen bleibt, aber das Gewollte auch sicher erreicht, er vor Allem giebt der Gesetzgebung wie der Verwaltung Friedrich Wilhelm's ihre eigenthümliche Signatur. Wir verfahren, sagt er selbst, nach den principiis, die wir durch die Experienz und nicht aus Büchern gelernt. Vielfach gleicht ihm hierin noch sein größerer Sohn; aber doch ist er schon theilweise Theoretiker, wo der Vater Praktiker war. Er ist in allem, was menschliche und wissenschaftliche Bildung, Weite des Horizonts, große Combinationen, auswärtige Politik, Feldherrnbegabung betrifft, unendlich größer, aber er macht viele kleine Fehlgriffe, die seinem Vater nicht begegnet wären. Die Stein-Harden-

bergische Gesetzgebung, herausgewachsen aus einer großen nationalen Bewegung, aus einer Literaturblüthe ersten Ranges, bewegt sich in dieser Beziehung gerade in dem entgegengesetzten Extrem. Sie ist idealistisch, wo die Gesetzgebung Friedrich Wilhelm's realistisch ist, sie geht vom Allgemeinen aus, wie jene vom Einzelnen; sie spricht vom Staate und der Menschheit, von den ewigen Rechten des Individuums und der wirthschaftlichen Freiheit, wo die Gesetze Friedrich Wilhelm's nur von der Befestigung der Krone und der Armee sprechen, als Ziel nnr angeben, sie wollen die Gewerbe in Aufnahme bringen und das Land desto populöser machen. Bei oft fast gleichen letzten Zielen eine so verschiedene Sprache, so verschiedene Mittel, ein so verschiedener Ausganspunkt der Motive! Und doch ist das natürlich. Es sind zwei verschiedene Zeitalter. Ich stelle sie hier nur gegenüber, um durch diese Gegenüberstellung sie zu charakterisiren, um zu zeigen, wie nothwendig sich mit der einen und der anderen Art der Gesetzgebung gewisse Vorzüge und gewisse Nachtheile verbinden.

Selbst das Größeste, was Friedrich Wilhelm erstrebt, knüpft er an praktische Anlässe an. Es ist ein gesundes Rechtsgefühl, ein sittlicher Takt, der ihn treibt, da und dort einzugreifen, wo er etwas Unrechtes, etwas Faules findet. Mit dem Radikalismus der Aufklärung, mit dem Instinkt des Genius wird vorgegangen, aber meist nur gegen das Einzelne, nie oder nicht leicht gegen das Allgemeine. Die in Angriff genommenen Punkte sind die, welche für die ganze Zukunft des Staates entscheidend wurden. Aber man bleibt daneben gegen Manches andere, was prinzipiell auf gleicher Linie steht, blind. Keine allgemeine Dienstpragmatik wird für die Beamten erlassen, aber jeder einzelne erhält seine Instruktion; gegen die feudalen Institutionen wird nicht durch systematische Gesetze Sturm gelaufen, sondern im Einzelnen Schritt für Schritt sucht man den Bauern zu schützen. Die Gleichheit aller vor dem Gesetze wird nirgends ausgesprochen, aber möglichst wird sie praktisch durchgeführt. Die Grundsteuerreformen werden in einzelnen Provinzen in Angriff genommen, in andern nicht. Viele Reformen oder Reformbestrebungen knüpfen nur an die bessere Unterbringung der Armee an; selbst die religiöse Duldung hängt mit den Werbesoldaten aus aller Herren Länder zusammen. Das Cantonreglement bahnt die allgemeine Wehrpflicht an, aber es schließt die geworbenen Soldaten nicht aus. Eine seltene Reinigung und Hebung des Beamtenstandes erfolgt, aber der Stellenverkauf hört doch nicht ganz auf. Der König selbst war bürgerlicher Art, eher ein Feind als ein Freund der Juncker's, aber doch wird das freilich meist mißverstandene Edikt gegen die ungleichen und schändlichen Heirathen derer vom Adel

mit Nichtadeligen erlassen. Die Gesetzgebung ist so wenig eine ganz stetige, als die Verwaltung. Manche widersprechende Verfügung erfolgt im langen Lauf der Jahre; man schwankt und ändert vielfach in untergeordneten Verwaltungsmaßregeln.

Aber dafür erfolgen auch keine allgemeine Phrasen als gesetzliche Vorschriften, wie heute, ohne die entsprechende Ausführung. Wir haben es mit keiner schablonenhaften theoretisirenden Gesetzgebung zu thun. Sie verspricht nicht mehr als sie leistet. Sie weiß, mit welchen Menschen sie es zu thun hat; danach wählt sie ihre Mittel. Sie ist deshalb z. B. in ihrer Thätigkeit für die Hebung der unteren Klassen sehr viel wirksamer, als die unserer Zeit, weil sie nicht an der theoretischen Fiktion leidet, der Millionär und der Proletarier habe zum Staate dieselbe Stellung, der Staat habe beiden gegenüber dieselben Pflichten.

Was man der Regierung und Gesetzgebung Friedrich Wilhelm's am meisten vorwirft, ist die übermäßige Ausdehnung der Regierungsthätigkeit, der bis in's Privatleben, in die Technik des wirthschaftlichen Betriebes eingreifenden Vorschriften. Und soviel ist kein Zweifel, wir würden heute eine solche Regierungsweise unerträglich finden. Für die bürgerliche Freiheit — sagt Droysen selbst — gab es in diesem militärisch-monarchischen Preußen keine Stelle. Bei aller großartigen Richtung — sagt Ranke — hatte der gesammte Zustand noch den Beigeschmack des Gewaltsamen und Drückenden.

Sicher hätte auch vieles anders und besser eingerichtet werden können; andere indirekte Mittel der Anregung wären da und dort besser gewesen, als das schroffe Gebieten und Verbieten. „Die Härte, die so zu sagen zum Kostüm der Zeit gehörte, war nur zu oft roh, maßlos, selbst mit der Faulheit und Rohheit, die zu überwinden war, nicht zu rechtfertigen." Aber an welche Personen und Zustände dürfen wir das Maß des absolut Vollendeten anlegen? Und so viel ist sicher, zu den Aufgaben, die Friedrich Wilhelm zu lösen hatte, gehörte eine derbe gewaltige Natur, gehörte eine Gesetzgebung, die mit eherner Hand geschrieben, mit eherner Faust durchgeführt wurde. Es gehörte dazu auch eine Ausdehnung der staatlichen Gewalt und der staatlichen Einmischung, die für ein anderes Zeitalter ebenso überflüssig als schädlich wäre. Die psychologischen und sittlichen, socialen und wirthschaftlichen Voraussetzungen jener Zeit lassen sich mit den heutigen gar nicht vergleichen. Es war damals vollkommen berechtigt, dem Bürger und Bauern zu sagen, wie er wirthschaften solle. Es war berechtigt, den Städten für ein Jahrhundert die Autonomie und Selbständigkeit zu nehmen, um sie dafür an solide Finanzverwaltung, gerechte Handhabung der Polizei zu gewöhnen. Denn sie verstanden die Autonomie nur dahin,

keine Zinsen von ihren Schulden zu zahlen, alle Stellen, alle Verpachtungen, alle Vergebung von Contrakten für die Rathsfamilien und ihre Freunde auszunutzen. Es mußte die Gesellschaft, die immer leicht in der einseitigen Verfolgung materieller egoistischer Interessen aufgeht, die damals mehr als je der staatlichen Lasten und Pflichten entwöhnt war, wieder einer strengen staatlichen Schule unterworfen werden, wenn es je in Deutschland wieder besser werden sollte. Die höchste ideale Forderung, welche wir, welche diese Jahrbücher gerade an den Staat stellen, eine Stätte bürgerlicher und politischer Freiheit, ein Gemeinwesen von freien Bürgern mit rechtlich geordneter Theilnahme Aller an demselben zu sein, — diese Forderung hat zu ihrer nothwendigen Voraussetzung: eine staatliche Gewöhnung der Nation, ein durch strengen Zwang zu patriotischen Pflichten und staatlichen Anschauungen erzogenes Volk.

Mag man heute bei untergeordneten Fragen darüber streiten, ob mit der Freiheit der staatliche Sinn, der richtige Gebrauch der Freiheit komme, — im Großen und Ganzen muß er vorhanden sein, wenn die Formen politischer Freiheit einem Volke zum Segen gereichen sollen. Das wenigstens sollten wir Deutsche aus unseren historischen Studien über römische, englische, französische und deutsche Verfassungsgeschichte gelernt haben, daß eine Gesellschaft ohne staatlichen Sinn, ohne die strenge Vorschule staatlicher Pflichten durch die Formen eines freien Staates die wahre politische und bürgerliche Freiheit nicht erwirbt, daß in solchem Falle nur gesellschaftliche Fraktionen und Interessen zur Herrschaft kommen, daß eine ständische Adels-, eine plutokratische Bourgeois-, eine wüste Pöbelherrschaft, aber kein freier Staat daraus entstehen kann. Wenn wir heute in Preußen, wie ich glaube, von allen bestehenden Kulturstaaten die größte Wahrscheinlichkeit für uns haben, ein freies, geordnetes, gesetzliches Staatswesen immer mehr zur Erscheinung zu bringen, so ist daran der unverwüstliche Idealismus des deutschen Volkes einerseits, die strenge Schule des preußischen Staates, speciell die feste, unerbittliche Hand Friedrich Wilhelm's I. andererseits schuld. Unter diesen Gesichtspunkten werden wir auch das, was man seiner Regierung nachrühmt, noch in anderem Lichte, als man es gewöhnlich darstellt, sehen.

Man rühmt, daß die Armee von 38,000 auf 80,000 Mann gewachsen sei, daß der preußische Staat 1740 an Fläche der zehnte, an Bevölkerung der dreizehnte europäische Staat, nach seiner militärischen Macht der dritte bis vierte war. Aber nicht der militärische Anstrich des Staates, nicht die Truppenzahl an sich war das Wichtigste, sondern der Geist, die Zucht, die technische Ausbildung dieser Armee, das Offiziercorps, das sie commandirte, die Verknüpfung der Armee mit dem Volke, mit dem Adel

des Landes, das war das Wichtigere; diese geistig sittlichen Potenzen haben Friedrich dem Großen ermöglicht, Schlesien zu erobern und den siebenjährigen Krieg auszuhalten.

Man rühmt den Staatsschatz von 7 Mill. Thalern, den der König 1740 hinterließ, man rühmt die Einträglichkeit der Steuern; aber wichtiger war die gerechte Vertheilung, die Entlastung der untern Klassen von ständisch feudalem Druck, der wachsende Wohlstand der Bauern und des kleinen Bürgerthums, welche die Möglichkeit wachsender Steuererhebung gewährten; die Ordnung im Staatshaushalt, die Integrität der Beamten; wichtiger war der patriotische Sinn, der das Volk die Lasten im stolzen Gefühle auf die Größe und den Werth dieses Staates leichter tragen ließ.

Man rühmt die Schaffung der preußischen Bureaukratie, die Einrichtung des Beamtenstaates. Und doch hat jeder Beamtenstaat seine schweren Mißstände, wir suchen jetzt in mancherlei ärgerlichen Auseinandersetzungen seine Unarten los zu werden. Das Glück war nicht der Beamtenstaat an sich — der Fortschritt lag darin, daß eine Gesellschaft von lauter nur an sich denkenden Individuen unter die Leitung einer Anzahl entschlossener Träger des monarchischen Staatsgedankens gestellt, daß dadurch das ganze Volk erzogen wurde; er liegt für die Gegenwart darin, daß der politische Sinn, die pflichttreue, opferbereite Hingabe an den Staat von den Beamtenkreisen auf das ganze Volk übergegangen, daß die Bureaukratie dadurch selbst wieder theilweise überflüssig geworden ist.

Man rühmt endlich das unumschränkte Königthum, und doch ist das an sich eine Staatsform von zweifelhaftem Werth. Nur wenige werden unbedingt zu seiner Fahne schwören. Nicht das unumschränkte Königthum an sich war ein Glück, sondern die Persönlichkeit dieses Königs, dieses Aufgehen im Dienste des Staates, dieses sittliche Pflichtenbewußtsein, das Friedrich Wilhelm, wie die meisten Fürsten aus dem Hause der Hohenzollern, erfüllte, — das bei ihm nur weit mehr als bei allen andern eine überwiegende Richtung auf das innere Staatsleben, auf die Ausbildung der Finanz- Militär- und Polizeiverwaltung genommen hatte.

Der heutige Radikalismus sieht in diesem Fürsten die Inkarnation des preußischen Militärstaates; die Kameralistik der Aufklärung nennt ihn den „berühmten und großen Wirth." Der alte Oberpräsident Schön, der Schüler des Kantischen Naturrechts und der Adam Smith'schen Nationalökonomie, nennt ihn Preußens „größten inneren König!" Können wir noch zweifeln, welche dieser Stimmen Recht hat?

Gustav Schmoller.

Einige Briefe eines norddeutschen Juristen über den Entwurf einer Bundescivilprozeßordnung.

6.

Nicht blos das Prozeßrecht, sondern auch die Gerichts- und Justizverfassung wird umgeändert werden. Begreiflicherweise ist für viele, am Ende sogar die meisten von denen, welche sich mit dergleichen Dinge befassen, die Umgestaltung des Gerichts- und Justizwesens eigentlich das Wichtigste, weit wichtiger, als die bloße Umgestaltung der Prozedur; und daß es vor Allem die bevorstehende Umgestaltung der Organisation ist, welche die Interessen der juristischen Praktiker am nächsten berührt, daher auch die lebhafteste Aufregung hervorruft und von dem größten Einfluß auf die Beurtheilung der ganzen Prozeßordnung werden muß, ist klar.

Unser Entwurf umfaßt nicht die gesammte Organisation, aber er setzt sie voraus, zeichnet sie, wie nicht anders sein kann, so bestimmt vor, daß sich das Bild der zu seiner Durchführung nothwendigen Justizeinrichtung in allen seinen Grundzügen vollständig entwerfen läßt. Sehen wir daher, wie es damit steht, und zumal, welche Chancen die beabsichtigte Reform im Streite mit der unausbleiblichen Vertheidigung „der altbewährten Institutionen" haben wird.

Ich denke dabei an die Gerichte und das gerichtliche Verfahren in streitigen Sachen. Selbstverständlich kann keine Organisation anläßlich des Civilprozesses geschaffen werden, welche für die Gestaltung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, des Vormundschaftswesens u. dgl. unbrauchbar oder hinderlich wäre. Man muß darauf, daß Alles, was zur Civiljustiz gehört, zusammengehen kann, ebenso gut Rücksicht nehmen, wie darauf, daß die für den neuen Civilprozeß beliebte Einrichtung für den Strafprozeß paßt. Allein, wie viel davon den Gerichten bleibt, oder durch die Einrichtung des Notariats, der Vormundschaftsbehörden, der Hypothekenämter und was sonst noch in der Luft schwebt, den Gerichten entzogen werden wird, läßt sich vorerst nicht übersehen. Genug, wenn wir uns nur überzeugen, daß auch für die freiwillige Gerichtsbarkeit, wenn und so weit sie noch von den Gerichten geübt wird, die aus der Prozeßordnung erwachsende Organisation geeignet erscheint. Dagegen dürfen wir diejenigen Neugestaltungen nicht übergehen, welche um des Civilprozesses willen neben den eigentlichen Gerichten vor sich gehen müssen.

Der Gerichtsvollzieher habe ich bereits gedacht. In dem Entwurf werden durchweg eigene Zustellungsbeamte und eigene Vollstreckungsbeamte vorausgesetzt; wobei man wohl annehmen darf, daß in vielen oder den meisten Gerichtsbezirken, wenn nicht die Herrn Huissiers, Gerichtsvögte oder was sie für einen Titel demnächst führen, am Hungertuch nagen sollen, beide Funktionen, Insinuation und Exekution, in einer Person verbunden sein sollen.

Indessen die Gerichtsvollzieher der Prozeßordnung werden nicht diejenigen sein, welche jetzt am Rhein sind. Ihre Stellung und, was noch mehr ist, ihr Einkommen wird um eine gute Note geringer sein. Sie halten das vielleicht für eine Maßregel von niederem Belang. Quod non. Wenn sie wüßten, was der Huissier am Rheine für ein Mann ist, wie er in Wort und Schrift seine Interessen vertheidigen läßt, wenn Sie die Rührigkeit verfolgten, mit der unermüdlich gezeigt wird, daß eigentlich das Zustellungs- und Vollstreckungssystem des rheinischen Rechts die Grundsäule aller Prozedur darstellt und daß jede Reform, welche diese Grundsäule, den dermaligen Bestand des Gerichtsvollzieherwesens, angreift, als ein verderbliches Experiment, als der Ruin der ganzen Justiz gelten muß: dann würden sie besseren Respekt bekommen. Ob jedoch der Respekt bei Ihnen so weit vorhalten würde, um Sie zu veranlassen, den Prozeß deshalb so oder so zu machen, lasse ich dahingestellt. Ebensowenig gelüstet es mich, Nutzen oder Schaden des Huissierswesens — denn daß auch von Schaden die Rede sein kann, ist weltbekannt —, näher zu erörtern. Soviel versteht sich ja von selbst, daß die Gesetzgebung in Bezug auf die für das Publikum zweifellos recht wichtigen, immerhin aber innerhalb der großen Arbeit der Rechtspflege untergeordneten Dienstleistungen das zu treffen bemüht sein muß, was als das Zweckmäßigste erscheint. Ich für mein Theil nehme an, daß das bei dem Entwurfe erreicht worden ist, und will mich bei dem, was die Kommission beschlossen, gern beruhigen, obgleich ich, wie früher angedeutet, an sich nicht ohne Bedenken bin. Opfern wir unser Gerichtsbotenwesen, das unverkennbar manche Vorzüge hat, auf dem Altar des Vaterlandes, so hängt andererseits des Reiches Wohlfahrt gewiß auch nicht davon ab, daß in solchen Dingen, wie Zustellung, Vollstreckung, mag man sie hundertmal mit dem volltönenden Titel des „Selbstbetriebes" herausputzen, die rheinische oder irgend eine andere Einrichtung festgehalten wird. Sollten die etwa 300 Huissiers des linken Rheinufers, wie es scheint — ich weiß es nicht! — durch die neue Gesetzgebung geschädigt werden, so kann mir das herzlich leid thun; denn ich wünsche Niemanden Uebles. Große Reformen gehen nie ab, ohne daß diese oder jene, oder daß ganze Klassen sich empfindlich davon betroffen fühlen.

In das Schicksal der neuen Prozeßordnung werden sich zuletzt noch ganz andere Leute fügen müssen, die nicht minder Ursache zu Klagen haben.

Dabei will ich noch Eines wenigstens von ferne andeuten, worauf uns die Frage des Gerichtsvollzieherthums hinführt. Ich habe überhaupt die Gestaltung des subalternen Dienstes im Sinne, und sobald es sich um diese handelt, dürfen wir einen wichtigen Faktor nicht vergessen. Hier wird die Militärverwaltung auch ein Wort mitreden, und wir wissen zu was gut, der bestimmte Wunsch von jener Seite her für die Justizgesetzgebung heißen will.

In welchem Zusammenhang das Subalternen- und Schreiberwesen mit der Militärorganisation steht, bedarf keiner Darlegung, und durch diesen Zusammenhang wird jede neue Organisation der subalternen Stellen der Justiz und damit indirekt selbst die Anordnung und Handhabung des Verfahrens, welches von der Gestaltung des Subalterndienstes abhängt, leicht in der erheblichsten Weise beeinflußt.

Soviel dürfte doch wohl als gewiß erscheinen, daß das Organisationsgesetz vor allen Dingen eine Reduktion des Subalterndienstes bringen muß. Ich glaube, das Kriegsministerium braucht darüber auch aus dem Grunde nicht zu bedenklich zu sein, weil der Civilversorgung, welche der Staat den Feldwebeln, Unteroffizieren und sonstigen Berufssoldaten bietet, ohnehin immer mehr Konkurrenz erwächst. Brauchbare Leute dieser Art finden ohne Mühe in anderen Dienststellungen vielfach weit günstigere Aussichten. Außerdem erwächst eben in dieser Beziehung der Justizreform nothwendig die energische Unterstützung des Finanzministeriums.

Denn das ist uns ja nicht minder bekannt: bei jeder Justizreform muß der Justizminister die eine Versicherung gewähren können, daß die Justiz künftig nicht mehr kosten und nicht weniger einbringen wird, als bisher.

Unter dem Regiment des Herrn von der Heydt stand das absolut fest; ob der neue Finanzminister in Bezug auf den Geldpunkt der Justiz nachgiebiger sein wird und sein kann, weiß ich nicht. Das ist nun einmal in Preußen festeste Tradition, und es klingt uns fast mährchenhaft, daß man in anderen Bundesgebieten seither gewohnt gewesen sein soll, dasjenige, was für die Rechtspflege erforderlich, bereitwilligst zu gewähren, wenigstens nicht die Finanzfrage so in den Vordergrund zu schieben.

Muß nun der Justizminister, der, wie Sie sehen, noch ganz andere, als rein sachmännische Sorgen hat, wenn er die Verbesserungen, die er im Kopfe trägt, durchbringen will, dafür einstehen, daß die Neugestaltung das Budget um keinen Thaler mehr belastet, so ruft auf der andern Seite

Alles laut, daß es in der bisherigen Weise mit dem Einkommen der Beamten nicht mehr fortgehen kann. Wie berechtigt dieser Ruf ist, bedarf keiner Auseinandersetzung. Die Entwerthung des Staatsdienstes zeigt sich an tausend Beispielen. Auch die Justiz wird dem Loose nicht entgehen, daß die besten Kräfte überhaupt, oder doch dem Richteramte fahnenflüchtig werden; und oft erscheint es mir als eines der böſesten Probleme, was daraus noch werden soll, wenn der Ertrag der Staatsanstellungen selbst bei sogenannten Aufbesserungen so weit hinter dem zurückbleibt, was andere Situationen eintragen. Indessen ich will nicht in die Zukunft schweifen. Gewiß ist, daß die bevorstehende Organisation nicht umhin kann, das Nothdürftigste zu thun, um namentlich den Richtern auch nur leidlich ihre Existenz zu sichern.

Wie soll das aber geschehen, wenn die Justiz im Ganzen nicht mehr Aufwand verursachen soll? Nur durch Verminderung der Beamten wird es möglich. Eines habe ich schon erwähnt. Das Streben geht sichtlich dahin, die Justizbehörden des Staates von Arbeit, den Fiskus von Kosten zu entlasten und die Notare, Huissiers und dergleichen auf die Tasche des Publikums anzuweisen. Allein auch davon abgesehen, innerhalb des Geschäftskreises, welcher den Gerichten bleibt, muß nothwendig auf Verminderung der Beamtenzahl Bedacht genommen werden. Und wenn der Verminderung der Richterstellen nach der Natur der Sache ein bestimmtes Maß gesetzt erscheint, so bleibt in der That nur übrig, mit allem Eifer die Verminderung da eintreteten zu lassen, wo sie dringend angezeigt erscheint. Durch Vereinfachung der Geschäfte und Abschaffung der maßlosen Schreiberei muß die Zahl des den altpreußischen Justizetat so gewaltig bedrückenden Heeres von Subalternen herabgesetzt werden. Was die eigentliche Schreibstube oder Kanzlei mit ihren Geheimen- und nicht geheimen Räthen, Registratoren und wie die Titel sonst lauten, sowie die Botenmeisterei mit ihrem Gefolge anlangt, so ergiebt sich schon aus der Prozeßordnung, daß bei mündlichem Verfahren, Besorgung der Zustellungen, Zwangsvollstreckungen u. s. w. durch eigene Beamte ein großer Theil der jetzigen Gerichtsunterbeamten entbehrlich wird. Aber derselbe Wunsch bezieht sich auch auf noch andere Nebenbeamten der Justiz. Ich erinnere an das Sportel- und Gebührenwesen. Die preußische Verwaltung verfährt in solchen Dingen noch immer so, als ob die stramme Pünktlichkeit und Richtigkeit, die man ihr mit Fug anrühmt, nur mit einer Menge von Beamten zu erzielen sei, von welchen einer den anderen kontrolirt. Daher rückt allemal, wo preußische Einrichtungen über ihr altes Gebiet hinaus eingeführt werden, eine Menge von Schreibern und Unterbediensteten ein, von der man dort vorher keinen Begriff hatte, ohne darum irgend wie

minder gut und minder pünktlich bestellt gewesen zu sein. Um mich gegen jeden Vorwurf der Uebertreibung zu verwahren, erinnere ich nur an den Eindruck, welchen die gewiß in bester Absicht, aber ganz nach preußischem Muster proponirte Einrichtung des Bundesoberhandelsgerichts auf den unbefangeneren Reichstag machte. Ich glaube gelesen zu haben, es wären, wenn nicht der Reichstag einige bescheidene Streichungen vorgenommen hätte, mehr Subalterne gewesen, als Mitglieder. Noch einmal: hier ist eine wunde Stelle, an die Hand angelegt werden muß und an der viel Geld für wichtigere Zwecke erspart werden kann. —

Mit den Veränderungen, welche der Anwaltsstand erfahren wird, beschäftigt sich der Entwurf nicht näher; er deutet nur in den Vorbemerkungen an, wie man sich den Zustand der Anwaltschaft gedacht hat. Wenn ich recht verstehe, so soll die Trennung von Advokatur und Anwaltschaft, wo sie noch existirt, aufgehoben werden. Die Freigebung der Rechtsanwaltschaft wird geradezu proklamirt, damit wohl auch die Freizügigkeit, das Recht, als Anwalt den Wohnsitz an jedem beliebigen Orte zu wählen. Dagegen ist die Frage der sogenannten Lokalisirung, die Frage, ob Jeder, der einmal Anwalt, bei jedem Gerichte des Norddeutschen Bundes zur Ausübung seines Berufs befugt sein soll, ausdrücklich offen gelassen worden; obwohl ich für mein Theil nicht glaube, daß in dieser Beziehung noch eine Schranke aufrecht erhalten werden kann, wenn alle anderen Schranken des freien Berufs fallen.

Man wird also wohl nur die Bedingungen aufzustellen haben, unter denen die Eigenschaft eines Rechtsanwaltes im Sinne des Gesetzes, durch Nachweis der erforderlichen Befähigung, erworben wird. Man wird im Uebrigen zweifellos dem Anwaltsstande die volle Selbstverwaltung seiner Interessen und die eigene Handhabung der Disziplin über seine Mitglieder übertragen; welches letztere, nebenbei bemerkt, weil die betreffende Bestimmung des Entwurfs einiges Geschrei verursacht hat, billigerweise nicht ausschließt, daß das Gericht in seiner Sitzung, wie das Gebahren irgend einer anderen anwesenden Person, so auch dasjenige eines Anwaltes rügen darf. Alles, was ihn von den bisherigen Fesseln befreit, wird sich natürlich der Anwaltsstand gefallen lassen, wenn auch vielleicht diesem oder jenem seiner Mitglieder die unbeschränkte Konkurrenz keineswegs eine sehr angenehme Aussicht dünkt.

Aber damit ist die Umwandelung der Verhältnisse, welche den Anwälten bevorsteht, nicht zu Ende. Ich habe Ihnen früher bereits andeuten müssen, wie tief das neue Verfahren in den Geschäftsbetrieb der Anwälte einschneiden muß. Noch kürzlich erklärte mir ein bedeutender Anwalt, der jetzt seine wohlbesetzte Schreibstube hat, daß er überzeugt sei, künftig

bei mündlicher Prozedur höchstens den dritten Theil der Prozesse annehmen zu können, die er jetzt im schriftlichen Wege ohne Mühe erledige. Es wird daher jedenfalls nothwendig, eine Erhöhung des Gebührentarifs, wo nicht gar Beseitigung eines jeden Zwangstarifs, eintreten zu lassen. Ob jedoch auf diesem Wege alle Anwälte vor fühlbarer Einbuße an dem Umfang und an dem Erträgniß des Geschäfts bewahrt bleiben, steht dahin. Allein auch hier muß ich wiederholen: die Reform des Prozesses kann sich durch Rücksichten nach dieser Seite hin nicht behindern lassen.

Im Uebrigen bekundet der Entwurf durchaus, daß man der Stellung des Anwaltes im Prozeß die gebührende Würdigung hat zu Theil werden lassen, ja sogar, daß man in der Ueberzeugung von der Unentbehrlichkeit dieses Parteiorgans eher zu weit gegangen ist. Finde ich doch in manchen Schriften über die Prozeßordnung, wo mir recht ist, sogar von Anwälten, getadelt, daß ein so ausschließliches Monopol der Anwälte für die Verhandlungen vor dem Kollegialgericht, in dem darum so genannten Anwaltsprozeß, konstituirt wird. Es ist richtig, es ist ein sonderbarer Widerspruch gegen die allen Monopolen sonst so feindselige Richtung der Gegenwart. Aber vollends, wenn denn Anwaltszwang herrschen muß, denselben so absolut hinzustellen, daß selbst jede an juristisch-technischer Fähigkeit zur Prozeßführung dem Anwaltsgrade gleichstehende, vielleicht selbst überlegene Partei sich dennoch einem Anwalt überantworten muß, das ist etwas viel. Um der Gerichte willen ist ein so weit getriebenes jus exclusivum sicher nicht geboten, und davon, daß es für den Anwaltsstand nöthig oder auch nur dessen Ansehen förderlich sein sollte, wird man sich nicht überzeugt halten dürfen.

7.

Nun noch Einiges von der Gestaltung der Gerichte, wie sie der Entwurf proponirt.

Was die unterste Instanz anlangt, so vertheilt derselbe die Arbeit in einer solchen Weise, daß in der einen oder in der anderen Richtung eigentlich für alle Theile des Bundes große Neuerungen eintreten müssen.

Eine Neuerung ist es einmal, wenn durchweg eine selbständige Handelsgerichtsbarkeit hergestellt wird. Das ganze Bundesgebiet soll sich lückenlos mit einem Netz von Handelsgerichten bedecken, während bisher nur in einzelnen Provinzen und Staaten, meist nur da, wo ein besonderes Bedürfniß nach den gegebenen Verhältnissen anzeigt erschien, eigene Handelsgerichte bestanden. Bedenkt man, daß ein der handelsmäßigen Thätigkeit entbehrender Kreis bei unserem Kulturzustande schwerlich aufzufinden ist, daß andererseits die Rechtsbeziehungen des Handels in dem Handels-

gesetzbuch ihre gesonderte Norm haben, vielfach andere Kenntnisse und Auffassungen erfordern, als die übrigen Prozesse, so läßt sich dagegen nicht streiten. Ich wage am wenigsten Zweifel zu erheben, nachdem man der Handelsrechtspflege sogar ein eigenes Obertribunal eingesetzt hat, und überlasse es der weiteren Entwickelung, ob die Trennung der Handelsgerichtsbarkeit in dieser Weise immer oder auf lange Zeit aufrecht gehalten werden soll. Soviel ist gewiß: nach dem Entwurf wird das Handelsgericht nicht etwa blos eine Ausnahmeeinrichtung, eine aus besonderen Gründen mit möglichst engen Grenzen umschriebene Beschränkung der ordentlichen Gerichte sein. Das Handelsgericht, als eine eigenthümliche Gattung, sei nun dasselbe blos mit Kaufleuten, wie die Rheinländer verlangen, besetzt, oder aus Kaufleuten und Juristen gemischt, tritt vollkommen gleich berechtigt auf und verdient keineswegs mehr den Namen eines außerordentlichen Gerichts.

Eben deshalb, weil man diese Richtung eingeschlagen hat, die ich, sofern man einmal eigene Handelsgerichte will, für die allein berechtigte anerkenne, ist der wider den Entwurf mehrfach erhobene Einwand, dessen ich früher Erwähnung gethan habe, so schwer abzuweisen; der Einwand, daß man die handelsgerichtliche Zuständigkeit auf solche Sachen beschränkt, welche nach der Bedeutung ihres Gegenstandes, wenn sie nicht handelsgerichtliche wären, vor das Kollegialgericht gehören würden, daß man also Handelssachen unter 150 Thaler vor den Amtsrichter verweist.

Von demselben Standpunkte aus hat es auch ein gewisses Recht, wenn ferner gerügt wird, daß in zweiter Instanz die berufungsfähigen Handelssachen, wie alle übrigen Berufungsprozesse an die Appellationsgerichte fallen sollen. Denn sonderbar ist das. In erster Instanz Verweisung der Handelssachen an besondere Gerichtshöfe, nach dem jetzigen Vorschlage freilich nur so weit sie kollegialisch zu behandeln sind. Desgleichen in letzter Instanz Trennung des obersten Handelsgerichts von dem Obertribunal. In der Mittelinstanz dagegen Vereinigung aller Sachen in der Hand der Appellgerichte. Indessen kommt man immer Angesichts der Gründe, aus denen die allgemeine Etablirung erstinstanzlicher Handelsgerichte erforderlich sein soll, in's Gedränge. Von mehreren Seiten ist bereits auf die Nothwendigkeit, der Handelsjustiz auch eine eigene Mittelinstanz zu geben, hingewiesen worden. Man fordert theilweise für diese Mittelinstanz eine der ersten Instanz angepaßte Besetzung mit kaufmännischen Richtern. Die Folgerichtigkeit eines solchen Verlangens, zumal wenn die zweite Instanz nach dem Entwurfe in Wahrheit eine volle Neuverhandluug gewährt, läßt sich nicht verkennen. Allein die abstrakte Konsequenz des Prinzips oder Systems ist nicht allein entscheidend. Ich bin, selbst auf den Verdacht der Leichtfertigkeit hin, ganz geneigt, mich

darüber mit dem Troste hinwegzusetzen, daß es am Ende gar nicht so übel ist, die verschiedenen Instanzen verschieden zu konstruiren. Jedenfalls erwächst daraus eine praktische Probe. Wir werden sehen, wie die Appellgerichte, lediglich mit rechtsgelehrten Richtern besetzt und auf Handelsprozesse nicht, wie das Bundesoberhandelsgericht, ausschließlich eingeschossen, ihre Sache machen, ob sie durch ihre Leistungen für oder gegen sich und für oder gegen die getrennte Handelsgerichtsbarkeit plaidiren werden.

Die zweite große Neuerung des Entwurfs ist die, daß er überall ständige Einzelgerichte, unter dem Namen von Amtsgerichten hergestellt sehen will. Die übrigen Bundesstaaten außer Preußen, meines Wissens alle, und die neuen preußischen Provinzen Hessen-Nassau, Schleswig-Holstein und Hannover haben die Amtsgerichte.

In Rheinpreußen sind die Friedensgerichte, die freilich einen ganz anderen Charakter haben, als die Amtsgerichte jener Provinzen. Eine entschiedene Neuerung aber ist es für das rechtsrheinische Altpreußen, welches allenfalls Gerichtskommissionen oder Deputationen, ständige und unständige, aber keine in den Organismus der Justiz aufgenommene feste Einzelgerichte erster Instanz kennt.

In ein solches Gebiet durchweg die ständigen Amtsgerichte einführen und damit die Gerichtsverfassung auf eine von dem jetzigen Zustand, in welchem die kollegialischen Kreisgerichte die Basis bilden, ganz verschiedene Grundlage stellen, ist in der That eine große Maßregel. Natürlich läuft das nicht ohne Widerstand ab, und um so weniger, als hier den Anhängern der altpreußischen Institutionen Vertheidigungsmittel zu Gebote stehen, die im ersten Augenblick allerdings etwas Scheinliches haben.

Man findet darin gerade einen Vorzug der altpreußischen Justizverfassung, daß sie die kollegialische Gerichtseinrichtung, die doch unzweifelhaft eine höhere, für die Rechtsprechung befähigtere Stufe bilde, zur Grundlage genommen hat. Auch läßt sich gar nicht läugnen: eine förmliche mündliche Verhandlung mit vollständig rechtlicher Beleuchtung ist nur vor einem Kollegialgericht möglich; und daß in der Beurtheilung schwieriger Fälle die vereinten Kräfte eines Kollegs durchschnittlich mehr leisten werden, als ein einzelner, nur auf seine Person gestellter Richter, läßt sich ebensowenig bestreiten. Allein nach den Erfahrungen, die anderer Orten gemacht sind, würde ich mich hüten, schlechthin den Werth des Einzelrichterthums unbedingt so niedrig und den Werth der kollegialischen Rechtspflege so hoch zu stellen, wie dies häufig geschieht. Solche Abwägungen haben eine sehr relative Bedeutung. Natürlich giebt es ebenso gut Einzelbeamte, deren Prozeßleitung und Urtheilsfällung sich neben jeder Kollegial-

tenz darf sehen lassen, wie umgekehrt durch die Art der Besetzung, durch den Geschäftsgang und schlechte Gewohnheit, vor der auch ein Kolleg nicht immer behütet wird, die Güte des Kollegialurtheils tief unter das mittlere Niveau sinken kann.

Indessen, zugegeben, daß in dieser Hinsicht das Kollegialgericht mehr leistet, so ist damit noch lange nicht entschieden, daß jedes Erkenntniß von einem Kollegialgericht gesprochen werden muß. Durch die blendende Phrase, jede Partei habe ein gleich gutes Anrecht, ihren Rechtsstreit eben so sorgsam, also unter kollegialischer Prüfung, erledigt zu sehen, darf sich der Gesetzgeber nicht fesseln lassen. Das Ideal, wonach selbst der geringsten Sache ihr Recht von einem Kollegium zu Theil werden müßte, konnte auch in Preußen nicht verwirklicht werden. Für das Rechtsbedürfniß im großen Ganzen aber wäre es nicht einmal ein Segen, wenn jede kleinste Sache mit dem Apparat kollegialischer Verhandlung und Prüfung erledigt würde. Für die Gesammtheit ist der Nutzen, daß in der großen Menge von Fällen durch Einzelgerichte eine schnelle, einfache Justiz geübt werde, viel wichtiger, als der denkbare Schaden, daß einige Prozente dieser Fälle, die besonders schwierig sind, minder gründlich, wo nicht gar unrichtig, entschieden werden, als es — vielleicht! — durch ein Richterkolleg der Fall gewesen wäre. Was also dem Publikum und der Rechtspflege in's Ganze hin den meisten Nutzen bringt, stellt sich schon von dieser einen Seite her ganz anders dar.

Lassen sie mich noch eine zweite Erwägung beifügen.

Lange Zeit, insbesondere in Preußen, hat man die kollegialische Gerichtsverfassung als die eigentlich allein berechtigte angesehen und Viele preisen sie noch heute in diesem Sinne an; wobei freilich die Versicherung, daß es sich um ein ureigenstes Stück „echt germanischen Rechtsbewußtseins" handle, wenig verfangen will. Denn, wenn es auch wahr ist, daß die alten Schöffen- und die noch älteren Volksgerichte, von denen ich in der Rechtsgeschichte gelesen habe, Kollegien vorstellten, so will mir doch vorkommen, als ob sich zwischen diesen und unseren heutigen Beamtenkollegien gar kein Vergleich ziehen ließe, was näher auszuführen hier nicht der Ort ist. Gegen diese Uebertreibung hat sich nun, wenigstens außerhalb Preußens, ein gewisser Umschlag vollzogen. Unverkennbar sprach die größere Schwerfälligkeit des Kollegs zu Gunsten der Einzelgerichtsverfassung. Nicht selten ist es sogar soweit gekommen, daß um des Vorsprungs willen, welchen das Einzelgericht überall da hat, wo es auf praktisches Handeln und lebendiges Verständniß des realen Lebens ankommt, der Ruhm desselben zur Ungebühr übertrieben worden ist.

Offenbar steckt in dem ganzen Streit zugleich ein politischer Kern.

Wir wollen uns hier nicht in die Zustände ferner Vergangenheit vertiefen. Soviel zeigt der flüchtigste Blick zur Genüge: gerade das Beamteneinzelgericht war vordem recht eigentlich der Ausdruck der Gerichtsherrschaft nach patrimonialem oder feudalem Zuschnitt. Der Einzelrichter übte damals die Justiz recht eigentlich als der in jeder Beziehung abhängige Repräsentant des Gerichtsherrn. Erst da, als aus jener schlimmsten Epoche unserer Nation der Staat hervorwuchs, gestaltete sich mit dem Begriff des Staates, aber mit diesem auch unwillkührlich, der Grundsatz der Unabhängigkeit der Justiz. Wo kam er zuerst zum Durchbruch? In den Justizkollegien. Denn diese wurden zuerst echte Gerichtshöfe des Staates, während die unteren Gerichtsämter noch lange in der patrimonialen Stellung verharrten, oft erst in jüngster Zeit völlig von der Staatsjustiz absorbirt wurden.

Die Erinnerung hieran drückt noch heute in Preußen so schwer, daß leicht die große Veränderung vergessen wird, die jetzt überall vollendete Thatsache ist. Verfassungsmäßig genießt jetzt ausnahmslos die ganze Justiz volle Unabhängigkeit. Und deshalb kann man unmöglich auf die unabhängigen Einzelgerichte des Staates noch das Mißtrauen gegen deren Selbständigkeit übertragen, welches früher nur zu berechtigt war.

Ich tadle gewiß nicht, wenn die in der Verfassung garantirte Unabhängigkeit der Justiz eifersüchtig bewacht wird. Allein nachdem die Justiz von oben bis unten hin unabhängig gestellt worden, liegt doch kein Grund mehr vor, schlechthin zu unterstellen, daß die richterliche Unabhängigkeit nur in dem Kollegialgericht, nimmermehr in dem Einzelgericht zu Hause sei. Antastungen der Unabhängigkeit, wenn sie einmal vorkommen, treffen ebenso gut Kollegialgerichte, wie Einzelne; und wo einmal die Unabhängigkeit der Justiz eingewurzelt ist, lassen sich, wie die Erfahrung beweist, die ständigen Einzelrichter an fester Pflichttreue für Recht und Gesetz von keinem Kolleg übertreffen. Die wahre Garantie für eine unabhängige Uebung der Rechtspflege liegt eben in dem Geiste der ganzen Justiz und des Staatslebens. Ich dächte, Preußen hätte keine Ursache, darum die Einsetzung von Einzelgerichten zu fürchten.

Ganz ähnlich verhält es sich mit der Besorgniß, daß durch die Einzelgerichtsverfassung wieder das Paschathum des Amtmanns eingeführt werde. Man will, so verstehe ich das, keine Bureaukratie der Justiz, man will, daß die Justiz geübt werde frei von dem Beamtendünkel, der die Rechtssuchenden von oben herunter als Gerichtsuntergebene ansieht, in dem ernsten Bewußtsein der Pflichterfüllung gegen den Staat und die Gesellschaft. Allein auch in dieser Beziehung ist die Kollegialverfassung keineswegs die Panacee wider alles Uebel. Versteckter, der äußeren Erscheinung nach,

aber darum nicht minder intensiv, kann das, was man nicht will, auch in der Kollegialbehörde herrschen.

Dergleichen Einwendungen gegenüber will ich nur auf zwei Punkte hinweisen, welche der Einzelgerichtsverfassung positiv das Wort reden. Einmal auf die Thatsache, daß das Einzelgericht ungleich rascher, beweglicher und, wenn minder gelehrt, durch unmittelbare Erfahrung praktischer agirt. Sehr ungeeignet werden alle jene Dinge, welche weniger scharfsinniges juristisches Urtheilen, als savoir faire, erheischen, Alles was mehr zu der administrirenden Thätigkeit der Justiz gehört, wie dies beispielsweise bei der Subhastation, dem Konkurse der Fall, kollegialisch behandelt. Das Publikum aber fragt selbst bei seinen Prozessen gewiß nicht an erster Stelle nach einer Leitung und Entscheidung, die den höheren wissenschaftlichen Sinn athmet und jedem rechtlichen Bedenken genugthut. Rasch und nach dem gesunden Takt des materiellen Rechts entschieden, das ist dem Rechtsbedürfniß mehr werth.

Sodann verdient noch ein anderes Moment die größte Beachtung. Die Errichtung ständiger Einzelgerichte ist das wahre Mittel, die Rechtspflege wirklich in das Volk hineinzutragen. Dem gemeinen Mann ist das Kolleg, das ja auch juristisch ein mystischer Begriff ist, ein fremdes Gesammtwesen, von dem er keine rechte, konkret-persönliche Vorstellung hat, für das er in's Vage hin Zutrauen oder Mißtrauen, Neigung oder Abneigung hegt. Vollends wird dies da der Fall sein, wo der Anwaltszwang jedem Nichtjuristen das eigene Handeln vor dem Kollegialgericht verschließt. Der Einzelrichter dagegen ist dem Volke die sinnliche Verkörperung der Justiz. Dieses Mannes Hülfe wird, gern oder ungern, gesucht. Mit ihm, Ständigkeit und nicht fluktuirende Kommissionen vorausgesetzt, verwächst sein Gerichtsbezirk und er mit diesem. Sehe man das nicht gering an. Darin liegt ein Preis, der die angebliche Gefahr der „Verbauerung“ und die Besorgniß, daß jeder Einzelrichter sich bei erster Gelegenheit doch zum Kollegialgericht drängen werde, aufwiegt. Die Vorstellung von der traurigen Lage des unglücklichen Amtmanns auf dem Lande ist sehr oft eine falsche. Mancher Einzelrichter darf mit Recht, wenn er gleich an der feineren Wissenschaftlichkeit keinen Theil nehmen kann, die vermeintlich jedes Kollegialgericht pflegt, auf seine Thätigkeit mit ganz anderem Stolz hinblicken, als irgend ein Kollegialmitglied. Und ich glaube, daß es nirgends an Juristen fehlen wird, die, weil diese Art der Stellung ihrem Wesen entspricht, sich in dem Einzelrichteramt am glücklichsten fühlen. Sie werden auch darin aushalten, ungeachtet seiner Beschwerlichkeiten, wenn die Gerichtsverfassung, wie bei der Wichtigkeit des Einzelrichterthums als Fundament der ganzen Justiz

selbstrebend nothwendig, dafür sorgt, daß blos um des Gehaltes willen keiner in das Kollegialgericht zu streben braucht.

Den ständigen Einzelgerichten, mit denen sich gewiß auch Altpreußen befreunden wird, fallen naturgemäß die kleineren Prozesse bis zu 150 Thlr. Werth des Streitgegenstandes, die Mandats- oder Zahlungsbefehlssachen, sicher auch die Exekutions-, Subhastations- und Konkursangelegenheiten anheim, woran sich dann die Besorgung der freiwilligen Gerichtsbarkeit, so weit sie nicht von den Gerichten losgerissen wird, anschließt.

Aus dem Umfange aller Justizgeschäfte hebt sich gleichsam von selbst als den Kollegialgerichten zu überweisender Theil die Summe der Civil- und Strafprozesse heraus, die nach der Bedeutung ihres Objekts durchschnittlich zu einer so eingänglichen und kunstmäßigen Verhandlung und Berathung geeignet sind, wie man sie bei einer vereinigten Mehrheit von Richtern erwartet. Ob diese Kollegialgerichte zugleich die obere Instanz der Amtsgerichte bilden sollen, ist daneben zu erwägen.

In wiefern äußerlich das bestehende Gerichtswesen sich verändern wird, wenn man mit dem Entwurfe Amts- und Kollegialgerichte, letztere entweder Land-(?) oder Handelsgerichte, einsetzt, davon kann man sich am besten einige Vorstellung machen, wenn man Zahlen zu Hülfe nimmt. Gestatten Sie mir, was Preußen anlangt, ein paar Notizen anzuführen, die ich früher einmal aus dem Jahrbuch der preußischen Gerichtsverfassung pro 1868 gezogen habe. Ohne Anspruch auf peinliche Genauigkeit werden sie doch im Ganzen richtig sein und zu allerlei Gedanken anregen.

Darnach hatte Altpreußen 5 Stadtgerichte und 237 Kreisgerichte auf 16½ Millionen Seelen, d. h. ein Kollegialgericht auf 67—68,000. Die Summe der Richter in diesen Gerichten betrug fast 2500, also einen auf etwa 6700 Einwohner. Auf jedes Gericht kamen im Durchschnitt ein Bruchtheil über 10 Richter.

Für Hessen-Nassau, Holstein fand ich 14 Kreisgerichte auf 2,250,000 Seelen, also eins auf ca. 160,000, in Holstein speziell sogar nur eins auf 200,000; jedes durchschnittlich mit $6^{11}/_{14}$ Richtern besetzt. Denn die Zahl der Kreisgerichtsmitglieder war 95. Daneben aber existirten 271 Amtsrichter, einer auf etwas über 8300, mithin in Summa 366 Richter, wonach überhaupt auf ca. 6700 Seelen 1 Richter kam, fast genau, wie in Altpreußen. Und damit ist wenigstens von vorn herein erprobt, daß in keinem Falle die Einführung der Amtsgerichte mehr Richter erfordern wird.

Hannover hat 12 Obergerichte, von denen auf jedes im Durchschnitt 6½ Räthe und 2 Präsidenten kommen, auf nahezu 2 Millionen Seelen, also eins auf etwas über über 160,000, wobei jedoch zu bemerken, daß

die Obergerichte nicht blos mit erstinstanzlichen Funktionen bekleidet sind. Außerdem hatte die Provinz 241 Amtsrichter, zusammen etwa 250 Richter erster Instanz, mithin einen auf etwa 8000.

Für die Rheinprovinz zählte ich 61 Räthe und 28 Assessoren der Kollegialgerichte, außerdem 128 Friedensrichter und 45 Handelsrichter. Damit wird dort die Justiz erster Instanz für fast 3 Millionen geübt. Gewiß ein lehrreiches Beispiel.

Nach demselben Maßstabe wie Hannover müßte Altpreußen schon jetzt mit wenig über 2000 Richtern auskommen können, eines Vergleichs mit dem Rheine gar nicht zu gedenken.

Sie werden nicht von mir verlangen, daß ich mit unmaßgeblichen Vorschlägen dem Justizminister in's Handwerk pfusche. Aber das betrachte ich als gewiß, man wird die Kreis- oder Landgerichte für ziemlich große Bezirke bestellen. Bei den heutigen Verkehrsmitteln und für Prozesse, die doch nur von Anwälten betrieben werden dürfen, hat das wenig Bedenken. Daneben wird man Amtsgerichte herrichten, für deren Größe sich das Maß aus dem Mitgetheilten so ziemlich ergeben dürfte. Da es hier auf die Bequemlichkeit des selbsthandelnden Publikums ankommt, können sie nicht zu groß genommen werden.

Durch die Gebiete, in denen eine ähnliche Organisation besteht, ist auch hinlänglich dargethan, daß nicht nur für das platte Land, sondern auch für volkreiche Städte diese Einrichtung sich eignet. Man braucht sich daher insonderheit keine besondere Sorge wegen der Auflösung der großen Stadtgerichte zu machen. Selbst Berlin läßt sich in Einzelgerichtsbezirke eintheilen und wird sich dabei weit besser stehen, als bei der Monstremaschine des Stadtgerichts, mit 108 Stadtgerichtsräthen, 36 Stadtrichtern und einer Schaar von Assessoren.

Mit der zweiten Instanz haben wir es sehr einfach. Es werden, füglich einer für eine ganze Provinz, Appellhöfe bestehen. Bis jetzt hatte Altpreußen 21 Appellationsgerichte, im Einzelnen von sehr verschiedener Größe, z. B. Ehrenbreitenstein für 170,000, das Kammergericht zu Berlin für 1,650,000 Einwohner. Zusammen hatten sie 1868 nach meinen Notizen 34 Präsidenten und 291 Räthe. Im Durchschnitt kam ein Gericht auf ca. 780,000 Seelen.

Hessen-Nassau, Holstein besitzen 3 Appellationsgerichte, je eines, mit 2 Präsidenten und 12 Räthen besitzt, im Durchschnitt für ca. 750,000 Seelen.

In Hannover besorgt 1 Appellhof mit 3 Präsidenten und 20 Räthen die Mittelinstanz für fast 2 Millionen, in der Rheinprovinz der Appellhof in Köln, bestehend aus 4 Präsidenten und 28 Räthen — nach altpreußischem

Maße müßte es gerade das Doppelte sein — dasselbe Geschäft für fast 3 Millionen.

In ähnlicher Weise wird Sachsen, das vereinigte Thüringen sein Appellationsgericht haben. Die kleinen Bundesglieder, welche nicht dergestalt situirt sind, daß sie sich zu gleichem Zwecke vereinigen können, werden sich schon irgend wo einpfarren müssen.

Ueber allen diesen Gerichten wölbt sich endlich das Bundesobertribunal. Darüber aber, daß auch für andere, als Handelssachen, ein gemeinsames Obertribunal projektirt ist, läßt der Entwurf keinen Zweifel. Die Nothwendigkeit eines solchen obersten Gerichts ist genugsam besprochen worden. Ohne ein solches ist die Einheit der Rechtsgesetzgebung Chimäre. Ich kann mir nicht denken, daß jemals die Leiter der Bundesregierung anderer Meinung gewesen sind, und in manchen Gebieten, in denen man sonst diese Beschränkung der einzelstaatlichen Justizhoheit von Haus aus nicht allzu gern sah, hat man sich allmählich, wie es scheint, an den Gedanken des Unabwendbaren gewöhnt. Mit der Forderung einer einheitlichen Spitze der Justiz sind jetzt auch alle preußischen Juristen einverstanden.

Ueberhaupt liegen die Dinge anders, nachdem der erste Schritt gethan, das Oberhandelsgericht eingesetzt worden ist. Sachsen hat sich, indem der Antrag auf Niedersetzung des Leipziger Gerichts gerade von ihm ausging, natürlich auf jeden Fall dergestalt engagirt, daß es zu dem Bundesobertribunal nun nicht mehr Nein sagen kann. Diejenigen Preußen, welchen das Leipziger Gericht keineswegs erwünscht gekommen, sind jetzt, wenn auch zum Theil aus anderen Gründen, mit denjenigen, welche von Anfang an die einheitliche oberste Instanz als das wichtigste Ziel ansahen, einverstanden und schrecken nicht mehr davor zurück, daß auf diese Weise auch das preußische Obertribunal einer Umgestaltung entgegengeführt wird. Die Hanseaten, denen Leipzig für ihre höchste Instanz mörderisch war, wollen sie nun lieber ganz einem Bundesobertribunal preisgeben. Mit der berüchtigten „Kompetenzfrage" wird man auch schwerlich im Bundesrathe oder Reichstage das weitere Vorgehen aufhalten. Ist sie doch bereits thatsächlich gelöst.

Für die innere Organisation des höchsten Gerichtshofes, der so, wie der Entwurf das Rechtsmittel dritter Instanz ordnet, nur mit der Rechtsfrage zu schaffen hat, der also recht ersichtlich die Centralstelle für einheitliche Auslegung des Rechts bildet, enthält das Gesetz über das Oberhandelsgericht wichtige und erwünschte Anhaltspunkte. Der Plan, das letztere zum allumfassenden Obertribunal zu erweitern, würde in Preußen allgemein als eine unbillige und unmögliche Zumuthung betrachtet werden. Man wird also wohl oder übel die oberste Instanz einstweilen für Handels-

und Nichthandelssachen getheilt behalten; ein Verhältniß, über das ich mich ebensowenig verbreiten will, wie über die von Manchen ventilirte Kontroverse, ob dasselbe in der Residenz Berlin, oder lieber an einem andern Platz seinen Sitz haben müsse.

Ein gemeinsames oberstes Gericht des Bundes, das durch auserlesene Kräfte im Stande ist, die Rechtsanwendung und Rechtsentwickelung einer großen Nation würdig und heilsam zu dirigiren, das ist es, was wir haben müssen. Wenn uns das entgegengetragen wird, sollen wir um Nebendinge nicht mäkeln.

Das Gesammtfacit dieser unserer Betrachtung aber besteht darin, daß gewiß kein Grund vorliegt, dem Entwurf die Durchführbarkeit um der Organisation, welche er voraussetzt, willen abzusprechen.

Durch Beschluß des Bundesrathes ist das preußische Justizministerium beauftragt worden, ein Organisationsgesetz zu entwerfen. Man rechnet also im Bundesrathe darauf, daß es mit dem neuen Prozeß Ernst wird; und nicht minder in dem preußischen Justizministerium, dessen Leiter ja, da er nicht Bundesjustizminister sein kann, wenigstens Mitglied des Bundesrathes ist. Wie man sagt, wird dort an dem Gesetz über die Einrichtung des Gerichtswesens bereits eifrig gearbeitet. Ueber den Inhalt desselben mag ich bloße Vermuthungen und Wünsche nicht aussprechen. Nur das Eine kann ich nicht hinterhalten: Soweit von Bundeswegen die Justizeinrichtung in die Hand genommen wird, muß dafür gesorgt werden, daß die Justiz durch das Organisationsgesetz die Garantien erhält, die sie in dem Grundgesetz des Bundesstaates bis jetzt nicht hat. Darauf muß der Reichstag sicher bestehen und insofern verlangt unzweifelhaft bei der Bearbeitung der Organisation von vorn herein neben der rein technischen die politische Seite der Sache in vollem Maße Berücksichtigung. Man denke nur an die Gewährung oder Ausschließung des Rechtswegs, das Verhältniß der Justiz zur Verwaltung, an den Kompetenzkonflikt, den Kompetenzgerichtshof und dergleichen. Die Bundesgesetzgebung bietet gerade die Möglichkeit, so Vieles, was in Preußen der Abhülfe bedarf, endlich in die Reihe zu bringen.

8.

Werfen wir schließlich einen Blick darauf, welche Stadien die Prozeßordnung noch zu durchlaufen hat, um in praktische Geltung zu treten.

Die Kommission soll nahezu mit dem Abschnitt von der Exekution fertig sein und damit die ihr zugewiesene Aufgabe erledigt haben. Allgemein heißt es, daß demnächst noch eine Revisionslesung des Ganzen stattfinden

wird. Aus mehrfachen Gründen wird eine derartige Revision nicht zu umgehen sein.

Gegen die Intention, das Ganze noch einmal prüfend anzusehen, wird sich wohl Nichts sagen lassen. In seiner einstweilen fertigen Gestalt nimmt sich Manches vielleicht ganz anders aus, als während der Durchberathung. Auch wenn gar kein Material weiter, als der Entwurf selbst vorläge, wird man bei einer Revision, welche das Gesammtbild vor sich sieht, der Ueberzeugung Folge geben, daß noch Manches verbessert und vor Allem Vieles mehr, als in der Detailprüfung möglich war, vereinfacht und auf einfache Hauptsätze zusammengezogen werden kann.

Dazu kommt aber außerdem, daß sich wirklich ein ziemliches Material für eine Revision durch die Kritiken des Entwurfs neu ansammelt. Zu diesem Behufe ist ja der Entwurf veröffentlicht worden. Ohne Zweifel kommt zu den vorhandenen Begutachtungen des Entwurfs noch manche hinzu. Der Juristentag z. B. hat deren mehrere bestellt. Vielleicht regt sich auch noch die bis jetzt verhältnißmäßig sehr schweigsame gelehrte Doktrin — wenn nicht die Kluft zwischen der Praxis und der nach praktischen Gesichtspunkten verfahrenden Gesetzgebung einerseits, und der Wissenschaft, wie sie von den Theoretikern gelehrt wird andererseits, für die letzteren groß ist.

Endlich sind, wie wir vernehmen, die Gerichte zu gutachtlichen Aeußerungen aufgefordert worden. Da ich weiß, wie es mit denselben zu gehen pflegt, schwärme ich nicht sehr für solche Begutachtungen. Die Gerichte haben zu oft erfahren, daß „die Stimme der Praxis" von dem Gesetzgeber mehr aus einer gewissen Höflichkeitsrücksicht, als daß sie sonderliche Aussicht auf wirklichen Erfolg hätte, provocirt wird. Indessen, nachdem einmal die Gerichte veranlaßt worden sind, den Entwurf zu prüfen, darf den Prüfungsberichten gebührende Aufmerksamkeit nicht versagt werden. Und von wem die Revision vorgenommen werden wird? Jedenfalls stehen auch in dieser Beziehung Anordnungen bevor. Zunächst heißt es, daß namentlich, um einem mehrfach an den Tag getretenen Verlangen zu genügen, einige Celebritäten des Anwaltstandes in die Kommission eintreten sollen. Wenigstens bei der Revision noch dem berechtigten Wunsche der Anwälte nachzugeben, hat sicher kein sachliches Bedenken, und kann für das weitere Schicksal des Entwurfs nur förderlich sein.

Sodann aber ist auch die seitherige Prozeßkommission, wenn man an diese anknüpfen will, sehr zusammengeschmolzen. Eine Ergänzung oder Neugestaltung für die Revisionslesung wird kaum ausbleiben können; vollends, falls keine Aussicht sein sollte, nächstens in das Oberhandelsgericht tretende Mitglieder derselben, darunter sogar der Referent, zu den Revisionsberathungen hinzuziehen zu können.

Eines gewissen Bedenkens kann man sich allerdings nicht ganz erwehren. Durch die Ueberantwortung an eine völlig neue, oder auch nur wesentlich andere Kommission, ja schon dann, wenn er anderen Majoritäten begegnet, kann das Schicksal des Entwurfs gefährdet und mindestens die Arbeit außerordentlich verzögert werden. Um das Aeußerste vorauszusetzen, was sollte aus dem Entwurfe, der auf dem Kompromißwege zu Stande gekommen, dem Streben, aus der Gesammtheit der Rechtsanschauungen aller Gebiete Etwas zu schaffen, entsprungen ist, was soll aus diesem Entwurf werden, wenn er in die Hände einer altpreußischen Majorität fiele und wesentlich vom altpreußischen Standpunkte aus revidirt würde? Doch ich will gern darauf vertrauen, daß diese für die Bundesjustizgesetzgebung verderbliche Sandbank nur ein Phantom ist, vor dem wir uns im Ernste nicht zu fürchten brauchen.

Hoffentlich wird die Revisionslesung überhaupt im strengsten Sinne bleiben, was ihr Name ankündigt. Von Neuem noch einmal die fundamentalen Prinzipien durchzuberathen, hieße von vorne anfangen. Wird die Revision in der Weise angefaßt, für welche die Berathung des Strafgesetzbuches eine Präcedenz bietet, so läßt sich in kurzer Zeit damit fertig werden. Nachher noch einmal der Kritik des revidirten Entwurfs Zeit zu lassen, ist überflüssig, nachdem das Ergebniß der ersten Lesung zur Genüge der Kritik ausgesetzt gewesen ist.

Man wird also, wenn die Bundesregierung will, dem nächsten Reichstag die Prozeßordnung und das dazu gehörige Organisationsgesetz vorlegen. Und der Reichstag? Was wird der thun? Wie wird er ein Gesetz von wohl mehr als tausend Paragraphen durchberathen?

Verschonen Sie mich mit dieser Frage. Wer kann das wissen? Die Kunst, umfassende Gesetzgebungsarbeiten richtig zu behandeln, muß erst gelernt werden. Am schlimmsten wäre es, wenn seine Erfolge bei Berathung des Strafgesetzbuchs dem Reichstage zu Kopfe stiegen. In dem Strafgesetzbuch, wo fast jeder Artikel einen Gegenstand für sich ausmacht, kann man noch allenfalls artikelweis diskutiren und amendiren. In der Prozeßordnung laufen die Fäden so durcheinander, daß nur die genaueste Kenntniß aller Theile und die vollständigste Rücksicht auf das Ganze im Stande ist, die Tragweite der Amendements zu ermessen. Eben deshalb wäre es das Bedenklichste von der Welt, wenn die Prozeßordnung in die Gefahr geriethe, an einzelnen Stellen zerpflückt und in ihrem einheitlichen Zusammenhange zerrissen zu werden.

Es giebt zwar Leute, denen kein Unternehmen zu kühn ist, und die selbst einen Civilkodex oder ein Prozeßgesetzbuch zurecht zu rücken, die Kraft in sich verspüren. Indessen eine Berathung im Plenum, mit oder

ohne einige Vorbereitung durch eine eilige Kommissionsprüfung, nach dem Vorgange des Strafgesetzbuchs wage ich doch nicht als möglich zu denken.

Oder wird man auf eine Reichstagskommission verfallen, die etwa, mit oder ohne Diäten, zwischen den Reichstagssessionen arbeiten soll? Soll die Sache um einige Jahre verzögert werden, warum nicht? Es wäre freilich wundersam, darauf zu verfallen, nachdem so oft die Beschleunigung dringlichst empfohlen wurde. Ueber die Dauer einer kommissarischen Reichstagsberathung vergleichen Sie gefälligst z. B. die Verhandlungen der bayrischen Kammern und Kammerkommissionen über die bayrische Prozeßordnung.

Meine Meinung können Sie hiernach schon von selbst folgern. Ja, ich bin der Meinung, daß bis auf wenige für sich stehende Punkte, die allenfalls ohne Schaden herausgegriffen werden können, im Uebrigen der Reichstag nur die Wahl hat: im großen Ganzen Annahme oder Verwerfung. Darüber kann man sich im Laufe einer einzigen Sitzungsperiode entscheiden. Ich glaube, daß dies bei großen Gesetzbüchern über organisch zusammenhängende Materien überhaupt das einzig Richtige ist. Einem Parlamente soll man billig nicht zumuthen, daß es solche Gesetze selber macht. Selbst ein paar geglückte Versuche beweisen noch Nichts gegen die sichere Aussicht, daß dabei in den meisten Fällen nicht viel Gutes herauskommen kann.

Was das Schicksal des Gesetzbuchs im Reichstage sein wird, darüber wollen wir Divinationen nicht aufstellen. Der Reichstag wird neu gewählt. Seine Zusammensetzung, die Stellung, die er seinen übrigen Aufgaben gegenüber nimmt, das Alles wird auch für die Aufnahme der Justizgesetze von großem Einfluß sein.

Im glücklichen Falle bleibt dann immer noch die praktische Ein- und Durchführung der neuen Institutionen übrig. Sie erscheint schon aus dem Grunde minder schwierig, weil die Prozeßordnung durch ihre Ausführlichkeit in dieser Beziehung sehr vorgearbeitet hat. Sie enthält Vieles, was sonst in Verordnungen, Reglements, oder Dienstinstruktionen gehört. Niemand kann sie darum tadeln. Noch fehlt der Bundesgewalt die rechte Handhabe, um von sich aus dergleichen zu erlassen. Denn wie der Justizausschuß des Bundesrathes oder das Bundeskanzleramt hier dasjenige leisten sollten, was sonst das Justizministerium zu leisten hat, läßt sich nicht absehen. Und doch muß das, was die praktische Ausführung der Bundesjustizgesetze betrifft, nicht minder einheitlich sein, wie das Gesetz selbst. Denken Sie sich nur, daß jede Einzelstaatsregierung auf ihr alleiniges Konto die Anweisungen, Formulare u. dgl. ertheilte, ohne welche die Ausführung gar nicht abgehen kann. Dadurch kann der Nutzen des ein-

heitlichen Gesetzes in praxi fast vereitelt werden. Vestigia terrent. Die Gewerbeordnungsausführung hat schon Schmerzen genug bereitet. Wie würde es vollends hier gehen!

Deshalb ist es offenbar angemessen, wenn gegen die strikte Regel der Gesetzgebungskunst hier das Prozeßgesetz sich mit mancherlei instruktionellem Material beladen hat. So weit dies geschehen, ist wenigstens die Einheit gesichert. Im Uebrigen wird man hoffentlich anfangen, mit den Reglements und Anweisungen Maß zu halten und anders zu verfahren, als namentlich in Preußen seither üblich war. Soll denn kein Gesetz ohne eine ganze Reihe von Reglements marschiren können? Muß denn allemal bis in's Kleinste hinein paragraphenweise Ordre ertheilt werden, wie es nach der Schnur gemacht werden soll? Indessen, wenn man auch der übertriebenen Reglementirungssucht sich entäußert, bleibt allerdings der Ausführung halber noch Manches zu thun übrig, worüber das Gesetz selbst Nichts enthält und Nichts enthalten konnte. Die Bundesgewalt wird daher die Mittel und Wege aufzusuchen haben, wie sie die Ausführung der von ihr ergriffenen Justizgesetzgebung von einem festen Mittelpunkte aus dirigirt, und sie wird sie finden, obwohl es immer nur ein Nothbehelf bleibt, bis dahin, daß sie, worauf Alles hindrängt, geradezu für die Justizverwaltung des Bundes sich ein eigenes Organ giebt.

Bei der Vertrautheit mit den hier in Betracht kommenden Dingen und dem bewährten Geschick des preußischen Justizministers, der zugleich im Bundesrath die Justizangelegenheiten vertritt, wird sich das Erforderliche verhältnißmäßig rasch erledigen. Die Ausführung von Reformen, die lange in der Luft geschwebt haben, wenn sie einmal beschlossen sind, möglichst schnell vorzunehmen und den unsicheren Zustand der Zwischenzeit abzukürzen, dazu rathen die stärksten Gründe. Halten wir deshalb die Hoffnung fest, daß die neue Prozeßordnung und die neue Gerichtsverfassung, wenn sie 1871 beschlossen wird, im Anfang oder jedenfalls im Laufe des Jahres 1872 vollendete Thatsache sein kann.

Wanderungen und Wandlungen der Antike.

Der vergangene Sommer brachte uns eine internationale große Kunstausstellung auf deutschem Boden. Tausende sind nach München geströmt, um in den hohen, luftigen, festlich geschmückten Räumen des dortigen Glaspalastes diese massenhafte Anhäufung der verschiedenartigsten Kunstwerke auf den verschiedenen Stufen künstlerischer Darstellung und aus den verschiedensten Nationen kennen zu lernen. Von der einfachsten Handzeichnung, vom architektonischen Entwurf mit Bleistift gezeichnet, zum Aquarell, zum großen Carton, zur Oelskizze, zu den verschiedenen Arten der reproducirenden Kunst und endlich zu der gewaltigen Königin auf dem Gebiete malerischer Darstellung, zur Oelmalerei, durchwandelte man die Stufen künstlerischer Thätigkeit; man durchwandelte zugleich in den einzelnen Gruppen wieder die wetteifernden modernen Nationen, in ihnen die landschaftlichen Gruppen und Kunstschulen. Und gleich beim Eintritte unter die hohe, von Springbrunnen gekühlte, von Vegetation geschmückte Glaskuppel umgab uns ein reicher Kranz von Marmorwerken, wie man selten heutzutage den frischen, herrlichen Stoff beisammen sieht, weitgetrennt davon im Schlußtransept eine zweite große Fülle plastischer Werke, selten in Bronze, meist hier im Gypsmodell oder kleineren Nachbildungen.

Wem es Bedürfniß ist, nicht blos nach eigener specieller Neigung, nach seiner technischen Beschäftigung, nach nationaler Vorliebe sich einzelne Werke auszusuchen und in diese sich zu vertiefen, sondern sich zu Gesammteindrücken zu erheben, aus der Fülle der Einzelheiten die leitenden, bestimmenden Gesichtspunkte, die Gesammttendenzen der Kunstwelt, der Zeit zu erkennen, dem traten aus der fast sinnenverwirrenden Fülle der Eindrücke doch gewisse Thatsachen unwiderleglich entgegen: jene Universalität, aber auch Vielgeschäftigkeit der modernen Kunst, jenes Durchwandern aller Erfahrungskreise, jenes Hervorsuchen von Gegenständen der Darstellung aus den verschiedensten Zonen und den verschiedensten Gesichtspunkten. Scenen aus Indien und Aegypten, aus der prometheischen Urzeit und der Mährchenwelt des Nordens, aus den Zeiten eines Perikles und Sokrates, aus der verfallenden und verfaulenden römischen Cultur, aus Merowinger- und Hohenstaufenzeit, aus der Reformation, aus der Gegenwart wechseln mit einander ab. Alle Schichten der Gesellschaft ziehen an uns vorüber bis zu den Steinklopfern auf der französischen Straße, den Zigeunern der Pußta, zu den Schienen aufreißenden Indianern. Ganz von der Landschaft zu schweigen, dem Liebling und der Meisterschaft

der modernen Welt! Wahrlich ein buntes Kaleidoskop der Welt! Und doch wieder welche Fülle von Nachahmern, ja Nachbetern, wo irgend ein Meister eine Idee gefunden, eine kleine neue Welt eröffnet hat! Und dabei welche Tüchtigkeit der Arbeit, welche Virtuosität im Kleinen, welcher Glanz und auch welche feine Farbenstimmung, welche verführerische Kunst, wo es gilt das rein Sinnliche zur Anschauung zu bringen, in einer Weise, wie es unserem deutschen Durchschnittsleben Gottlob so fremd ist! Und endlich welche Ohnmacht, Schwäche, Sentimentalität in der Erfassung des tieferen Seelenlebens! Dazwischen wandeln einzelne Meister ihren eigenen, einsamen Weg, kaum verständlich in der Wahl ihres Gegenstandes und noch mehr ihrer Mittel. Schließlich frägt man sich doch: giebt dieses kurzlebige, an tausend Zufälligkeiten hängende Zusammendrängen von Kunstwerken den vollen Maßstab ab für ein gesundes, mit den Bedürfnissen des Volkslebens eng verbundenes, aus der Gesammtkultur hervorwachsendes Kunstschaffen, kurz für die Kunst im Leben? Schwebt dies nicht alles wie ein schönes wirres Schattenbild einige Schuhe über der wirklichen Erde? Liegt dahinter nicht ein sonst vielfach kunstloses, rohes Volksleben? Und was trägt von den Tausenden dieser Werke den Stempel ewigen Werthes, wachsender Anerkennung in sich? Welches mag in hundert Jahren noch genannt werden und als werthvolles Kleinod eine Gallerie zieren?

Viel greller treten im Bereiche der Plastik diese Erwägungen hervor. Mit Ausnahme einiger Porträtstatuen, aber auch wieder Künstler darstellend, entdeckte man kaum Werke, die irgend wo anders sich das Recht des Entstehens als aus dem Einfall oder der Eingebung des Künstlers oder Bestellers oder eines reichen Liebhabers zu entnehmen schienen, welche als Glieder großer, öffentlicher Monumente oder als Ausdruck des sittlichen oder religiösen oder großen historischen Triebes der Nation gelten konnten. Ja, man kann nicht längnen, man wandte sich oft genug ab voll Ueberdruß und Ekel von dieser großen, prosaischen Abformung der Wirklichkeit, von diesem auf die niederen Sinne berechnete Raffinement.

Verlassen wir dies bunte interessante Treiben unserer neuesten Kunstwelt, übersättigt und doch hungrig, betäubt und doch nicht harmonisch gestimmt von der Musik dieser Töne und Formen, erstaunt über diese großartige Thätigkeit der Jetztzeit, aber nicht gehoben über die Alltäglichkeit des Lebens. Treten wir ein in eine jener Kunstsammlungen, die König Ludwig gebildet und in würdigen Räumen als das edelste Denkmal seiner Regierung der gebildeten Mit- und Nachwelt geschenkt hat. Es lockt uns dort jener schöne, grüne Platz in prächtiger Augustsonne unter tief blauem Himmel, wie ihn in Deutschland fast nur München kennt, mit der Trias seiner im antiken Stile, aus herrlichem Materiale errichteten Gebäude,

die allerdings auf verbindende Zwischenglieder noch warten, mit der Glyptothek in ionischem Stile, dem der Kunstindustrie zunächst gewidmeten korinthischen Bau und dem etwas ägyptisirenden dorischen Siegesthore. Wir folgen dem Zuge der Wagen und Wandernden zur Vorhalle der Glyptothek und befinden uns bald in der Antikensammlung, in der Schöpfung der ersten, schönsten, hingebendsten Kunstbegeisterung des Königs. Der Eindruck dieser architektonisch schönen, mit feinem Sinne ausgeschmückten Räume, mit ihren wohlvertheilten, nicht angehäuften Werken der antiken Kunst, meist in Marmor, ist ein festlich heiterer und wahrhaft wohlthuender. Wir wandern bequem durch ein Stück Kunstgeschichte durch, fangen mit Aegypten und Assyrien an, kommen durch altgriechische und altetrurische Kunst zu den Werken des ernsten strengen, dann des schönen Styles, wir treten in den römischen Kaisersaal, eilen an den spätrömischen Sarkophagen und Aschenkisten vorüber in die Halle der modernen Plastik eines Canova, Rauch, Thorwaldsen, Tenerani. Wir lachen hier über den häßlichen alten und doch so tüchtig gearbeiteten Apollo von Tenea, bewundern an den Aegineten die frappante Naturwahrheit dieser Körper, dieser Füße, Beine, die Richtigkeit ihrer Stellung, verwundern uns zugleich über das starre Lächeln ihrer Gesichter; eine schöne mütterliche Göttin, das Kind auf dem Arme, fesselt uns, ebenso der herrliche Athenekopf und jener feine ächt attische Frauenkopf. Der schlafende Faun auf dem Felsen hat allerdings sehr ungenirt diesen Platz in der Mitte eines schönen Saales gewählt, um seinen schweren Rausch auszuschlafen, aber es ist eben doch ein voller Waldbämon, dessen Glieder im wunderbaren Flusse der Linien mehr hingegossen, als in starrem Stein ausgemeißelt erscheinen. Der hingestreckte Niobide bildet zu diesem Bilde echt griechischer Komik den tragischen Gegensatz. Und wie schade, daß wir zu dem flehenden Knaben, dem sogenannten Ilioneus, zu diesem wunderbaren Körper immer den Kopf entbehren müssen! Er könnte uns vielleicht sagen, wen er anfleht und um was er bittet.

Doch still, keine Kritik, wir wollen uns ausruhen, wir wollen blos auf uns wirken lassen; und es bleibt etwas zurück von den Eindrücken dieser Räume, auch im einfachsten Gemüth, auch im ungelehrtesten Kopfe: ein dunkles Gefühl von einer einfachen Gedankenwelt, von edeln Empfindungen, von einer Unmittelbarkeit, in die man sich zur Natur des beseelten Menschenlebens gestellt findet, zurück auch vom Ueberblick des stufenweisen Fortgangs in der Entwickelung der Kunst. Es dämmert in uns von einer wesentlichen Verschiedenheit des Antiken und Modernen, des Naiven und Sentimentalen, wie Schiller diesen Gegensatz nennt. Jene Welt ist uns so ferne und doch auch wieder so nahe, man könnte da

denken, daß diese Gestalten immer dagewesen, immer sein würden, als ob sie alle historische Bezüge abgestreift hätten. Und merkwürdig, wie diese Köpfe und Gestalten sich einprägen, wie sie uns sofort als gute Bekannte in der Zeichnung oder Gypsabgüssen wieder entgegentreten! Wie jede weitere Antikensammlung die große Sippschaft dieser edeln Gestalten uns vermehrt, die wir eben anfingen kennen zu lernen! Ein Zug der Verwandtschaft geht durch sie alle durch und es ist uns, wenn wir wiederholt hintreten zu diesen Lieblingen, als ob ein Land von Sonnenschein sich uns eröffne, als ob ein Stück Behagen und Heiterkeit auch in unsere Seelen einstrahle. Ja wir begreifen es doch unter dem Eindrucke jenes Glaspalastes mit der modernsten Kunst und der edeln Wirkung eines Besuches der Glyptothek, daß die Antike ihren Zauber noch heute ausübt, daß wir an ihr uns sozusagen ausruhen können von dem Reichthum und doch der Armuth der Gegenwart.

Möchte Jedem von uns der Eindruck der Antike von vornherein so unmittelbar und harmonisch zu Theil geworden sein, mögen wir sie in München oder Berlin, in London oder Paris zuerst gesehen haben! Doch verlangen wir nicht, daß er uns immer so ungestört bleibe, er sei uns eine schöne Erinnerung, ein werthvolles Unterpfand, wenn jeder Schritt weiter auf der Bahn des Erkennens uns zuerst abführt von der Naivetät des Genusses, von der ruhigen Sicherheit des Empfindens. Und diese Bahn der Erkenntniß ist einmal eröffnet, sie läßt sich nicht mehr versperren jedem, der nicht stumpfsinnig im blos Ueberlieferten hergeht. Sie läßt sich auf dem Gebiete der Kunst so wenig versperren, wie auf dem des öffentlichen, oder des tiefsten, des religiösen Lebens. Der Zweifel ist an uns herangetreten schon früher, wo uns das theoretische Urtheil in der Schule eingeprägt ist über Dinge, die wir selbst noch kaum geahnt, empfunden haben. Ja, verstecken wir uns nicht ängstlich vor der Fülle der Fragen, die sich sofort bei jedem wiederholten Besuche einer Antikensammlung aufdrängen, für die wir vergeblich bei den Archäologen Antwort suchen. Scheuen wir uns nicht vor den Diskussionen, die da aufgeworfen werden, nein suchen wir sie ernstlich an der Hand einer strengen, geschichtlichen und naturwissenschaftlichen Methode — beide müssen hier zusammenwirken — zu lösen. „Der verwundet, wird auch heilen," dieser dem Helden Telephos gegebene Orakelspruch wird auch an uns sich bewähren. Die heilende Lanze des Achill ist eine gewissenhafte aber geistvolle, die Grenzen des Verstandes und des Gemüthslebens anerkennende Kritik, zu der die unreife, jugendliche Fragelust sich umgestalten muß. Ein schönes Ziel winkt uns am Ende, daß wir nun vielleicht erst recht verstehen lernen das Einzelne im Zusammenhang des Ganzen, daß,

wenn auch das Einzelne an Naivetät des Eindruckes verloren hat, heute an ihm eine große Gesammtheit, ein Urbild sich aufthut, vor dessen schwachem Abglanz wir früher bewundernd standen. Es sei mir heute gestattet, eine Anzahl dieser Fragen, die dem Wanderer durch Antikensammlungen sich aufdrängen, zu behandeln, vielleicht zu ihrer Lösung zu verhelfen. Wir wollen diesmal jedoch nicht in das Heiligthum der Kunst selbst eindringen, nicht in das tiefer umfassende Verständniß eines Kunstwerkes, nein, wir verweilen in den Propyläen des Heiligthums. Wir wollen versuchen, den großen Zwischenraum auszufüllen, der zeitlich, räumlich und auch innerlich zwischen uns und der Entstehung der Werke der antiken Kunst sich ausdehnt. Jene Kluft, von der der Dichter spricht im Namen der Antike: „aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten, die zwischen dir und mir finster und traurig sich aufthürmt?"

Wir wollen den Wanderungen und Wandlungen nachgehen, welche die Antike erlebt hat, welche ihren heutigen Zustand, ihre Geltung, ihren Namen bedingt. So wird es uns möglich werden, ihr mehr und mehr nahe zu treten, sie in der Weise aufzufassen, wie der Künstler selbst sie hat auffassen wollen, von ihr abzustreifen, was fremdartig sich an ihr angesetzt, sie womöglich in ihrer ursprünglichen Frische und an ihrem Bestimmungsorte zu schauen. Ist es nicht allgemein menschlich interessant, die Einwirkungen, die ein Complex von Schöpfungen des menschlichen Geistes auf die Menschheit bereits ausgeübt, kennen zu lernen? Die große Culturbewegung in der Geschichte an einem einzelnen Objekte zu verfolgen? Ist es so unwichtig, sich als Glied in dieser Kette fühlen zu lernen, die über uns weithinaus sich schlingt, dadurch die rechte Bescheidenheit aber auch die rechte Selbständigkeit des Urtheils zu gewinnen?

Versetzen wir uns einen Augenblick zurück in die Blüthezeit Griechenlands nach Athen in die Mitte des fünften Jahrhunderts v. Chr., durchwandern wir die Werkstätten der Künstler und künstlerischen Handwerker. Ein gewaltiges Leben regt sich in der Straße der Steinmetzen auf dem Wege von den Marmorbrüchen, in den großen Gießstätten der Erzgießer, in den Schmieden, bei den Ciseleurs, in der Stadt der Töpfer, bei Malern und Anstreichern, köstliche Sendungen von Cedern- und Cypressenhölzern, von Elfenbein, Gold, Bernstein, Edelstein sind in den Häfen gelandet, werden an den Schreiner, Goldschmidt, den Elfenbeinschnitzer überbracht, Graveure und Edelsteinschneider warten auf sie; Weber und Sticker sind eifrig beschäftigt noch bis zum Fest Athene's ihre Teppiche zu vollenden. Es gilt zunächst, die furchtbare Zerstörung, welche der Perserkrieg über Griechenland gebracht, wieder verschwinden zu lassen, die gebrochenen Mauern wieder herzustellen, neue hinzuzufügen, die nieder-

gebrannten Heiligthümer wieder aufzurichten, die geraubten Götterbilder, die edeln Weihegeschenke in Gefäßen aller Art, Dreifüßen, Weihegeschenke in einzelnen Götter- und Heroengestalten bestehend, durch neue zu ersetzen, auf den Schlachtfeldern, in den wunderbar verschonten Heiligthümern, wie zu Delphi, den Dank an die Götter durch großartige Erzgruppen oder köstliche Werke des Geräths auszusprechen. Es ist viel verloren gegangen an alter Kunst, an heiligen Erinnerungen. Schon unter Kyros hatten hochgehaltene Götterbilder eines Dipoinos und Skyllis aus der Beute des Kroisos in den Osten wandern müssen; dort in Armavir in Armenien war ein Apollo, eine Artemis, ein Herakles von ihrer Hand auch später noch zu sehen, der heilige Gott von Milet, der Apollo des Didymaion mußte nach Susa wandern, das erste Werk des attischen Freistaats, die Tyrannenmörder Harmodios und Aristogiton, in Erz aufgestellt am Neumarkt von Athen nahe dem Aufgang zur Burg, das Werk des Antenor, stand als Siegestrophäe im Königspalaste des Xerxes. Erst unter Alexander dem Großen und Seleukos Nikator kehrten aus weiter Ferne aus Ekbatana und Persepolis die edlen Gefangenen in ihre veränderte Heimath zurück. Welch brennender Vorwurf lag im Anblick jener Werke für griechische Gesandte, die ein Jahrhundert nach den Perserkriegen an den Pforten des Perserkönigs unter sich hadernd und bettelnd standen!

Doch aus der Zerstörung ging in einmüthiger Begeisterung, unter der Verwaltung eines Kimon, eines Perikles und unter der Leitung eines Künstlers wie Phidias neues und herrliches Leben hervor. Ueberall sehen wir die alten, unscheinbaren, mehr durch die Symbolik ihres Stoffes als ihrer Attribute kenntlichen Götterbilder verschwinden, sie, die doch selbst oft, der Sage nach, aus der Fremde, wie das Palladium aus Troja, das Bild der Artemis Taurike, in religiösem Eifer entführt waren, versteckt werden in die Sakristeien oder Keller der Heiligthümer, oder wo der Glaube des Volkes zu hartnäckig daran festhielt, zwar beibehalten, aber im zweiten Heiligthume neue prachtvolle Götterbilder von Gold und Elfenbein, Marmor und Erz daneben aufgestellt. Was eine freie, im Dienste des Heiligen und zugleich Schönen sich bewegende Kunst zu schaffen vermochte, das schaute nun Hellas in der Jungfrau Athene des Phidias, im olympischen Zeus, in der Hera zu Argos. In der That, so groß und herrlich und majestätisch hatte das Volk sich seine Götter nicht vorgestellt! Ein Neues kam zur Religion dadurch hinzu. Und welche Aufgabe war den bildenden Künstlern in dem Schmuck dieser Tempel, in Giebelfeldern, in Metopen, Friesen, in den gleichsam zu Gaste geladenen anderen Göttern, in den Wandgemälden, im Schmuck der Altäre, Propyläen, Nebenhallen geboten! Dort jene Aegineten in München sind nur in und am Tempel der Athene

zu Aegina, an deren Fuß der Schutt sie barg, zu verstehen. An die Tempel schlossen sich heilige Bezirke, kleine tempelartige Bauten als Schatzkammern für die Darbringungen einzelner Staaten und Gemeinden, Hallen für die Festgenossen der einzelnen Staaten, heilige Straßen, heilige Haine, dann die Rennbahnen und Ringplätze sowie Theater an. Priester und Priesterinnen saßen in feierlicher Ruhe als gestiftete Steinbilder an der Feststraße, die Sieger im Spiele zu Ehre der Gottheit ehrt die Statue in Erz, doch zuerst nicht in Portraitdarstellung. Und so bieten noch heute die Geröllmassen der Bergabhänge, auf denen die Tempel sich befanden, so in Delphi, die oft um 20 Fuß erhöhten Aufschwemmungen der vernachlässigten Flüsse, das angeschwemmte Schlick der Meeresufer, wie bei Ephesos, die sichersten Fundstätten für Werke jener herrlichen Kunst der Blüthe Griechenlands. Allmählich, doch sparsam zunächst, und als hohe Ehre betrachtet, wird am Marktplatz der Stadt, an der Straßenecke, im Theater auch die Statue von Erz dem großen Staatsmann und Dichter errichtet.

Vergeblich würden wir uns aber in einem Hause Athens aus jener Zeit, in der Behausung eines Perikles etwa, nach herrlichen Kunstwerken, nach Marmor und Elfenbein, nach zierlichen Kunstschreinen, nach schönen Wandgemälden umsehen. Nichts von alledem, höchstens daß eine kleine Hauskapelle schöne Götterbilder zeigt, daß ein werthgehaltenes Trinkgefäß, hie und da von Silber, sich findet. Sonst ist es allein das Thongeschirr, ist es das Bronzegeräth, welches feine Form und feine ideale Bezüge trägt. Gehen wir aber hinaus in die Gräberstraße vor dem heiligen Thore, oder an irgend eine der großen Straßen, die von Athen ausgehen, da schmücken die Gräber feine Grabreliefs, leicht bemalt mit edlen Scenen des Familienlebens, der Lebensfreude oder des Abschieds; hie und da wohl auch eine ruhende Löwin oder sonst ein bedeutsames Thier.

Und wie einfach ist die enge, schöne Behausung der Todten, auch hier immer zierliche korinthische Thongeschirre, kleine Schmucksachen, dem Todten beigegeben; aber wir gehen weiter auf der Straße, wir ruhen an manchem zierlichen Sitz in Felsen, wir lesen die sinnreichen Sprüche an den steinernen Exedren, an den Wegweisern; dort lockt uns ein kühler, prächtiger Quell, auch selbst unter dem Schutze eines kleinen Säulendaches, und einfache Reliefs beweisen den Dank an Nymphen und Pan für die freundliche Gabe. Doch hinab zu dem Hafen, wo bereits große Werke im Bau begriffen als Magazine und Schiffswerften, wo ein Markt mit neuer Einrichtung, mit Hallen umgeben, gebaut wird. Im Treiben der mit Fremden aus Phönizien, Aegypten, Asien und Italien stark gemischten Bevölkerung achten wir auf jenes bauchige Kauffartheischiff oder diese

schlanke Galeere; diese hat Thongeschirre geladen, prächtige Mischkrüge, hohe Amphoren für das Wasser, Eingußgefäße, viel leichte Schalen, zierliche Salbgefäße, jene edle Bronzegeräthe, Tische und Stühle, herrliche ächt attische Schilde, Helme und Panzer oder auch feine gefärbte Gewebe, ja fertige Kleider. Und an den scharfgeprägten attischen Eulen, den hochgeschätzten Silbermünzen fehlt es nicht dort bei jenem Kaufmann, der Getreideeinkäufe im Asow macht. Wohin sind diese Schiffe bestimmt? Wir werden weit suchen müssen, um ihre Schätze heutzutage wiederzufinden: dort die weiten Nekropolen Etruriens, in Caere und Vulci, in Clusium und Veji, oder im Golf von Neapel, oder jene hohen Grabhügel von Pantikapäon oder Kertsch, die scherbenbedeckten Felder bei Olbia am Bug oder die Felsengräber von Kyrene, sie haben uns die tausende attischer Thongefäße und Geräthe wohl erhalten, die jetzt in Berlin, Petersburg, London und Rom berühmte Sammlungen bilden. Ja wir wissen, phönizische Schiffer führten diese attische Waare an den Golf von Persien, in das ferne Kerne, und am Indus liegen noch heute die Scherben griechischer Gefäße. Die griechische Münze aus Athen, aus Milet oder Olbia wandert nach Norden dem Bernsteinland entgegen und im Posenschen oder selbst in Schweden sie zu finden darf uns nicht wundern. Noch wagte es der merkantile Geist nicht, auf Vorrath Götterstatuen in edlem Metall, in Elfenbein oder Stein zu arbeiten und ganze Schiffsladungen hinauszusenden, um von Stadt zu Stadt für den Bedarf alter und neuer Tempel sie zu verkaufen, wie dies später nicht ungewöhnlich war; nein, noch berufen die Städte und religiösen Corporationen die Künstler und ihre Gesellen zu sich, sie bringen dann den einheimischen Marmor, einheimische Erzmischung mit, bauen sich dort ihre Bauhütte, ja sie erhalten wohl dann für ihre Familie das Amt dauernder Fürsorge für das gefeierte Werk.

Die Zeit Alexander's des Großen fußt bereits auf einer großen Aenderung des ganzen Kunstbetriebes und Kunstgeschmackes und leitet eine Periode ein der größten Ausbreitung und der massenhaftesten Produktion, wie sie schwerlich die Welt wieder gesehen. Alkibiades war der Erste in Athen gewesen, der die Hauptzimmer seiner Wohnung malerisch ausschmücken ließ; in rascher Entwickelung fand die Kunst Eingang in das Privatleben. Wände, Decke, bald auch der Fußboden erhielten zierlichen Schmuck in Farben, Marmorwürfeln, Vergoldung und Tafelwerk. Ein Demosthenes klagt schon darüber, daß man in seiner Zeit prächtige Häuser baue und sie reich ausschmücke, aber kein Geld zu den nöthigsten Staatsbauten habe. Tafelgemälde wurden bereits um ungeheure Preise erkauft, um die Paläste griechischer oder gräcisirter Fürsten zu schmücken; ja man fängt an, eigentliche Kunsthallen in den Staaten wie Sikyon anzulegen. Als Wunder der

Kunst thürmte Mausolos seinen Grabtempel mit einer Pyramide, und eine große Kolonie attischer Künstler meißelte die Fülle jener Marmorwerke für denselben, die jetzt hinter Brettern im brittischen Museum ihrer neuen Aufstellung harren. Und die Ehre der Statue ward nun in rascher Folge kühnen Feldherren, redseligen Demagogen zu Theil. Daß man in Athen an einem Tage funfzehnhundert Statuen eines Demetrios von Phaleron umstürzen könnte, welche massenhafte Produktion setzt dies voraus! So kam es, daß man in Athen vom Dipylon in einer Straße zur Rechten und Linken von den Bronzestatuen berühmter Männer und Frauen begleitet ward, daß der Markt immer reicher von herrlichen mit Gemälden geschmückten Marmorhallen umgeben ward. — Was in der macedonischen Residenz, Pella und Dion, unter Philipp bereits begonnen, das erhielt nun eine ganz andere Ausdehnung unter Alexander. Was für einen Anblick gewährte es wohl in Dion, als in Erz gegossen die Helden der Schlacht am Granikos, vierundzwanzig Reiter, neun zu Fuß, Alexander unter ihnen, von einem Lysippos aufgestellt wurden! Und wo Alexander seinen siegenden Fuß hinsetzt, am Oxus und Jaxartes, den Strömen von Turkestan, am Hindukusch-gebirge, an den Nebenflüssen des Indus, in Herat und Sedschestan und wieder bei Babylon blühen griechische Städte auf, wandert die griechische Kunst hin und haben wir heute noch, begraben unter Schutt, eingemauert in elende Hütten, oder auch eingemeißelt in unverwüstlichen, natürlichen Fels, Zeugnisse antiker Kunst zu suchen. Welchen Kunstbetrieb setzt allein Alexandrien mit seinen Palästen, Tempeln, Museen voraus, welchen die Säulenhallen von Antiochia, die Paläste von Seleucia und Tyrus! Noch sind die Kunstwerkstätten Athens, Korinths, Sikyons nicht im Verfall, auf Rhodos, in Pergamos, in Ephesos, Kyzikos blühen neue auf. Noch entführt man nicht gewaltsam die Schätze der griechischen Heimath, nein Ptolemäer und Pergamener wetteifern, Athen zu schmücken, dort sich durch Statuen ehren zu lassen. In märchenhafter Verschwendung werden Statuen, Gruppen, Reliefs, kostbare Tafelgemälde, grossartige Dekorationen, riesige Teppiche verwendet, einen Festzug zu Dionysos oder Adonis Ehren in Aegypten oder ein Fest eines Antiochos Epiphanes zu verherrlichen. Riesige Wagen, herrliche Gondeln, gewaltige Zelte, Gebände von Scheiterhaufen werden mit Gold und Elfenbein, Marmor und Bronze dekorirt. In die neuen griechischen Heiligthümer wie zu Daphne bei Antiochia ziehen Copien, an Glanz und Größe mit den Originalen zu Olympia, Delphi, Athen wetteifernd, ein. Und in immer neuen Modifikationen variirt man die einmal gefundenen Ideale, sie den neuen stadtschützenden Genien, den gräcisirten Barbarengöttern, den neuen Heroen anzupassen. Auf Triumphbogen, auf Säulen, auf Kuppeln stellt man die riesigen Bildwerke.

Es ist die Zeit der Kunstschwärmerei, des Kunsthandels und des Virtuosenthums. Jener schmachtende Jüngling an den Pforten des Venustempels in Knidos, dieser verliebte Ritter vor den Thespiaden des Praxiteles, diese Züge kunstsinniger Reisender ebendahin oder nach Thespiä zu Eros, jene Werke erschütternder Tragik, wie ein Laokoon, ein farnesischer Stier, daneben jene idyllischen Berghöhen des letzteren, oder die gemeißelten Flußufer an einem Nilgott mit all der Thierwelt und dem Schiffverkehr, sie gehen alle aus einer Geistesrichtung übereinstimmend mit der ganzen Poesie schildernder pointirter Epigramme hervor. Den Gipfel, aber auch den Schluß dieses Kunstschwelgens im Orient bildet das Leben eines Antonius und Cleopatra, die selbst wohl als Bacchus und Ariadne in die Städte wie Ephesus und Tarsos einzogen. Ein Römer war es übrigens, Antonius, der dabei den ungescheuten Muth plündernden Kunstraubes an Tempeln und Staatsgebäuden bewies, um alles in Alexandria zu concentriren.

Aber bereits hatte an die Prachtpforten der griechischen Tempel und Kunsthallen in der Heimath der Mangel, die Verarmung, der bittere innere Hader, der nordische, goldgierige Barbar geklopft. Die Schätze von Delphi, besonders was an Gold und Silber einschmelzbar war, hatten schon einmal die phokischen Nachbarn im letzten heiligen Krieg geplündert, später haben die Aetoler in Dodona und Dion furchtbar gehaust und zur Rache König Philipp II. von Macedonien in Thermon im Heiligthum allein 2000 Statuen umgestürzt. Bald rückten die gallischen Horden unter einem Brennus durch die Thermopylen und das Wunder, das Delphi rettete, konnte doch die bereits geschehene Verwüstung nicht gut machen; im heiligen Teiche zu Toulouse wurden Massen des griechischen Goldes geborgen. Der lange Vertilgungskampf der Gallier in Kleinasien begrub viel des Herrlichen, doch immer neu wuchs der unverwüstliche Olivenstamm griechischer Kunst empor. Die Gallier selbst wurden zum Kunstobjekt und prangten als solche in Pergamos, Athen und Rom. Als sterbender Fechter, als Arria und Paetus sind solche Gallierscenen seit lange berühmt, auch der dienende, kummervolle und doch gehorsame Barbar, der das Messer zur Verstümmelung des Marsyas schleift, ist der Anschauung gallischer Nationalität entnommen. Ich sagte, Verarmung, Geldnoth, Schulden wiesen bedenklich auf die Kunstwerke als verwerthbares Kapital hin. So verkaufte ein Aratos Theile der Gemäldegalerie zu Sikyon um hohen Preis an die Ptolemäer, Knidos wies das Anerbieten des Königs von Bithynien, seine ganze Staatsschuld zu tilgen gegen die einzige Statue der Venus kunstsinnig und doch auch klug ab. Die eigene Produktion erlahmt auf griechischem Boden selbst und für einen Zeitraum von 120 Jahren wird von Plinius von einem Ruhen der Kunst gesprochen. Jetzt kam die Zeit,

wo man nicht mit Unrecht behaupten konnte, daß es in Griechenland mehr Statuen als Menschen gäbe.

Der Schwerpunkt der Weltgeschichte wendet sich mit dem dritten Jahrhundert allmälig nach Westen, und im Westen mit dem Ende des zweiten punischen Krieges nach Rom. Auch die Kunst hat in vollem Maße diese Wanderung bestehen müssen und Italien ist das gewaltige Reservoir geworden, in das die alte Welt ihre reichsten Schätze niedergelegt hat, der merkwürdige Schmelztiegel, möchte ich sagen, in den alle nationale Cultur, alle feineren Nüancirungen des hellenischen Kunstgeistes eingetaucht und umgeprägt wurden durch die mächtige Wucht des römischen Stempels; hier in Italien ist der Begriff antiker Kunst im funfzehnten Jahrhundert geboren worden und hat bis vor einem Jahrhundert, ja noch viel länger, für viele noch bis heute, sich mit den Anschauungen der Kunstwelt römischen Bodens großgenährt. Wir mögen es tadeln und beklagen, daß die modernen Nationen lange nur Poesie und Kunst der Antike durch die Brille des Römerthums gesehen; der Weg der antiken Cultur zu uns über Rom ist eine weltgeschichtliche Thatsache, und daß die Römer Eigenschaften unverächtlicher Art auch für ein Kunstleben besaßen, Sinn für Größe, für Bedeutsamkeit, für das Bleibende, Monumentale, endlich Sinn für das Charakteristische, wer mag es läugnen! aber ebenso sicher ist, daß ihnen jene unmittelbare Freude an dem Schönen, jener innerliche Drang, Schönes um sich zu schaffen, jene feine Auffassung der Naturformen, jene wahre Idealität immer gefehlt haben.

Italien hatte bereits ein reiches griechisches Kunstleben an seinen südlichen Küsten und in Sicilien gesehen, noch heute zeugt eine Reihe großartiger schöner Tempel von Pästum bis Selinunt dafür, es hatte einst griechische Städte, griechische Künstler selbst groß gezogen, Beweis ist die Fülle feiner Werke des griechischen Meißels, die der Boden Campaniens zu Tage gefördert. Es hatte weiter nach dem mittleren und nördlichen Italien massenhaft griechische Werke, zunächst der Kunstindustrie importirt nach Etrurien, die Industrie belebt, aber doch die Kunstformen dabei luxuriöser und geistloser gestaltet; doch daneben walteten seit dem dritten und vierten Jahrhundert mächtige italische Bergvölker, das Griechische Schritt für Schritt verdrängend. Die gallische Invasion hatte obendrein einen mächtigen Rückschlag früherer Bildung hervorgerufen. Die Stadt am Tiber war eine Stadt wehrhafter Bauern, von scharf ausgeprägtem Widerwillen zunächst gegen das Importirte, das Hellenische erfüllt. Aus den eroberten Städten entführte man Götterbilder aus Thon und Erz aus religiösen Gründen, die Schutzgötter derselben an sich zu ketten. Fremde führten in Rom an Bild und Bauwerk aus, was bedeutsam war.

Die Einnahme von Syrakus durch Claudius Marcellus, 212 v. Chr., von Tarent durch Fabius Maximus Cunctator, 209 v. Chr., eröffneten jene lange Reihe von stolzen Waffenthaten, von prächtigen Römertriumphen über das unterliegende Hellenenthum. Hinüber schritten die Römer über die Adria, Aetolien, Macedonien, Achaia, Sparta niederzutreten, in Ambrakia in Dion, endlich in Korinth im Jahr 146 v. Chr. fiel eine unermeßliche Beute an Kunstschätzen dem Sieger zu. Noch läßt wohl Fabius die Kolosse erzürnter Götter den wehrlosen Tarentinern, aber der prächtige, sitzende Herkuleskoloß von Lysippos, ein Vorbild des sogenannten vatikanischen Torso, wandert nach Rom vor das Capitol, wandert weiter nach Byzanz, um dort im dreizehnten Jahrhundert von Kreuzfahrern eingeschmolzen zu werden. Noch stehlen und rauben Feldherren, Offiziere und Soldaten nicht für sich in kunstsinniger Habgier, nein es ist der Stolz des Triumphators, der auf langen Wagenreihen die herrlichsten Marmor-, Bronze-, Gold- und Silberarbeiten, ganze Gemäldereihen die via triumphalis zum Capitol führt, der dann die griechischen Kunstwerke in Tempel nicht allein Roms, sondern auch der Bundesgenossen, ja sogar außerhalb Italiens stiftet, der endlich an jener Triumphalstraße eine Reihe prächtiger Tempelräume und Schatzhäuser anlegt, dort die kostbare Beute aufzustellen. Man stellt dabei griechische Maler wohl an, mit raschem Pinsel dem Volke die Kriegsthaten selbst, die Schlachtenbilder vorzuführen. In dem einzigen Triumphe des Aemilius Paulus über Macedonien befanden sich 500, sage fünfhundert, Wagen voll Statuen und Bilder. Die Beamten des Staates borgen nun wohl für die von ihnen gegebenen Feste werthvolle Kunstwerke zusammen, und Cicero behauptete wenigstens, daß sie treulich an ihren Bestimmungsort zurückgekehrt seien.

Mummius war der letzte schlichte römische Soldat von altem Schrot und Korn. Ihn kümmerten die edlen Namen der griechischen Künstler nicht, er war nicht bedenklich in der Taufe der griechischen, nach Rom entführten Statuen. Daß seine Soldaten auf einem Gemälde des Aristides Würfel spielten, war ihm einerlei; erst als in der großen Auktion der Beute König Attalus für ein anderes Gemälde desselben 100 Talente (160,000 Thlr.) gab, zwang er ihn, dasselbe zurückzugeben, nicht aber um es zu behalten, sondern um es in einen Tempel der Ceres in Rom zu stiften. Mit Sulla's asiatischen Zügen, mit dem mithridatischen Krieg ändert sich das Verhältniß. Da fing selbst der Feldherr und die römischen Soldaten an, zu zechen, zu buhlen, Statuen, Gefäße, Gemälde zu bewundern, privatim und öffentlich zu rauben. Athen, das bis dahin sehr vom Schicksal geschont, mußte mit großem Verluste an Kunstwerken seine Parteinahme für Mithridates zahlen. Jetzt sah man es auf kostbare Teppiche,

auf die Wunder geschnittener Edelsteine, auf jene Meisterwerke der Ciselir- und Goldschmiedekunst ab.

Und im Frieden setzten die römischen Proprätoren in den neuer-oberten Provinzen, bald auch in den altbefreundeten, dies Werk des Kunst-raubes fort. In dem berühmten Prozesse der Sicilianer gegen Verres, der das gewaltige Schwungbrett für Cicero's Ruhm als Redner und Sach-walter war, bildet der Kunstraub des Mannes in Kleinasien, in Griechen-land, vor allem in Sicilien eines der interessantesten und erstaunlichsten Kapitel. Hier sehen wir die fast zum Wahnsinn gewordene Kunstlieb-haberei bei dem Mangel wahrhaften Kunstsinnes, hier die ganze Charakter-losigkeit der dem Herrn überlegenen griechischen Künstler, seiner Helfers-helfer, hier die wahrhaft ergreifende Anhänglichkeit, das Verwachsensein der griechischen Bevölkerung mit ihrem Besitz, mit ihren theuren Götter-bildern, den Bildern ihrer Dichter und Helden, hier die unerhörte brutale Gewalt bei formalem Scheinrecht auf Seite der römischen Beamten. Und wohin gingen diese Schiffsladungen mit Kunstschätzen aller Art aus dem Hafen Messinas? Nach Rom in das Privathaus des Mannes, in seinen Garten, in seine Villen, in die Häuser seiner aristokratischen guten Freunde mit den glänzenden Namen der Metellen oder Scipionen.

Wahrlich die Kunst hatte es nicht zu beklagen, als Octavianus Augustus als Princeps, als bleibender Imperator, die Leitung des riesi-gen, von Stürmen der Parteileidenschaft hin und her getriebenen römischen Staatsschiffes übernahm. Es wurde besser mit der Verwaltung des ge-waltigen Erbes an Kunstschätzen, das Rom in Griechenland, in Aegypten, in Syrien, in der ganzen griechischen Welt angetreten. Viele Werke kehr-ten auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers aus Alexandrien, aus Rom in ihre Heimath zurück, andere wurden in geordnetem Verfahren den Städten als Buße abgenommen, andere bezahlt, wenigstens ersetzt durch gute Copien. Der berühmte Eros von Thespiae ist zweimal nach Rom, einmal wenig-stens wieder zurückgewandert. Freilich erklärte ein Caligula, das Schöne dürfe nur am schönsten Ort der Welt sich befinden und dieser Ort sei Rom, und verfuhr demnach bei der Plünderung der griechischen Tempel. Es folgte die Zeit des Kunstenthusiasten und blutig tragischen Schwärmers Nero; unter ihm durchzogen seine griechischen Diener, besonders Akratos der Freigelassene, Griechenland und Kleinasien; es heißt, fast kein Dorf, das irgend ein werthvolles Werk besaß, sei seinem Besuche entgangen, aber es wurden dadurch auch versteckte, wahre Schätze der Kunst dem Anblick, der Oeffentlichkeit zurückgegeben. Nur aus Delphi, dem Sitze Apollo's, das ein Nero so reich ehrte, wanderten allein 500 Statuen nach Rom, und doch, liest man die Beschreibung des Pausanias ein

Jahrhundert später, so staunt man, was alles noch in Delphi zu sehen war.

Wohl sind es die Kaiserpaläste auf dem Palatin, deren Trümmer eben jetzt durch des jüngsten Imperators Fürsorge ihre unverwüstliche Pracht der Gemächer, Säulenhöfe und Gänge entfalten, wohl jenes goldene Haus des Nero mit seinen riesigen Parks, Bassins u. s. w., wohin die erlesenen Werke wandern, aber schon ist das eifersüchtige Interesse des Volkes an den fremden, von ihm einmal gestifteten Werken so rege, daß Tiberius durch das ungestüme lärmende Verlangen im Theater gezwungen ward, seine Lieblingsstatue, den Athleten Lysipps, aus seinem Privatzimmer zurück vor die Bäder des Agrippa zu versetzen, und seit Augustus, der für eine Stadt von Lehmsteinen eine Marmorstadt zurückgelassen, seit Nero's neuem Stadtplan füllen sich in Rom Straßen und Plätze, die prächtigen Kaisermärkte und Theater, Cirken und Amphitheater, vor allem die Thermen, diese großen Conversationshäuser der Kaiserzeit, mit werthvollen weithergeholten oder neugeschaffenen Kunstwerken. „Aus versteckten Orten in die Oeffentlichkeit der Thermen übertragen," so lautet manche Unterschrift einer Statue, und welche großartigen Gesichtspunkte über Kunst und öffentliches Leben ein Marcus Vipsanius Agrippa, diese rechte Hand des Augustus, verfolgte, davon zeugte seine treffliche Rede mit dem Verlangen, die Kunstwerke alle zu Staatsgut zu erklären, sie aus dem Exil der Villen zu befreien. Noch heute erregen die nackten Riesenmauern, die gewaltigen Gewölbe, die großen Säle der Thermen unser gerechtes Erstaunen. Vergessen wir nicht, daß in ihnen uns ein Laokoon, ein farnesischer Stier, der Herkules Farnese und das Beste ganzer Sammlungen erhalten ward, aber wir müssen auch mit den römischen Cavatori weithin die Campagna durchstreifen, an die Albaner- und Sabinergebirge emporsteigen, an das verödete Meeresufer uns wagen, um dort die Fundstätten jener Landsitze der kaiserlichen Familie oder ihrer Freunde zu entdecken. Einst hatte Nero, dort bei Nettuno, dem alten Antium, seinen Lieblingsaufenthalt; daß in dem Hafen daselbst der Apoll von Belvedere, der borghesische Fechter gefunden worden, wahre Meisterstücke der schwungvollen und doch so virtuosenhaften alexandrinischen Kunst, die einem Nero, dem Citharöden und dramatischen Künstler, besonders zusagen mochten, ist nicht zufällig zu nennen. Und was hat die eine Stunde im Umfang haltende Villa eines Hadrian bei Tivoli alles an Funden ergeben! Der Vatikan ist angefüllt damit; voll ausgeprägt sind in ihnen jene Restaurationsgedanken, jenes Zurückgreifen zu alterthümlichen Formen, ja zu den Incunabeln der Kunst, vor allem nach Aegypten, wie dieses in der ganzen Zeit und speciell im Kaiser Hadrian tief begründet lag. Alles was Winckelmann

von ägyptischer Kunst kannte, stammte zumeist aus dieser späten Zeit. Schon Augustus hatte in der Kunst mit strengem Sinn und wählerischem Geschmack ein besonderes Interesse für ältere griechische Werke gezeigt. Ein wohlberechtigtes Zurückgreifen zur hohen attischen Kunst ist in augusteischer Zeit in der Plastik so gut wie in der Poesie bemerkbar.

Ein ungeheurer Kunstbetrieb, meist doch griechischer Arbeiter, entfaltet sich in Rom nun selbst. Was an Marmormassen dahin alljährlich kam, das erweisen die antiken Marmorbekleidungen der heutigen Paläste und Kirchen, dies das unerschöpfliche, neuentdeckte Lager der Marmorata. Die griechischen Originalwerke werden nun wieder und wieder frei copirt als Ganzes und in einzelnen Gliedern. Neunzehntel aller Wiederholungen berühmter Statuen sind in und bei Rom gefunden. Ich erwähne allein die Niobe und ihre Kinder: das herrliche Urbild suchen wir uns im Abglanz geschickter und flüchtiger Copien zu reconstruiren. Der reiche Privatmann bestellt für sein Haus, seine Speisezimmer, seinen Säulenhof, seine Bibliothek, sein Grabmal, seinen Sarkophag die Copie in den großen, reichassortirten Werkstätten der Marmorarbeiter. Die Todtenstätte hat an Geltung, an Interesse gewaltig zugenommen und stundenweit ziehen sich Sculpturen, geschmückte Grabmäler, Tempel, Thürme, Pyramiden an der Via Appia und andern Straßen hin. Und was vereint sich an Kunst, die großen Familiengräber der kaiserlichen Familie, die des Augustus wie die des Hadrian, erst auszustatten!

Bedeutsame Wandlungen vollziehen sich dabei in der Benutzung edler griechischer Compositionen. Daß Kaiser und Kaiserinnen seit Augustus und Livia die Schmeichelei im göttlichen Kostüm zeigt, daß Livia als Ceres, Augustus als Jupiter oder Mars erscheint, ist bekannt; doch das verbreitet sich weiter. Damen in künstlichem Haaraufbau, mit Perrücken von germanischem Haar, lieben es wohl, als Venus Anadyomene aus dem Wasser zu steigen oder stolz im Schilde des Mars, als ihres Gemahles, sich zu bespiegeln. Man läßt an den Sarkophagreliefs mit einem Achill die schöne Pentesilea im Arm, mit Mars, der zur Rea Silvia schleicht, mit Luna, welche Endymion sich naht, einfach die Köpfe noch weg, um diese Idealgestalten dann auf Bestellung in einen reich gewordenen Freigelassenen und seine Ehehälfte zu verwandeln. Der Mythus wird rein Façon für ein ächt prosaisches Familienbild. Immer noch besser, wenn so der Römer Besitz ergreift vom griechischen Werke! Aber in den griechischen Städten wird es nun Sitte, zur Begrüßung eines auf der Durchreise begriffenen kaiserlichen Legaten, auch wohl schon Unterbeamten, rasch einem alten, würdigen, bärtigen Volksmann von der Agora den Kopf abzunehmen und einen glattrasirten Römer daraufzusetzen. Man nannte das: in andern Takt

umsetzen. Und wie manches Kaiserbild ist nach dem Tode gestürzt, wie manches hat einen andern Kopf bekommen! Der hundert Fuß hohe Riesenkoloß, den Nero einst dem Helios errichten ließ, und dessen Strahlenhaupt seine Züge gegeben wurden, wechselte bald das stolze Haupt und ward zum ächten Sonnengott, bis wieder Commodus sein Antlitz dort oben zu schauen begehrte.

Und wie stand denn die religiöse Empfindung zu dieser Kunstwelt Roms und der römischen Kaiserwelt? In doppeltem, ja in sich gegensätzlichem Verhältniß. Einestheils wurde in einer Zeit, wo die Spekulation längst in offenen Zwiespalt mit dem Volksglauben getreten, wo auch in die Massen zum Theil eine wesentlich glaubenslose Anschauung der Dinge, eine resignirte Unterwerfung unter das Schicksal, oder leichtsinnige Erfassung des Augenblicks gekommen war, in der unendlichen Fülle, ja Schönheit dieser Göttergebilde ein eigenthümliches Gegengewicht gegeben. Die Realität dieser Götter und Heroen schien eben doch unantastbar bei dem Anblick dieser Bilder. Ja, der Dämonenglaube, der Glaube einer Erfüllung dieser Werke von den göttlichen Mächten selbst, war in den Massen allgemein verbreitet. Aus so geistvoller Männer Mund, wie eines Dio Chrysostomus, hören wir, was ein Zeus Olympios immer noch auch religiös anregen konnte. Und andererseits führt gerade das unbefriedigte religiöse Bedürfniß von diesen scharf umgränzten, rein menschlichen Figuren vielfach zurück zu dem Formlosen, nur Andeutenden, ja oft rein Unverständlichen, wie orientalischer Glaube Aegyptens, Persiens und Babyloniens dessen in so reichem Maße darbot. Auch hier oft ein wunderliches Hervorsuchen älterer Incunabeln der Kunst oder Nachäffen derselben. Ein Gefühl der übersättigten Leere, der alternden Freude verbreitet sich durch das römische Volk, ein Gefühl der Unruhe über den Bestand dieser Herrlichkeit, die immer noch auf frische, empfängliche Gemüther ihres Eindruckes nicht verfehlte, wie auf jenen Germanenhäuptling, der sich freute zu erleben, daß man in Rom auch sterben könne.

Schon sind zwei gewaltige Mächte im Innern und Aeußern thätig, die diese Welt der Kunst in Trümmer schlagen sollten, um darauf eine neue sittliche und religiöse Lebensordnung, auch eine neue Kunst langsam zu gründen: das Christenthum und der Germanismus der nordischen vordringenden Volksstämme. Es ist, als wenn unmittelbar vor dem Untergang die Wanderlust des Schwerkranken die antike Kunst ergriffen hätte. Dort am Bosporus, am Ende des zweiten Jahrhunderts, hatten sich die byzantinischen Bürger im Verzweiflungskampf zwischen Septimius Severus und Pescennius Niger mit Statuen aus Tempeln, Rennbahnen, Theatern von den Mauern herab vertheidigt. Das neue Byzanz wird nun zum neuen

Rom durch Constantin. Und ungeheure Mittel werden angewendet, um in herrlicher Lage diesen Namen auch wahr zu machen. Es ist erstaunlich, was nun nach Constantinopel gebracht wird an Säulen, Obelisken, herrlichen Statuen! Alle asiatisch-griechischen Städte, Ephesus, Ikonium, Antiochia, Rhodos, Kreta, Athen, Olympia und vor allem Rom müssen dazu steuern. Man hält genau Buch über all' das Zugebrachte. Welche Prachtwerke von Erz der Zeuxippos, das herrliche Gymnasium und Bad enthielt, hat uns ein fleißiger Dichter in homerischen Versen geschildert. Die Rennbahn, der Senatspalast, das Kaiserhaus, das Augusteum, die Fülle der Paläste, Bäder, Theater, sie sammeln einen neuen Götter- und Heroenhimmel um sich in dem Augenblick, wo die Tempel geschlossen werden und das Christenthum Staatsreligion wird. Aus dem Tempel von Delphi wandert die ehrwürdige achthundertjährige Schlangensäule dahin, mit den Namen der bei Platää einst vereint kämpfenden griechischen Staaten versehen, die den goldenen Dreifuß trug; dieser ist längst verschwunden, die Schlangensäule haben französische Truppen im Krimkriege blosgelegt. Aus Olympia, aus Athen sollen die herrlichen Werke des Phidias noch ausgezogen sein, die das westliche Rom bis dahin unberührt gelassen. Und immer neue Werke von Erz und Marmor schließen sich zur Nachahmung der alten an: Tänzerinnen und Wagenlenker, Kaiserinnen und Hofbeamte ehrt man neben Göttern und Heroen durch Statuen. Byzanz wird selbst noch einmal Fundort der reichsten Art werden trotz der plündernden Kreuzfahrer und der Türken. Man setzt eigene Beamte ein, die Kunstwerke zu ordnen, zu erhalten, zu schützen: man glaubte, die Kunst retten und erhalten zu können, nachdem ihr Inhalt geschwunden, ja in scharfe Opposition mit den Ueberzeugungen der Masse, mit dem durch blutige Martyrien gesteigerten Eifer der Verkünder einer neuen Heilsbotschaft getreten war, seitdem in der Wüsteneinsamkeit Aegyptens und Nordarabiens eine rücksichtslose Ascetik an die Spitze des Christenthums sich stellte.

Es ist nicht meine Aufgabe, auch nur ein beschränktes Bild aus dem merkwürdigen Weltkampf der antiken Bildung und des Christenthums zu geben. Man überschätzt leicht die direkt vernichtende Macht dieses Kampfes für die Zertrümmerung antiker Kunstwerke. Ja es hat gewaltsame Zerstörungen berühmter Heiligthümer gegeben, so geschah es mit dem Serapeum zu Alexandrien, dem Marneion zu Gaza, dem Venustempel zu Aphrodisias; ja es sind furchtbare Mittel angewendet, die Anhänger des alten Glaubens von der Nichtigkeit ihrer Götter, ihrer Bildung zu überzeugen. Man hat mit den zertrümmerten Götterstatuen Straßen zu den Kirchen gepflastert, man hat zur Sophienkirche von allen Seiten die herrlichsten Säulen der Tempel zusammengesucht, man hat wohl auch auf dem Lande Tausende

von Götterbildern umgestürzt. Es kann sein, daß die herrliche capitolinische Venus, die man wohlverwahrt in einem Brunnen fand, dahin vor christlichen Eiferern geborgen ward. Massenhaft werden die Tempel in christliche Kirchen umgewandelt: der Parthenon in eine Kirche der heiligen Theotokos, der Theseustempel in eine Kirche des ritterlichen Georg, der Tempel der Juno Lucina in Maria Maggiore, das Pantheon in die Kirche Ogni santi. Ja man hat sehr naiv Heroenbilder in Heilige verwandelt. Ein Epigramm besagt: „Der Sohn des Zeus, der sieggekrönte Herkules bin ich, nicht Lucius, doch sie zwangen mich.“ Jedoch noch vielmehr wirkt die langsam sich vollziehende totale Umgestaltung des Interesses und der Anschauungen. Ein gewisser Hemerius interessirt sich für die Zeit und die Statuen des Cynegion in Constantinopel, er liest die Inschriften dieser Statuen, da neigt sich eine derselben und erschlägt ihn. Dies benutzt der fromme Erzähler zur ernsten Mahnung, nicht solche dämonische Sachen zu lesen. Das achte Jahrhundert, die Zeit des Bilderstreites, ist eben die Zeit einbrechenden Hasses gegen solche Schauwerke, der Repräsentant dieses Hasses Leo Isaurus (718—741). Da schmolz man prachtvolle Goldkolosse um zu neuen byzantinischen Statuen, aber vor allem auch zu byzantinischen Denaren.

Als die zweite zerstörende Macht nannte ich das Vordringen der germanischen Völker. Auch hier ist die Gewaltsamkeit der Kämpfe, das jahrhundertlange Hin- und Herwogen andringender, zurückgeworfener, vernichteter Volksstämme nicht das Allerwichtigste, vielmehr auch hier die gesammte andere Anschauung der Dinge, die sich mit ihnen Bahn bricht. Aber erinnern wollen wir doch daran, was Rom in jenem Jahre 455 allein gelitten, als Geiserich und die Vandalen zu Schiff von Afrika kamen, und wochenlang Rom plünderten. Welche Schätze an edeln Metallen sind damals weggenommen und im Meere versenkt oder in Afrika verschleudert worden! Erinnern wollen wir daran, daß im Jahre 537 der hartnäckige Kampf zwischen Belisar und den Ostgothen unter Witiges um die Engelsburg, das Grabmal Hadrian's, geführt wurde, daß die dreißigtausend Gothen, die die Gräben und Umgebung bedeckten, zu einem guten Theil durch Statuen erschlagen sind, die man von oben herabstürzte. Den schlafenden Satyr, dort in München, fand man in dem Graben der Burg; auch er hat als gewaltige Schutzwaffe gegen Germanen gedient.

Wir schreiten um sieben Jahrhunderte weiter fort: der Höhepunkt des Mittelalters ist unter einem Innocenz III. und Friedrich II., dem großen Hohenstaufen, erreicht. Eine neue politische und religiöse Lebensordnung und Lebensanschauung hat sich herausgestaltet aus dem wunderbaren Chaos, das die antike Welt verschlungen; wohl reichen Fäden

hinüber aus der Zeit des geistlich-weltlichen Universalstaates, aus den Kreisen des Ritterthums und Mönchthums, aus der heiteren Wissenschaft der Troubadoure und des Minnesangs wie der breiten epischen Liederform, aus dem Studienkreise der ersten Hochschulen Italiens und Frankreichs in das Alterthum zu einem Octavian, zu einem Cäsar, Alexander und Paris, zu dem Zauberer Virgilius, zu Ovids Liebesgeschichten, zu Aristoteles Weisheit und zu den Sprüchen der Sibylla, aber diese Fäden sind gesponnen aus der biblischen Erzählung, aus byzantinischen, orientalischen oder spätrömischen Traditionen, aus den farbigen, schillernden Stoffen der kirchlichen Legende. Im eigentlichsten Sinne des Wortes hat sich der Schutt der Jahrhunderte über die antike Kunstwelt gelagert, hier und da ragen unverstandene Trümmer gespensterhaft daraus empor, umrankt vom Grün neuer Sagengebilde oder in beneidenswerther Naivetät für die Bedürfnisse einer anderen Zeit eingerichtet. Die Kirche, die gewaltige Zerstörerin der heidnischen Kunstwelt, hat nun in ihrer Weise das Amt des Bewahrens und Schützens übernommen und die dämonischen Mächte, die lauernd hinter der antiken Schönheit wachten, mit ihrem Segen und ihren Zauberformeln gebannt. In Amphitheater, Theater, Grabmäler, Thore, Bazars und Gerichtshallen haben Ritter und Herren, Mönche und Bürger sich eingenistet nach ihrer Weise; so ragt der mittelalterliche Thurm des Herzogs von Athen aus den Propyläen empor, so schloß sich an das Grab der Cäcilia Metella die mittelalterliche Burg, die alte Verkehrsstraße, die Via Appia, mit Zehnten und Zöllen zu belegen, so setzten sich die Savelli in das Theater des Marcellus, so baute sich in die Porta nigra zu Trier die Kirche des Symeon ein, so wurden die Stadtmauern von Rheims von Bischof Adalbert II. gegen die Mitte des zwölften Jahrhunderts mit den Quadern und Prachtgesimsen römischer Tempel erneuert. An den Kirchenmauern nach Außen und Innen der griechischen Ortschaften wie der rheinischen Dörfer muß man nach Inschriften und Bildwerken des Alterthums suchen. Die Sitze der Priester eines Bacchus, einer Ceres sind zu Bischofsstühlen umgewandelt, antike Sarkophage und Badewannen zu Altären, Taufsteinen, antike Prachtamphoren zu Weihwasserbecken, die Füße antiker Marmortische zu Opferstöcken, antike Toilettenkasten zu Monstranzbehältern, antike Consulardiptychen zu Evangeliendeckeln, antike geschnittene Steine wurden in Massen an Reliquiarien verwendet, antike Onyxgefäße schlossen das Blut der Märtyrer ein, antike Teppiche erhalten sich in den Geräthkammern der Klöster. Und selbst da, wo keine sichtbare Zeichen des Alterthums über der Erde sich erheben, ward doch die Lokalität selbst antiker Heiligthümer an unzähligen Stellen festgehalten durch kirchliche Neugründungen, ebenso wie

antike Namen in wunderlicher Umgestaltung an diesen Plätzen haften bleiben.

Ein eigener Kreis volksthümlicher Erzählungen hatte sich um die Monumente gebildet, und dem nordischen Pilger, welcher nach Rom an den Schwellen der Apostel zu beten und die Märtyrerstätten der Reihe nach zu besuchen kam oder selbst zum heiligen Grabe zog, wurden diese durch mittelalterliche Ciceroni in gewisser Ordnung mitgetheilt. In Constantinopel erhielt sich dabei immer noch eine gewisse, wissenschaftliche Tradition, ja selbst Gelehrsamkeit, aber sie hatte doch nicht hindern können, daß das Volk in dem auf dem Pegasus sich erhebenden Bellerophon, einer großartigen Reiterstatue, die aus Antiochien verpflanzt war, nun sicher den Josua sah, der der Sonne Stillstand gebot, und daß man daselbst aller Orten vergrabene Zauberzeichen des weisen Apollonius von Tyana fand. In Athen gab es überall nur Ueberreste der Schulstätten der Philosophen und Gelehrten. In Rom spielte Virgil auch monumental seine merkwürdige Vermittlerrolle mit dem Alterthum. Daß dem Augustus auf der Burg des Capitol, auf Ara coeli, von der Sibylla die Jungfrau Maria mit dem Kinde auf dem Halbmond gezeigt war, stand ebenso fest, wie die Erzählung von den Statuen aller Provinzen des römischen Reiches, mit Glöckchen am Hals, die sofort jeden Aufstand, jede von Außen drohende Gefahr dem Staatsoberhaupt verkündeten. Die gewaltigen Rossebändiger von Monte Cavallo, durch die Inschrift als Werk des Phidias und Praxiteles bezeichnet, waren die Weltweisen Phidia und Praxiteles geworden, durch ihre Nacktheit bezeichnend, daß alle weltliche Wissenschaft nackt und offen vorliege. Mit einer Isisstatue hatte das Volk als Donna Lucrezia sich befreundet, eine antike Brunnenmaske war zur Bocca di Verità geworden und damit einer Art Gottesgericht, der gewaltige Flußgott am Fuße des Capitol war ein Marforio und antwortete den spottenden Fragen des Pasquino, d. h. der Gruppe von Ajax mit Achill's Leiche. Und das Colosseum war der Colossus, an dessen Dauer die von Rom, weiter die Dauer der Welt geknüpft war.

Wie ein vorübergehender, heller, blendender Lichtstrahl in eine Welt zauberischer Dämmerung, traf der klare Blick und das weltliche Culturinteresse Friedrich's II. und seines Kanzlers Pierre de la Vigne die antike, vergessene, gleichsam verzauberte Kunstwelt. In Capua fing man an eine Sammlung von Antiken zu bilden, in Verona gab die Stadt eine Summe zur Herstellung des Amphitheaters und im Battistero zu Pisa arbeitete zum ersten Male mit Bewußtsein ein mittelalterlicher Bildhauer, Niccolò Pisano, Scenen aus der Geschichte der Maria und Kindheit Christi nach antiken Vorbildern.

Ueber hundert Jahre später rief der Traum der Erneuerung des republikanischen Roms in Cola di Rienzi, diesem Vorläufer der Renaissance, auch das Interesse für die Porträts römischer Helden und Staatsmänner wach, und Petrarca sammelte bereits eifrig Münzen als kostbare Zeugnisse der römischen Größe. Es war die Kleinkunst überhaupt in Münzen und geschnittenen Steinen, welche zuerst wieder das Interesse und den Sammeleifer des einzelnen gelehrten Privatmannes weckte. Viel tiefer greifend war es, als einem Florentiner jungen Architekten, dem Filippo Brunelleschi, im Jahre 1407, in den Trümmern des damals wie nie verödeten Roms, die er als ein Sonderling durchstreifte, aus den kühnen Gewölben des sogenannten Friedenstempels, oder richtiger der Basilica des Constantin wie der Thermen der Antonine und aus der Kuppel des Pantheon auf einmal ein System einfacher, halbrunder Gewölb- und riesiger Kuppelconstruktionen klar ward, das er nun auf die Riesenaufgabe der Kuppel zu St. Maria del Fiore anwendete. Ein Francesco Squarcione (1394—1474) zu Padua war der erste bildende Künstler, der unermüdlich eifrig antike Marmorsculpturen, Ornamente vor allen, sammelte und danach seine Schüler zeichnen ließ. In Cyriacus von Ancona (1391 bis mindestens 1449) tritt uns der erste Reisende entgegen, der zunächst neben seinen kaufmännischen Geschäften, dann allein in vollster Hingabe an jene von ihm ausgesprochene Kunst, Todte in's Leben zurückzurufen, Italien, Sicilien, Dalmatien, Griechenland, die Inselwelt, die kleinasiatischen Städte durchzog, überall Inschriften abschreibend, messend, zeichnend, sammelnd. Damals bereits ward die Herrlichkeit der Monumente Athens von ihm empfunden und eine Menge ächt griechischer kleinerer Sculpturen wanderten in die Paläste der venetianischen Familien.

Nur der Forscher, dem auf einsamer Wanderung durch verödete, nur von Hirten etwa bewohnte Gebirgshöhen oder auf einer kleinen Inselwelt auf einmal ein trefflich erhaltener griechischer Tempel in glühendem Gelbroth entgegenleuchtet oder der im wüsten Schutte die Theile einer edeln griechischen Frauengestalt, frisch wie eben aus der Hand des Meisters hervorgegangen findet, erfährt an sich etwas von jenem Freudenrausche, der im funfzehnten Jahrhundert zunächst in Italien immer weitere Kreise beim Anblick jeder Antike ergriff. Was noch vor wenig Jahren eine kalte theilnahmlose Menge an sich vorüberziehen sah, wird nun zu einem fast religiös verehrten Gegenstand. Tausende von Werken werden durch die sich förmlich organisirende Klasse der Sucher und Grabenden (Cavatori) bald aus dem Boden hervorgeholt, andere aus den Verstecken der Kirchen und Klöster entführt. Die Antike war etwas in der That Lebendiges, sie gab die Kunst, so schien es, unmittelbar zurück, mit ihr gewann die

antike Anschauung, ja geradezu der Polytheismus neue Kraft. Die in Rom von Pomponius Lätus († 1498) gestiftete Akademie der Antiquarii bildete eine religiöse Genossenschaft, und daß man auf antiken Altären einem Jupiter opferte, daß man einen Mercur auf der Reise anflehte, war nicht ein Theaterscherz oder eine poetische Redensart. Die Antiken wandern in die Paläste, werden in die Wände eingelassen, dekoriren den Hof, die Portale, die Treppen, die Säle, werden in den Gärten, an die nun im antiken Geiste geordneten Wasserbehälter in schattigen Halbrunden aufgestellt; in den Kabineten der Mediceer, der Gonzaga, Este, dann auch der Kaiser und Könige werden in kostbaren Schreinen Münzen und geschnittene Steine aufbewahrt und das feinsinnige, oft genug auch lüsterne Auge weidet sich an der Trefflichkeit eines römischen Kaiserkopfes oder an bacchisch-erotischen Scenen. Der Künstler übt sich nicht allein an dem antiken Vorbild, nein er betrachtet es als eine bedeutende Aufgabe, den antiken Torso herzustellen, ja er schafft geradezu wohl eine zweite Antike im Scherz, bald auch für den Handel. Immerhin ist es zu bewundern, wie gerade in diesem ersten Jahrhundert der Renaissance meisterhafte Ergänzungen gemacht sind, und noch heute sind einzelne Köpfe, wie der des Laokoon im Arembergischen Palast zu Brüssel, ein Gegenstand der Diskussion, ob antik, ob Werk des Cinquecento. Ebensosehr aber ist es ein Beweis für das tiefe Verständniß der Kunst, daß ein Michel Angelo es ablehnte, den berühmten Torso des Hercules zu ergänzen. Jener großartige, in einem merkwürdigen Schreiben Rafael's an Papst Leo X. 1529 entwickelte Plan einer Restauration des antiken Roms zunächst in Zeichnungen, dann in stilgemäßer Ergänzung der noch ruinenhaft vorhandenen Gebäude, ebenso wie das Amt, das Rafael als Aufseher aller Antiken des römischen Bodens erhalten hatte, ist als Höhepunkt dieser ersten künstlerischen Neubelebung der Antike zu betrachten, aber auch als ein Höhepunkt, der sehr bald verlassen ward und einer Menge kleinlicher persönlicher Tendenzen der Fürsten und Großen, vorherrschendem Sinn für Prunk und bloßen Kunstluxus wie einer unreifen, äußerlichen, ja oft ganz abgeschmackten Gelehrsamkeit Platz macht.

Dennoch läßt sich nicht leugnen, daß auf dem Boden Italiens das unmittelbare Interesse an der Antike, ein richtiger Instinkt für ihre Herstellung und Einordnung, ein edler Wetteifer für ihren Besitz, eine freiere Art sie dem ganzen Publikum sichtbar zu machen seit jener Zeit Rafael's und Michel Angelo's fort und fort sich erhalten hat. Eine Fülle römischer, florentiner, venetianer Familiennamen hat sich bekanntlich an die Antiken angesetzt, die sie selbst auch nun in nordische Museen bis Petersburg und Stockholm versetzt nicht wieder abstreifen konnten, Namen

wie die der Farnese, Colonna, Chigi, Mattei, Braschi, Giustiniani und vor allem der Medici. Unwillkürlich verwächst ein Stück Familien- ja geradezu Staatsgeschichte mit einzelnen erlesenen Antiken. Dazu kommt, daß in diesen Namen für uns nicht blos der erste oder der berühmteste Besitzer, sondern meist auch ein näherer Bereich des Fundortes gegeben ist, indem die meisten jener Familien im Besitz großer Territorien innerhalb der alten Mauern Roms oder auch der Campagna auf diesen zunächst Ausgrabungen veranstalteten. Und Rom und seine Umgebungen wurden noch fast zwei Jahrhunderte lang die ganz überwiegend fließende, ja in der Anschauung der Gelehrten die einzige Quelle der antiken Monumente. Jene einst lebendigen Beziehungen zu Griechenland wurden seit der Einnahme Constantinopels durch die Türken nur auf einzelne Inseln, die im Bereiche der Venetianer blieben, beschränkt.

Im Gefolge des Humanismus wanderte auch das Interesse für die Antike, diese selbst über die Alpen, ja sie zündete vereinzelt den Eifer für eigenes Forschen und Suchen auf den einst von Römern besetzten Gebieten. Frankreich ist darin an Energie und Nachhaltigkeit der Bestrebungen Italien am nächsten getreten; die Antike trat hier von vornherein in engem Bunde auf mit den von einer starken Monarchie vertretenen Tendenzen, und Franz I. hat hunderte von Antiken und, was wichtig ist, von Gypsabgüssen und Metallgüssen nach Antiken durch einsichtige Künstler nach Paris bringen und besonders in Fontainebleau, wie in einzelnen Schlössern an der Loire aufstellen lassen. Auch der Boden Frankreichs erschloß nun dem in Italien geübten Auge seine reichen, bisher ungeahnten Schätze.

Wenn irgend, tritt uns gerade in dem Bereiche des Studiums und der Sammlung der Antike der Mangel einer zum Mittel- und Schwerpunkt des deutschen Reiches angelegten und sich entwickelnden Gegend und Stadt auf deutschem Boden auf. Wohl sind schöne und reiche Anfänge sammelnder Thätigkeit seit Anfang des sechzehnten Jahrhunderts in Augsburg, Nürnberg, Mainz, Heidelberg, in der zweiten Hälfte desselben in München und Dresden vorhanden, wohl hat die Familie der Fugger, aber auch sie allein, in einer den italienischen Reichen ebenbürtigen Weise ihr Haus zu Augsburg mit antiken Kunstschätzen gefüllt und wissenschaftliche Arbeiten darüber gefördert, wohl hat Kaiser Rudolph II. zu Prag um 1600 eine in der That höchst werthvolle Sammlung, darunter z. B. aus der reichen Hinterlassenschaft des Kardinal Granvella gebildet, als deren vereinzelter köstlicher Ueberrest der sog. Ilioneus in München bereits von uns erwähnt ward, aber all' diese Ansätze und Anfänge sind untergegangen, nicht allein durch die Zerstörung, durch Raub und Plünderung im dreißigjährigen Krieg,

nein ebensosehr vergessen, verkommen, zersplittert durch den Mangel fester Familientraditionen, durch Abschließung in die engen Räume fürstlicher Schlösser, durch die Gleichgültigkeit und Unempfänglichkeit für solche Schönheit bei unsern deutschen Gelehrten, besonders bei den Theologen und Philologen. Noch bis zum heutigen Tage geht durch einen großen Bestandtheil unserer gebildeten, gelehrten Stände eine merkwürdige Entfremdung gegen alles Anschaubare in Kunst und Alterthum hindurch, eine Abneigung geradezu gegen die stille Macht antiker Schönheit, in einer dogmatisch-religiösen Aengstlichkeit, in einer Vorliebe für das allgemeine kahl Begriffliche oder für das gedruckte, gelehrte Wort. Und wahrlich, die Wanderungen und Wandlungen der Antike seit Mitte des sechzehnten Jahrhunderts bis tief in das achtzehnte sind an vielen Orten, aber vor allem in Deutschland, eine Leidensgeschichte derselben geworden!

Man wollte für seine Sammlungen vollständige, wohlabgerundete Antiken, man wollte bestimmte Griechen und Römer, Kaiser, Könige, Helden, Dichter und Gelehrte, man wollte vor allem auch verfängliche Scenen und mythologische anmuthige Situationen, und warum sollte dies nicht beschafft werden? Jeder italienische Unterhändler ward schon als ein Orakel des Kunstverständnisses an den Höfen betrachtet, und so ward denn darauf los geglättet, ergänzt, componirt, getauft, angestrichen, ja ganz neu fabricirt und schließlich mit Goldschrift die Namen unter die Dinge gesetzt. Jeder, der eine unserer älteren Sammlungen, die über die Mitte des vorigen Jahrhunderts hinausreichen und noch keine durchgreifende Reinigung erfahren haben, durchmustert hat, staunt noch heute über dieses bunte, geschmacklos zusammengewürfelte Allerlei, diese Kuriositäten- und Raritätenkabinette, zu denen die älteren Kunstkammern geworden waren, über diese naiven grundlosen Traditionen, die sich noch immer im Munde der Custoden und oft der Kataloge fortsetzen. Nur in den Kleinkünsten, in Münzen und Medaillen, in geschnittenen Steinen gab es auch in Deutschland gelehrte Sammler und wenn man will auch Forscher.

Mit dem Ende des siebzehnten Jahrhunderts beginnt, und zwar zunächst in Frankreich, eine bedeutsame Wendung in der Sammlung und Betrachtung der Antike. Racine und Corneille hatten zu den antiken Mustern des Dramas, und zwar über einen Seneca hinaus, zu Euripides und Sophokles zurückgegriffen; Architekten wie Claude Perrault verstandesmäßig die strengeren Formen der Antike studirt und nachgeahmt, in der Gründung der Académie des inscriptions et belles lettres wie des beaux arts, ward eine große, Zusammenhang herstellende Institution für historische, antiquarische Bestrebungen, wie für gelehrte Kunstbildung geschaffen; Minister, wie Colbert, hatten volles Verständniß für die Bedeu-

tung der antiken Monumentalität. Und daneben hatte ein Dilettant, ein Arzt, aber ergriffen vom verzehrenden Feuer der Reiselust und des Forschertriebes, Jacques Spon aus Lyon, zuerst den Gedanken einer Wissenschaft der antiken Monumente ausgesprochen, er hat zugleich ebensosehr sein Auge auf die römischen Ueberreste des alten Lugdunum gerichtet, als dann bei seinen Wanderungen durch Italien und Griechenland auf die großen originalen Werke in dem Heimathland der Antiken. Athen ward durch ihn und durch das Interesse des französischen Gesandten Marquis de Nointel und dessen Zeichners Carrey zuerst wieder in die Perspektive der Kunststudien für einzelne kleine Kreise gestellt. Graf Caylus ist ein würdiger und außerordentlich thätiger Repräsentant dieser französischen, auf große Reisen, auf eigene technische Befähigung, auf feinen Geschmack einer vornehmen Gesellschaft gegründeten Beschäftigung mit der Antike; ihm ging zuerst der Stilbegriff im Alterthum auf und er unterscheidet zuerst danach Gruppen ägyptischen, etruskischen, griechischen und römischen Stiles. Das kolossale Werk eines Montfaucon brachte zuerst die Kenntniß der freilich noch sehr wenig kritisch gesichteten Massen bildlichen Vorrathes von Antiken in weite Kreise.

Ein Deutscher, und zwar ein echter Sohn des altmärkischen kleinen Bürgerthums, wie ein Zögling der deutschen historisch-juristischen Schule, genährt an der Milch der griechischen Poesie, gestellt in den kunstsinnigen Kreis des Dresdener Lebens, dann in die Mitte der römischen Welt, eng verbunden mit italienischem, freiem und edlem Mäcenat, J. J. Winckelmann 1717—1768 hat schließlich die verstrickenden Bande wahrhaft gelöst, in denen die Antike gefangen lag und für die moderne Cultur wenig oder geradezu verderblich wirkte, er hat den vielfach geahnten Plan einer Kunstgeschichte kühn entworfen und in wesentlichen Stücken ausgeführt, er hat den Blick von den Copien zu den in Griechenland zu suchenden Originalen hinübergewandt, er hat der Kunst ihre Stellung im Bunde der tiefsten Triebe des menschlichen Geistes angewiesen, er hat Antiken zu erklären und zwar methodisch zu erklären gelehrt.

Auch in dem Gebiete des ästhetischen Lebens der Völker giebt es providentielle Momente, Zeiten, wo das anscheinend zufällige Zusammentreffen der verschiedensten Entdeckungen ein geschichtliches Ereigniß wird. Eine solche Zeit ist die, wo Winckelmann's Kunstgeschichte und Lessing's Laokoon erschienen (1763—1765). Gleichzeitig wurden ganz neue, ungeahnte Gebiete der Alterthumsforschung geöffnet: so die verschütteten Städte Herculanum und Pompeji, die Tempel von Pästum, von Sicilien, die Gräber von Etrurien und Unteritalien, es wurden zuerst architektonisch genau untersucht und bekannt gemacht die Monumente Athens und die

der kleinasiatischen Küste. Von da an zieht sich ununterbrochen eine fortlaufende Reihe neuer Entdeckungen im Gebiete der Länder des klassischen Alterthums fort. Es war ein Ereigniß, als durch Lord Elgin die griechischen Sculpturen vom Parthenon auf englischem Boden ankamen, als seit 1826 die griechischen Säle des brittischen Museums eröffnet wurden. Was ist seitdem aus Etrurien, aus Sicilien, aus Athen, Olympia, von den Ufern des schwarzen Meeres und Afrikas an Werken echt griechischen Stiles gerade nach England, nach Paris, nach St. Petersburg gewandert! Man kann sagen, neben dem alten Vorrath bewunderter Werke in Rom und aus römischem Boden stammend ist eine neue Welt von Antiken anderen Stoffes, anderen Stiles emporgestiegen; ebenbürtig, ja vielfach an wahrhaft künstlichem Werthe jene weit überragend. Noch ist im großen Publikum das Bewußtsein dieses Fortschrittes, dieser großen Veränderung und Erweiterung nicht durchgedrungen, noch liegen gewisse, tiefeingewurzelte Vorstellungen vom Werth, vom Gedankenkreise, von Form und Farbe oder Farblosigkeit der Antike mit den thatsächlichen Zeugnissen der jetzigen Archäologie im Streite.

Ganz gleichzeitig mit jener großen Eröffnung neuer Fundstätten beginnt aber auch eine Umwandlung der Sammlungen, jene Umgestaltung aus der Curiositätenkammer, aus dem reichen Schmucke des Palazzo und fürstlicher Gärten, aus der Privatsammlung in große, centrale Sammlungen des Staates, der Nationen. Das Pabstthum und das englische Parlament sind darin vorangegangen; Pabst Clemens XIV. 1769—1774 hat die heutige vatikanische Sammlung in ihrer Aufstellung und Oeffnung geschaffen, das englische Parlament 1769 das brittische Museum als nationale Anstalt durch Parlamentsakte gegründet. Die französische Revolution hat viel im ersten Taumel der Volksrache an dem Königthum und der Aristokratie auch von Antiken zerstreut, verschwinden lassen, aber sie hat bald seit 1796 im Louvre ein großes Nationalmuseum geschaffen. Der systematische, vertragsmäßige Raub an Italiens, Spaniens, Deutschlands Antiken hat in der großartigen Concentration und dem Eifer wie der Liberalität der Conservatoren ein einigermaßen versöhnendes Gegengewicht gefunden. Deutschland besitzt seit den Freiheitskriegen zuerst in München in der Glyptothek, dann in Berlin seit 1830 im dortigen Museum auserlesene, mit wissenschaftlichem und zugleich künstlerischem Sinn geordnete öffentliche Sammlungen, und mehr und mehr sind die fürstlichen Privatsammlungen der kleinen Staaten umgewandelt unter der Macht des öffentlichen Geistes, wie des wissenschaftlichen Gewissens. Durch den Gypsabguß und die Photographie sind zugleich Hülfsmittel der Veranschaulichung und Vergleichung geboten, von denen die früheren Jahrhunderte kaum

eine Ahnung gehabt. Wir sind hiermit in unserer eigenen Gegenwart nach langer Wanderung wieder angelangt.

Was ist nun das praktische, für uns heute wirksame Resultat dieser Wanderung durch die Geschichte der Denkmäler antiker Kunst? Wohl kann uns ein Gefühl ergreifen, wie es der Dichter so schön ausspricht: „Wir tragen die Trümmer hinüber und klagen um die verlorene Schöne," wohl, — es wird schon eine würdige, wahrhaft menschlicher Empfindung und Pietät angemessene Aufgabe sein, das zu uns herüber durch alle Zerstörungen Gerettete zu wahren, zu schützen und unsern Nachkommen zu überliefern, als ergreifendes Beispiel menschlicher Schicksale, des Untergangs, der Zerstörung auch des Herrlichsten. Es mag schon wohlthun, mit diesem Gefühle der Wehmuth zurückzublicken in den Sonnenschein eines Frühlingstages der Menschheit. Doch nein die Gegenwart verlangt Arbeit, Anstrengung, Streben und Schaffen, sie verlangt auch Verwerthen des überlieferten Schatzes. Und dazu hilft die wissenschaftliche, geschichtliche Methode, hilft die unbefangene, ernste Betrachtung der Objekte.

Wir haben gelernt, daß allerdings das uns in den verschiedensten Sammlungen Dargebotene nur kleine Bruchstücke sind eines prächtigen Baues, die verschieden an Werth, an bleibendem Interesse aber alle doch Zeugniß ablegen von einem gemeinsamen Geist, von einem herrlichen Ganzen, dessen Bild auch durch die trübsten Medien immer noch durchscheint. Nicht alles Antike ist schön, ist bewundernswerth, ist irgend mustergültig, aber oft dient das Unbedeutende, Untergeordnete dazu, eine bestimmte Seite des gesammten Kunstgeistes zu eröffnen. Die unendliche Masse der Details der Sammlungen soll uns nicht verwirren, nicht überschütten, nein es gilt das wahrhaft Bedeutsame aufzusuchen, das Andere als Gattung betrachten zu lernen. Haben wir das Generelle vor allem im Auge, lernen wir das Verwandte vergleichen, steigen wir so allmälig auf zum Besten einer Species und prägen wir dieses fest in uns ein!

Die Geschichte der Monumente, ihrer Namen, Besitzer, Herkunft macht es uns vielfach möglich, dieselben wieder zurück zu versetzen in die Zeit, in die Umgebung, für die sie geschaffen. Und dadurch ist außerordentlich viel gewonnen. Welche Fülle falscher Vorstellungen wird mit dem gäng und gäbe unbegründeten Namen, mit falschen Restaurationen, mit falschen Ansprüchen auf Zugehörigkeit zu berühmten Monumenten über Bord geworfen! Ja wahrlich hier hat die das Moderne ausscheidende Kritik noch außerordentlich viel zu thun, und daß sie anzuwenden sei und methodisch anzuwenden, auf die Denkmäler, wie auf Schriftsteller, ist eine selbst unter hochgebildeten Kreisen, selbst im Bereiche der Philologen noch wenig anerkannte erste Anforderung an das Studium der Antike. Es ist etwas

anderes um ein Werk der Phidias'schen Zeit, eines der alexandrinischen, eines der Römerzeit. Durchbrechen wir vor allem den blendenden Schimmer der römischen Periode, wie in der Poesie die höchste Bewunderung des Virgil und Horaz, um zum Originalen zu gelangen; gewöhnen wir unser Auge an Werke aus griechischem Boden, oder solche, die notorisch zu griechischen Monumenten gehören, üben wir hier die Blicke für jene Feinheit des Formensinnes, jene Einfachheit und Großartigkeit des Gedankens, ja vielleicht auch für manche Schärfe und Härte des griechischen Stiles. Gehen wir dann wieder zurück zu der Masse der römischen Kunst: das Original und die stumpfe Copie wird uns dann klar werden. Welche Freude gewährt jedes Forschen, auch das bescheidenste, das mit offenem Auge und offenem Sinn geübt wird! Etwas muß in uns leben von jener „tiefen Leidenschaft mit frohem Auge die herrlichen Gestalten der schönen Welt begierig fest zu halten" (Goethe). Wir erhalten durch Vergleichen, durch dies Studium des Originalen erst den richtigen Maßstab zur Beurtheilung! Wir hüten uns dadurch einfach zu urtheilen nach augenblicklicher Stimmung, wir lernen aber überhaupt erst Kunstbetrachtung an der Antike. Und das ist das Große überhaupt der klassischen Studien, daß wir scharf denken, schöne Gestalten einfach und warm empfinden, edel und menschlichwürdig wollen lernen, daß wir Musterbilder gewinnen für die Beurtheilung gewisser Haupterscheinungen im Leben der Menschheit.

Und dieses Interesse, diese Betrachtung der Antike macht uns nicht einseitig heutzutage, stumpft uns nicht ab für das neue Leben, das aus den Trümmern der alten Welt unter der religiösen Vertiefung und Verinnerlichung durch das Christenthum und unter dem Einfluß des Germanismus hervorgegangen ist. Nein, für dieses neue Kunstleben haben auch wir zu wirken, auch wir bereits ein Alterthum zu wahren und zu schützen. Gerade jener Geschichtsüberblick erweist das Unhaltbare jeder einseitigen Reaktion, jedes ängstliche Festhaltenwollen der Formen, wo der Geist geschwunden ist. Nein, streben wir danach, unsere Gedanken, unsere tiefste Empfindungswelt in der Kunst und deren Form auszuprägen, nicht gleichgültig, gleichinteressirt für alles zu sein, dafür Augen und Ohr offen zu halten, eifern wir darin den Griechen nach und nützen wir mehr und mehr die Vorbilder, die die moderne Kultur immer zugänglicher macht, immer näher bringt.

K. B. Stark.

Eine diplomatische Sendung des großen Churfürsten. *)

Im Jahre 1684 stand es nach dem Ausdruck des großen Churfürsten „bitterlich schlecht" mit der Staatenfreiheit und der Unabhängigkeit der übrigen europäischen Völker. Frankreich war aus einem gewaltigen Kriege siegreich hervorgegangen und der Friede von Nijmegen setzte dasselbe in den Stand, neue Raub- und Plünderungszüge gegen seine Nachbarn zu unternehmen; seine Feinde waren in Folge dieses Friedens vertheilt und in Zwietracht, eine neue Coalition, die sich zu bilden versuchte, fiel wieder auseinander und der Prinz von Oranien befand sich mit seiner Partei in geradezu verzweiflungsvoller Lage.

Sobald nämlich der Krieg mit Frankreich im Jahre 1674 für die Coalition einen minder günstigen Verlauf zu nehmen begann, war auch die alte Opposition der antistatthalterlichen Partei, besonders Hollands und Amsterdams, wieder auf's Neue erwacht; Chikanen aller Art erschwerten die Kriegführung des Oraniers, und die Wortführer der Staatenpartei wurden nicht müde, immer und immer auf die entsetzlich hohen Geldopfer hinzuweisen, welche der Krieg verlangte, der nach ihrer Meinung ein hoffnungsloser war. Und als es ihr wirklich gelang, 1678 den Frieden von Nijmegen zu schließen, hatte sie auch das faktische Uebergewicht über die oranische Partei errungen, während dieser und ihrem Führer in dem mit großer Erbitterung und beiderseits nicht immer mit edlen Waffen geführten Streit nichts übrig blieb, als durch Bestechungen und direkte Attentate auf die Freiheiten der einzelnen Städte Macht und Einfluß sich zu wahren, gewiß die einzig mögliche Antwort auf die unverantwortliche Halsstarrigkeit und den kaufmännischen Trotz, mit dem die Staaten die nothwendigsten Mittel verweigerten. Besonders scharf spitzte sich der

*) Herr Dr. P. L. Müller in Leyden, in den Niederlanden rühmlich bekannt durch seine Geschichtsforschungen über das siebzehnte Jahrhundert, hat in den „Bijdragen voor vaderlandsche geschiedenis en Oudheidkunde door Nijhoff" unter dem Titel „En Brandenburgsche zending in Nederland in 1685" eine Abhandlung über jene Zeitperiode veröffentlicht, in der der große Churfürst seine bedeutende und ruhmvolle Rolle spielte. Indem wir hier die Arbeit Müller's, der für seine Forschungen das Geheime Staatsarchiv in Berlin benutzte, wiedergeben, glauben wir um so mehr auf das Interesse der Leser Anspruch machen zu dürfen, als auch hier, aus den Untersuchungen eines Aus[illegible] der sonst über [illegible] hältniß des Churfürsten zur niederländischen [illegible] nders gün[illegible] theil über den erstern fällt, die Genialität Fri[illegible] der Be[illegible] und Durchschauung der damaligen politischen [illegible] sterscha[illegible] diplomatischen Verhandlungen in sehr augen[illegible] age tr[illegible]

Gegensatz zu zwischen dem Prinzen und der Stadt Amsterdam; während diese mit den übrigen Städten der Provinz Holland in erster Linie ihre Handelsinteressen im Auge hatte, verfolgte der hohe Geist Wilhelm's III. eine europäische Politik, die keinen Augenblick zauderte, die Städte und das eigene Vaterland dem Interesse jener zu opfern. Damals war es, wo man die Furcht oder die Erwartung hegte, daß Wilhelm III. das thun würde, was Wilhelm II. nicht gelungen war, und in Amsterdam zog man ganz kaltblütig die Alternative in Erwägung, ob es besser sei, sich Wilhelm III. oder — dem König von Frankreich zu unterwerfen, im Falle Wilhelm III. mit der Realisirung der Pläne, die man ihm zutraute, Ernst machen würde. Allein das klare Auge des Prinzen durchschaute die Situation; er wartete auf eine günstigere Zeit und diese kam. Vorderhand aber sah er alle seine Entwürfe und Unternehmungen gekreuzt durch die starre Opposition Amsterdams, und d'Avaux, Ludwig's XIV. Gesandter, that das Seine, um die Stadt in ihrer Halsstarrigkeit zu bestärken und zu unterstützen.

Nicht minder belangreich war die Unterstützung, welche die staatische Partei bis jetzt bei dem brandenburgischen Gesandten von Diest gefunden hatte, der, durch den französisch-gesinnten Geheimerath Meinders zu diesem wichtigen Posten erhoben, eine Zeitlang mit d'Avaux Hand in Hand ging und das Seinige dazu beitrug, den Streit zwischen Wilhelm III. und dem Statthalter von Friesland, Prinz Heinrich Casimir von Nassau noch gehässiger und erbitterter zu machen. Der letztere hatte nämlich dem Prinzen von Oranien im Jahre 1683 das Versprechen gegeben, sein Heer um 16,000 Mann zu vermehren, hatte es aber nicht gehalten oder nicht halten können, woraus sich ein ziemlich heftiger Streit zwischen beiden entwickelte, der schließlich nur durch die Vermittlung der Fürstin von Anhalt, einer Tochter Friedrich Heinrich's von Oranien, also der Tante sowohl Wilhelm's III. als des Statthalters von Friesland, beigelegt wurde.

In England war Carl II. gestorben, von seinem Nachfolger war nichts Gutes zu erwarten, zum Mindesten kein Widerstand gegen Frankreich; Spanien war so tief gesunken, daß auf seinen Beistand nicht gerechnet werden konnte, und vom deutschen Reiche hatte Ludwig erst recht nichts zu fürchten. War hier auch die französisch-gesinnte Partei nicht mehr so einflußreich und mächtig, als früher, so hatte doch der klägliche und jämmerliche Ausgang des im Jahre 1684 versuchten Reichskrieges bewiesen, daß das deutsche Reich zu wenig Macht hatte, um sich nur selbst zu schützen; Oesterreich war in einen Krieg mit der Türkei verwickelt, und der Habsburger fand es seinen Interessen zweckdienlicher, seine protestantischen Unterthanen zu verfolgen und zu bekehren, als sich den fran-

zösischen Raubzügen zu widersetzen. Ludwig XIV. stand auf dem Glanzpunkte seiner Macht und seines europäischen Einflusses, Europa zitterte vor Frankreich und Niemand wagte es, dem Tyrannen an der Seine entgegenzutreten.

Am klarsten und besten begriff diese Situation der große Churfürst, er wußte, wozu die Fortdauer eines solchen Zustandes ihn und Europa bringen mußte. Hatte er von 1679 bis 1684 an der Erhaltung des Friedens gearbeitet, so begriff er jetzt recht gut, daß ein längeres Bewahren dieses Scheinfriedens nur ein Selbstmord wäre. Denn es war nicht zu bezweifeln, daß Ludwig XIV., der gegen die Protestanten seines eigenen Landes einen Vertilgungskrieg führte, auch einen Anschlag auf den Protestantismus in Deutschland im Schilde führte; und daß der Churfürst alle Hoffnung aufgeben mußte, Brandenburg zu einem unabhängigen Staat zu erheben, sobald Ludwig, was auch sicher vorauszusehen war, vor dem Ablauf des „zwanzigjährigen Bestandes" die Oberhand in Deutschland erlangt hatte, war ebenso gewiß. Der einzige natürliche Bundesgenosse, mit dem Friedrich Wilhelm dieses Ziel erreichen konnte, war die Republik. Allein im Augenblick war er mit derselben vollständig entzweit.

Freilich die Staaten hatten sich Manches zu schulden kommen lassen; sie hatten den Churfürsten durch den Friedensschluß von Nijmegen schmählich im Stiche gelassen und dieser mußte deshalb auf seinen Lieblingsplan, die Schweden vom deutschen Boden ganz zu vertreiben, vorderhand verzichten; ferner waren die Staaten mit der Bezahlung der bedungenen Subsidiengelder noch im Rückstand, und die darüber zwischen Berlin und Haag geführten Verhandlungen brachten kein Resultat, da der Churfürst mit Recht auf die feilschenden Vergleichsvorschläge des staatischen Gesandten, Gottard van Rheden, nicht einging. Endlich hatte sich ein sehr ernstlicher Conflikt erhoben, indem die Westindische Compagnie ein vom Churfürsten ausgerüstetes Schiff weggenommen hatte, wofür derselbe hohe Schadenvergütung verlangte. Und als nun auch noch der erklärte Freund Frankreichs, von Diest, zum Gesandten im Haag ernannt worden war, hatte die Spannung zwischen Friedrich Wilhelm und der Republik einen bedenklichen Grad erreicht.

Wie die Dinge stunden, konnte Friedrich Wilhelm vorderhand nur auf den Beistand seines Neffen, des Prinzen von Oranien, rechnen. von Diest bekam deshalb auch gemessenen Befehl, Alles aufzubieten, um den Prinzen mit der Staatenpartei, besonders mit Amsterdam, zu versöhnen. Der Prinz sandte den Domine Gautier nach Berlin, der den Churfürsten über die Situation zu unterrichten hatte und ihn einlud, einen tüchtigen

Diplomaten zur Anknüpfung weiterer Verhandlungen in's Haag zu senden, der die Forderungen des Churfürsten an die Staaten, auf eine mäßige Summe zurückgebracht, durchsetzen, die staatische Partei mit dem Prinzen versöhnen und endlich, oder vielmehr vor Allem, ein neues Bündniß zwischen dem Churfürsten und der Republik zu Stande bringen sollte.

Dieser Aufgabe war von Diest nicht gewachsen; seine französische Gesinnung, aus der er im Anfang kein Hehl gemacht hatte, hätte das ganze Spiel verdorben; denn keine der beiden Parteien wäre ihm mit Vertrauen entgegengekommen. Der Churfürst erwählte dazu denselben Mann, der im vorhergehenden Jahre nach Holland gereist war, um das Zustandekommen des „zwanzigjährigen Bestandes" bei der Republik zu betreiben, den einzigen Mann, den er für fähig hielt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen — den Geheimerath und Oberpostmeister Paul von Fuchs.

War irgend Jemand zu dieser Sendung befähigt, so war es Fuchs: ein durch und durch gewiegter Diplomat, durch seine frühere Sendung mit den Angelegenheiten der Republik genau bekannt, bei beiden Parteien, der staatischen sowohl, wie bei der statthalterlichen, gut gelitten, da er es schon bei seiner ersten Sendung verstanden hatte, mit den Amsterdamer Regenten intime Beziehungen anzuknüpfen, ohne dem Prinzen Anstoß zu geben, der sofort nach Bekanntwerden der Absicht des Churfürsten, diesen Diplomaten wieder in's Haag zu senden, seine Freude darüber laut zu erkennen gab; dabei eine Gewandtheit und Fertigkeit in der Kunst, sich in die Verhältnisse schnell einzuleben, die Schwierigkeiten zu durchschauen und sie zu entfernen, mit einer seltenen Menschenkenntniß begabt, die ihn in den Stand setzte, die Schwächen zu erkennen und zu benutzen — alle diese Eigenschaften machten ihn zur glücklichen Lösung der ihm gewordenen Aufgabe ausnehmend geschickt. Seine im Staatsarchiv in Berlin noch vorhandenen Briefe beweisen denn auch, wie verhältnißmäßig kurze Zeit er nothwendig hatte, um sich nicht nur von den politischen Zuständen, sondern auch von den Sitten und täglichen Gewohnheiten der Niederländer ein genaues und treffendes Bild zu verschaffen. Ihm ist es deshalb auch fast ausschließlich zu danken, daß die Versöhnung zwischen dem Churfürsten und der Republik in so kurzer Zeit bewerkstelligt wurde, daß selbst Amsterdam und der Prinz von Oranien durch seine Bemühungen sich wieder einander näherten, und dadurch die nachdrückliche Bekämpfung Frankreichs ermöglicht wurde. Daß er als Diplomat und Staatsmann seinem Namen alle Ehre machte, sieht man auch daraus, daß er nach Friedrich Wilhelm's Tode seine hohe und einflußreiche Stellung nicht nur beibehielt, sondern daß er auch der einzige war, der durch Dankelmann's Fall nicht ebenfalls gestürzt wurde, sondern, obwohl er sein Amt als Generalpost-

meister verlor, seine Stelle als Geheimerath beibehielt, während alle andere Minister in Ungnade gefallen waren.

Im Mai 1685 reiste Fuchs von Berlin ab, mit Beglaubigungsschreiben versehen, nicht nur an den Prinzen und die Generalstaaten, sondern auch an die Stadt Amsterdam, den Prinzen Heinrich Casimir von Nassau, den Feldmarschall Fürsten Georg Friedrich von Waldeck, an Fagel und die Staaten von Ost-Friesland, mit welch' letzteren, wie mit Waldeck, der Churfürst unausgeglichener Geldforderungen wegen im Streit lag. Die Instruktionen, die Fuchs erhielt, waren sehr ausführlich, indem der Churfürst seine Ansichten über die obschwebenden Fragen sehr deutlich und weitläufig auseinandersetzte. Im Eingang wird auf die durch den Tod des englischen Königs veränderte Weltlage Rücksicht genommen, während der Abschluß des „zwanzigjährigen Bestandes" die früheren Bündnisse von selbst aufgelöst habe. Deshalb sei es unumgänglich nothwendig, daß zwischen dem Churfürsten einer- und den Staaten und dem Prinzen von Oranien andererseits ein inniges Bündniß zu Stande komme, indem ja die Interessen der Republik und Brandenburgs dieselben seien. Demgemäß sollte Fuchs

1) sich als Envoyé Extraordinaire in's Haag begeben und zuerst untersuchen, ob von Diest seine letzten Instruktionen, mit den Generalstaaten auf möglichst guten Fuß zu kommen und den Prinzen von Oranien mit „consiliis et actionibus" zu unterstützen, befolgt habe;

2) mußte er sich bei den Generalstaaten entweder in öffentlicher Audienz oder durch ein einzureichendes Memorandum einführen. Die Wahl des einen oder des andern blieb Fuchs anheimgestellt.

3) Im Falle er sich für eine öffentliche Audienz entscheiden sollte, überlasse man es seiner bekannten „Dexterität," von der Aufrichtigkeit der Absichten seines Herrn in möglichst überzeugender Weise Ausdruck zu geben.

4) Dies solle er auch bei seinen Conferenzen mit den Deputirten im Auge behalten, denen er die bestimmte Erklärung abzugeben habe, daß der Churfürst in jeder Hinsicht mit den Generalstaaten eines Sinnes sei und mit ihnen gehen wolle.

5) Um diesen Zweck zu erreichen, sollte er die bestehenden Differenzen soviel möglich aus dem Wege zu räumen suchen und dabei die Versicherung abgeben, daß die Forderungen des Churfürsten nicht unbillig sein sollten. Deshalb sollte er vor Allem von den Staaten sich eine Erklärung darüber geben lassen, was man auf die Forderungen zu erwiedern habe, welche der Churfürst vom 7—17. November 1684 dem niederländischen Gesandten Amerongen gegenüber in Berlin gestellt habe.

6) Ehe er den Generalstaaten gegenüber seine Forderungen direkt und mit dem Charakter eines Ultimatums versehen zu erkennen gebe, werde er noch direkte Instruktionen von Berlin wegen der Bezahlung der rückständigen Subsidiengelder und des Schadenersatzes für das an der Küste von Guinea durch zwei niederländische Schiffe weggenommene Schiff „Brandenburg" erhalten.

7) Dem Prinzen von Oranien sollte Fuchs für seine Bereitwilligkeit, für Ausgleichung der bestehenden Differenzen mitzuwirken, im Namen des Churfürsten seinen Dank aussprechen.

8) Obwohl es im Interesse des Churfürsten gelegen sei, daß die holländischen Städte ihre Unabhängigkeit behalten, solle Fuchs sein Betragen Amsterdam gegenüber so einrichten, daß der Prinz und seine Partei keinen Verdacht schöpfen könnten. Fuchs solle deshalb mit den Regenten viel persönlich verkehren.

9) Besonders Fagel und Amerongen solle Fuchs die Interessen des Churfürsten anbefehlen.

10) Ganz besonders aber müsse er sein Augenmerk auf das Verhältniß der Staaten zu England richten. Ueber König Jacob dürfe er sich nicht ungünstig äußern, vielmehr solle er hinsichtlich desselben sagen, daß der Churfürst von ihm für Europa mehr erwarte, als von seinem Vorgänger, obwohl der Churfürst den Uebertritt Jacob's zur katholischen Kirche nicht gerne gesehen habe. Um sich stets über die englischen Verhältnisse genau unterrichtet zu halten, solle Fuchs mit dem brandenburgischen Gesandten in London, Spanheim, in Correspondenz treten.

11) Was die spanischen Subsidien betreffe, so solle Fuchs die Hülfe des Prinzen und der Staaten in Anspruch nehmen; denn da auch der spanische Gouverneur in Brüssel versprochen habe, sich für die Bezahlung derselben zu verwenden, so könne man frei und offen darüber sprechen.

12) solle er sich mit dem Prinzen, mit Fagel und dem österreichischen Gesandten über die gegen Frankreich zu ergreifenden Maßregeln besprechen, namentlich für den Fall, daß Ludwig XIV. die Thronfolge in Spanien für seinen Sohn in Anspruch nehmen sollte. Doch müsse dabei mit der größten Vorsicht und Diskretion zu Werke gegangen werden, besonders müsse man dem französischen Gesandten d'Avaux bündige Versicherungen über die freundlichen und guten Gesinnungen des Churfürsten geben.

Außerdem erhielt Fuchs noch zwei weitere Instruktionen: in der ersten wurde ihm anbefohlen, den Prinzen zu sondiren, ob und welche Bestimmungen er hinsichtlich seiner Erbfolge getroffen habe. Denn der Churfürst war dabei in hohem Grade interessirt, da nach dem Testament von Friedrich Heinrich die Erbfolge für den Fall, daß der männliche Stamm ausstarb,

an Louise Henriette, die erste Gemalin des Churfürsten, überging, wiewohl diese Bestimmung nur bis zur dritten Generation verbindlich sein sollte. Die zweite Instruktion war eine geheime und wies Fuchs an, dem Prinzen und seiner Partei zu bedeuten, daß der Churfürst gerne bereit sei, von seinen Forderungen etwas nachzulassen, soferne man ihm mit billigen Bedingungen und Vorschlägen entgegenkomme. Endlich bekam Fuchs noch den Auftrag, mit van Beuningen über einzelne Punkte — über welche, steht nicht ausdrücklich geschrieben — zu correspondiren, dabei aber mit der größten Vorsicht zu Werke zu gehen, um dem Prinzen keinen Anstoß zu geben.

Was der Churfürst wollte, war hiemit deutlich formulirt; von der Hauptsache aber, dem Bündnisse gegen Frankreich, stand kein Wort in der Instruktion. Wollte man vielleicht vorsichtshalber nichts Schriftliches darüber aufsetzen, so bewies doch der Erfolg der Sendung von Fuchs, daß der offizielle Theil derselben nur einen Theil und zwar einen untergeordneten seiner Aufgabe ausmachte.

Fuchs nahm seinen Weg über Hannover und Köln, in welch' beiden Städten er mit den leitenden Staatsmännern sehr wichtige, besonders auf ein Bündniß der norddeutschen Stände gegen Frankreich hinzielende Besprechungen hatte, und kam am 25. Mai im Haag an.

Sofort erhielt er einen Besuch van Amerongen's, mit dem er schon in Berlin sehr freundschaftliche Beziehungen angeknüpft hatte, ebenso von van Heeckeren, dem ersten Deputirten für die auswärtigen Angelegenheiten der Staaten. Von beiden erhielt er die Versicherung, daß seine Ankunft sowohl den Staaten, als auch besonders dem Prinzen höchst angenehm sei und daß man nichts lieber wünschen würde, als mit dem Churfürsten auf freundschaftlichen Fuß zu kommen. Spät am Abend desselben Tages erschien van Amerongen zum zweiten Male, um im Vertrauen mit Fuchs über den Stand der Dinge zu sprechen, wobei er ihn vor Allem hinsichtlich der sonderbaren Gerüchte, die sich an seine Ankunft knüpften, warnen zu müssen glaubte. Und diese Gerüchte waren allerdings derart, daß sie die Wirksamkeit des churfürstlichen Gesandten nur erschweren konnten; denn nicht nur unter dem Volke, sondern auch bei den Regenten hatten sie schon Eingang gefunden. van Amerongen nämlich theilte Fuchs mit, daß Jacob Hop, Pensionär von Amsterdam bei ihm gewesen und ihm mitgetheilt habe, wie man sich in Amsterdam ganz offen erzähle, daß Fuchs gekommen sei, um mit dem Prinzen über einen Angriff gegen die Stadt zu verhandeln, ein Gerücht, das gerade jetzt schlimme Folgen haben konnte, da der Prinz mit Amsterdam mehr als je entzweit war. Ferner hatte der Gesandte der Republik in Schweden, Rumpf, von Stockholm aus geschrieben, er

habe die sicheren Beweise in der Hand, daß der Churfürst mit England und Frankreich einen Vertrag über die Theilung der Republik geschlossen habe. Ganz dasselbe berichtete auch Möring aus Kopenhagen. Der Resident Walckenier in Regensburg, der erbittertste und unversöhnlichste Feind des Churfürsten, meldete von einem Plane des Churfürsten, einen „Churfürstentag" zu berufen, um durch denselben dem Kaiser einen Coadjutor bestellen zu lassen; schon im August des vorigen Jahres hatte Walckenier geschrieben, daß der Churfürst auf dem Reichstag alle Mittel angewendet habe, um die Republik von dem zwanzigjährigen Bestand auszuschließen. Als Friedrich Wilhelm dies erfahren, ließ er durch von Diest an den Rathspensionär Fagel versichern, daß an dieser Behauptung kein wahres Wort sei; aber ohne Erfolg: nicht nur Fagel, sondern auch der Prinz selbst waren damals so erbittert, daß von Diest schrieb: „daß des Prinzen Gemüth nicht gut kalmirt und im Stande sein soll, sich deswegen (der Vermittelung des Churfürsten zwischen Amsterdam und dem Prinzen) vernehmen zu lassen."

Es galt nun vor Allem, diesen Gerüchten entgegenzutreten. In Uebereinstimmung mit van Amerongen schrieb Fuchs sofort an van Beuningen, mit dem er in diesem Jahre bekannt geworden war, einen Brief, in welchem er diesen ersuchte, einen vertrauten Mann in's Haag zu senden, dem er daselbst die Ansichten des Churfürsten hinsichtlich der Republik darlegen wolle. van Beuningen schrieb zurück, es werde wohl am besten sein, wenn Fuchs selbst nach Amsterdam komme; er werde so am meisten ausrichten. Ehe er jedoch diesem Rathe nachkam, machte Fuchs am 27. Mai zuerst einen Besuch bei dem Prinzen, nachdem er vorher von Diest genauere Erkundigungen über den Stand der Dinge eingezogen hatte. Vom Prinzen, der sich auf seinem Lieblingssitze Honselaersdyk befand, wurde Fuchs äußerst freundlich und mit aller Zuvorkommenheit empfangen; die Unterredung dauerte mehr als zwei Stunden, wobei sich der Prinz bitter über Frankreich beklagte, das ihn durch Beschlagnahme der Grafschaft Orange eines großen Theils seines Einkommens beraubt habe, während er doch seit dem Abschluß des „Bestands" keine Hand gegen Frankreich gerührt habe. Daß er, der Prinz, mit Amsterdam noch entzweit sei, sei vor Allem dem Einflusse von d'Avaux zuzuschreiben, der jede Annäherung zwischen ihm und der Stadt planmäßig zu vereiteln wisse. Besonders warnte der Prinz Fuchs vor dem englischen Gesandten Skelton, der das Gerücht verbreitet hatte, daß Argyle in seinem Anschlag gegen Schottland von dem Churfürsten mit Geld unterstützt werde. Fuchs hütete sich natürlich, über die Differenzen, welche in der letzten Zeit zwischen dem Churfürsten und dem Prinzen bestanden, zu sprechen, worüber auch der Prinz am Schlusse der Unter-

haltung seine Genugthuung ausdrückte, ja von selbst, ohne daß Fuchs nur mit einem Worte diese Angelegenheit berührte, ihm mittheilte, daß er hinsichtlich seiner Erbfolge keine den Interessen des brandenburgischen Hauses zuwiderlaufende Bestimmungen getroffen habe. Ob der Prinz davon wußte, daß Fuchs auch über diesen Punkt Erkundigungen einziehen mußte, mag dahingestellt bleiben; jedenfalls war es ein sehr glücklicher Griff des Prinzen, über diesen heikeligen Punkt so gewandt hinwegzukommen. Sofort nach diesem Gespräch mit dem Prinzen hatte Fuchs eine ebensolange Unterhaltung mit dem Rathspensionär.

Drei Tage später fand die öffentliche Audienz bei den Generalstaaten statt, um welche Fuchs auf den Rath von Fagel und van Amerongen nachgesucht hatte. Er hielt eine kurze Ansprache, in der er den Zweck seiner Sendung bloßlegte, und ersuchte die Generalstaaten, mit ihm in Unterhandlungen zu treten. Fuchs bediente sich dabei der französischen Sprache, denn merkwürdigerweise verstand kein einziges Mitglied der Versammlung — und ihrer waren vierzig — so viel Deutsch, daß sie nur seine in deutscher Sprache abgefaßten Beglaubigungsschreiben hätten lesen können. Am 6. Juni hatte Fuchs seine erste Conferenz mit den acht Deputirten für die auswärtigen Angelegenheiten, unter denen sich Fagel und Amerongen befanden. Nach dem damaligen diplomatischen Gebrauch stellte er die Forderungen des Churfürsten schriftlich, die Deputirten trugen sie den Generalstaaten vor, welche sie wieder ihren resp. Auftraggebern vorlegten. Da bei dem weitläufigen und umständlichen Mechanismus der Geschäftsbehandlung vor dem Ablauf einiger Wochen, welche Zeit die Deputirten für ihre genügende Instruktion nöthig hatten, an die Eröffnung der eigentlichen Verhandlungen nicht zu denken war, so benutzte Fuchs diese Zeit zu häufigen Conferenzen mit dem Prinzen, mit Fagel und Amerongen, was in jener etikettenreichen Zeit von großem Gewichte war.

Nach damaligem diplomatischem Gebrauch kündigte ein Envoyé Extraordinaire den fremden Gesandten seine Ankunft an; denjenigen, welche Botschaftersrang hatten, machte er alsdann einen Besuch, während er von den übrigen Gesandten und Residenten den ersten Besuch empfing, den er dann zu erwiedern hatte. d'Avaux war Botschafter; Fuchs mußte also dem Manne, dem er hauptsächlich entgegenarbeiten mußte, den ersten Besuch machen. Beide Diplomaten tauschten denn auch die gewöhnlichen Höflichkeiten und Ergebenheitsversicherungen gegen einander aus.

Etwas interessanter war seine Unterhaltung mit dem Ritter Kramprich, der seit einer Reihe von Jahren den Kaiser im Haag vergegenwärtigte und den sonderbaren Titel Resident-Plenipotentiaire führte, was manchmal große Verlegenheiten der Etiquette halber bereitete. Kramprich versicherte,

man hege sowohl in Oesterreich, als in Spanien die zuversichtliche Hoffnung, daß Jacob keine Gewaltsmaßregeln gegen den Protestantismus in England gebrauchen werde; er erzählte, daß der spanische Gesandte in England, Don Pedro Ronquillo, den König, der mit Recht darüber erstaunt, daß ein Spanier ihm Gewissensfreiheit anempfehle, fragte: „Est ce que ceci se pratique en Espagne?“ darauf geantwortet habe: „Sire, c'est pour cela, que nos affaires sont si mal.“

Hinsichtlich Fagel's und des Prinzen konnte Fuchs schon am 4. nach Berlin berichten, daß beide Alles thäten, um den Vergleich zu Stande zu bringen. Der Prinz habe ihm versichert, für sechs Provinzen, nur nicht für Holland, einstehen zu können. Aber auch die antistatthalterische Partei setze alle Hebel in Bewegnng, Hop habe die Befürchtung ausgesprochen, der eigentliche Zweck der Sendung Fuchs sei die Regulirung der Nachfolge in der Statthalterschaft. So war es denn dringend nothwendig, daß Fuchs selbst nach Amsterdam ging, worauf auch Fagel sehr drang. In Friesland intrignirten die Feinde des Prinzen ebenfalls nicht wenig, so daß Fuchs selbst eine Zeit lang die Verhältnisse in einem sehr dunklen Lichte sah und dem Churfürsten schrieb: „Gott der Allmächtige verhüte, daß die passiones und intrigues, welche jetzo im Staat regieren, demselben nicht den Garaus machen, welches sehr zu befürchten.“

Fuchs hatte zu diesen Befürchtungen auch allen Grund: denn nicht nur zwischen den einzelnen Staaten herrschte Uneinigkeit, auch in Holland selbst war zwischen der Ritterschaft von Amsterdam und Leyden wegen der Bezahlung der Truppen ein heftiger Streit ausgebrochen; Amsterdam widersetzte sich der Einführung einer neuen Regulirung der Convois und kam dadurch hauptsächlich mit Rotterdam in Conflikt. In einem Schreiben vom 2. Juni legte der Churfürst seinem Gesandten deshalb besonders dringend an's Herz, das Seinige zur Beilegung dieser Streitigkeiten beizutragen.

Am 7. Juni reiste Fuchs nach Amsterdam und empfing schon am folgenden Morgen in seinem Absteigequartier, dem „heeren-logement,“ den Besuch seines Freundes van Beuningen, der in diesem Jahre regierender Bürgermeister war. Der alte Staatsmann zeigte sich sehr niedergeschlagen und schien an dem gegenwärtigen Zustand der Dinge zu verzweifeln. Fuchs sprach ihm Muth zu, nahm den Prinzen gegen die Vorwürfe und Anschuldigungen van Beuningen's in Schutz und mahnte zu gegenseitiger Nachgiebigkeit und zu Vertrauen. An demselben Tage erhielt er von dem brandenburgischen Agenten Romswinckel in Amsterdam die Nachricht, daß das Schiff Helderenberg, eines der vom Herzog von Monmouth gegen England ausgerüsteten Fahrzeuge, mit dem Herzoge selbst, mit Grey

und den andern Häuptern der Unternehmung in See gestochen war. Fuchs berichtete dies sofort an den Churfürsten mit dem Beifügen, daß die Regierung der Republik bei dem Unternehmen nicht betheiligt sei, was aber nicht sehr wahrscheinlich war, denn man hätte, worauf der englische Gesandte Skelton auch drang, die Schiffe recht gut am Auslaufen verhindern können. Sicher sahen die Amsterdamer Regenten das Auftreten eines jungen Prätendenten für die englische Krone nicht so ungern; denn die Aussicht des Prinzen auf die englische Krone, die dadurch vermehrte Macht und Unabhängigkeit desselben, legte ihnen sehr gewichtige Bedenken und Befürchtungen hinsichtlich ihrer eigenen Unabhängigkeit nahe.

Bald darauf wurde Fuchs von dem präsidirenden Bürgermeister Corver empfangen, denn eine öffentliche Audienz bei der Vroedschap, um die er nachgesucht hatte, wurde ihm, als den bestehenden Gewohnheiten zuwider, nicht bewilligt; der Argwohn der andern Städte wäre dadurch auf's Neue wach geworden, indem sich Amsterdam auf diese Weise ein Souveränetätsrecht angemaßt hätte. Auch Hudde und Borst van Waveren, die mit Corver und van Amerongen das Bürgermeister-Collegium bildeten, gaben dem Gesandten in den sechs Tagen, während welcher er in Amsterdam verweilte, aufrichtige Beweise ihrer hohen Achtung vor dem Churfürsten und ihres ernstlichen Wunsches, mit dem Prinzen sich zu vergleichen. Fuchs sah deshalb auch bei seiner Abreise die Lage der Dinge in einem viel helleren Licht, er begriff, daß die Schwierigkeit eigentlich nur ein point d'honneur sei, indem sowohl der Prinz als die Stadt den Anschein vermeiden wollten, aus Furcht nachzugeben. Ehe Fuchs abreiste, was am 15. Juni geschah, brachte er noch einen Tag bei dem Admiral Tromp zu, der seit 1676 in den Grafenstand erhoben worden war. Auch dieser gab dem Gesandten seine Achtung und seine Anhänglichkeit an den Churfürsten, als ein Mitglied des oranischen Hauses, wiederholt zu erkennen. Bei seiner Abreise empfing er noch einen Beweis der Gastfreundlichkeit der Regenten; denn als er seine Rechnung in dem Heerenlogement bezahlen wollte, erklärte der Wirth, daß der Bürgermeister ihm verboten habe, Geld von ihm anzunehmen, und Fuchs, der, wie es scheint, auf gut Essen etwas hielt, ärgerte sich hinterher, daß er bei Tafel meistens der Gast des Markgrafen von Anspach, der ebenfalls hier logirte, gewesen war, während seine Diener auf Kosten der Stadt bessere und köstlichere Speisen erhalten hatten, als er bei dem Markgrafen.

Fuchs erklärte sich denn auch nach seiner Zurückkunft in's Haag sehr zufrieden mit dem Empfang, den er bei den Regenten gefunden. Die Differenzen zwischen diesen und dem Prinzen dauerten aber ununterbrochen fort. Schon am 17. beklagte sich der Prinz wieder bei Fuchs, daß man

ihm in Allem, was er unternehme, entgegenarbeite. Auf Ansuchen seines Schwiegervaters hatte der Prinz an die Staaten das Ansinnen gestellt, die schottischen Regimenter in staatischem Dienst nach England zu senden, ein Begehren, das die Regenten rundweg abschlugen, während sie, als Skelton dasselbe beantragte, bereitwillig ihre Zustimmung gaben. Derartiges kam fast täglich vor, so daß nicht einmal der gute Wille, zu einem Vergleich zu kommen, vorhanden zu sein schien.

Inzwischen hatte Fagel dem churfürstlichen Gesandten den Rath gegeben, die zweitgrößte Stadt Hollands, Rotterdam, zu besuchen, um auch hier für die Sache des Churfürsten zu wirken. Letztere Stadt, von jeher die Rivalin Amsterdams, war vollständig statthalterisch gesinnt und es war deshalb nur natürlich, daß Fuchs, der sich mit den streng antistatthalterisch gesinnten Amsterdamer Regenten auf so guten Fuß zu stellen gewußt hatte, bei so eifrigen Vorkämpfern der oranischen Partei, wie dem Admirallieutenant Wilhelm Bastiaensz und dem Bürgermeister Roosemale, die beste und zuvorkommendste Aufnahme fand. Der letztere empfing ihn in seinem eigenen Hause und gab seinem Gaste zu Ehren am Abend ein großes Banket, bei dem die Mitglieder des Magistrats und die Gäste — auch von Diest war mitgekommen — feurige Toaste auf das Wohlsein des Prinzen und des Churfürsten ausbrachten. Die Rotterdamer Regenten erklärten sich bereit zu allen Opfern, die zur Rettung des Landes erforderlich sein sollten, und der Admiral Bastiaensz sagte geradezu: „Ich besitze fünf bis sechs Tonnen Goldes; jeden Augenblick gebe ich davon den dritten Theil, nöthigenfalls auch Alles hin, wenn es für die Rettung des Staates erforderlich ist." Auf Amsterdam wurde natürlich tapfer geschimpft.

Gern hätte nun Fuchs die Conferenzen mit den Deputirten eröffnet; aber der Prinz war nach Dieren und Fagel auf sein Landgut Leeuwenhorst gereist, und der Nijmeg'sche Abgeordnete Verbold wollte allein die Verhandlungen nicht beginnen; übrigens erklärte der letztere, der, wie alle Gelder'schen Deputirten, gut oranisch gesinnt war, daß die Sache in ein paar Stunden vollständig abgemacht sein könne, sobald nur der Churfürst etwas von seinen hohen Forderungen nachlassen wolle. Vorderhand jedoch verpflichtete sich Fuchs noch zu nichts und er benutzte die ihm gewordene freie Zeit inzwischen, um nach Kleve zu gehen und hier den Postdienst besser zu organisiren. Vorher aber besuchte er noch den alten van Beverningh auf seinem Landgute Teylingen; alle Versuche, auch ihn zum Bundesgenossen zu gewinnen, schlugen fehl, da sich der alte Diplomat durch nichts in seiner idyllischen Ruhe stören lassen wollte. Als Beweis jedoch seiner Hochachtung vor dem Churfürsten übergab er dem Gesandten einen

Zimmtbaum als Geschenk für Friedrich Wilhelm, und wenn es wahr ist, was Fuchs schreibt, daß außer diesem und dem Exemplar, das van Beverningh für sich behalten hatte, nur noch ein einziges Exemplar in Europa gefunden werde, so war dies allerdings für Friedrich Wilhelm, der auf derartige Seltsamkeiten viel hielt, ein sehr kostbares Geschenk.

Als Fuchs am 6. Juli in's Haag zurückkehrte, fand er seine Angelegenheiten um nichts weiter gefördert; nur ein allerdings sehr belangreiches Ereigniß hatte stattgehabt, indem Amsterdam in der Convoifrage nachgegeben hatte; es war dies seit langen Jahren das erste Mal, daß das stolze Amsterdam einer andern Stadt nachgab. Sofort schrieb er an van Beuningen und theilte ihm in den glänzendsten Farben die Zufriedenheit des Prinzen über die Haltung der Stadt mit. Der Brief machte aber auf den melancholischen Staatsmann einen sehr geringen Eindruck, ja er schrieb zurück, daß er sich vom öffentlichen Leben ganz zurückziehen wolle, da es in gegenwärtiger Zeit nicht mehr möglich sei, dem Staat ersprießliche Dienste zu leisten. Fuchs sah aber die Dinge in einem viel rosigeren Lichte, seine Briefe an den Churfürsten vom 7. und 10. Juli verrathen eine sehr freudige und erregte Stimmung. Er sandte dem Churfürsten eine Abschrift des Briefes, in welchem er die düstern Ansichten van Beuningen's widerlegt hatte, und in der That war es ihm gelungen, den letztern umzustimmen, denn schon am 13. Juli konnte Fuchs an den Churfürsten berichten, daß van Beuningen versprochen habe, wieder für den Vergleich mit dem Prinzen thätig zu sein, daß Hop, der Anführer der antistatthalterischen Partei, van Amerongen und bald darauf ihm, dem Gesandten, selbst die Versicherung gegeben habe, daß es sein und seiner Partei aufrichtiger Wunsch sei, mit dem Prinzen sobald als möglich sich zu versöhnen.

Indessen hatten die Staaten von Holland sich mit der Prüfung der churfürstlichen Forderungen beschäftigt. Fuchs besuchte die einzelnen Mitglieder derselben in ihren Wohnungen, und als die Staaten zur näheren Untersuchung der Sache eine Commission niedergesetzt hatten, lud er die Mitglieder derselben wiederholt zu sich ein; „denn," sagt er in seinem Brief an den Churfürsten, „wenn man was Gutes allhier ausrichten will, muß man sich nicht allein durchplaudern, sondern auch durchessen und durchtrinken können, welches letztere zwar mich etwas inkommodirt, aber weil es zur Sache thut, werde ich sehen, damit durchzukommen." Und 14 Tage später reist er noch einmal nach Amsterdam, wo er mit den Bürgermeistern bei einem Glas Wein den Stand der Dinge vertraulich besprach und bei diesen seiner Energie und seines Eifers wegen viel Lob erntete. Fuchs hatte aber inzwischen noch einen andern gewichtigen Bundes-

genossen erhalten: am 19. Juli war Monmouth bei Bridgewater geschlagen worden und dadurch der Aufstand in England gedämpft; die Protestantenverfolgungen in Frankreich wurden immer stärker, auch in England begannen sie wieder; allenthalben erwachte deshalb in der Republik der altprotestantische Geist, und die Domines wurden nicht müde, von den Kanzeln herab zu verkündigen, daß nur durch eine innige Vereinigung mit Brandenburg der Protestantismus gerettet werden könne, weshalb auch viele Synoden Adressen in diesem Sinne an die Staaten sandten.

Trotz der Unterstützung, die Fuchs von allen Seiten fand — der Prinz von Oranien hatte nicht nur die Sache des Churfürsten seinem Repräsentanten in Zeeland, Odyk, und dem Prinzen Heinrich Casimir empfohlen, sondern er hatte sich selbst bereit erklärt, im Haag zu bleiben, statt, wie er gern gethan hätte, auf sein Landgut Dieren zu gehen — bereiteten ihm die Schwierigkeiten, die er überall wegzuräumen fand, manche trübe Stunden, und er erklärte am 16. seinem Herrn ganz offen, daß, wenn er nur im entferntesten die Mühseligkeiten hätte ahnen können, mit denen er jetzt zu kämpfen habe, er sicher seinen Herrn gebeten haben würde, ihn dieser schwierigen Aufgabe zu entheben. Als am 20. bekannt wurde, daß man nicht mehr als 400,000 Reichsthaler (1 Million Gulden) geben wollte, was Amerongen im vorigen Jahre schon in Berlin geboten hatte, und daß namentlich die Provinz Holland von diesem Angebot unter keinen Bedingungen abweichen würde, da standen die Angelegenheiten des Churfürsten allerdings ziemlich mißlich. Fagel entrollte dazu noch ein sehr düsteres Bild von dem finanziellen Zustande der Republik: die Truppen hatten seit wenigstens einem Jahre keinen Sold mehr erhalten, der Kaiser, der König von Dänemark und die braunschweig-lüneburg'schen Fürsten drangen ebenfalls auf die schleunige Bezahlung der rückständigen Subsidiengelder, wie sollte man nun noch die hohen Forderungen des Churfürsten zu befriedigen im Stande sein? Mit der Bezahlung der bedungenen Subsidiengelder an den Churfürsten waren einzelne Provinzen allerdings noch sehr im Rückstand; die Obligationen, die sie dafür ausgaben, standen auf sehr niedrigem Kurs und von Diest war froh, als er für die Obligationen des Arnheim'schen Bezirks 70 Procent erhielt, und auch dies war nur durch den Einfluß des alten Barons von Ginckel möglich gewesen, indem ohne dessen Dazwischenkunft Arnheim gar nicht im Stande gewesen wäre, seine Obligationen einzulösen. Fagel drang deshalb in Fuchs, der Churfürst solle das Angebot von Holland annehmen, was der Gesandte sofort nach Berlin berichtete, indem er zugleich beifügte, daß die Aufregung in Holland wegen der Protestantenverfolgungen in Frankreich und wegen des mißglückten Anschlags des Herzogs von

Monmouth auf England derart sei, daß sie die Holländer schon zur Nachgiebigkeit bewegen würde, da der Glaube, daß nur in der engsten Verbindung der Republik mit Brandenburg Heil und Rettung für den Protestantismus zu finden sei, immer mehr Anhang und Verbreitung gewinne.

Die Antwort des Churfürsten datirt vom 7. August; er sei, sagte er, mit dem Angebot zwar zufrieden; dagegen müssen sofort und baar 150,000, und nicht, wie Holland wollte, 100,000 Reichsthaler bezahlt werden. Gehe man darauf nicht ein, so solle Fuchs auf der Stelle abreisen. Auch die Schadenvergütung wegen des weggenommenen Schiffes müsse er aufrecht erhalten; dagegen dürfe er den Anspruch auf 83,000 Reichsthaler an rückständigen Subsidien fallen lassen. Wie Amerongen zu der Behauptung käme, er, der Churfürst, habe 1683 erklärt, mit einer halben Million Gulden zufrieden zu sein, begreife er nicht; er erinnere sich einer derartigen von ihm gemachten Behauptung nicht. In einer Nachschrift fügte der Churfürst noch bei, daß er sich auch mit einer Baarbezahlung von 300,000 Reichsthalern ein für allemal begnügen wolle. Gehe man auch darauf nicht ein, so solle Fuchs den Prinzen fragen, ob er bereit sei, alle seine Forderungen an die Republik, die sich zusammen auf 800,000 Reichsthaler beliefen, um 200,000 zu übernehmen.

Am 8. August hatte Holland über die Angelegenheit Beschluß gefaßt und denselben sofort den Generalstaaten mitgetheilt. Fagel kam zu Fuchs, theilte ihm dies mit, erklärte ihm aber, daß sein Eid ihm verbiete, das Nähere schon jetzt zu sagen, ehe der Beschluß bei den Generalstaaten durchgegangen war. Uebrigens ließ Fagel doch durchblicken, daß man im Allgemeinen die Forderungen des Churfürsten bewilligen werde, indem er erzählte, daß er selbst und der Prinz mit allen Deputirten, die Amsterdam'schen ausgenommen, vertrauliche Besprechungen gepflogen habe, und daß nur die hohe Achtung, die man vor der Person des Churfürsten hege, die günstige Entscheidung möglich gemacht habe; denn Fuchs möge wohl bedenken, daß der Vertrag ein oneroser sei, daß der Churfürst zu gar nichts verpflichtet werde. Zugleich gab Fagel dem Gesandten den Rath, den Generalstaaten ein Memorandum zu übergeben, wodurch die Sache sehr beschleunigt werden würde, ein Rath, den Fuchs auch alsbald befolgte.

Am folgenden Tage kam Verbold und zeigte ihm an, daß man am 10. eine Conferenz mit ihm halten wolle und daß man beschlossen habe, wegen des Schiffes „Brandenburg“ an die Westindische Compagnie zu schreiben. Fuchs berichtete darüber sofort an den Churfürsten und bat um endgültige Instruktionen (denn das Schreiben des Churfürsten vom 7. August war an diesem Tage noch nicht in seinen Händen), indem sonst die Sache noch lange verzögert würde, und gab dabei seinem Herrn den

Rath, in Gottes Namen das Angebot anzunehmen. Obiges Rescript des Churfürsten vom 7. erhielt Fuchs am 10., so daß nun die Conferenzen mit den Deputirten sofort beginnen konnten.

Die Verhandlungen hatten einen ächt kaufmännischen Charakter, man feilschte hin und her, bis man endlich übereinkam. Fuchs spielte hier die Krämerrolle vortrefflich. Der Präsident Verbold fragte zuerst nach dem Betrag der durch den Churfürsten gemachten Forderung, worauf Fuchs diese mit 800,000 Reichsthaler oder zwei Millionen Gulden angab. Die Holländer boten 200,000, Fuchs spielte den Beleidigten und behauptete, van Amerongen habe schon früher das Doppelte geboten. Nach langem Hin- und Hermarkten erklärten endlich die Deputirten, daß die Staaten aus „Consideration für seine Durchlaucht“ 100,000 Reichsthaler baar und 300,000 innerhalb 10 Jahren bezahlen wollten, in welcher Summe übrigens auch die Schadenvergütung für das Schiff „Brandenburg“ enthalten sein solle. Fuchs erklärte, zur Annahme dieses Angebots keine Vollmacht zu haben; und als er allen Ernstes auf der Baarbezahlung von 150,000 Reichsthalern beharrte, nahm die Verhandlung einen ernsthafteren Charakter an. Fagel und Werkendam, die Deputirten für Holland, stellten dem Gesandten vor, daß sie unmöglich mehr bieten könnten, als wozu sie ermächtigt seien, und die Deputirten der anderen Provinzen erklärten, daß sie das Angebot Hollands nicht überschreiten dürften. Fuchs bat um Aufschub, bis er dem Churfürsten darüber Bericht erstattet habe; diesem stellte er dann auch vor, daß durchaus keine Hoffnung vorhanden sei, von Holland mehr zu erlangen, die Ersatzansprüche wegen des Schiffes müsse man vor der Hand ganz aus dem Spiele lassen, später möge man wieder darauf zurückkommen. Alles in Allem genommen, sagte der Gesandte am Schlusse seines Berichtes, müsse man zufrieden sein, wenn man überhaupt 400,000 Reichsthaler bekomme; ein anderer Staat würde sicher nichts erhalten.

Indessen suchte Fuchs bei dem Prinzen Rath. Derselbe schlug ihm vor, einen zweiten Besuch in Rotterdam und Amsterdam zu machen, und da er zufällig von dem Sohne des Admirals Bastiaenz, der Großpensionär von Rotterdam war, eine Einladung erhalten hatte, so begab er sich dahin, wo er, wie das erste Mal, freundlich empfangen wurde. Nach der Mahlzeit bestieg die Gesellschaft, bei der sich auch der Bürgermeister befand, die Admiralitätsjacht, und machte auf der Maas eine Spazierfahrt, wo bei jeder Gesundheit, die man ausbrachte, Kanonensalven gelöst wurden; der Pensionär ließ dem Volk, das am Ufer versammelt war, zwei Fässer Wein geben, so daß in kurzer Zeit das Volk mit den Regenten betrunken war und ganz Rotterdam von Jubelgeschrei zur Ehre des Prinzen und

des Churfürsten ertönte. Fuchs, der die Kunst das Eisen zu schmieden, so lange es noch heiß war, meisterhaft verstand, hatte inzwischen dem Bürgermeister und den Anderen den Kopf so warm gemacht, daß sie versprachen, sofort mit ihm in's Haag zu gehen, und sich mit Fagel über die Forderungen des Churfürsten zu besprechen. Als Fuchs am Abend wieder in's Haag zurückkehrte, setzte man in Rotterdam das Gelage fort und, „um nicht zu verschlafen," ging man nicht zu Bette, sondern brach am frühesten Morgen auf, so daß die Gesellschaft schon um 8 Uhr allerdings mit schweren Köpfen im Haag ankam. Nachmittags hatte Fuchs wieder eine Besprechung mit Fagel, der ihm nun erklärte, daß jetzt Alles ganz allein von Amsterdam abhänge, da Rotterdam nachgeben wolle. Am 13. reiste Fuchs zum zweiten Male nach Amsterdam und wurde daselbst von Beuningen und dem damals präsidirenden Bürgermeister Witsen, welch' letzteren er vorher nicht kannte, sehr freundlich aufgenommen. Beide aber erklärten, daß Holland unmöglich mehr geben könne. Kaum hatte Fuchs diesen Bescheid, so reiste er wieder in's Haag zurück, nachdem er von Diest in Amsterdam zurückgelassen, der, ein persönlicher Freund des Bürgermeisters Hudde, letzteren vielleicht gewinnen konnte. von Diest richtete aber nicht das Geringste aus.

Fuchs war nun, wie er selbst sagte, mit seiner Weisheit zu Ende. In ziemlich gereiztem Tone schrieb er am 20. August dem Churfürsten, rieth demselben, anzunehmen, was geboten war, da er, der Gesandte, nun auch zu der Ueberzeugung gekommen sei, daß schon das jetzige von Holland gemachte Angebot die Kräfte der Staaten weit übersteige; ja man laufe bei fernerem Widerstand Gefahr, gar nichts zu erhalten. Er formulirte deshalb seine Fragen an den Churfürsten folgendermaßen:

1) Wann es mir unmöglich, in primo termino 150 m Rthlr. contant zu erhalten, ob ich dann auf die Offerte von 100 m contant schließen solle?

2) Ob ich wegen der jetzigen 300 m Rthlr. in Terminen die angetragenen Termine von 10 Jahren, wann ich sie kürzer zu erhalten nicht vermag, acceptiren soll?

3) Wann man an Seiten des Staats darauf bestehen solle, daß die Prätension wegen des Schiffes „Brandenburg" mit unter die 400,000 Rthlr. begriffen sein sollte, ob ich solches eingehen mag?

Vier Tage darauf schrieb er einen weitern Brief an den Churfürsten, worin er behauptete, daß er eher 500,000 Rthlr. in Terminen herausschlagen könne, als 150,000 baar.

Der Churfürst schrieb ihm am 24. August, daß er von seinen Forderungen nicht abgehen dürfe; könne er die 150,000 nicht baar erhalten,

so solle er dem Prinzen das früher erwähnte Angebot machen; weigere sich dieser, so solle er dasselbe der Stadt Amsterdam machen. Bezahle man dagegen 150,000 baar, so gestehe er Termine bis zu 10 Jahren zu; über das Schiff „Brandenburg“ müsse übrigens besonders verhandelt werden.

Glücklicherweise jedoch wurde Fuchs der Ueberhändigung dieser Ansprüche überhoben; denn zu allgemeiner Verwunderung beschlossen die Staaten von Holland am 27. August, die 150,000 Rthlr. baar zu bewilligen und für die übrigen Forderungen des Churfürsten 100,000 Gulden zu bezahlen; letztere Summe hatte man erst nach langem Widerstande zugestanden, die meisten Städte wollten sich nur zu 75,000 Gulden verstehen. Was hatte diese schnelle Sinnesänderung herbeigeführt? Wie Fagel nachher dem Gesandten versicherte, gar nichts Anderes, als die einmüthige Ueberzeugung, daß man, um ein innigeres Bündniß mit dem Churfürsten zu schließen, diesen zufrieden stellen müßte. Diese Rücksicht hatte diesmal auch über die starren Krämerbedenken von Amsterdam gesiegt.

Der Churfürst hatte somit mehr erlangt, als er ursprünglich gefordert hatte, da der Schadenersatz, den er für das Schiff „Brandenburg“ verlangte, nur die Summe von 75,000 Gulden betrug, während er nun 100,000 erhalten hatte, wofür er seine weiteren Ansprüche ruhig fahren lassen konnte. Dennoch konnte Fuchs es sich nicht versagen, in seinem Diensteifer auszurufen: „Wollte Gott, daß ich Ew. Churf. Durchlaucht hätte zwei Mal so viel können zu Wege bringen!“

Wie sehr er dem Prinzen und vor Allem Fagel verpflichtet war, erkannte er auch dankbar an; beide, wie auch die übrigen holländischen Städte, hatten ihr Möglichstes gethan. Er gab darüber seine Zufriedenheit zu erkennen, indem er am Ende seines Briefes an den Churfürsten sagte: „An dem guten Willen des Staats hat es nicht gefehlt, dessen ich Eur. Churf. Durchl. auf mein Gewissen versichern kann, und hat derselbe ein weit Mehreres gethan, als sein jetziges Vermögen ist, und einiger Mensch gedacht hätte.“

Den ersten Zweck seiner Mission, die Beilegung der Differenzen zwischen dem Churfürsten und der Republik, hatte Fuchs somit erreicht.

Der zweite Zweck, die Aussöhnung des Prinzen mit Amsterdam, war seiner Verwirklichung insofern schon nahe gekommen, daß die Stadt ihre Opposition aufgegeben hatte. Zu dieser Versöhnung hatte Fuchs sehr viel beigetragen, indem er nicht müde wurde, den Regenten von Amsterdam das hohe Ziel des Prinzen, die Herstellung der Coalition gegen Frankreich und ihre unberechenbaren Folgen, vor Augen zu stellen. Freilich noch mehr hatten dazu das Wiedererwachen des protestantischen Geistes und die

Furcht einer Vereinigung Englands und Frankreichs gegen die Republik beigetragen.

Der Prinz, nun nicht mehr in allen seinen Plänen gehindert und nicht mehr beschränkt in seinen zur Vertheidigung des Landes ergriffenen Maßregeln, näherte sich nun auch seinerseits den Amsterdamer Regenten, und zwei Jahre später war Jacob Hop der Vertraute, der die Unterhandlungen zwischen dem Churfürsten und dem Prinzen fortsetzte und das durch Fuchs eingeleitete Bündniß bekräftigte und befestigte.

Es blieb für Fuchs nur noch der formelle Abschluß des Bündnisses übrig; er setzte deshalb mit Fagel die Bedingungen und Umrisse desselben fest; die Worte, die dabei gebraucht wurden, enthalten scheinbar sehr wenig, schließen aber dennoch die Wiedervereinigung von Brandenburg und der Republik in sich. Der äußere Hauptnachdruck wurde natürlich auf die Regulirung der bestehenden Differenzen gelegt, und das Bündniß, der eigentliche Zweck der Fuchs'schen Sendung, wurde mit der Bemerkung abgemacht, „daß man den im Jahre 1678 geschlossenen Vertrag bis zum Jahre 1700 erneuert haben wolle, und daß man im Falle eines Krieges gemeinsame Maßregeln ergreifen werde."

Sofort besuchte Fuchs den Rathspensionär auf seinem Tusculanum Leeuwenhorst und beide verabredeten mit einander, daß der Vertrag durch Fagel den Generalstaaten vorgelegt und von diesen genehmigt werden solle. Am 2. September wurde der Traktat unterzeichnet, der eine Woche später, am 11., vom Churfürsten ratificirt wurde. Schon vorher hatte Friedrich Wilhelm seinen Gesandten beauftragt, an Fagel und Amerongen für den kräftigen Beistand seinen herzlichen Dank zu sagen. Der Churfürst war nun wieder mit seinem natürlichen Alliirten verbunden und bald stand er auch faktisch wieder an der Spitze der deutschen Protestanten; sein erstes aktives Auftreten gegen Frankreich war das Edikt von Potsdam, die Antwort auf den Widerruf des Edikts von Nantes. Jetzt war auch der Prinz im Stande, im Jahre 1688 den Kern seines Heeres nach England zu senden, denn man wußte nun, daß man mit deutschen Truppen einen etwaigen Anfall Frankreichs auf die Republik abweisen könne.

Fuchs war sofort nach der Unterzeichnung des Traktats abgereist, nachdem er sich vorher in Dieren von dem Prinzen verabschiedet hatte; über Leeuwenwarden und Emden kam er im Oktober in Berlin an. von Diest hatte von ihm den Auftrag erhalten, für baldmöglichste Ratifikation zu sorgen, was noch mit mancherlei Schwierigkeiten verbunden war, denn d'Avaux hatte indessen in Holland und besonders in Amsterdam auf's eifrigste intriguirt. Der Widerruf des Edikts von Nantes kam gerade recht, um die Generalstaaten und die Regenten von Amsterdam alle weitere

Bedenken vergessen zu lassen und den Vertrag so schnell als möglich zu ratificiren, was endlich im Oktober geschah. So hatte nun Ludwig XIV. selbst dazu beigetragen, seine Feinde so innig als möglich miteinander zu verbinden. Theodor Wenzelburger.

Aus Joh. Heinr. Ramberg's Nachlasse.

Mitgetheilt von A. Conze.

„Jena den 7. Merz 93.

Sie werden mir verzeihen, mein Freund und Mitbruder in Apoll und den Grazien, daß ich mich ohne weitere Formalitäten und bloß mit einem brüderlichen Handschlag in Ihre Bekanntschaft einführe. Ich habe in dem wenigen, was ich von Ihnen sah, Ihrem Geist gehuldigt, und Sie von dem ersten Augenblicke an, da ich Sie in Ihren Werken zu erkennen glaubte, als den meinigen betrachtet. Nun kommt es bloß auf Sie an, ob Sie diesen stummen Vertrag ratificieren wollen.

Daß wir Sie so nahe gehabt haben, ohne Sie kennen zu lernen, habe ich sehr beklagt, und jetzt um so mehr, da, wie mir Göschen schreibt, Ihre Abreise so nahe herbeigerückt. Wie viel Vergnügen versprach ich mir von dem nähern persönlichen Umgang mit einem Künstler, der sich so kraftvoll und reich und schön in seinen Werken spiegelt! Wie gerne hätte ich mich von Ihrem Genius in die Mysterien der Künste einführen lassen, und meinen nur in der Poetik geübten Geschmack zu einer allgemeinen Philosophie der Künste erweitert! Auf diese schöne Hoffnung muß ich für jetzt zwar Verzicht thun, aber ich entsage ihr nicht auf immer. Behalten Sie mich indessen als einen aufrichtigen Verehrer Ihres herrlichen Genies im Gedächtniß, und erlauben Sie mir zu denken, daß nichts als der Zufall uns gehindert habe, einander näher zu interessieren.

Ungern entschließe ich mich, dieses Geständniß, das mir bloß eine reine und aufrichtige Achtung gegen Sie eingiebt, durch eine eigennützige Bitte herabzusetzen. Aber unser Freund Göschen will, daß ich keine Zeit verliere, und so mag es denn geschehen. Ich weiß nicht, ob er Ihnen schon gesagt haben wird, daß wir wünschen, für eine Schrift von mir, die in diesem Sommer fertig werden wird, eine Zeichnung von Ihnen zu erhalten. Die Schrift hat, ihrem Innhalt nach, den nächsten Anspruch auf Ihre Mitwirkung, denn sie ist nichts anders als ein Dialog über

die Schönheit. Ich habe der Versuchung nicht widerstehen können, mich auch in den Streit zu mengen, den die Philosophie über den Begriff der Schönheit erhoben, und die Kantische Theorie, die in seiner Critik der aesthetischen Urtheilskraft aufgestellt ist, war die nächste Veranlassung für mich, diesen Begriff zu entwickeln. Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist, und die Schönheit es nicht verzeyhen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben, und die Form eines Gespräches zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu vertheidigen habe, desto schneller auf meiner Seite seyn.

Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, das Ihre freye Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gedicht: die Künstler; welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche mahlerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus Sich selbst nehmen. Sie dürfen Sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frey, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert. Endlich bitte ich Sie, daß Sie es unserm Freund Göschen mit zur Bedingung machen, daß er mir das Original Ihrer Zeichnung zum Geschenk macht.

Ich wiederhohle die Versicherung meiner Ihnen Zeitlebens gewidmeten Achtung. Schiller."

Der Künstler, an welchen Schiller diesen in freien Schriftzügen hingeworfenen Brief richtete, war Johann Heinrich Ramberg, dessen Ruhm heutzutage wenigstens außerhalb seiner Heimath Hannover, wo der von ihm gemalte Vorhang im königlichen Theater noch immer sein Andenken lebendig erhält, so gut wie verweht ist; kaum daß die Kunstgeschichte ihm ein Wort der Erwähnung, eher noch die Sammler seinen Zeichnungen und Radirungen einen Platz in ihren Mappen gönnen. Der ältern jetztlebenden Generation ist er jedoch durch die zahlreichen nach ihm gestochenen Almanachbildchen und Dichterillustrationen wohl noch im Gedächtniß, aber denen, die von ihm wissen, mag es doch seltsam erscheinen, den freilich gewandten und phantasievollen Zeichner, aber schließlich argen Manieristen von einem Schiller so hoch gestellt zu sehen. Allerdings hat Schiller,

wie er ja selbst bekennt, der bildenden Kunst ferner gestanden; doch ist es nicht ganz allein das. Wir müssen uns vergegenwärtigen, daß im Jahre 1793 Ramberg noch nicht der verkommene Taschenbuchverzierer war, zu dem er in seinem kleinhannoverschen Stillleben von Jahr zu Jahr immer mehr herabsank; gerade die ersten neunziger Jahre bilden den Höhenpunkt seiner künstlerischen Laufbahn, die wir hier nach seinen hinterlassenen Papieren in einigen Hauptzügen schildern wollen.

Johann Heinrich war der am 22. Juli 1763 geborene jüngere Sohn des damaligen Kriegssekretairs Ramberg zu Hannover. Ein geistig regsamer Mann, fand dieser neben seinen Amtsgeschäften Muße für allerlei mechanische, physikalische, künstlerische Liebhabereien; mancherlei Sammlungen von Instrumenten, Kuriositäten, Kostbarkeiten, Gemälden, Zeichnungen und Kupferstichen füllten sein am sog. Hundemarkte der Aegidiennenstadt gelegenes Haus. Während ein älterer Bruder, der später nach juristischen Studien in den ruhigen Hafen einer Beamtenstellung einlief, durchaus keine solche Ader gehabt zu haben scheint — doch stammt in zweiter Generation von ihm der jetzt lebende keinesfalls talentlose Maler Arthur v. Ramberg ab —, zeigte sich bei dem jungen Johann Heinrich schon früh eine große, gewiß durch die ganze Atmosphäre im väterlichen Hause geweckte Lust und Anlage zum Zeichnen, die von dem Vater, je mehr so Etwas seinen eigenen Neigungen entsprach, sorgfältig gepflegt wurde. Aus dem Jahre 1774, in dem der kleine Ramberg elf Jahr alt wurde, sind ganz leidliche Zeichnungen von ihm, die er unter väterlicher Aufsicht nach Gipsabgüssen machte, vorhanden, aus dem Jahre 1775 verschiedene Röthel- und Kreideblätter, die theils auch Kopien, theils aber freie Erfindungen zu sein scheinen; für die letzteren lieferte der hannoversche Viehmarkt, in dessen Nähe an den Scheibenbergen, in der Gegend der jetzigen Christuskirche, die Eltern einen Garten hatten, den Stoff. Solche Jahrmarktsbilder, in Tusche nnd bunt illuminirt, wurden auch in den folgenden Jahren fleißig angefertigt; merkwürdig, daß wenig treues Anhalten an die Wirklichkeit in ihnen erscheint, auch die landschaftliche Umgebung ist meistens durch Säulentrümmer und dergleichen Andeutungen klassischen Bodens gebildet. Das Gefallen an solcher Szenerie lag damals sozusagen in der Luft; man erinnert sich leicht der römischen Prospekte in Göthe's väterlichem Hause. Sonst übte der damals herrschende französische Geschmack, der auch in der Kupferstichsammlung des Vaters besonders vertreten war, bald genug den allerstärksten Einfluß auf den jungen Zeichner, der gegen sein dreizehntes Jahr idyllische Szenen, Kinderbilder als gelehriger Schüler Boucher's und seiner Genossen zu machen wußte. Antike Stoffe wurden ihm offenbar vom Vater zur Bearbeitung

gegeben; „**Mutius Scaevola se brulant la main,**“ „**Nuptiae Cupidinis et Psyches,**“ „Didon abandonnée par Enée“ sind aus dem Jahre 1776 noch vorhanden, aus dem Jahre 1777 der Raub des Ganymedes, der geblendete Kyklop, mit 1778 bezeichnet „Charondas“ sich das Schwerdt in die Brust stoßend; dazwischen blieben in diesen Jahren die Marktbilder im Gange; 1779 und 1780 wurden auch größere sorgfältig mit dem Pinsel ausgeführte Tusch- und Sepiablätter gearbeitet. Der Vater wachte über diesen Anfängen künstlerischer Thätigkeit seines Sohnes mit der größten Sorgsamkeit des Kunstliebhabers und Sammlers; die fertigen Zeichnungen wurden mit sauber liniirten Rahmen umzogen, denen zum höheren Schmucke ein Streifen in Goldpapier eingelegt wurde, dann wurde eine Unterschrift mit Jahreszahl und Monatsangabe darunter gesetzt. Vielfach wurden diese Blätter dann Besuchern gezeigt, auch an auswärtige Bekannte verschickt; an Lichtenberg, mit dem ein lebhafter Briefwechsel geführt wurde, ging einmal eine Sendung solcher Zeichnungen ab. Lichtenberg schreibt am 28. November 1776, daß er die Arbeiten des kleinen Zeichenmeisters in Göttingen verschiedenen Personen, darunter Kennern gezeigt habe. „Wenn ich ihnen sage, sie seien von einem berühmten italienischen Meister, so wenden sie Nichts dagegen ein, als daß sie noch so frisch aussähen, allein die, denen ich sage, daß sie von einem dreizehnjährigen jungen Deutschen wären, glauben mir gar nicht.“ In einem Briefe vom 23. Oktober 1777 empfiehlt sich Lichtenberg dem jungen Raphael.

Kein Wunder, daß Johann Heinrich, der sich zu anderm Lernen außerdem sehr wenig anstellig zeigte, nun wirklich Maler werden sollte. Dem Vater fehlte es nicht an Ansehen und Verbindungen, um zur Erlangung einer Studienunterstützung einen Weg bis zu dem wohlwollenden Könige Georg III. zu finden; durch Hofrath Zimmermann in Hannover, der sich für den jungen Künstler interessirte, und andere Mittelspersonen wurde es in's Werk gesetzt, daß in London dem Könige und der Königin und dem bekannten Maler West eine Zeichnung der Auferweckung des Lazarus mit wärmster Empfehlung des jungen Mannes vorgelegt wurde. Der König sagte ihm seinen Unterhalt in London und eine Stelle als Pensionär der k. großbritannischen Akademie der Künste zu. Gewiß als für eine Dankbarkeitsbezeugung bedankt sich Zimmermann in einem Briefe vom 17. Mai 1781 bei Ramberg's Vater für das „schöne Gemälde der letzten Stunden des Cato“ von der Hand Johann Heinrich's. Zimmermann's Lob ist wieder sehr überschwänglich. Er „sieht zum Voraus mit welcher Begierde man diese und andre Stücke Ihres Herrn Sohnes in künftigen Zeiten noch betrachten wird, wenn ganz Europa von ihm weiß, was hier und in London schon lange bekannt ist.“

Ramberg ging also nach London. Für sein äußeres Fortkommen war damit für ihn viel erreicht, ob auch für seine Kunst, ist sehr die Frage. In einem Briefe aus Kassel vom 28. Mai 1781 werden darüber ernstliche Zweifel ausgesprochen. Den Anlaß hierzu bot eine Handzeichnung des jungen Ramberg, die durch die Vermittelung von Boie in Göttingen für die verwittwete Herzogin von Weimar bestimmt nach Cassel gelangt war. Diese Arbeit eines so jungen und vielversprechenden Genies sei, schreibt der Briefsteller, von allen Kennern in Cassel nach ihrem wahren Werthe geschätzt. Er habe ehedem bei dem Baron von Beroldingen und anderen Orts sehr geistreiche Skizzen von der Erfindung des Herren Sohnes gesehen. Er spricht seine Bewunderung in hohem Maße aus, befürwortet aber ernste Studien, damit es nicht auf eine Effektmacherei hinauslaufe. Nur in Rom sei zu lernen, dahin müsse der junge Künstler. „Sie verzeihen mir," schließt der Brief, „meine Art, mich hierüber mit Ihnen zu unterhalten. Mir ist bange, dieses Genie, das einzig in seiner Art ist, dürfte unterdrückt werden, wenn es unter die Hände der kalten Engländer geriethe und vielleicht gar sich, wie ich gehört habe, der Führung des kalten einförmigen West unterwerfen müßte." Diese Bedenken kamen zu spät. Bereits am Mittwoch den 25. April 1781 war Ramberg in London angekommen. Er machte die Reise mit einem der königlichen Couriere über Düsseldorf, wo im Fluge die Gallerie besehen wurde, obgleich der Courier wenig Zeit ließ und grimmig böse wurde, daß Ramberg ihm weggelaufen war, um mit Aufopferung des bestellten Mittagsessens die Gemälde von Rubens zu bewundern. In London angekommen, wird Ramberg dem an der königlichen Hofkapelle angestellten Pastor Mithoff zugeführt, welcher ihn Tags darauf dem Geheimerath von Alvensleben präsentirt, der dann dem Könige Bericht über die zu treffende Einrichtung abstattet. Mithoff verschafft eine Wohnung in seiner eigenen Nähe, und besorgt dann sofort verschiedene Kleidungsstücke, welche die Sitte für einen jungen Mann nothwendig machten, der es täglich gewärtig sein mußte, daß der König ihn zu sehen verlangte. Ohne Staatskleid und Degen ging es nicht. Diese ersten Einrichtungen veranlaßten einige Kosten, doch wird gleichzeitig dem um die Oekonomie sich stets sehr besorgt zeigenden Vater geschrieben, daß Ihre Majestät die meisten Ausgaben übernommen habe, so daß selbst Wäsche, Sprachunterricht und dergleichen auf königliche Kosten gehen würde. Mithoff, in dessen Haus der junge Künstler bald auch eine Zeit lang zog, behielt eine gewisse Aufsicht über dessen Führung. Einmal müssen dem Vater ungünstige Gerüchte über das Leben seines Sohnes zugekommen sein, Mithoff schreibt dann (28. März 1783) ganz beruhigend darüber; es sei Nichts daran; er sei namentlich jetzt sehr

mit seinem jungen Freunde zufrieden. Sie hätten nämlich zuweilen einige kleine Dispute gehabt, wenn sie auf Religionssachen gekommen wären — „jetzt sind auch diese beigelegt. Herr R. ist meinem Rathe gefolgt und der erste Beweis, den er mir davon gegeben hat, ist der, daß er seit seinem Hiersein zum ersten Male am Sonntage mit mir kommunizirt hat: und worüber ich mich auch in Ansehung seiner irdischen Glückseligkeit um so mehr gefreut habe, weil Nachlässigkeit in diesem Stücke der erste Schritt ist, unserm guten Könige mißfällig zu werden."

Ramberg war gleich am ersten Sonnabend nach seiner Ankunft in London zum Könige befohlen und hatte, was er an Zeichnungen und Gemälden besaß, mitbringen müssen. Um 8 Uhr Abends, als eben Concert war, wurde er vorgelassen; durch das Zimmer, in welchem das Concert war, wurde er in ein anderes geführt, in dem der König mit seiner Familie war; einen kleinen Prinzen hatte dieser gerade auf dem Schooße. Ramberg legt seine Sachen vor, die der König dann auch dem Kleinen zeigt. Inzwischen wird der Maler West angemeldet, den der König herbestellt hatte; der besieht sich die vorgelegten Zeichnungen ebenfalls und dann fragt der König nach damals beliebter Weise, ob Ramberg sich wohl unterstünde, gleich auf der Stelle eine Zeichnung zu machen. Ramberg bittet, Se. Majestät möge nur ein Sujet bestimmen, es wird das aber West überlassen, welcher denn nun die Geschichte aus dem Plutarch aufgiebt, von dem Gallier, der abgeschickt zum Marius kommt, um ihn zu ermorden, auf die Anrede des Gefangenen aber erschreckt den Degen fallen läßt und wegläuft. Ramberg setzt sich gleich hin und zeichnet das so weit zur Zufriedenheit der hohen Herrschaften und auch West's. Der König giebt ihm dann aber auf, dasselbe Sujet noch ein Mal zu Hause zu machen, dazu den Plutarque nachzulesen; weil er den aber nicht besitzt, so erklärt die Königin, sie wolle ihm ihren Band, in dem der Marius stünde, leihen, er solle ihn aber ja nicht schmutzig machen. Zwei Tage später muß sich Ramberg wieder mit West zusammen bei der Königin einfinden, welche ihm dann die Gemälde im Schlosse zeigen läßt. Hier sieht er denn auch Arbeiten von West selbst. „Sein Kolorit im Fleisch will mir nicht recht gefallen," meint er dazu im Briefe an seinen Vater, „seine Zusammensetzung und Gewänder aber sind sehr schön." An West blieb Ramberg aber auf die Dauer besonders als an seinen Meister gewiesen; er geht zu ihm, West kommt auch mitunter in die Wohnung seines Schülers und unterweist ihn. Ramberg bewundert ihn allmälig immer mehr, findet, daß er ganz herrlich malt, namentlich im Jahre 1786 meint er, daß West jetzt am höchsten stände, und daß er sehr viel grade da noch von ihm lernen könne. Ramberg's eigenes Talent, seine große Fertigkeit im Hinwerfen von Skizzen, erwarben

ihm, man muß sagen leider, nur zu schnell Beifall von vielen Seiten und er selbst sagt schon nach einem Jahre, daß es ihm in Ansehung der Composition und Erfindungen keiner von den jungen Leuten hier gleich thun könne. Er war übrigens auch außerordentlich fleißig, saß vom Morgen bis zum Abend, wo er nur einen kleinen Lauf durch den Park macht, in seiner Stube, wo es vor Farbengeruch keiner aushalten kann, und neben seinen Hauptarbeiten will er „nach Boucher seinem Exempel," den er also auch in England nicht vergaß, alle Tage eine kleine Zeichnung machen. Mit viel Glück legte er sich namentlich aber auch auf die Karikatur, diese für England naturwüchsigste Kunstgattung. Im April 1782, also ein Jahr nach seiner ersten Ankunft in London, brachte er West Zeichnungen, die auf die Ausstellung sollten. Einige besah West „ganze Stunden lang" und wollte vor Freude und Lachen aus der Haut springen, er rief sein ganzes Haus zusammen und wollte gleich mit Ramberg zum Könige gehen, um sie ihm zu zeigen; der war aber nicht in der Stadt. West erklärte diese Zeichnungen für die besten, die er in dieser Art gesehen hätte und lobte besonders daran die Composition, originale Einfälle und Stellungen der Figuren, so wie auch die Charaktere der Köpfe. Die Zeichnungen stellten nach brieflicher Aufzeichnung Folgendes vor: 1) St. James Park mit an die 50 Figuren, sowohl komische als schöne, welche spazieren gehen. 2) The embarkment upon the Thames; es wird dies das von Edm. Scott gestochene Blatt sein. Das Gegenstück dazu war: 3) eine Parade mit allerhand Zuschauern. Zwei andere Gegenstücke nannte er good news und bad news, Vorlesung guter und schlimmer Zeitungsnachrichten im Kaffeehause. Die damaligen Kämpfe Englands mit den vereinigten Staaten mochten dem Beobachter solche Szenen in Fülle bieten. Diese beiden Blätter 4 und 5 fanden Beifall, wurden auch gestochen. 1, 2 und 3 waren mit Tusch- und Wasserfarben ausgeführt und mit hellen Erdfarben gehöht, 4 und 5 auf gelblich Papier mit der Feder umrissen, mit Tusch ausgeführt und mit Weiß gehöht. Schon das war eine Auszeichnung, daß man sie alle zur Ausstellung annahm, da sonst nicht so viele Stücke von einer Hand Zulaß fanden. Was von diesen Blättern noch vorhanden ist, zeigt eine allerdings ganz ergötzliche Karikirung namentlich des Londoner Philisters jener Zeit. Neben seiner graziösen französirenden Weise, die er schon von Haus mitbrachte, der in London aber durch den gefeierten Cipriani und seine Genossen die verführerischsten Vorbilder geboten wurden, ist als hauptsächlich englische Zuthat nach früheren vereinzelteren Anregungen durch die Radirungen Stephan della Bella's in Ramberg's Kunst dieses Vergnügen an der Karikatur geblieben. Beide Richtungen kultivirte er in England neben einander; als der ersten

angehörig kann man aus der Unzahl großentheils verschollener Arbeiten von noch vorhandenen Blättern beispielsweise nennen: den Umzug der Londoner Milchmädchen mit einer bekränzten Pyramide von blanken Schüsseln und Gefäßen am ersten Maitage, den er bald nach seiner Ankunft von seinem Fenster aus skizzirte und auf Wunsch des Königs, der sich als Pendant einen ähnlichen Aufzug der Schornsteinfegerjungen dazu bestellte, mehr ausführte, ferner eine idyllische Szene in antikem Kostüme, ein Krieger erzählt Kindern (1782), entsetzlich süßlich ist the soldiers return, gestochen von W. Pether (1785), nicht minder die Dame auf dem Sopha mit der Unterschrift Laura or thoughts on matrimony, gestochen von Kingsbury (1788). Führte er solche zierliche Stoffe gern mit Tusche und leichter Aquarellfarbenanwendung aus, so hielt er sich für die komischen Gegenstände gern an die freie Federzeichnung allein ohne Farben, in der er nach und nach eine wirklich staunenswerthe, übrigens auch bei den italiänischen und französischen Manieristen jener Zeit sehr ausgebildete Gewandtheit erlangte; eine Rekruteneinstellung, Constabler eine Schlägerei auseinanderbringend, Boxereien, der Schulmeister mit der Ruthe, vor dem seine Jungenheerde ausreißt, Spaziergang der Zöglinge einer boarding School, ein Konzert sind solche Federkarikaturen aus den Londoner Jahren. Diese beiden Richtungen suchte er dann zur pikanteren Wirkung und um dem Einen und dem Andern zu genügen, wie er bei dem erwähnten Blatte St. James Park selbst es in der brieflichen Beschreibung angegeben hat, zu vereinigen, in einem Stücke was er schöne Figuren nennt und lächerliche neben einander und unter einander gemischt anzubringen. Bei komischen Szenen, z. B. auf verschiedenen Blättern von 1783, persiflirt er die Haupthandlung noch ein Mal durch Hunde, ein dicker und ein magerer Mann sich gegenüber mit einem derben Köter und einem dünnen Windspiele daneben; wie fast Alles ist auch diese Wendung später bei Ramberg oft wiederkehrende Manier geworden. Es giebt einen Kupferstich The royal exchange (Laughterbourgh pinx. Bartolozzi sc.), auf dem eine ganz gleiche Karikaturmanier auch mit der Verwendung der Hunde sich zeigt. Es hätte also auch hierfür Vorbilder gegeben. Doch könnten gerade bei Ramberg zu dem häufigen Mitagirenlassen dieser Thiere Reminiscenzen aus seinem Elternhause beigetragen haben, wo ein paar Teckelhunde eine große Rolle spielten. In einer ganzen Anzahl von Briefen an seinen Vater werden ausdrücklich Grüße an diese Hunde bestellt, gewöhnlich zusammen mit Grüßen an seine weit jüngere Schwester Friederike, und allerlei scherzhafte mit der Feder in die Briefe hineingezeichnete Stegreifbilder stellen meistens die Hunde, mit ihnen zusammen auch wohl das Schwesterchen vor. Neben

dem „Schönen,“ d. h. von Anfang an manierirt Graziösen, und dem Lächerlichen tritt aber noch ein Element in Ramberg's Arbeiten der Londoner Zeit hervor; es ist das nicht das ihm natürlich Eigene und Zusagende, aber er war Pensionär der k. großbritannischen Akademie, sein Vater hatte die besten Absichten, ihn zu einem Maler großen Stils ausbilden zu lassen, Ernsthaftigkeit war es, woran sein Hauptmeister West am wenigsten Mangel litt; also Ramberg mußte „seriöse“ Stoffe malen, das ist der bezeichnende Ausdruck, und er mußte sie malen, in Oel malen; das war auch nicht seine Sache. Er feierte leichte Triumphe in Umrissen mit der Feder, Tusche zur Schattirung und einige bunte Aquarelltöne genügten, um Wirkung hineinzubringen; im raschen Hinwerfen seiner Gedanken auf das Papier hatte er seine Stärke, mit dem Oelmalen dagegen, dieser Schärwenzelmalerei, wie er sich in einem Briefe vom 31. Okt. 1782, als er grade an einem Gemälde Coriolan arbeitete, ausdrückt, in der man immer ändern, übermalen und wieder übermalen könne, wie man wolle, hat er sich nie ganz befreundet. Der Vater äußerte deshalb mit gutem Grunde schon früh (3. Mai 1782) Besorgnisse, daß sein Sohn von der Historienmalerei abgehen, daß er an Sujets aus dem gemeinen Leben mehr Geschmack finden möchte. Ramberg findet diese Vorwürfe in seiner Antwort sehr empfindlich, er würde das nie thun, im Juli 1783 versichert er seinem Vater ausdrücklich, daß er jetzt Karikaturen gänzlich abandonnirt habe und nun Nichts als seriöse Sachen male. Dazu ist es zwar in Wirklichkeit niemals gekommen, doch hat er allerdings eine ganze Reihe von ernsthaften Stoffen während seiner Londoner Zeit bearbeitet, theils die etwas rührsamen Familienszenen, welche die Engländer noch heute lieben, Kriegers Rückkehr, des Matrosen Abschied und dergleichen, theils Momente aus der englischen Geschichte, älterer und neuerer, z. B. den Tod des Capitain Cook, eine ganze Reihe von Bildern zu Shakespeare, ferner antike Stoffe, auch ein Altargemälde für die königliche deutsche Kapelle, Christus am Oelberge, in lebensgroßen Figuren, obgleich die religiöse Malerei seiner Natur am allerfernsten lag. Schon im ersten Jahre in London fing er auch an, sich im Portraitmalen zu versuchen; er dachte dabei hauptsächlich mit an den Verdienst, obwohl West von dieser Rücksicht Nichts wissen wollte; anfänglich machte er seine Portraits übrigens, um bekannt zu werden, umsonst. Auch die Kupfer zu dem Göttingischen Almanach erbietet er sich, nachdem er Chodowiecki's Tod erfahren hat, gratis zu machen, nur um bekannt zu werden; er meint, damals noch nicht zwanzig Jahre alt, so gut wie Chodowiecki werde er sie auch machen.

Das Jahr 1784 brachte Ramberg die Medaille für die beste Zeichnung von der Akademie; im folgenden betheiligte er sich dann an einer

von dem Präsidenten von Berolbingen in Speyer ausgeschriebenen Konkurrenz, einer Zeichnung zum Andenken an den Opfertod des jungen Prinzen Leopold von Braunschweig bei der Oberüberschwemmung; Preisrichter waren Rode in Berlin, Gesner in Zürich und Ramberg's eigener Vater. Ramberg meint bei Uebersendung der Zeichnung an seinen Vater, diesen selbst und Rode halte er zur Beurtheilung für fähig, den Herrn Gesner respektire er als einen guten Dichter, als Maler habe er aber keine große Idee von ihm. Ramberg's Vater hatte ihm vorgeschlagen, Leopold zwischen Codrus und Decius darzustellen, wogegen der Sohn aber in einem Briefe vom 19. Juli 1785 protestirte; er wisse nicht, wie er es dem Beschauer verständlich machen sollte, daß die beiden grade Codrus und Decius seien, wenn er es nicht darunter schriebe, außerdem würde die überschwemmte Stadt, wenn er sie im Hintergrunde anbrächte, doch zu nahe bei den elyseischen Feldern sein. Sein Vorschlag geht dann dahin, darzustellen, wie ein Engel den Prinzen aus dem Wasser zum Himmel hebt, wo ihn der verstorbene Herzog, sein Vater, mit einer Bürgerkrone empfängt. Unten könne man einen Flußgott anbringen, im Hintergrunde die beiden geretteten Schiffer, die sich noch am Baume halten, nebst dem umgeworfenen Kahne, ferner Brücke und Stadt. Er erbittet sich hierüber das Urtheil seines Vaters. In welcher Weise ausgeführt die Zeichnung schließlich zur Konkurrenz gelangte, haben wir nicht in Erfahrung bringen können; sie erhielt jedoch den Preis, wobei der Vater sein Urtheil suspendirte. Auf eine von Madame Prestel aus Nürnberg in London unter seiner Aufsicht zu stechende Nachbildung in Aquatinta- und Zeichnungsmanier, die aber nicht zu Stande gekommen zu sein scheint, forderte Ramberg am 1. Februar 1787 zur Subskription auf. Unter denen, die sich hierfür bemühten, war auch Lichtenberg in Göttingen, der übrigens in dem Briefe, in welchem er die von ihm angeworbenen Subskribenten anmeldet, die ganze gefeierte heroische Aufopferung des Prinzen sehr kühl beurtheilt. In der Sammlung der Lichtenbergischen Schriften ist dieser für ihn sehr charakteristische Brief, wohl wegen einer sehr cynischen Wendung in demselben, nicht mit enthalten. Dasselbe Jahr 1785, in dem Ramberg diesen von ihm selbst nicht sehr hoch angeschlagenen Sieg über seine Konkurrenten davontrug, wurde ihm die für ihn offenbar größere Genugthuung zu Theil, daß der damals in England besonders angesehene Kupferstecher Bartolozzi einige Blätter von ihm zu stechen unternahm. „Ein Mann wie Bartolozzi," schreibt er am 24. April, „arbeitet nicht für einen Jeden; außer mir wüßte ich keinen jungen Künstler, nach dessen Zeichnungen er etwas in Kupfer stechen würde."

Im Jahre 1786 machte Ramberg die Bekanntschaft mit dem durch

seine Gemmenformungen bekannten R. E. Raspe oder erneuerte vielmehr dessen Bekanntschaft, da er ihn schon früher in seines Vaters Hause in Hannover gesehen hatte. Raspe interessirte sich lebhaft für den jungen Mann, in dem er an Gestalt, Geist und Lebhaftigkeit ganz das Ebenbild seines Vaters wiederfand. Er meinte, er würde grade in einer großen Stadt wie London ganz an seinem Platze sein, wo ihm zumal noch die königliche Protektion zu Gunsten komme; er müsse aber, so schreibt Raspe an den alten Ramberg (d. d. 19. Nov. 1786), mit seinem Talent und mit seinen Handzeichnungen nicht mehr so freigebig sein, sondern beide in den Preis und die Achtung setzen, den nicht nur die Nachwelt, sondern auch schon jetzo wohlhabende Kenner darauf setzen werden und müssen; „denn," fügte er hinzu, „unter den fünfhundert Künstlern, die London gegenwärtig enthält, ist seit Cypriani's Tode keiner, der's ihm gleich thut." Vor Allem solle sich Ramberg mit den Großen des Landes ebenso bekannt machen, wie er es mit Kupferhändlern, Kupferstechern und Buchhändlern bereits sei, die aber mehr Gewinnsucht als Kunsteifer und Liberalität besäßen. Die monopolisirten zu gern und ein von ihnen abhängiger Künstler sei gemeiniglich zu Ferg's und La Fague's Schicksal bestimmt. Uebrigens fehle es Heinrich nur an mehr Praktik im Oelmalen — immer wieder der wunde Fleck — und an einer kurzen Reise nach Italien; eines langen Aufenthalts dort bedürfe er nicht, er werde dort in wenigen Monaten mehr sehen, lernen und sich zu eigen machen, als Andre in langen Jahren ihrer Kunstwanderschaft. Denn die Verhältnisse, Umrisse und Formen der idealen Schönheiten des Alterthums und der römischen und florentinischen Schule brauche er dort nicht erst zu lernen; auch habe er dort nicht nöthig, verderbten französischen oder deutschen Geschmack erst wieder zu verlernen. „Erstere sind jetzt schon sein Eigenthum und letzterer — so meint Raspe freilich verkehrt genug — hat ihn nie angesteckt. Seine italiänische Reise wird sich wahrscheinlich als die römische von Correggio endigen mit dem Selbstgefühl: Anch' io son pittore!"

Die Rathschläge Raspe's entsprachen ganz Ramberg's Wünschen. In einem Briefe vom 2. Januar 1787 meldet er seinem Vater, daß er auf Anrathen seiner Freunde Lust habe, sich als historischer Portrait-Maler und Zeichner hervorzuthun; er sei das Studentenleben müde und möchte wohl einmal etwas Derbes mit seiner Kunst verdienen. Ein Portraitbild des Sir John St. Aubin und seiner drei schönen Schwestern in achtzölligen Figuren, historisch behandelt, war damals schon angefangen, wofür 30 bis 40 Guineen zu hoffen waren. Unerläßlich gehörte zu diesen Plänen aber eine Wohnung im eleganten Stadttheile von London, die denn auch bezogen wurde. Um dieselbe Zeit taucht dann auch die Speku-

lation auf das Einkommen eines hannoverschen Hofmalers auf, das Ramberg wie Händel die Pension eines hannoverschen Kapellmeisters sehr wohl in London würde haben beziehen können; zunächst aber galt es, die Reise nach Italien von der königlichen Gunst zu erreichen. Bereits im April war ein Feldzugsplan zu dem Zwecke entworfen; Ramberg sollte demnächst das St. Aubin'sche Familienbild und zwei andere Gemälde dem Könige vorzeigen. Dem sollte ein Portfolio von leichten Federzeichnungen beigelegt werden, unter diesen, wie wir einem Briefe Raspe's an den Vater Ramberg's vom 12. April 1787 entnehmen, eine „Ihren Herrn Sohn als K. Pensionär, nebst seinem malerischen Adjudanten oder Stallmeister vorstellend, auf seiner Reise zum Tempel des Ruhms und der Ewigkeit, den man jenseits Rom auf einer steilen Höhe liegen sieht. Der Stallmeister hat statt Schildes und Speeres eine Pallette und langen Malerstock, auf dem Rücken aber ein großes Portefolio mit Ihren Herrn Sohnes Namen u. s. w. Der König lacht gern — und der Gedanke wird ihm nicht misfallen. Bittschriften der Art kriegt er gewiß selten zu sehen." Es vergingen indessen doch noch mehre Monate, ehe man der Sache näher kam; erst am 31. August ging Ramberg mit zwei großen Kisten mit Gemälden und Zeichnungen nach Windsor ab und zeigte sie dem Könige am folgenden Tage. Um den Wunsch, nach Italien zu kommen, dem Könige beizubringen, hatte man aber dennoch erst West gewinnen müssen, der in solchen Dingen als unumgänglich galt. Auf dessen Fürwort wurde dann aber wirklich beschlossen, daß Ramberg im nächsten Frühjahre auf die Reise geschickt werden, den Winter über aber bis dahin Nichts thun sollte, als Oelmalen, und auch in Italien sollte er zwei Kopien machen, um sich im Kolorit zu verbessern. West sprach bei den vorläufigen Besprechungen sehr bestimmt und richtig aus, daß Ramberg Ideen und Geschmack nur zu viel habe, daß er aber vor Allem müsse Malen lernen, meinte übrigens anfangs, er werde das eher in England als in Italien lernen; denn lebende bedeutende Maler gebe es dort ja nicht und die alten Meisterwerke würden dem Schüler zu hoch erscheinen. Offenbar in Folge dieser Hinweisungen auf das, was Ramberg besonders Noth that, versprach ihm sein Vater für jedes Gemälde, das er für ihn malen würde, 10 Pfund zu bezahlen; der Sohn nahm das Anerbieten wenigstens brieflich an, nicht als ob er nicht genug wohlbezahlte Arbeit hätte, sondern um dem Vater die gar zu schlechte Idee von seiner Oelmalerei einigermaßen zu benehmen. Was aber zur Abhülfe einer Hauptschwäche in Ramberg's Kunst auf West's Rath für die nächste Zeit als Studienplan die königliche Genehmigung erhalten hatte, wurde von Seiten des Königs und der königlichen Familie selbst gleich am wenigsten eingehalten. Es war wie gesagt bestimmt aus-

gesprochen, daß Ramberg den ganzen Winter bis zur italiänischen Reise Nichts thun solle als Oelmalen, aber schon im November schreibt er seinem Vater, er sei wieder auf einige Zeit in Windsor gewesen, habe da gewaltig viele Gnade genossen, alle Abend den König nebst der ganzen Familie mit seinem Zeichnen unterhalten. Der König, bei dem damals schon die Gemüthskrankheit sich zu zeigen begann und für den man gewiß deshalb solche Unterhaltung suchte, hatte seine Freude über die Fertigkeit im Zeichnen, gab meistens selbst die Sujets an, die Ramberg in ein paar Minuten zu großem Beifalle auf's Papier warf. Unter Anderen wurden auch einige politische Witzblätter auf die Holländer unter den Augen des Königs gemacht, der meistentheils die Gedanken dazu angab, unter einige mit eigener Hand den Titel schrieb. Ramberg radirte sie dann. Die Königin fand so viel Vergnügen daran, daß sie sich zwölf Zeichnungen bestellte, die sie kopieren wollte; ein Portrait der jüngsten Prinzessin Amelia war schon bei dem ersten Besuche im September in Windsor gezeichnet, dem folgten bald die Königin und alle die fünf anderen Prinzessinnen in Zeichnungen, die dann auch in Kupfer gestochen wurden. Verschiedene noch vorhandene Entwürfe mit Feder und Tuschfarben zeigen Gruppirungen der Prinzessinnen um einen Altar, auf den sie Weihrauch streuen; im Hintergrunde, etwa über der Tempelthür, sind im Medaillon die Köpfe der königlichen Eltern angebracht. Wo blieben da West's ehrliche Absichten und wo blieb die Oelmalerei? Den Bericht über seine schnellfertigen Leistungen in Windsor schließt Ramberg mit den Worten: „Luca Giordano würde doch auch bei einer solchen Gelegenheit zu kurz gekommen sein, denn man hat doch nicht allezeit Palette und Farben auf dem Daumen und da doch die Malerei die Leute zu amusiren erfunden ist, so ist in meiner Meinung derjenige der geschickteste, der Beides prestiren kann," außer dem Malen auch Zeichnen.

Ehe die Genehmigung zur versprochenen Abreise nach Italien, an welche Ramberg nach einigem Zögern am letzten Juni 1788 noch ein Mal persönlich in Windsor erinnert hatte, gegeben wurde, kam die so schlecht eingehaltene Bedingung des Oelmalens übrigens noch ein Mal zur Sprache; „der König wollte erst noch ein paar Gemälde in Oelfarben von mir sehen," schreibt R. an seinen Vater, „zum Glücke hatte ich eins fertig und ein anderes malte ich in ein paar Tagen dazu;" dem Könige in Kew präsentirt hatten diese Proben das Glück zu gefallen. Die Reise sollte nun zunächst über Flandern mit Besichtigung der dortigen Gemälde nach Hannover gehen, wo ein paar Monate nach jahrelanger Abwesenheit im väterlichen Hause gegönnt wurden. Von da weiter war dann Italien das Ziel. Benjamin West setzte eine siebenzehn Seiten lange Studien-

anweisung für die Reise auf, die zuerst auf Rom und dort auf die Antike, Michel Angelo und Raphael hinweist; so Großes da aber geleistet sei, in der Farbengebung wäre da Nichts zu holen, die sei nur den Venetianern, Lombarden und Niederländern gelungen. Florenz giebt ihm hauptsächlich nur Anlaß zu sagen, daß die Kunst Staaten und Völker unsterblich in der Erinnerung der Nachwelt mache. Bei Bologna und den Caracci's läßt er sich über Stil und Naturnachahmung aus, bei Parma besonders ausführlich über Correggio's Kunstweise, bei Venedig, wo Titian, Paul Veronese und Bassano gepriesen werden, über die Nothwendigkeit sorgsamsten Naturstudiums als Grundlage aller Kunstleistung. Von den flandrischen Malern finden nur Rubens und van Dyk Gnade. Zum Schlusse dieser ziemlich oberflächlichen eklektischen Unterweisung heißt es, daß, da Ramberg's Anlage auf Grazie und Eleganz hinginge, ihm Correggio, Raphael und Guido besonders zum Studium zu empfehlen seien. Zum Kopiren werden der H. Hieronymus des Correggio in Parma, die Madonna della Sedia in Florenz, Guido's Herodias mit dem Haupte des Täufers in Palazzo Corsini zu Rom und einige andere Stücke aufgeführt. Ich weiß nicht, ob irgend einer dieser Aufträge ausgeführt ist.

Am Freitage 15. August 1788 reiste Ramberg von London ab, setzte von Dover nach Calais über, um dann weiter über Dünkirken und Gent, welche Strecke auf der Treckschuyte zurückgelegt wurde, Brüssel, Düsseldorf, Hannover zu erreichen. Das Verlangen die Seinigen zu umarmen und sich in seiner Kunst zu verbessern, sonst Nichts in der Welt hätte ihn veranlassen können, meint er, England zu verlassen. Der Vater war schon geraume Zeit sehr dringend geworden, daß die Herüberkunft endlich erfolgen möge. Er hatte die Freude, bei der Ankunft des Sohnes von vielen Seiten Theilnahme und Bewunderung für dessen Leistungen zu finden. Schon am 9. August lud der Herr von Brabeck zur Besichtigung seiner Gemäldegallerie auf seinem Landsitze Söder bei Hildesheim ein und bat sich aus, daß der Herr Sohn auch Etwas von seiner Arbeit zum Besehen mitbringen möchte. Lichtenberg spricht in einem Briefe vom 24. August auch die Hoffnung aus, ihn zu sehen. Beroldingen bemüht sich in Hildesheim Gelegenheit zum Portraitiren des Koadjutors, einer Oberstallmeisterin von Westphalen und der Frau von Brabeck zu verschaffen. In Hannover erhält Zimmermann, der sich ja schon für Ramberg's Beförderung nach London interessirt hatte, von ihm Zeichnungen zur Ansicht und bittet ihn in einem Briefe vom 12. Oktober 1788 um Erlaubniß, dieselben der Präsidentin von Walmoden zustellen zu dürfen, die sie einer Gesellschaft vorzulegen wünsche, in der auch der General und die Generalin von Walmoden, von deren Kunstsinne heute noch die Antikensammlung im

Georgengarten bei Hannover Zeugniß giebt, sein würde. Zimmermann's Brief ist auch dieses Mal in den Ausdrücken einer sehr überschwänglichen Bewunderung gefaßt.

Bei dem Besuche in Hildesheim traf Ramberg unter anderm auch mit Gleim zusammen, wahrscheinlich bei Beroldingen, den er in der Folge, im August 1789, auch für des armen Grenadiers Tempel der Freundschaft portraitirte. An dieses Zusammentreffen erinnert folgender Brief Gleim's an Ramberg:

„Halberstadt den 10. April 1793.

Dachten Sie, mein werthester Freund, bisher an mich? Selten wohl nur; Sie saßen bey Ihrer Göttin, der Mahlerey, und hatten die Zeit nicht an mich zu denken. Oefterer dachte ich an Sie! wünschte bei Ihnen zu seyn, Ihnen zuzusehen, wünschte, daß ich Zeichnungen Ihnen stehlen könnte, wie zu Hildesheim, daß ich Mahlereyen Ihnen bezahlen könnte!

Weil beydes nicht seyn kann, so schreib ich Ihnen, an Ihren Freund Sie zu erinnern, und um Verzeihung Sie zu bitten, daß die beygehenden Briefe Herrn Kupferstecher Schulzens so lange bey mir liegen blieben! Aus dem Inhalt dieser Briefe werden Sie, liebster Freund, ersehen, aus was für Ursachen ich mit seinem Abbilde Ihres Bildes nicht zufrieden bin, und was er, mich zufrieden zu stellen, Willens ist.

Ich zweifle, daß er diesen seinen Willen zur Ausführung bringen kann! Sie, der Meister, verstehen, obs möglich ist, besser als ich! Also stell' ichs Alles deshalb Ihrem Gutfinden anheim, und bitte jetzt nur, von Ihrem Befinden und Ihren Arbeiten mir Nachricht zu geben.

Neulich laß ich, daß Sie an Zeichnungen aus der französischen Mordgeschichte jetzt arbeiteten, ists wahr, so nehmen Sie mich unter die Theilnehmer doch ja sogleich auf und sorgen Sie, daß ich von den besten Abdrücken Einen erhalte! Was ich dafür schuldig werde, soll sich sofort einfinden!

Die Nichten empfehlen sich, und ich bin beständig

Ihr
Sie unendlich hochschätzender
Freund und Diener
Der alte Gleim."

Von den am Ende des Briefes erwähnten Zeichnungen findet sich in Ramberg's Nachlasse wenigstens ein Blatt, den Tod Marat's darstellend, bezeichnet 1793. Das Oelgemälde, welches in Schulze's Atelier in Dresden gestochen wurde, führt Körte als das wahrste und ähnlichste des Dichters auf; doch war Ramberg ein besonders guter Portraitmaler nie.

Gleich im folgenden Jahre 1789 noch vor seiner Abreise nach Italien

wurde dem Künstler aber das Beste, was ihm als solchem zu Theil werden konnte, geboten, die Gelegenheit sich in einer großen Arbeit zu zeigen; er erhielt den Auftrag, einen Vorhang für das damals noch im königlichen Schlosse an der Leinstraße befindliche Hoftheater zu malen. Vom 11. Februar 1789 ist das von Ramberg's Vater verfaßte Promemoria datirt, in welcher zur Ausführung der Arbeit ein Zimmer im Schlosse mit Heizung und die Lieferung der nöthigen Leinwand, als Preis 500 Thlr. Kassenmünze ausbedungen werden. Nach einem zweiten, wiederum vom Vater entworfenen Promemoria vom 6. Juni 1789 war der Vorhang damals bereits fertig und an Ort und Stelle gebracht. Ein solches kolossales Dekorationsstück war so recht für Ramberg's Talent geeignet; die Darstellung zeigt Apoll auf einem Viergespann, auf dem sich neben ihm Thaleia und Melpomene bergen, aufrecht stehend; die Rosse werden von Genien gebändigt, sind theils noch in wilder Erregung, nur das vordere schneeweiße steht sanfter bewegt; von dem schäumenden Maule desselben erzählte man früher in Hannover wohl die alte Anekdote, die Plinius vom Protogenes und dem Schaume am Hundemaule berichtet. Mit der Linken weist Apollo nach einem Theater hin, das im Hintergrunde erbaut wird; unten werden einige gewaltige blondhaarige Germanenkörper sichtbar, die sich aus der Nacht ihrer Barbarei verwirrt, erstaunt hinauf zu dem in Wolken herabgekommenen Wagen des strahlenden Gottes wenden. Seitwärts steht ein Obelisk mit dem Portraitmedaillon des Regenten, und der Spruch daran: Didicisse fideliter artes emollit mores nec sinit esse feros erklärt die Absicht des Ganzen noch ausdrücklich. Die allegorischen Figuren seitwärts der Bühne sind auch von Ramberg's Hand. So sehr diese ganze jetzt in das neuerbaute Theater mit hinübergenommene Arbeit der Geschmacksrichtung einer für uns wenigstens in Deutschland abgethanen Periode seinen Ursprung verdankt, es werden im Laufe der Jahre doch nicht eben viele Künstler gelegentlich auf den Zuschauersitzen ihr gegenüber gesessen haben, die sich mit Recht sagen konnten, daß sie das Zeug hätten, ein Dekorationsstück ähnlichen Werthes an die Stelle des Ramberg'schen Vorhanges zu setzen, der oft genug bemäkelt dennoch das vornehmste künstlerische Wahrzeichen Hannovers geblieben ist.

Nachdem der Vorhang fertig war, auch noch Anderes, namentlich ein Gemälde für Boydell's Shakespearegallerie vollendet und in London an seinem Bestimmungsorte angekommen war, machte sich Ramberg gegen Ende des Jahres 1790 auf die Reise, zu welcher die königliche Geldbewilligung inzwischen erfolgt war. Ein Besuch in Berlin, von dem im Briefwechsel mit dem Buchhändler Carl Spener die Rede gewesen war, unterblieb, theilweise auch wohl, um keine Empfindlichkeit bei Hofe zu er-

regen. Dagegen wurde eine längere Station in Dresden gemacht; dort entstand, im Dezember 1790 angefangen, im Februar 1791 vollendet, ein Oelgemälde, den Uebergang Alexander's über den Granikus vorstellend, 9′ 10″ lang, 6′ 11″ hoch, für den Prinzen von Wales und zwar zur Aufstellung in dessen neuem Palaste in London bestimmt. Eine Reihe von Skizzen dazu zeigen die Komposition eines bunt bewegten Schlachtgetümmels, in dessen Mitte Alexander auf hellem Pferde — in manieristischer Weise wieder einigermaßen das weiße Pferd vom Vorhange — eben den steilen Flußuferhang hinaufsprengen will. Das Bild selbst habe ich in London nicht mehr ausfindig machen können. Gewiß hat Körner Recht, wenn er am 1. Februar 1791 an Schiller, bei einer ausführlichen Erwähnung des Aufenthalts Ramberg's in Dresden (Briefw. II, S. 227 f.), von dem Uebergange Alexander's über den Granikus meint: „In der Skizze ist mehr Geist als im Gemälde." Das gilt nämlich für alle Ramberg'schen Arbeiten. Körner's ganze Beurtheilung Ramberg's ist treffend; seinen Gemälden fehle das Kolorit, er bewundert ihn dagegen als Improvisatore, als keden Zeichner mit der Feder, er findet Hoheit und Grazie in seinen Figuren, in seinen Karikaturen gebe er zuweilen Uebertreibungen, doch seien auch die oft sehr gelungen. Ihn selbst schildert er als einen wilden, übermüthigen Burschen, „der sich fühlt und schwerlich vielleicht weiter in der Kunst kommen wird, als er schon ist." „Außer der Kunst fehlt es ihm nicht an Ideen, aber er ist beschränkt und einseitig, und dabei ebenso dreist im Urtheilen, als in seinem Zeichnen. Ueberhaupt mag er lieber das Leben nach seiner Weise genießen, als fortstudiren."

Andere bewunderten maßloser als Körner. Von künstlerischer Seite fehlte wenigstens äußere Anerkennung auch nicht. Kurz vor Ramberg's Abreise von Dresden versprach ihm Casanova in einem Billet vom 16. Mai 1791, sobald der Graf Marcolini zurückgekehrt sein würde, die Mitgliedschaft in der Akademie der Künste.

Durch verschiedene Empfehlungen von Ort zu Ort gefördert setzte Ramberg dann seine Reise über Prag und Wien fort. Die vornehmen Kreise dort mit seinem Talente zu unterhalten, war er ganz gemacht. Unter Anderm soll er in Kaunitz's Gegenwart die Landung des Kolumbus in Amerika improvisirt haben, die mit einer Unterschrift des hohen Herrn versehen über dessen Schreibtisch gehängt wurde. Weiter sah er Venedig, dessen Volksleben er in späteren Blättern behandelt hat; Rom verließ er schon im März 1792, um von da nach Neapel zu gehen. Ueber die ganze italiänische Reise fehlt es an genaueren Nachrichten; größere Arbeiten sind schwerlich dort entstanden, aber auch an Studienblättern von dort fehlt es wenigstens in dem Nachlasse auffallender Weise, die wenigen vorhan-

denen Skizzen sind sehr flüchtig behandelt. Daß das italiänische Volksleben auf Ramberg's Phantasie allerdings einen starken Eindruck machte, zeigt sich in den Arbeiten der ersten Jahre namentlich nach seiner Rückkehr; West's großes Studienrecept jedoch war jedenfalls ziemlich umsonst geschrieben.

Auf der Rückreise in Leipzig wird Ramberg jenen Schiller'schen Brief, den wir vorangestellt mittheilten, erhalten haben. Am 12. August desselben Jahres 1793 wurde der Freund und Mitbruder in Apoll und den Grazien, wie Schiller ihn zu nennen würdigt, in Hannover als königlicher Hof- und Cabinetsmaler beeidigt; für die Theaterdekorationen hatte er besonders, wenigstens leitend, mit Sorge zu tragen; „wenn aber," so lautet die Bestallung, „im Opernhause oder im Herrenhäuser Garten Redoute oder Bälle gegeben werden, hat er auf Feuer und Licht sorgfältig mit zu achten, die Illuminationen mit und nebst den Hofbaubedienten zu veranstalten, die Verzierungen aber bei dergleichen Festins nach bestem Wissen an Hand geben zu helfen." Später auch bei den Sieges- und Friedensfesten nach den Befreiungskriegen hat Ramberg zu öffentlichen und privaten Dekorationen, Transparenten und dergleichen mehrfach seine stets schnellfertige Hand geliehen.

Es ist nicht unsere Absicht, Ramberg's Leben und Arbeiten noch weiter zu verfolgen, in die Hofmalerperiode hinein, in der er Hannover kaum verlassen hat, in der sein mit einigem Glanze aufgegangenes Gestirn sich einem langen immer tieferen Niedergange zuneigte, ohne daß es darum an größeren und kleineren Kreisen von Anbetern, namentlich unter der Damenwelt der höheren Kreise, gefehlt hätte. Es sind das die Jahre, in denen er, wie Jean Paul ganz treffend sagte, immer wieder sein Kaleidoskop handhabte, in dem die Figuren mit ihren Einzelheiten alle längst vorhanden waren, das man nur zu schütteln brauchte und immer die alten erschienen immer als neue. Kunst- und Buchhändler fanden mit seinen Arbeiten ihre Rechnung; neben den Hunderten von Zeichnungen für die Kupferstecher zu Illustrationen, von Wieland's Werken an bis zu Becker's Taschenbuche zum geselligen Vergnügen und wie dessen zarte Kamerädchen heißen, lieferte Ramberg eine ganze Anzahl von radirten Blättern, die immerhin zu seinen besseren Leistungen gehören; er bewegte sich ja bei ihnen im Gebiete seiner alten Lieblingstechnik der freien Federzeichnung. Die großen, für Artaria in Mannheim gelieferten Radirungen, Szenen italiänischen Lebens u. A., lassen die Reiseerinnerungen aus dem Süden nachklingen, in einer Weise, die die Wirkung auf die große Menge begreifen läßt, an deren niedrigste Regungen sich manche dieser Arbeiten ausschließlich wenden. Der goldne Gewinn lockte auf dieser Bahn immer

weiter, und wie ein Verhängniß klingt in Allem die früher angeführte Aeußerung aus einem der Londoner Briefe nach: „und da doch die Malerei die Leute zu amusiren erfunden ist."

Wir kommen jetzt noch ein Mal auf den vorangestellten Schiller'schen Brief vom 7. März 1793 zurück. Ramberg muß in Erwiderung auf denselben Vorschläge zu der gewünschten Vignette an Schiller geschickt haben, doch erst auf eine zweite Zuschrift, in der er sich an Schiller mit irgend einer Mittheilung Illustrationen zu Don Carlos betreffend gewandt haben muß, erfolgte der nachstehende flüchtig hingeworfene Brief:

„Jena den 4. Febr. 95.

Ihr Brief, den ich erst vor wenigen Tagen erhalten, vielleicht weil er mich noch in Schwaben gesucht hat, hat mir sehr großes Vergnügen gemacht, und die angenehme Nachricht, die Sie mir darin von Verfertigung einiger Zeichnungen zu Carlos geben erregt meine höchste Erwartung. Wo möglich will ich Herrn Frauenholz dahin zu bringen suchen, mich diese Arbeiten sehen zu lassen, ehe sie gestochen werden. Es ist mir nicht wenig schmeichelhaft zu denken, daß ich durch irgend eines meiner poetischen Producte Ihrem herrlichen Genius Gelegenheit gebe, sich zu zeigen, und ich bin zum voraus überzeugt, daß die Phantasie des Künstlers es der Phantasie des Dichters darin zuvorgethan haben wird. Was ich von Ihren Zeichnungen zu Wieland gesehen habe, welches etwa 12 Stücke sein mögen, hat mich entzückt.

Daß ich Ihre Vorschläge zu einer Vignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß diese Schrift, zu der jene Vignette bestimmt war, vor jetzt noch unterblieben ist. Kommt sie zu Stande, so werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern, und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten.

Mit der aufrichtigsten Hochschätzung

der Ihrige

Schiller."

Haym weist mich auf den Briefwechsel zwischen Schiller und Körner hin, als die beste Quelle zum Verständnisse des Zusammenhanges, in den die hier mitgetheilten Briefe gehören. Namentlich theilt Schiller am 21. Dezember 1792 (Briefw. II, S. 355 f.) mit, daß er seine Gedanken über den Begriff des Schönen ordnen und in einem Gespräch: Kallias oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben werde. Am 7. April 1793 (Briefw. III, S. 98) heißt es zum Schlusse des Briefes: „Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freie Wahl gelassen, und bin

nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag.“ Wie der Plan der Herausgabe dann aufgegeben oder vielmehr dahin geändert wurde, daß an die Stelle der Form eines Dialogs die Briefform trat, so daß der als solcher nie erschienene Kallias sich in die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen wandelte, zeigt der Briefwechsel bis zum Ende des Jahres 1794.

Das Jahr 1802 brachte Ramberg noch ein Mal in Berührung mit dem Weimarer Kreise, in eigenthümlicher Weise und sehr wider seinen Wunsch. Die Weimarer Kunstfreunde hatten als zu bearbeitenden Gegenstand für die Preisbewerber zur vierten Ausstellung im Herbste 1802 Perseus und Andromeda aufgegeben; Göthe beschäftigte sich mit Anordnung der Ausstellung mit gewohnter Liebe; Ludwig Hummel in Cassel erhielt den Preis. Ueber diese Ausstellung und Preisvertheilung erschien dann in der Zeitung für die elegante Welt (1802, n. 122) eine bitterböse Kritik, welche unter den ausgestellten Arbeiten als n. 10 auch eine Zeichnung auf weiß Papier mit der Feder und Tusche und etwas wenig aquarellirt von Herrn Hofmaler Ramberg aus Hannover aufführt und in einer Weise bei aller Anerkennung der großen Uebung der Hand doch im Ganzen als armselig und unbedeutend charakterisirt, die nicht anders als sehr die Schwächen Ramberg'scher Kunst treffend genannt werden kann. Dennoch war Ramberg in diesem bestimmten Falle ganz unschuldig; er hatte überhaupt gar keine Arbeit nach Weimar eingeschickt. Begreiflicherweise wurde er also sehr unwillig, als ihm die Kritik zu Gesichte kam, verlangte Auskunft über die Sache von der betreffenden Zeitung, rückte eine Erklärung über das Falsum in verschiedene öffentliche Blätter ein, und wandte sich endlich auch an Wieland, dem er ja namentlich durch die Illustration seiner Werke bekannt war, um von ihm zu erfahren, durch wen in Weimar er den Urheber dieses Falsi ausfindig machen könne, der ihm für solche Beleidigung und den Abbruch, der für sein Kunstgewerbe dadurch zu befürchten stehe, Genugthuung schuldig sei. Bei allen solchen halb geschäftlichen Angelegenheiten sekundirte ihm sein Vater immer noch getreulich, von dessen Hand auch der Entwurf zu dem Anfragebriefe an Wieland ist. Die ganze Sache klärte sich bald genug auf. Von Seiten der Zeitung für die elegante Welt kam die Antwort, daß der ganze Aufsatz über die Weimarsche Kunstausstellung nur ein Kunstspiel habe sein sollen, die Urtheile also gar keine wirkliche Werke beträfen, auch Ramdohr in Celle vermuthete in einem Briefe vom 5. November 1802, ohne direkt weiter unterrichtet zu sein, daß nur ein muthwilliger Bursch über die Weimarsche Ausstellung, die, wie er gehört habe, in der That erbärmlich gewesen sei, und über die dortige Parteilichkeit für Nahl,

Hofmann und Consorten sich habe lustig machen wollen. So schrieb denn auch Wieland folgendermaßen:

„Wohlgebohrner,
Hochzuehrender Herr,

Der Artikel in der Zeitung für die elegante Welt, der mir die Ehre Ihrer Zuschrift verschafft hat, konnte nicht fehlen auch hier in Weimar ziemliches Aufsehen und Nachforschen nach dem Urheber, oder den Urhebern dieses muthwilligen und boshaften Spaßes zu verursachen. Denn daß diese ganze vorgebliche Recension der letzten Weimarschen Kunstausstellung bloßes leichtfertiges Persifflage ist (wodurch die Urheber desselben, nicht den darin benannten auswärtigen Künstlern, sondern lediglich den Herausgebern der Propyläen, besonders dem zuletzt auf eine sehr unwürdige und hämische Art mißhandelten hiesigen Herrn Professor Mayer haben weh thun wollen) ist schon daraus klar, weil der ganze Aufsatz kein wahres Wort enthält, sondern Alles, was darin von den concurriert haben sollenden Stücken gesagt wird, von Anfang bis zu Ende (die Pièces von Herrn Prof. Mayer allein ausgenommen) erdichtet ist. Denn von allen den in der Recension benannten Künstlern hat auch nicht ein einziger das Geringste zu der dießjährigen Ausstellung eingeschickt. Dies, mein werthester Herr, ist die wahre Beschaffenheit der Sache, und es könnte wahrscheinlich zu Nichts helfen, wenn Sie sich deßhalb an den Herrn Geheimen Rath von Göthe Selbsten wenden wollten, auf welchen, wie Viele glauben, der ganze unartige Spaß gemünzt ist. Denn daß die Urheber sich wohl in Acht nehmen werden ihre Nahmen bekannt werden zu lassen, können Ew. Wohlgeboren sich leicht vorstellen.

Uebrigens ergreife ich diese Gelegenheit, um einem der vorzüglichsten Künstler Deutschlands, dessen Meisterhand auch die Göschensche Prachtausgabe meiner sämmtlichen Werke einige ihrer schönsten Zierden verdankt, meine Hochachtung zu bezeugen; als mit welcher ich die Ehre habe mich zu nennen

Ew. Wohlgebohren

ganz ergebenster Diener
Weimar den 22. November 1802. Wieland."

Nochmals die Briefe der Weser-Zeitung.

Geehrter Herr!

Zu meinem lebhaften Bedauern ersehe ich aus Ihrer Antwort, daß Sie Sich durch mein Schreiben vom 5. Juni gekränkt fühlen. Mir ist meine eigene Nichtswürdigkeit sehr oft und sehr nachdrücklich von der Presse vorgehalten worden; ich bin vielleicht allzu geneigt, den Gleichmuth, den ich mir unter solchen Erfahrungen erworben habe, auch bei Anderen vorauszusetzen. Sollte wirklich in dem Tone meines Briefes etwas Verletzendes liegen, so kann ich nur versichern, daß ich lediglich an die Sache dachte, und die Absicht, einen mir völlig unbekannten Mann zu beleidigen, mir gar nicht in den Sinn kam. Ich habe über Ihre Anonymität kein Wort verloren; der patriotische Sinn Ihrer Briefe, sowie der Name des Blattes, das sie mit seiner Flagge deckt, bürgte mir dafür, daß Sie guten Grund haben Ihren Namen nicht zu nennen. Wenn Sie aber jetzt behaupten, ich sei, weil ich meinen Namen nenne, in einer „doppelt begünstigten Lage“ und ich hätte diesen Vorzug mißbraucht, so muß ich Sie bitten, bei ruhigem Blute zu überlegen, ob solche Vorwürfe haltbar sind. Bisher war die Welt stets der Meinung, wer mit geschlossenem Helm in die Schranken reite, habe einen Vortheil voraus vor dem Anderen, der mit seinem Namen für seine Sache einstehe; und ich zweifle, ob die kleinen Erlebnisse unseres Briefwechsels dies allgemeine Urtheil erschüttern werden. Sie konnten, sobald Sie einen öffentlichen Meinungsaustausch mit mir begannen, von vornherein auf die Zustimmung eines großen Theils der liberalen und radikalen Presse rechnen, und nachdem Ihnen diese Bundesgenossenschaft reichlich zutheilgeworden, haben Sie kein Recht, über die Ungleichheit des von Ihnen selbst veranlaßten Streites zu klagen.

Zur Sache habe ich nur wenig hinzuzufügen. Sie irren, wenn Sie annehmen, daß ich von den freien Höhen historischer Wissenschaft auf diesen staubigen Erdball niederschaue. Ich habe seit dem Herbst 1866 in Schleswig-Holstein das böse Uebergangsjahr mit durchlebt; ich gehörte als Kieler Professor zu den privilegirten Klassen, ich mußte in meinem Hause, in allen meinen bürgerlichen Verhältnissen empfinden, wie der moderne Staat seinen Einzug hielt in jene verkommene Welt, und ich denke noch immer mit ungetrübter Freude der Tage, da die strenge und gerechte Ordnung unseres Staates jenen Wust königlich dänischer Exemtionen und Sonderrechte, den man die Freiheit Schleswig-Holsteins nannte, unbarmherzig hinausfegte und uns Privilegirte zwang, unsere Bürgerpflicht zu erfüllen. Nun weiß ich wohl, daß die alten Zustände in Hannover und Hessen nicht ganz so verrottet waren, wie in Schleswig-Holstein. Ich habe auch niemals, wie Sie mir vorwerfen, das oderint dum metuant unseren Staatsmännern als Weisheit anempfohlen; ich müßte von der Lebenskraft unseres Staates ebenso niedrig denken, als ich hoch von ihr denke, wenn ich nicht jeden freimüthigen, in die Sache eingehenden Tadel gegen die Gebrechen seiner

Verwaltung mit Freuden begrüßen wollte. Nur solche allgemeine düstere Schilderungen, wie die von Ihnen entworfene, scheinen mir nicht zeitgemäß — da sie doch lediglich von den Particularisten ausgebeutet werden — und nicht gerecht; denn jene Reform an Haupt und Gliedern, deren die gesammte deutsche Verwaltung bedarf, kann ja nur das Werk langjähriger Arbeit sein. Sie können nicht lebhafter wünschen als ich, daß der Ausbau des deutschen Staates sich unter der freudigen Zustimmung der neuen Provinzen vollziehe; doch wage ich nicht zu hoffen, daß nach Beseitigung einzelner Verwaltungsmißbräuche die Gesinnung dieser Lande sich wesentlich bessern werde. Als ich im vorigen Sommer über den Dollart fuhr und an den Eingang jener Emdener Schleuse gelangte, die in der Geschichte der Welfenpolitik eine so bedeutsame Rolle spielte, da begrüßte mich als das erste Haus am deutschen Strande ein vom Fuß zum First schwarz und weiß angestrichenes Wirthshaus, auf dem Giebel ein mächtiger schwarzer Adler, darunter die Inschrift „Wilhelmslust;" und in allen den schönen Städten Ostfrieslands, die ich alsdann durchwanderte, überall die Bilder des alten Fritz und des Königs Wilhelm, überall unverkennbare Zeichen der Zufriedenheit, selbst der Tadel klang ohne Groll und Verbitterung. Warum steht es also bei den tapferen Ostfriesen, und warum umgekehrt fühlt der Bürger der Welfenstadt das gemüthliche Bedürfniß, sich sogar den Schmutz seines Angesichts mit einer Seife abzuwaschen, worauf das Bild des urangestammten Welfen eingeprägt ist? Die preußische Verwaltung ist dem heutigen Geschlechte von Emden und Leer doch sicherlich ebenso ungewohnt, wie den Bewohnern von Hannover und Celle. Der letzte und tiefste Grund der Mißstimmung, soweit sie wirklich besteht, liegt eben nicht in verständigen Beschwerden, sondern in der Macht uralter Erinnerungen und Ueberlieferungen, und solche Mächte des Gemüths können erst im Verlauf der Jahre ihren Zauber verlieren, wenn einst aus der Geschichte des neuen Deutschlands neue Helden des Schwertes und der Feder sich emporheben, die dem Volke theurer werden, als seine alten Lieblinge.

Auch von meinen Aeußerungen über die conservative Partei will ich nichts zurücknehmen. Der Liberalismus ist nicht berechtigt, sich des Alleinbesitzes patriotischer Gesinnung zu rühmen; ein Conservativer braucht nur auf das Frühjahr 1866 zu denken, um solchen Anspruch zurückzuweisen. Bei zersplitterten Völkern kann der Nationalstolz nur in vereinzelten starken Naturen mit der Sicherheit des Instinctes wirken; darum ist jeder deutschen Partei zu Zeiten die Versuchung nahe getreten, die Partei höher zu stellen als das Vaterland. Allein in Preußen blieb bei allem Hader der Parteien eine Energie der Staatsgesinnung lebendig, die noch in allen schweren Zeiten den Weg zurück fand zu dem Gedanken des Vaterlandes; sobald das Dasein unseres Staates in Frage stand, schaarten sich alle gesunden Kräfte des Volkes um seine Fahnen, und die Verräther entwichen in die k. k. Hofburg oder in die Hauptstädte des Rheinbunds. Eben hierin liegt Preußens Größe, liegt die sittliche Kraft, welche diesen Staat über alle anderen deutschen erhebt, und ich kann schlechterdings nicht finden, daß der Ahnherr der preußischen Junkerpartei von solcher Staats-

gesinnung weniger besessen hätte als die Liberalen. Ich meine, man soll einen öffentlichen Charakter beurtheilen nach seinen Worten und Thaten, nicht nach den leidenschaftlichen Aeußerungen seiner politischen Gegner, nicht nach den Schilderungen späterer Historiker. Versuchen Sie dies, folgen Sie den Schritten des alten Marwitz an der Hand seiner „Denkwürdigkeiten." Betrachten Sie den harten Mann, wie er nach der Schlacht von Jena eine Freischaar sammelt, wie er um Weihnachten 1812 zu seinem Todfeind Hardenberg kommt, um dem Staate seine Dienste anzubieten, wie er, der bisher mit dem Dünkel des Berufssoldaten über nationale Heere abgesprochen, in den Freiheitskriegen selber eine Landwehrbrigade bildet und zum Kampfe führt und mit ehrlicher Freude die Tüchtigkeit seiner märkischen Bauern rühmt, wie er endlich zur Zeit des Wiener Congresses über Oesterreich und sein Verhältniß zu Preußen, über Kaiser Franz und Metternich freimüthige Urtheile fällt, die wir Beide heute noch unterschreiben können. Sie werden hundertmal Sich an dem verstockten Hochmuth des starren Junkers ärgern und schließlich doch begreifen, warum ein Dichter von zweifellos liberaler Gesinnung, W. Alexis, diesen Alten zum Helden eines schönen patriotischen Romans wählte, und warum ich mir erlaube, ihn auch jetzt noch einen grunddeutschen Mann zu nennen. Oder schauen Sie auf den eisernen York; der eingefleischte Reactionär hat um Nichts gerechter und um Vieles giftiger als Marwitz wider Stein und dessen Reformen geeifert, und doch, was wäre Deutschlands Freiheit ohne den Mann von Tauroggen? Und da Sie mich denn durchaus zwingen wollen, auch die Orthodoxen zu vertheidigen — ein Unternehmen, das meinen persönlichen Freunden sehr ergötzlich sein wird — so beschränke ich mich auf die Bemerkung: was kümmert uns Politiker die theologische Frage, ob nicht die lutherische Orthodoxie durch die Consequenz ihrer eigenen Gedanken nach Rom hinüber getrieben werden müsse? Uns Weltkindern genügt vollauf, zu wissen, daß die deutschen Lutheraner diese Consequenz niemals ziehen werden. Und daß es so steht, daß die starrsten pommerschen Lutheraner ebenso ehrliche Protestanten sind wie wir Beide, und gar nicht daran denken, sich mit der Heerde des unfehlbaren Papstes zu vereinigen, dafür können Sie in jedem Pfarrhause des Kreises Schievelbein, Gott sei Dank, durchschlagende Beweise sammeln. Es geht nicht an, die conservative Richtung in Staat und Kirche mit einigen schallenden Schlagworten abzufertigen; wir müssen lernen ihr Recht zu würdigen, denn wir bedürfen ihrer um den deutschen Staat zu vollenden.

Sie kündigen mir endlich gradezu die politische Freundschaft auf und meinen, da wir so manche Thatsachen der Vergangenheit verschieden beurtheilen, so würden wir „immer das Eine auf verschiedene Weise wollen." Ich aber fürchte, wenn Sie von Ihren politischen Freunden eine so unbedingte Uebereinstimmung verlangen, dann wird Ihre Partei sehr bald nur über zwei Augen und zehn Finger gebieten. Zwar die Zeit geht zu Ende, da man im Auslande spottete: „drei Deutsche, vier Meinungen;" doch dahin wird und darf es niemals kommen, daß sich die Welt in den Köpfen deutscher Parteigenossen durchaus auf die gleiche Weise wiederspiegelt, und neben den großen zukunftsreichen Gedanken

unitarischer Politik, die uns vereinen, erscheint jene Meinungsverschiedenheit, die aus den Gegensätzen der Bildung und des Temperaments entspringt, wahrlich sehr gleichgiltig. Darum kann ich auch jenen Zeitungen, welche bereits Zähren der Wehmuth vergießen über den Bruderzwist der beiden Herausgeber der Preußischen Jahrbücher, die tröstliche Versicherung geben, daß diese siamesischen Zwillinge sich noch fröhlich und wohl befinden. Auch mit Ihnen, geehrter Herr, stimme ich überein in der Beurtheilung der wichtigsten Frage, die zunächst vor uns liegt. Ich habe wie Sie gewünscht, daß die nationalliberale Fraction gradheraus erklärt hätte: eine wesentliche Herabsetzung des Militärbudgets ist unmöglich, denn der europäische Friede ruht auf Deutschlands starker Rüstung. Doch man hat diesen Entschluß nicht gefunden, und eine Aufforderung, jetzt das Versäumte nachzuholen, würde vorderhand ungehört verhallen. Warten wir ab, bis die Fluthen des Wahlkampfes sich verlaufen, bis die sociale Begehrlichkeit und die politische Unreife noch einmal alle ihre stillen Wünsche ausgeplaudert haben. Sobald die Zeit der nüchternen Geschäfte wieder anhebt und die Regierung ihre Entwürfe aufdeckt, wird auch der politische Verstand wieder zu seinem Rechte kommen. Die Natur der Dinge verbietet die Wiederkehr des Conflicts.

Der Ermahnung, die Sie zum Schluß an mich richten, kann ich leider nicht folgen. Mir scheint, sobald ein Mann einige Selbständigkeit des Denkens gezeigt hat, dann soll man ihm auch zutrauen, daß er Maß und Wesen seiner Kräfte richtig zu schätzen wisse. Ich besitze nicht die Talente des Journalisten; wir haben der rührigen Federn genug, welche den kleinen Krieg wider die kleinen Uebel jedes neuen Tages wirksamer führen, als ich es vermöchte. Gönnen Sie mir die Waffen, die ich zu brauchen verstehe. Ich hoffe den Tag noch zu erleben, da Sie Sich entschließen, die Reformvorschläge für die preußische Verwaltung, welche Sie Sich in Ihren praktischen Erfahrungen gebildet haben, niederzuschreiben und diesen Jahrbüchern anzuvertrauen. Je rücksichtsloser Sie dann reden, um so willkommener sollen Sie uns sein.

30. Juni. Heinrich von Treitschke.

Politische Correspondenz.

Berlin 9. Juli 1870.

Wir hatten mit dem wohlwollenden Leser heute ein Abkommen treffen wollen. Es ist Juli, sagten wir uns, die Zeit der Hundstage, und wir sind zu beiden Theilen der Politik herzlich müde. Was sollen wir uns diese Sommermuße durch politische Rundschauen verbittern? Es liegt ja in der Welt nichts vor, was besondere Eile hätte, auch nichts, was uns Sorge machte, außer etwa die ungünstige geographische Vertheilung von Dürre und Regen, die unsere Ernte bedroht. Sonst geht alles die gewohnten Gleise, freut sich des Friedens, und rechnet darauf, daß für eine gute Anzahl Jahre keine neuen Erschütterungen kommen werden. „Niemals war der Friede gesicherter als heute" — hat uns noch vor wenigen Tagen der Großsiegelbewahrer Frankreichs, der besonnene Ollivier, der erprobte Gegner der Rouher-Niel'schen Kriegscamarilla, der Freund einer liberalen, auf der Achtung der Selbständigkeit der Völker ruhenden Politik, zugerufen. Und der muß es doch verstehen.

Aber der Arme gehörte eben wie wir zu den Getäuschten! Er rief Friede, während ihm bereits das Kriegsfeuer unter den Sohlen brannte. Arglos wie ein Kind sprang er im Sommergrün umher und sah nicht die Schlange, die sich schon aufreckte, ihn in die Ferse zu stechen. Da plötzlich erblickt er die Schlange — was Wunder, daß er einen gellen Schrei ausstößt und daß die ganze Nachbarschaft zusammenläuft, entsetzt über das Unglück, das geschehen sein mag. Ja die furchtbare Verschwörung ist entdeckt, die Graf Bismarck seit dem Sommer 1868 gegen die Ruhe Europas anzettelte, indem er von der pommerschen Küste aus heimlich eine Silberflotte nach Cadix sandte und die spanischen Generale mit den harten Thalern versah, um deretwillen diese schnöden Aufrührer die tugendhafte Isabella verriethen. O wie Recht hatte doch die Fortschrittspartei mit dem feierlichen Warnruf, den sie neulich an uns ergehen ließ: „Mitbürger!" Es handelt sich bei den Neuwahlen darum, „ob das deutsche Volk, auf seine freie Selbstbestimmung verzichtend, sein Geschick a u c h f e r n e r den Cabinetten der Fürsten und den Händen e i n z e l n e r S t a a t s m ä n n e r überlassen will!" Jetzt haben wir die Folgen. Graf Bismarck bereitet einen neuen spanischen Erbfolgekrieg vor, und wir müssen die Zeche bezahlen. Dieser ungeheuren Thatsache gegenüber ist der allein noch rettende Gedanke von der Fortschrittspartei viel zu zart ausgedrückt, wir müssen uns auf das Programm der Jacobiten stellen, die die Sache schon klarer machen. Wir nehmen „angesichts der unhaltbaren Zustände in Preußen und Deutschland die innere und äußere Leitung des Staates fortan als ein uneingeschränktes Recht des Volks in Anspruch!" Wir schaffen den Minister des Auswärtigen ab und setzen an die Stelle eine 35er Commission von Reichstagsabgeordneten, die aber verpflichtet werden, ihr Mandat niederzulegen, wenn die „Zukunft" oder die „Vossische Zeitung" erklären, daß sie das Vertrauen der Urwähler nicht mehr besitzen. Nur so können wir

uns ausreichend vor der fürstlichen „Cabinetspolitik" und den Intriguen der „einzelnen Staatsmänner" sichern. Würden wir harmlose Urwähler uns etwa in die spanischen Händel eingelassen haben? Hätten wir weit hinter den Pyrenäen einen Thron umgestürzt und dann mit abgefeimter Schlauheit die Spanier an der Nase herumgeführt, bis sie die in halb Europa zum Schein ausgebotene Krone vor der rechten Thür in Düsseldorf niederlegten? Nein, wir hätten uns wohl gehütet. Wir sind gleich den Spaniern und Franzosen der Spielball heilloser Intriguen geworden. Man will offenbar eine neue Universalmonarchie aufrichten, wie in den Tagen Karl's V., spanische Truppen in's Land ziehen und ganz Norddeutschland römisch machen! Die Hohenzollern in Bukarest, in Madrid, — es fehlen nur noch die Niederlande und die amerikanischen Kolonien! Wie kann das großherzige französische Volk unter solchen Umständen das Prinzip der Nichtintervention festhalten! Freilich, ein Böswilliger könnte fragen: Dürfen die Spanier sich nicht zum König nehmen, wen sie wollen? Haben denn die Franzosen mit der Proclamation Louis Philipp's, mit der Wahl Louis Bonaparte's so lange gewartet, bis sie die Genehmigung ihrer südlichen Nachbarn eingeholt hatten? Aber das wäre nur eben die Frage eines Böswilligen. Denn wer an der Spitze der Civilisation marschirt, darf thun was er will, wer aber nur so im Nachtrab hinterherläuft, muß seine Schritte nach der Spitze richten. Sonst beeinträchtigt er die „Ehre und Würde" Frankreichs. Darum hatte der Herzog von Gramont auch Recht, wenn er wieder einmal von dieser ganz specifischen Ehre öffentlich vor Europa sprach. Es war einige Wochen lang nicht von ihr die Rede gewesen, während zu Rouher's und Niel's Zeiten die Welt jeden Tag daran erinnert wurde. Also war die Wiederholung sehr am Platze. Die französische Regierung wird nicht „dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt, die Interessen und Würde Frankreichs in Gefahr bringt." Das ist stolz und männlich gesprochen. Freilich für das gewöhnliche Publicum zugleich etwas undeutlich. Denn nach dieser vulgären Ansicht führt ja keine fremde Macht den Prinzen Leopold nach Madrid, sondern die Spanier kommen zu ihm und laden ihn ein, er will der Einladung folgen, jedoch nicht früher, als bis die Cortes den Prim'schen Plan gebilligt und ihn gewählt haben. Wo ist da also ein Vorgang, der Frankreich zu einer Einsprache berechtigte? Aber so urtheilt eben nur der Laie, der die geheimen Fäden der Bismarck'schen Intriguen nicht kennt. Der hat alles im Dienst der hohenzollernschen Hauspolitik gegen die Meinung der patriotischen Spanier, d. h. der sieben Alphonsisten, gemacht. Ueberdies aber gilt das Stimmrecht der Völker nur, wenn es Frankreich bequem ist, aber niemals, wenn es ihm unbequem ist.

Es ist außerordentlich schwer, die Narrenstreiche, die man in Paris jetzt macht, ernsthaft zu behandeln. Wir stehen vor ihnen, starr vor Verwunderung, daß in dem civilisirten Europa eine Regierung, eine Volksvertretung, eine Hauptstadt und die Presse einer Hauptstadt in einen pathologischen Zustand verfallen können, wie man ihn in der Regel nur bei Indianerstämmen beobachtet. Die

Zeichen der Civilisation sind Besonnenheit, Ueberlegung, Verstand, eine gewisse Haltung auch da, wo man entschlossen, ja leidenschaftlich entschlossen ist, ein vermeintliches Unrecht abzuwehren. Hier aber ist nichts mehr von Haltung, nichts mehr von Ueberlegung der Folgen, welche die im Fieber ausgestoßenen Worte nach sich ziehen müssen, nichts mehr von der so nahe liegenden Erwägung, daß man die Situation festnagelt, die man ändern will, daß man sich selbst, daß man Spanien und endlich sogar Deutschland jeden Weg zu einer Verständigung abschneidet. Wir glauben, jeder unserer Leser hat sich in diesen Tagen zu allererst nicht mit der politischen, sondern mit der psychologischen Seite der Frage beschäftigt. Wie ist eine solche Ueberstürzung möglich? Sollen wir annehmen, daß es auch Seelenkrankheiten der Völker wie der Einzelnen giebt? Daß allmählich in einer, durch schlechte innere Wirthschaft zerrütteten Nation sich nervöse krankhafte Stimmungen und dann fixe Ideen entwickeln? In der That, so ist es: Frankreich leidet am Größenwahnsinn, der sich seit Sadowa zur ernsten Krankheit gesteigert hat. Die eigentliche Grundstimmung, aus der all' die Ausbrüche hervorgehen, hat das Organ des Herrn-Ollivier so eben offen enthüllt. „Obgleich," sagt der Moniteur, „Frankreich von den Bedürfnissen des Friedens durchdrungen ist, so befindet es sich doch seit einem (?) Jahre unter einem peinlichen Druck. Es wäre Preußen ein Leichtes gewesen, die französische Nation, deren edelmüthige Ideen sich der freien Ausdehnung des gerechten Ehrgeizes seiner Nachbarn nicht widersetzen, entweder durch eine wenig wichtige Grenzberichtigung, oder durch die Ueberlassung Luxemburgs zu befriedigen. Frankreich war geduldig. Aber der Becher ist zum Ueberlaufen voll, und heute darf man sich keiner Selbsttäuschung mehr hingeben. Unser Patriotismus wirft einen Blick auf die Vergangenheit von 1815 bis 1870 und ist auf's tiefste empört." Da haben wir die Wurzel der Krankheit. Wir weigerten uns 1866 Frankreich die Pfalz und 1867 ihm Luxemburg zu geben, obwohl wir friedfertig genug waren, die preußische Fahne auf den Wällen der Festung einzuziehen. Das ist ein Verbrechen, welches uns niemals verziehen werden kann. Frankreich ist zwar die großmüthige Nation, welche andere Nationen sich gern selbständig constituiren läßt, aber immer nur gegen baare Bezahlung; immer nur gegen eine Vergrößerung, welche ihm das Uebergewicht sichert. Diese Wahrheit haben wir nicht einsehen wollen. In Deutschland ist kein Punkt, wo man wie in Rom ein französisches Armeecorps aufstellen kann, das den neuen Nationalstaat unter Controlle hält. Ja die Welt ist in Zweifel gerathen, wer heute eigentlich stärker sei, Frankreich oder Deutschland. Dieser Zweifel schon ist ein Attentat auf die Ehre der großen Nation.

Das war die Gemüthsstimmung, in welche die Nachricht von der Candidatur des Prinzen Leopold hineinfiel. Prinz Leopold ist ein Enkel der Mürats und Beauharnais, ein Vetter des Kaisers Napoleon III., in seinen Adern fließt bonapartisches Blut, während er dem preußischen Hause nicht leiblich verwandt, sondern nur ein entfernter Lehnsvetter ist. Die Familie der Hohenzollern-Sigmaringen ist seit dem Verzicht auf ihr Ländchen unter die preußischen Prinzen

aufgenommen, jedoch hat sie kein Successionsrecht in Preußen. Aber allerdings, sie theilt mit dem königlichen Hause den Stammnamen der Hohenzollern; und leugnen wollen wir nicht, daß es der Glanz der preußischen Erfolge war, von dem ein Lichtstrahl auch auf diese Düsseldorfer Fürstenfamilie fiel, und daß ohne diese steigende Bedeutung Preußens vielleicht weder die Rumänen im April 1866 auf den Prinzen Karl, noch die Spanier im Jahre 1870 auf den Prinzen Leopold verfallen wären. Leugnen wollen wir auch nicht, daß das Verhältniß der Düsseldorfer Prinzen zu den Mitgliedern unseres Königshauses ein herzliches und freundschaftliches ist. Nur hat dieses herzliche Verhältniß mit der Politik nichts zu schaffen. Wenn den Prinzen Karl in Bukarest das Schicksal Cousa's ereilen sollte, so wird sich in Preußen für ihn kein Finger rühren.

Aber mit dem Namen des Hohenzollern verbanden sich sofort die fixen Ideen von einem tiefangelegten Bismarck-Prim'schen Plan, von einem deutsch-spanischen Weltreich, von der Einschnürung Frankreichs zwischen den beiden alliirten Mächten, und so ging die bisher in der Form der Melancholie sich haltende Krankheit in offene Tobsucht über. Man kann auf Frankreich den Bibelspruch nicht anwenden: Wehe dem Land, dessen König ein Kind ist, denn Napoleon ist schon ziemlich bei Jahren. Wohl aber kann man sagen: wehe dem Land, dessen Minister empfindliche, eitle, politisch unerfahrene und ungeschickte Menschen sind, die keinen Begriff von der Tragweite ihrer Worte, keine Ahnung von der Verantwortlichkeit ihrer Handlungen haben. Niemals haben ein Drouin oder Rouher mit so wahrhaft knabenhaftem Uebermuth Europa an den Rand eines furchtbaren Krieges gebracht, sie haben trotz aller großen Worte sich doch immer noch eine Reserve gelassen; sie haben nicht zwei mal 24 Stunden nach Empfang einer ihnen unangenehmen Nachricht mit Kränkungen einer stolzen Nation, mit Beleidigungen eines mächtigen deutschen Fürsten um sich geworfen; sie haben niemals rein und geradezu die Politik des Raufboldes Cassagnac adoptirt; dazu hatten sie zu viel diplomatische Schule. Die volle chauvinistische Jungenhaftigkeit vor ganz Europa herauszukehren, das war diesen Pseudoliberalen vorbehalten, diesem Helden des 2. Januar, diesem Rhetor, den wir gutmüthig genug waren eine Zeit lang für etwas Besseres zu halten, der sich aber von Rouher nur durch die Unempfindlichkeit unterscheidet, mit der er sogar gegen den Fluch der Lächerlichkeit gepanzert ist.

Seit Monaten war von der Candidatur des Prinzen Leopold an den Höfen und in den diplomatischen Kreisen die Rede. Der Prinz fragte bei König Wilhelm um Rath, und der König rieth ab. Der Prinz wies einmal, zweimal das Prim'sche Angebot von der Hand; was in den letzten Wochen seinen Sinn geändert hat, wissen wir nicht. In Paris war die frühere Ablehnung unzweifelhaft bekannt, aber die späteren Verhandlungen hielt Prim verborgen. Er mochte dazu durch die mißgünstige Stellung bewogen worden sein, welche der Tuilerienhof gegen alle Candidaturen außer der des Bastards Alphons eingenommen hatte. Der spanische Gesandte in Paris, Olozaga, der französische Gesandte in

Madrid, Mercier de Lostende, waren ununterrichtet. Auch der Botschafter am Berliner Hofe, Benedetti, wußte nichts — erst als das Ja des Prinzen in Prim's Händen war, theilte dieser in Paris das Ereigniß mit. Wir geben zu, daß diese Heimlichkeit etwas Verletzendes hatte. Aber dürfen reife Männer wegen einer Etikettenfrage sich zu Handlungen hinreißen lassen, die das Schicksal Europas bedrohen? Und wenn der Kaiser, wie schon einmal bei dem belgischen Eisenbahnstreit, seinen Gleichmuth verloren haben sollte, schickt es sich für den Chef eines verantwortlichen Ministeriums, der Frankreich mit der parlamentarischen Freiheit beglücken will, das knechtische Organ solcher Stimmungen zu werden? Er hätte seinem Herrn besser gedient, wenn er ihm vorstellte, daß das Ehrgefühl keine specifisch französische, sondern unter Anderem auch eine spanische und deutsche Eigenschaft sei, und daß es doch bedenklich wäre, durch eine brutale Kriegsdrohung die Situation verbessern zu wollen. Aber von solchen Pflichten gegen seinen Souverän, gegen sein Land und gegen Europa hat ein Mensch keinen Begriff, der nur noch an sein Portefeuille denkt, mit Angst die chauvinistischen Regungen der Hofcoterien verfolgt und sie zu überbieten sucht, um sich selbst zu halten. Wenn Herr Ollivier von dem Maß der Geringschätzung eine Vorstellung hätte, welche dieses charakterlose Benehmen gerade in den liberalen Kreisen Europas gegen ihn erweckt, so würde er es vorziehen, seine politische Laufbahn zu quittiren und wieder eine Advocatur anzunehmen.

Es ist die „denkwürdige" Sitzung vom 6. Juli, es ist die Sprache des Moniteur, des Leiborgans des Herrn Ollivier, die uns ruhige Deutsche zu solcher Sprache nöthigt. Die Interpellation des Herrn Cochery war von den Ministern bestellt. Seit zwei Tagen wußten sie, was zwischen Prim und dem Prinzen Leopold vorgegangen war. Aber sie wußten noch nichts von dem Detail der Unterhandlungen, nichts von dem Antheil, den etwa König Wilhelm und Graf Bismarck daran genommen hätten. Sie mußten sich als nüchterne Menschen die Möglichkeit vorstellen, daß wirklich der Eine wie der Andere den veränderten Entschlüssen des Prinzen fremd sei. Sie mußten sich sagen, wir durchschauen diese Sache nicht genug, um sie vor den gesetzgebenden Körper zu bringen, wir wollen also keine Interpellation veranlassen, und wenn sie von anderer Seite kommt, die Antwort auf dieselbe vertagen. Aber diesen, einer großen Regierung einzig würdigen Entschluß hinderte die gekränkte persönliche Eitelkeit und der Größenwahnsinn. Die persönliche Eitelkeit mußte eine Scene machen: denn es ist unerträglich, daß in Spanien so wichtige Dinge vorgehen, ohne daß wir darüber orientirt waren. Der Größenwahnsinn aber sagt: wenn wir nur sofort die Kriegsfrage stellen, so wird alle Welt sich auf die Knie werfen, und ohne Rücksicht auf die eigene Ehre rückgängig machen, was wir nur wollen. So kam die Erklärung des Herzogs von Gramont vor dem gesetzgebenden Körper zu Stande. Wie alle Documente von Seelenkranken zeigt es gewisse Ansätze von Vernunft, die aber sofort in die Unvernunft umschlagen. „Das spanische Volk hat sich noch nicht ausgesprochen und wir kennen auch noch nicht die Einzelheiten einer Unter-

handlung, die vor uns geheim gehalten worden ist. Eine Discussion würde jetzt kein praktisches Resultat haben" — also Ihr Herren, wozu die bestellte Interpellation? „Wir haben nicht aufgehört, der spanischen Nation unsere Sympathien zu bezeigen und Alles zu vermeiden, was den Schein hätte haben können, als wollten wir uns irgend wie in die inneren Angelegenheiten einer edlen und großen Nation einmischen, die in voller Ausübung ihrer Souveränetät ist. In Bezug auf die verschiedenen Kronprätendenten sind wir nicht aus der strengsten Neutralität hinausgegangen, und haben für keinen derselben jemals weder Vorliebe noch Abneigung bezeigt (?!). Wir werden diese Haltung auch ferner beobachten" — also, Ihr Herren, wozu der Lärm? — Prinz Leopold will nichts anderes, als die spanische Nation in ihrer vollen Souveränetät entscheiden lassen. Habt so viel Gerechtigkeit und so viel Anstand, um die Prinzipien der Nationalsouveränetät, die Ihr für Euch selbst beansprucht, auch für Andere gelten zu lassen! „Aber" — nun kommt die unverhüllte Anmaßung — „aber wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht, indem sie einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt, dadurch zu ihrem Vortheil das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas derangiren und so die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährden könnte!" Ihr dürft Alles thun, Ihr Spanier, nur den Mann, den Ihr jetzt in's Auge gefaßt habt, dürft Ihr nicht wählen. Gleichgültig, ob dieser Mann mit der preußischen Königsfamilie verwandt ist oder nicht, der Name „Hohenzoller" ist das rothe Tuch, das uns nun einmal in Wuth versetzt. Wir rechnen auf die „Weisheit" des deutschen und die „Freundschaft" des spanischen Volks, daß es diese bestialische Eigenschaft an uns respectirt. Sollten beide das nicht thun, so werden wir „unsere Pflicht" ohne Zaudern und ohne Schwäche erfüllen.

Und das Haus erdröhnt vom Beifall. Mit Einschluß der Picard'schen Linken fallen sich alle Parteien in die Arme und bewundern sich gegenseitig über die Erhabenheit des französischen Geistes. Nur einige ganz vereinzelte Abgeordnete von der äußersten Opposition wagen ein Paar kritische Bemerkungen. Der Eine erinnert, daß die Rente von 73 auf 70 gefallen sei, und daß Herr von Gramont im Begriff stehe, sich in einen Krieg mit ganz Europa zu verwickeln. Der Andere findet, wenn man die Details der wahren Sachlage noch nicht kenne, so sei es doch höchst unklug, solche Erklärungen abzugeben. Der Dritte übte die beißendste Kritik; er sagte diesem Herzog von Gramont, der wenn nicht aus Genie, so aus Bornirtheit Frankreich vielleicht noch in ein großes Schicksal hineintreibt: „Der Minister hat so eben zwei Dinge gethan, nämlich den Hohenzoller zum König von Spanien ernannt und den Krieg erklärt." Aber was half das Alles! Wer achtet unter dem „Druck der patriotischen Gefühle" auf die Kritik. In Folge dieser patriotischen Bewegung erklärte der Finanzminister Magne, daß er nicht „Geistesfreiheit" genug habe, um über die Finanzen zu diskutiren. Und Ollivier löste mit seiner unvergleichlichen Logik alle Widersprüche. Wir wollen den Frieden, rief er, wir wollen mit Leiden-

schaft den Frieden! Die Erklärung Gramont's wird zum Frieden führen, denn so oft Frankreich sich bei Vertheidigung eines legitimen Rechts fest zeigt, widerspricht man dem nicht, was es fordert! Das ist die Theorie von der legitimen Suprematie Frankreichs über Europa. Wenn Frankreich erklärt, ich will das nicht und an den Säbel schlägt, so werden alle Anderen sich fügen und so der Friede erhalten bleiben.

Lassen wir Herrn Ollivier mit seiner Selbstüberschätzung, lassen wir auch die noch nicht zweifellos feststehenden Acte, wie z. B. jene ungeheuerliche Geschichte von der Unterredung zwischen dem preußischen Gesandten Baron von Werther mit Gramont und Ollivier, von der Forderung welche der Eine an König Wilhelm gestellt, von der Kriegsdrohung welche der Andere auszusprechen gewagt; lassen wir endlich das Gramont'sche Circularschreiben, dessen Text noch nicht bekannt ist. So viel scheint festzustehen: die französische Regierung begnügt sich nicht mit der wahrscheinlich schon erfolgten Erklärung Preußens, daß es den Entschlüssen des Prinzen Leopold vollkommen fern stehe und die ganze Angelegenheit ihm und dem spanischen Volke überlassen müsse, sondern sie fordert von König Wilhelm ein positives Eingreifen. Er soll den Prinzen zum Rücktritt von seiner Candidatur bewegen. Wir antworten hierauf, daß das seit dem 6. Juli politisch unmöglich ist. Seit Herr von Gramont in bewußt unwahrer Weise die norddeutsche Macht des Ehrgeizes beschuldigt hat, einen ihrer Prinzen auf den spanischen Thron setzen zu wollen; seit er erklärt hat, daß Frankreich dies nicht dulden werde, seit Herr Ollivier die Dreistigkeit gehabt hat hinzuzufügen, daß Europa den Forderungen Frankreichs niemals zu widersprechen wage, verträgt es sich nicht mehr mit der Ehre des Oberhaupts der deutschen Nation, irgend einen abwehrenden Schritt bei dem Prinzen Leopold zu thun. Wir sind auch vollkommen sicher, daß dies nimmermehr geschehen wird; vollkommen sicher, daß wenn die Plumpheit der französischen Diplomatie so weit gehen sollte, eine so beleidigende Forderung an unsern König direct zu stellen, er sie mit der Vornehmheit zurückweisen wird, die er sich selbst und die er Deutschland schuldet.

Aber noch mehr; wir wünschen und erwarten auch, daß Prinz Leopold jetzt nicht schwankend wird. Bis zum 6. Juli war es seine Privatangelegenheit allein, wie er sich entscheiden wollte. Er konnte in der Ablehnung beharren, kein einziger Deutscher hätte ihm daraus einen Vorwurf gemacht. Es war uns vollkommen gleichgültig, ob sich auf dem spanischen Thron ein Prinz aus dem Hause Braganza oder Savoyen, ob sich der Herzog von Montpensier oder der unmündige Alphons, ob sich Espartero oder Prim darauf niederließ. Wir haben schlechterdings keinen geschichtlichen, keinen Culturzusammenhang mit Spanien, wir lachen über die Fabel, daß der Sturz der Königin Isabella einen Strich durch die kriegerischen Absichten Frankreichs gegen uns gemacht hätte, wir haben gar keinen Sinn für den Vortheil, der darin liegen könnte, daß ein dem preußischen Königshaus befreundeter Mann auf dem spanischen Throne sitzt. Aber wie absolut fremd uns die spanische Thronfrage auch ist, wie oft

wir uns auch an den Kopf greifen bei dem lächerlichen Gedanken, daß diese für uns bisher rein transcendentale Frage einen praktischen Einfluß auf unsere Geschicke ausüben solle, wir sagen: bei der augenblicklichen Lage der Dinge darf der Prinz Leopold als deutscher Mann nicht zurückweichen. Er darf es nicht, weil seine Nachgiebigkeit sofort auf geheime Weisungen aus Berlin zurückgeführt werden und als ein Beweis unserer Schwäche gelten würde. Wenn er heute in edlem, humanem Gefühl erklärte: Ich hatte auf das wiederholte Andringen Prim's nachgegeben und mich entschlossen, die Ruhe meines Privatlebens einem höheren Zweck zu opfern; da ich aber sehe, daß meine Wahl einen furchtbaren Krieg über Europa heraufbeschwören kann, so trete ich zurück, — so würde Europa, und vor allem Frankreich überzeugt sein, daß dieser Entschluß keineswegs in der Humanität seiner Person, sondern daß er in unserer Furchtsamkeit seinen Grund hätte. Der Prinz Leopold ist uns schuldig, dafür zu sorgen, daß wir vor Europa und vor den frivolen und anmaßenden Komödianten, welche heute Frankreich regieren, nicht in den unverdienten Ruf der Furchtsamkeit gerathen.

Wenn wir die Situation recht verstehen, so ist sie folgende: König Wilhelm wird und muß jedes Ansinnen zurückweisen, welches ihm zumuthet, sich in die freien Entschließungen der Regierung und des Volkes von Spanien einzumischen. Von seiner Seite kann und darf nicht das Mindeste geschehen, um eine Spannung aufzuheben, die der dreiste Uebermuth des französischen Cabinets geschaffen hat. Wie friedfertig das deutsche Volk auch ist, wenn es zuletzt erführe, daß man zur Beschwichtigung jenes Uebermuths den mindesten Druck auf die Düsseldorfer Familie ausgeübt hätte, so würde es sich aufbäumen in seinem Ehrgefühl und diese Nachgiebigkeit geradezu als eine nationale Schmach empfinden. Stehen die Dinge so, so kann Europa dem Kriege nur auf zwei Wegen entgehen. Es kann sein, daß die Spanier bedenklich werden und auf eine Candidatur verzichten, die sie in Kampf mit dem mächtigen Nachbarstaate bringt. Wer vermag die Gedanken Prim's zu übersehen? — Wenn jedoch diese Vermuthungen falsch sind, wenn der kastilianische Stolz durch die französischen Anmaßungen gereizt und für den ausländischen Prinzen interessirt wird, so giebt es nur noch einen Ausweg — der Kaiser Napoleon muß seine ungeschickten Minister entlassen und ihre thörichten Erklärungen desavouiren. Das würde zwar für Herrn Ollivier sehr unangenehm, indeß für Europa eine Erleichterung sein. Wenn aber weder das Erste noch das Zweite geschieht, so wird das Geschick sich erfüllen, das Graf Bismarck und das wir Deutsche mit dem Aufgebot aller Ruhe und Besonnenheit und mit großer Resignation seit drei Jahren zu vermeiden bestrebt waren. Das Duell zwischen den beiden stärksten Nationen Europas wird dann stattfinden, und Gott wird entscheiden, auf wessen Seite die Gerechtigkeit, die Achtung vor der Freiheit und Selbständigkeit der Völker sich befindet.

Sollen wir in dieser Situation von unsern inneren Interessen, von den Wahlen, den Parteien und der Militärfrage reden? Uns scheint, die europäische Lage beweist am besten, wie thöricht wir wären, wenn wir meinten, die Lage von 1862 sei jetzt wieder gekommen. Wir haben augenblicklich keine Zeit, die

Militärfrage nach ihrer constitutionellen und volkswirthschaftlichen Seite zu studiren, danken wir Gott, daß wir eine starke Armee haben, welche im Stande ist, uns die Feinde vom Leibe zu halten. Ob wir an ihr sparen können, das wollen wir untersuchen, wenn der Friede gesichert ist; augenblicklich aber sei der Himmel gepriesen für jedes Bataillon, das in kürzester Frist bereit gemacht werden kann in's Feld zu rücken. Das Leben einer Nation umfaßt viele Güter: — innere Lebendigkeit, Freiheit, Recht jedes einzelnen Individuums, materielles Wohlsein und Selbstverwaltung der Bürger; aber das Höchste ist doch, daß diese gesammte Existenz geschützt und sicher gestellt wird vor dem Einbruch räuberischer Barbaren. Das Ministerium Ollivier hat dem deutschen Volk mit der Wiederholung jener verwüstenden Heerzüge gedroht, welche einst die Custine und Jourdan gegen die westdeutschen Lande ausübten, — lassen wir also alle Doctrinen über die Militärfrage und fassen wir uns in unserer nationalen Macht zusammen wider einen Gegner, der in zu schlechten Händen ist, als daß wir mit Sicherheit auf eine friedliche, vernünftige Verständigung rechnen dürften. W.

Notizen.

In dem flüchtigen Gedächtniß der großen Menge mag unter den mächtigen Eindrücken der Gegenwart wohl das Bild der Männer zurücktreten, welche in unserm Volk die Ideen vom repräsentativen und nationalen Staat vorbereitend pflegten, deren Verwirklichung wir heute schauen. Aber in dem Herzen der zahlreichen Schüler, die an den Lehren und Erfahrungen jener Männer großwuchsen, in dem Gemüthe aller Gebildeten, welche den Zusammenhang der deutschen Geschichte festhalten, leben jene Gestalten fort, und je mehr wir dem Abschluß unserer nationalen Umwälzung uns nähern, desto mehr wird der Blick der dankbaren Nation auch wieder auf die Anfänge zurückgreifen und den Verdiensten derer gerecht werden, welche die Vorläufer unseres politischen Reformationszeitalters waren.

Keinem aber unter all' den Männern, welche in dem halben Jahrhundert zwischen der Gründung des alten und des neuen Bundes an der politischen Erziehung der Deutschen arbeiteten, gebührt ein hervorragenderer Platz, als Fr. Chr. Dahlmann. Ungefähr zehn Jahre nachdem der Tod ihn von seiner Lehrthätigkeit in Bonn abrief, erscheint jetzt sein Lebensbild, entworfen von dem pietätsvollen Sinn und der kunstvollen Hand A. Springer's, eines seiner jüngsten Universitätsgenossen und Freunde. Die Züge zu dem Bilde sind vervollständigt aus dem reichen Material, welches die Familie und die Freunde Dahlmann's dem Biographen zur Verfügung stellten. Aber die Fülle des Stoffs, besonders der Briefe, beschwert und zerstreut den Leser nicht, sie ist in die einheitliche, durchsichtige Darstellung trefflich verwebt. In dem Werk, von dem bisher nur der erste Band erschienen ist, ist die gründliche Arbeit des Gelehrten in die leichte, gefällige Form des Publicisten gekleidet.

Wohl ist es eine schöne Aufgabe, das Leben eines Mannes zu schreiben, der einst in Wort und That unserm Volke ein Vorbild war, ein Vorbild der Pflichttreue, der Männlichkeit, der Unerschütterlichkeit in einer erschlafften, unmännlichen und verzagten Zeit. Im Gegensatz zu Niebuhr, dessen politische Energie erschöpft ist durch die Anstrengungen der Freiheitskriege und der nun ängstlichen Sinnes die wiedererrungene Ordnung erhalten will gegen die mit Furcht und Mißtrauen betrachteten bewegenden Kräfte, gehört Dahlmann den vorwärtsdrängenden Geistern an; er will, was das Schwert der „deutschen Spartaner," der Preußen, wiedererworben, festbegründen auf Volksfreiheit und Verfassung; er ist — nicht der erste deutsche Professor, denn vor ihm lebten die Fichte und Schleiermacher — aber doch der erste unter den bedeutenden deutschen Historikern, der seine Aufgabe nicht blos gelehrt-fachmäßig, sondern praktisch-politisch auffaßt, der die Geschichte der letzten Jahrhunderte zugleich als Lehrer der Politik vorträgt, der seine Wissenschaft in engste Verbindung mit dem Leben und mit den Bedürfnissen der Nation setzt. In diesem Sinne entwickelt er, als er 1815 in Kiel die Rede zur Festfeier der Schlacht bei Waterloo hält, die große Aufgabe der einheitlichen und verfassungsmäßigen Gestaltung der deutschen Volksstämme: „Deutschland ist da durch sein Volk, das sich mit jedem Tage mehr verbrüdert, Deutschland ist da, bevor noch die neue Bundesacte ausgefertigt ist." „Friede und Freude kann nicht sicher wiederkehren auf Erden, bis, wie die Kriege volksmäßig und dadurch siegreich geworden sind, auch die Friedenszeiten es werden, bis auch in diesen der Volksgeist gefragt und in Ehren gehalten wird, bis das Licht guter Verfassungen hereintritt und die kümmerlichen Lampen der Cabinette überstrahlt." In diesem Sinne stellt er schon am Schlusse seiner Rede die schleswig-holsteinische Frage auf, indem er die Zugehörigkeit Schleswigs zu Holstein in „Verfassung, Freiheiten und Gerechtsamen" verkündet, und unternimmt nun als Secretär der schleswig-holsteinischen Ritterschaft 15 Jahre lang die praktische Führung des Kampfes für die Zusammengehörigkeit der Herzogthümer und das Steuerbewilligungsrecht ihrer Stände. Wenn auch nicht der Erfinder der schleswig-holsteinischen Frage, so ist er doch ihr kundigster und nachhaltigster Vorkämpfer, der einzige, der oft zurückgestoßen von der Engherzigkeit, dem Kleinmuth und der Selbstsucht der Ritterschaft, oft angewidert von dem liberalen Servilismus der guten Stadt Kiel, fest und stramm seines Weges geht.

Die Oberflächlichkeit späterer Zeiten hat Dahlmann unter die Doctrinäre geworfen, während es sein Ruhm bleiben wird, daß er nicht nach fremden Schablonen, sondern aus ursprünglichem deutschen Freiheitsgefühl heraus und mit sorgsamer Anknüpfung an unsere Geschichte seine politischen Gedanken in sich gestaltete, während es ferner sein Ruhm sein wird, daß er von Anfang an die elementaren Verfassungsgrundsätze aussprach, die man in Preußen erst ein Menschenalter später begreifen lernte. Er war es, der schon 1815 in einem Aufsatz der „Kieler Blätter" („ein Wort über Verfassung") den Satz hinstellte, daß das neuere Europa nur monarchisch, aber auch nur verfassungsmäßig

regiert werden könne, und daß blos berathende Stände oder bloße Provinzialstände, daß alle halben und Viertel-Verfassungen den Herrscher gefährdeten, während die wahren und vollständigen ihm die sichersten Stützen gewährten. Er war es, der am furchtlosesten sich gegen die Polizeimaßregeln des Bundes, gegen die unwürdige Behandlung der Universitäten erhob, und im Ernst und Spott diese jammervollen Staatsmänner geißelte, welche mit Studenten Krieg führten. Und wiederum er begrüßte mit dem frischesten Muth die Julirevolution, freute sich das zu erleben, was er lieber schon 10 Jahre früher erlebt hätte, und sprach, während Niebuhr über die französische und belgische Verfassung fluchte, und die grauenvolle Nacht der Barbarei einbrechen sah, in seinen Briefen und in der berühmten „Rede eines Fürchtenden" das Wort des Räthsels aus —: Preußen soll die Reichsstände berufen! „Wir haben einen Staat, der den wunderbaren Speer besitzt, welcher heilt zugleich und verwundet; das Vaterland hat ihn manchmal mit Zorn, öfter mit Bewunderung betrachtet. Er besitzt die Kraft, auch dieses Mal zu heilen. An dem Tage, da der König von Preußen in seinen Staaten die Reichsstandschaft begründet, wird der gesetzliche Deutsche wieder aufathmen."

Wie Dahlmann in die Entwickelung des schleswig-holsteinischen Streits verflochten war, so stand er auch mitten in der Berathung über das hannöversche Staatsgrundgesetz. Seine Haltung als Abgeordneter war der Art, daß ihn weder die Conservativen noch die Liberalen zu den Ihrigen zählen konnten. Was man damals freilich, zumal in Süddeutschland, Liberalismus nannte, der hohle Nachhall französisch-belgischer Phrasen, nur zu häufig verbunden mit einer würdelosen Verleugnung des Nationalgefühls, mit einer nichtswürdigen Verherrlichung Frankreichs als des politischen Messias, der in Deutschland erscheinen und die glücklichen Zeiten des Rheinbundes wiederherstellen sollte, — das mußte jeden ernsten, tüchtigen Mann zurückstoßen. Hiervon abgesehen sind ja freilich Dahlmann's politische Anschauungen an Schranken gebunden, die wir heute überwunden haben, die übrigens der damalige Liberalismus meistens theilte. Die wirthschaftlichen Begriffe der Zeit waren noch wenig entwickelt; es berührt uns seltsam, den Mann gegen die Einheit von Münze, Maß und Gewicht, gegen die Gewerbefreiheit, die Gleichstellung der Juden eifern zu sehen, oder zu lesen, wie die unter seiner Mitbetheiligung herausgegebene Hannöversche Zeitung vor den Eisenbahnen warnt, weil die Fuhrleute, Wirthe und Spediteure dadurch brotlos, der Volkswohlstand durch die Abkürzung des Transitverkehrs gefährdet werde. Wir theilen nicht mehr die Urtheile, welche Dahlmann über die politische Rolle des deutschen Adels, über die Zusammensetzung der ersten Kammern u. s. w. hatte. Aber diese zeitliche Beschränktheit in Dahlmann's politischen Ansichten wird bei dem verständigen Leser nur die Frage wecken: wie viel wohl von unseren heutigen Meinungen in ein paar Jahrzehnten veraltet sein mag; keineswegs wird dadurch der Eindruck des Bleibenden, Bedeutenden in den Ideen des Mannes geschwächt werden. Denn er zog die Grundlinien, über welche unsere Gedanken vom constitutionellen Staat ein Menschenalter hindurch

nicht hinausgekommen sind, und seine „Politik auf Grund und Maß der gegebenen Zustände“ bietet noch heute einen goldenen Schatz von Wahrheiten, wenn auch das Gepräge nicht mehr der jetzt gangbaren Münze gleicht.

Mit der Vertreibung aus Göttingen schließt der erste Band der Biographie. Dahlmann war die Seele der Sieben, welche gegen den Verfassungsbruch des auf den Thron gelangten englischen Wüstlings Protest einlegten, weil sie vor der studirenden Jugend nicht als Männer erscheinen wollten, „die mit ihren Eiden ein frevelhaftes Spiel trieben.“ Jenes Ereigniß von 1837 reicht unmittelbar in unsere Gegenwart hinein. Denn die Menschenverachtung und Selbstüberhebung jenes Ernst August erbte fort auf den Sohn, der auch nur königliche Diener und die Pflicht der Knechtschaft kannte, und die Nemesis strafte an ihm, was er und sein Vorfahr verbrochen. In der Geschichte dieser Göttinger Katastrophe hat uns nichts schmerzlicher berührt, als die Rolle, welche einer der schärfsten und saubersten deutschen Denker, Herbart, dabei gespielt hat. Voller Schrecken erkennen wir, wie in einem staatlosen Volke auch die wissenschaftlich tüchtigsten, in ihrem Privatleben ehrenwerthesten Leute an dem Orte, wo das politische Ehr- und Mannesgefühl sitzen soll, eine völlig leere Stelle haben können. Um so wärmer soll unser Dank gegen diejenigen sein, die gleich im Beginn unserer Verfassungsgeschichte die Pflichten des Bürgers zum Schutz seines Verfassungsrechts empfanden und übten. „Der hannoversche König verbannte Dahlmann,“ aber das deutsche Volk nahm ihn auf; für Hannover war er fortan verloren, aber für Deutschland wurde Dahlmann gewonnen.“

Selten haben wir mit reinerem Genuß ein Buch aus der Hand gelegt, als die sechs Vorträge über Voltaire, welche David Friedrich Strauß vor der Prinzessin Alice in Darmstadt gehalten und deren Widmung die hohe Frau von ihm angenommen hat. Der freie Gelehrte herangezogen an den darmstädtischen Hof, dessen Mäcenatenthum sich bisher nur über ausgemachte Römlinge erstreckte, der Verfasser des Lebens Jesu Vorträge haltend vor einer deutschen Fürstin über den verrufensten Freidenker des achtzehnten Jahrhunderts — in der That, das ist ein überraschendes Ereigniß, überraschend und erfreulich für die, welchen der Glanz unserer politischen Fortschritte die schlimmen Schäden nicht verdeckt, die in unseren religiös-geistigen Verhältnissen, in den Bildungszuständen gerade unserer höheren Gesellschaftsklassen eingerissen sind. Jenes Jahrhundert der Aufklärung, dessen glänzendste und arbeitsamste Kraft Voltaire war, sah in übermüthiger Geringschätzung herab auf die Barbarei der früheren Geschlechter, und meinte den Aberglauben, wenn auch nicht in der Masse, so doch unter den „anständigen“ Leuten für immer überwunden zu haben. Heute kennen wir längst die Schatten, die zu dem Licht gehörten; sehen das Oberflächliche, das Ungeschichtliche, das sittlich Auflösende in den Ideen dieser negativen Geister und rühmen uns, viel tiefsinniger, reicher, positiver geworden zu sein. Aber hat uns die Bewegung zu dem Positiven nicht wieder in ein Extrem geführt, das nur zu viel Aehnlichkeit mit den Zuständen hat, gegen

welche die Aufklärer kämpften? Zu Voltaire's Zeit hob ein Papst den Jesuitenorden auf, heute verkündet ein anderer Papst durch diesen Orden seine Unfehlbarkeit, und kein Voltaire ist da, der gegen diesen priesterlichen Wahnsinn seine vernichtenden Blitze schleudert. Ein ehrenfestes, mit Wissenschaft und Bildung vertrautes, auf die sittlich-pädagogische Aufgabe jeder Kirche gerichtetes Geschlecht waren die protestantischen Geistlichen am Anfang unseres Jahrhunderts, heute rühmen sie sich der Verachtung von Vernunft und Wissenschaft; all' die Mühen unserer edelsten Geister, Religion, Moral und Wissenschaft mit einander zu verbinden und die eine durch die andere zu läutern, sie existiren nicht mehr für das Bewußtsein einer theologischen Generation, die an Enge des Horizonts und Rohheit der Begriffe ihren Berufsgenossen aus dem siebzehnten Jahrhundert wenig nachgiebt. Die gebildeten bürgerlichen Stände ziehen sich indifferent zurück — indifferent nur zu oft nicht aus Tiefe, sondern aus Flachheit des Geistes; an der Mehrzahl der Höfe, in den adligen Salons, in den Reihen der sogenannten conservativen Partei haben die Götze den Sieg gewonnen über die Lessing; die Köpfe sind wieder eingeschnürt in scholastischen Dogmenkram; man weiß, man fühlt kaum mehr, daß die reinsten und schönsten Lebensideale, die wahrhaft menschlichen und heilbringenden Gesinnungen, heilbringender als Alles, was je die Einseitigkeit unserer Theologen zu Stande gebracht, in den großen Dichtwerken des vorigen Jahrhunderts, in Nathan, Iphigenie u. s. w., ausgeprägt vor uns liegen. Wahrlich wir haben nicht Ursache, uns über die Aufklärungsperiode zu erheben, nicht Ursache, bei den Flecken und Schwachheiten ihrer berühmtesten Namen zu verweilen; sorgen wir lieber, daß jener Eifer für die Verbreitung des gesunden Menschenverstandes, jener Haß gegen pfäffischen Unsinn und pfäffische Herrschsucht wieder in uns erwache, der in dem Charakterbilde des Philosophen von Ferney einer der glänzendsten Züge ist.

Mit der gelassenen Ruhe des Denkers führt David Strauß das Leben Voltaire's an uns vorüber, nicht vorgreifend in Lob und Tadel, sondern sein Werden und Wirken klarlegend aus dem geschichtlichen Zusammenhange seiner Zeit. Es sind „die Erinnerungen der Bartholomäusnacht, der Dragonaden und der Albigenserkriege, die in Voltaire ihre Fackel gegen das Christenthum kehren," es sind die furchtbaren Justizmorde, begangen unter dem Druck eines aufhetzenden Klerus und eines fanatisirten Pöbels an den Jean Calas, den de la Barre rc., die ihm das Recht zu dem Ausruf geben: écrasez l'infame! Und es ist der glühende unermüdliche Eifer zur Rettung und Vertheidigung dieser schuldlosen Opfer, der uns geneigt macht, auch über den Charakter Voltaire's milder zu urtheilen. David Strauß übertüncht und beschönigt keinen dunklen Zug in dem Bilde seines Helden. Wir empfinden voll die Widersprüche in diesem seltsam gemischten Wesen; wir ärgern uns an dieser Eitelkeit und Habgier, dieser Rachsucht und Bosheit. Besonders in den Beziehungen Voltaire's zu Friedrich dem Großen, deren wechselvolle Geschichte Strauß eingehend erzählt, treten weit mehr als die guten, die schlimmen Eigenschaften zu Tage. Aber wir verändern doch zuletzt das ungünstige Bild, das wir aus Lessing's herben

Schilderungen in uns tragen, wir begnügen uns auch nicht mit dem Urtheil Friedrich's, der zwischen Talent und Charakter einen trennenden Schnitt macht, und den Geist Voltaire's für „den schönsten aller Zeiten" erklärt, „der nur, um die Menschheit nicht allzutief zu demüthigen, durch die Fehler des Charakters entstellt gewesen sei." Denn dieser geizige und habsüchtige Mann ist auch freigebig und wohlthätig, dieser rachsüchtige verzeihend und wohlwollend. Wie ein Vater waltet er auf seinen Gütern in Ferney, schafft das elende Dorf zu einem blühenden, industriereichen Städtchen um; er ist zu einer Zeit, wo Niemand sich um das Schicksal des armen Volkes kümmert, der besorgteste, hülfreichste Gutsherr in Frankreich. Friedrich macht seinem Geist die feurigsten Liebeserklärungen, Strauß, indem er uns das Walten des Greises in Ferney, seine Gastfreundschaft, seine leidenschaftliche Thätigkeit für die Verfolgten, seine Aufopferung für Pfleglinge und Schützlinge, seine Adoption und Erziehung einer armen Verwandten des großen Corneille erzählt, zeigt uns, daß er neben allen Verzerrungen seiner Natur auch liebenswürdig war, ja daß es Verhältnisse gab, wo seine Liebenswürdigkeit unwandelbar aushielt, wo nichts an die häßlichen Züge seines Wesens erinnerte.

Entsprechend dem Zweck dieser Vorträge hat Strauß allen gelehrten Ballast aus ihnen entfernt. Die Darstellung hält sich in einfachster, edelster Popularität und umfaßt doch alle wesentlichen Seiten in der wunderbar reichen Thätigkeit des Mannes, bald in chronologischer, bald in systematischer Anordnung. Möchte die Thatsache dieser Vorträge zugleich einen Wendepunkt in den Gesinnungen unserer höheren Kreise bedeuten. Es ist Zeit, daß auch unsere Fürstenhöfe die kirchliche Befangenheit von sich abthun, welche unter den erschreckenden Eindrücken von Revolutionen über sie kam, die jetzt ihre Kraft in Deutschland verloren haben. Es ist Zeit, daß sie sich wieder einleben in die freien und humanen Anschauungen, welche unsere großen Dichter und Denker in bleibenden Schöpfungen für ihre Nation ausgeprägt haben.

Nur flüchtig berühren wir zwei hervorragende wissenschaftliche Werke, weil wir die Hoffnung haben, ihren reichen Inhalt demnächst in ausführlichen Essays zu beleuchten — wir meinen: die romantische Schule von R. Haym und das Leben Schleiermachers (I. Bd.) von W. Dilthey. Beide Werke sind der Ertrag vieljähriger intensiver Forschungen; beide stellen ihre specielle Aufgabe in den großen Zusammenhang der Geschichte des deutschen Geistes; beide concentriren sich auf die literarische Bewegung am Schluß des vorigen und dem Anfang des jetzigen Jahrhunderts, und berühren sich so nahe als sich Schleiermacher mit den Schlegels und den nachkantischen Philosophen berührt. Gleichwohl gehen beide Werke eigenartig und selbständig ihres Weges, das eine indem es vom allgemeinen Standpunkt der kritischen und combinirenden Geschichtsschreibung aus ein Bild von der Entstehung und Ausbreitung der Romantik giebt und die vielverzweigten Bestrebungen in der Poesie, der Uebersetzungskunst, der ästhetischen Kritik, der Religion und Philosophie in ihrem inneren Zusammen-

hang schildert; das andere indem es von dem Gesichtspunkt des Biographen aus die deutsche Culturbewegung an uns vorübergehen läßt, und den Einfluß dieser Prozesse auf die Bildung einer einzelnen Persönlichkeit sowie die Rückwirkung derselben auf die allgemeine Ideenentwickelung darlegt. Dilthey's Aufgabe greift also der Zeit nach weiter zurück, indeß der Haupttheil seines ersten Bandes beschäftigt sich mit den Jahren 1796—1802, dem ersten längeren Aufenthalt Schleiermacher's in Berlin, und schließt mit den „Trennungen", der Auflösung des harmonischen Lebens der romantischen Freunde. Haym umfaßt kaum ein Jahrzehnt der deutschen Bildungsgeschichte, aber innerhalb dieser kürzer gemessenen Periode gruppiren sich die Gestalten der Schlegel, Tieck, Hölderlin und Novalis, der Schleiermacher, Schelling und Steffens im breiten Raume ohne verengende Beziehung auf eine in die Mitte erhobene Persönlichkeit.

Haym hat in der meisterhaften Einleitung zu seinem Buch die bisherigen Geschichtsschreiber der Romantik gewürdigt und die Stelle bezeichnet, deren Ausfüllung ihm übrig geblieben ist. Wenn er von der Literaturwissenschaft jenen Sinn für das Reale und einfach Wahrhaftige fordert, welcher angefangen habe, die großen Verhältnisse des öffentlichen Lebens und alle Forschungen und Schöpfungen der Gegenwart zu durchdringen, so wird man finden, daß er selbst diese Forderung erfüllt hat. Er hat uns jenes Stück unserer geistigen Erbschaft, welches man mit dem Namen der Romantik bezeichnet und welches wir — es ist wahr, vor 30 Jahren mit lebhafterem Interesse, aber auch mit leidenschaftlicher Feindseligkeit betrachteten, in ruhiger Objectivität zurechtgelegt. Er beschränkt sich nicht auf die dichterischen Versuche der romantischen Schule, sondern verfolgt sie ebenso sorgsam in ihren philosophischen und praktischen Bestrebungen; er zeigt uns die Einheit der zu Grunde liegenden Anschauungen in den Dichtungen Tieck's wie in der Naturphilosophie Schelling's. Seine Stärke ist die historische Analyse dieser dichterischen und wissenschaftlichen Erzeugnisse, eine Analyse, die nicht in Reflexionen über ein uns fremd bleibendes Werk besteht, sondern die das Werk vor unseren Augen wieder erzeugt und dadurch seine Motive, seinen Inhalt und Zusammenhang uns veranschaulicht. So gewinnen aus ihren literarischen Thaten heraus diese Epigonen unserer klassischen Dichter und Denker ihre reale Gestalt, und wir folgen dieser Arbeit mit dem Gefühl, daß hier eine gewissenhafte Bewältigung des Materials sich mit ästhetischem und philosophischem Sinn, mit der combinirenden Thätigkeit einer die Einheit des Ganzen suchenden Phantasie und mit einer Gesundheit des Urtheils verknüpft ist, wie sie im letzten Grunde immer nur aus einer vollen und kräftigen sittlichen Natur entspringt. Die Reife dieses Buches prägt sich in der schmucklosen Einfachheit seiner Form aus. Es ist im Stil des rechten Historikers geschrieben. Wenn man an den früheren Arbeiten des Verfassers die zu bewußt ausgearbeitete, künstliche Diction tadelte, so wird man hier keine Spur davon mehr entdecken. —

Die Einheit, welche für Haym in dem sachlichen Zusammenhang einer literarischen Schule gegeben ist, liegt für Dilthey in dem Werden und Wirken der Person, die er uns darstellt. Aber der Wunsch, mit dem Lebensgehalt Schleiermacher's all' die idealen Fluida wissenschaftlich zu durchdringen, welche jenen berührt haben, bringt ihn in Gefahr, in der Zeichnung seines biographischen Bildes zu oft abzusetzen, und über der Fülle der Erscheinungen, die er in seine nächste Aufgabe hineinzieht, den einfachen Zusammenhang dieser Aufgabe zu lockern. Es ist das ein Fehler, der mit großen Vorzügen zusammenhängt, denn am Ende hat nicht der Titel über das Buch, sondern das Buch über den Titel zu bestimmen, und von allem Tadel kann ein Schriftsteller den am leichtesten ertragen, daß seine Arbeit an einem Ueberfluß von Gesichtspunkten und Beziehungen leide. Es ist offenbar: Mitten in der Beschäftigung mit seinem Problem ist der Verfasser über die Grenzen seines Problems hinausgewachsen, es wäre ihm zuletzt vielleicht leichter, seiner Natur ge-

mäßer gewesen, eine Geschichte der Ideenbewegung seit Kant, als eine Biographie Schleiermacher's zu schreiben. Er würde dann freier in der Verwerthung seiner Studien, ungehinderter in seiner Kritik gewesen sein. Denn es liegt in der Stellung eines Biographen, daß er doch immer etwas Apologet wird und seinem Helden gegenüber nicht die Unbefangenheit bewahrt, die dem Geschichtsschreiber, der es mit dem gleichberechtigten Zusammenwirken vieler Geister zu thun hat, gleichsam von selbst kommt. Der erstere entgeht nicht leicht der Vorliebe, die aus dem vertrauten Umgang entspringt, sucht aus der inneren Schöpferkraft der Person zu erklären, was vielleicht nur aus der Reception äußerer Einwirkungen entsteht, und ist geneigt, ewige Werthe in Anschauungen und Theorien zu finden, die nur eine zeitliche Bedeutung hatten. Solche blos vorübergehende Bedeutung legen wir z. B. jenen gepriesenen Prinzipien der „Individualität" und der Erklärung der Religion als „Anschauung" oder „Gefühl" im Gegensatz zum Erkennen und Handeln bei. Wir können weder in dem einen eine tiefsinnige Entdeckung, noch in dem andern die Schlichtung eines 2000jährigen Streites erblicken; vielmehr meinen wir, daß das eine auf der Verwechselung der Metaphysik oder Anthropologie mit der Ethik und das andere auf einer falschen, noch im Anfang der Entwickelung begriffenen Psychologie beruht. Solche blos vorübergehende Bedeutung legen wir ferner all' den, nach Kant und Fichte auftauchenden Formen der Speculation bei, die den Angelpunkt alles kritischen Denkens aufgeben, indem sie sich frischweg entschließen, die sogenannte wirkliche, d. h. die räumlich-zeitliche Welt sich nicht nehmen zu lassen. Aber wir halten dem Biographen, von jenen Differenzpunkten ganz abgesehen, manches Ueberschwängliche, z. B. den sonderbaren Begriff des „religiösen" oder „sittlichen Genius" zu Gute, und danken es ihm, daß er mit so feinfühligem, tiefeindringendem Sinn uns die Anschauungen reproducirt hat, über deren Werth wir vielleicht mit ihm nicht ganz einer Meinung sind. Denn sympathischer kann man fremden Stimmungen und Gefühlsweisen nicht nachgehen, beharrlicher nicht verwickelte Gedankenfäden entwirren, scharfsinniger in dem kleinsten Detail eine Untersuchung nicht führen, als es hier geschehen ist. Die Form des Buches ist nicht überall gleichmäßig; in edelster Einfachheit ist die Geschichte der Jugendjahre Schleiermacher's bis zu dem Kapitel über Kant geschrieben; höchst belehrend ist die Schilderung der Berliner Zeit und des Verkehrs mit Fr. Schlegel; unübertrefflich die Darstellung der Schicksale, welche das romantische Ideal in seiner Anwendung auf das Leben herbeizieht bis hin zu dem Punkt, wo die Dissonanzen grell herausgetreten sind und Schleiermacher sich auf den einsamen Pfarrsitz in Stolpe zurückzieht. In der Zergliederung des Gedankeninhalts philosophischer Schriften und Systeme muthet der Verfasser seinen Lesern etwas viel zu, was damit zusammenhängt, daß er auch sich selbst in dem Buche mehr zumuthet, als wir irgend einen Anspruch haben von ihm zu fordern. Wir möchten ihn bitten, durch resignirtere Beschränkung auf seine biographische Aufgabe für unseren leichteren Genuß zu sorgen. Dann wird sich das, was jetzt durch die Vielheit der dazwischen greifenden Episoden, denen der Verfasser nachgeht, zerstückt erscheint, in der Einheit seiner Phantasie zu einem durchsichtigen Ganzen zusammenfügen.

Julian Schmidt hat unter dem Titel: „Bilder aus dem geistigen Leben unserer Zeit" eine Sammlung von Essays herausgegeben, welche meist schon zerstreut in Blättern und Zeitschriften, einige auch in unserer Zeitschrift, veröffentlicht waren. Voran geht eine ältere Arbeit über „die europäische Literatur in ihrem gegenwärtigen Standpunkt," dann ein Aufsatz über den „Einfluß des preußischen Staats auf die deutsche Literatur." Daran schließen sich einzelne Studien über die romantische Schule. Den werthvollsten Bestandtheil der Sammlung bilden aber die Essays über Walter Scott, E. Bulwer und

G. Elliot, die Skizze über Sainte Beuve und die französische Romantik, die Charakteristiken von P. Heyse, Turgenjew und Erkmann-Chatrian. Es mag Manche geben, die mit Julian Schmidt die Eigenschaft einer außerordentlichen, die Literatur der modernen Völker umfassenden Belesenheit theilen, Wenigere schon, in deren Kopf sich diese Massen so scharf und treu einprägen, noch Wenigere gewiß, bei denen sie sich so nach Gegensatz und Verwandtschaft gruppiren und den Regeln des ordnenden Verstandes sich unterwerfen. Das höchst Befriedigende dieser Essays liegt eben darin, daß der Verfasser aus dem Vollen schöpft, daß die Zeichnung zu dem einzelnen Bilde uns an die Reihe von Bildern erinnert, welche daneben stehen, daß das Einzelne, von dem er spricht, durch einen Reichthum von Parallelen aus der bloßen Zufälligkeit herausgehoben wird, kurz — daß wir uns geführt sehen von einem Manne, der eine sichere Hand, einen durchdringenden Blick, die größte Offenheit und Wahrhaftigkeit und eine sehr weitreichende Erfahrung und Uebung hat. Jeder dieser Essays hat uns belehrt, hat vor uns zusammengefaßt, was wir nur isolirt empfanden, hat uns Beziehungen aufgeschlossen, die wir nicht kannten, und hat uns das Gefühl gegeben, daß der Kern des betreffenden Schriftstellers vor uns herausgeschält wird.

Vor einem Monat haben wir leider versäumt, an dieser Stelle eine verdienstliche politische Arbeit zu notiren — eine Sammlung der „Actenstücke zur Frage der Gotthardbahn," Februar 1869 bis April 1870. Es waren meist noch nicht veröffentlichte oder nicht vollständig veröffentlichte Actenstücke, die darin erschienen, und die Sammlung gelangte gerade rechtzeitig in das Publicum, um orientirend zu wirken, ehe am Ausgang der Session die Frage der Gotthardbahn vor den Reichstag kam. Dieselbe ist dann dort in der Richtung entschieden, welche der anonyme Herausgeber der Actenstücke im nationalen Interesse offenbar fördern wollte.

Von welch außerordentlicher Bedeutung das norddeutsche Strafrecht für das praktische Leben der Nation ist, mag man aus der Legion von Commentaren ersehen, welche zu ihm angekündigt werden. Von einzelnen dieser Commentare sind bereits Lieferungen erschienen. So hat der Reichstagsabgeordnete Dr. Hans Blum schon zwei Hefte edirt („das Strafgesetzbuch für den norddeutschen Bund ꝛc., Zürich und Leipzig bei F. Schultheß und C. F. Steinacker) die bis zum § 85 führen. Sein Buch soll nicht blos den juristischen Fachleuten, sondern besonders auch den Geschwornen und Schöffen dienen, und sachverständige Juristen versichern uns, daß die Bearbeitung sehr sorgfältig, fleißig und tüchtig sei. Aus den Motiven der Vorlage, wie aus den Verhandlungen des Reichstags sind die wesentlichen Materialien zusammengetragen und die noch erforderlichen Erläuterungen hinzugefügt.

Am frühesten auf dem Platze war eine sehr handliche und unglaublich billige Ausgabe des Strafgesetzbuchs mit erläuternden Notizen von Dr. Rüdorff, Schriftführer der Bundescommission (Berlin bei Guttentag), der ein ausführlicher Commentar erst noch nachfolgen wird. Die Ausgabe enthält zunächst einen durchaus korrekten Text — ein keineswegs unwesentlicher Punkt, da in dem officiellen Druck der Gesetzsammlung sich sinnverändernde Druckfehler eingeschlichen haben. Sie enthält ferner eine Skizze über die Entstehungsgeschichte des Entwurfs, giebt eine tabellarische Uebersicht über die parallelen Paragraphen des alten und des neuen Gesetzbuchs, setzt auch im Text unter die neuen Paragraphen die entsprechenden preußischen und fügt Noten hinzu, welche namentlich auf die erheblichen Abweichungen von den älteren Bestimmungen aufmerksam machen, und auf den Zusammenhang der neuen Vorschriften hinweisen. Von

hiesigen Juristen wird noch Dr. Oppenhoff, Verfasser des bekannten verdienstvollen Commentars zum preußischen Strafgesetzbuch, eine gleichartige Arbeit zur Erläuterung des norddeutschen Gesetzes bei G. Reimer erscheinen lassen. Ebenso haben wir von dem zweiten Schriftführer der Bundescommission, Dr. Rubo, demnächst einen unzweifelhaft guten Commentar im Weidmann'schen Verlage zu erwarten.

Zur Geschichte der deutschen Kleingewerbe im neunzehnten Jahrhundert. Statistische und nationalökonomische Untersuchungen von Gustav Schmoller. — Das vorliegende Buch ist seinem Titel nach eine nationalökonomische Detailuntersuchung, die als solche keinen Anspruch hätte, in dieser Zeitschrift erwähnt zu werden; dennoch möchten wir, wenngleich verspätet, unsere Leser auf dies Buch aufmerksam machen, weil der Verfasser sich nicht auf die detaillirte Schilderung rein wirthschaftlicher Erscheinungen beschränkt und diese nicht allein vom engen nationalökonomischen Standpunkt aus betrachtet hat. Der Verfasser geht von der richtigen Ansicht aus, daß gewissenhaftes Detailstudium, gegründet auf Beobachtung, gerade das ist, was unserer Nationalökonomie heute zu Tage Noth thut und ihr zu Fortschritten verhelfen kann, er betrachtet aber jede einzelne Erscheinung als einen Bestandtheil unserer gesammten wirthschaftlichen Zustände und diese selbst wieder nur im Zusammenhang mit unserer gesammten socialen und politischen Entwickelung.

Bei der Frage der Kleingewerbe war dies ganz besonders geboten, da Veränderungen in den Verhältnissen dieses Standes Veränderungen des städtischen Mittelstandes sind, und da diese im engsten Zusammenhang mit der Entwickelung der Großindustrie stehen, aus der heraus die Arbeiterfrage, die sociale Frage κατ' ἐξοχήν, geboren worden ist. Diese Wechselbeziehungen zwischen Kleingewerbe und Großindustrie hat der Verfasser mit der größten Genauigkeit studirt, und das Zurückgehen resp. den Stillstand des Kleingewerbes seit den 40er Jahren dieses Jahrhunderts aus den gesammten Veränderungen des Wirthschaftslebens namentlich der Verkehrsverhältnisse erklärt, ohne sich an einzelne Phrasen und Schlagworte als: Einfluß der Gewerbefreiheit, übermächtige Concurrenz der Großindustrie u. dgl. ausschließlich zu halten. In der Vorrede und dem Schlußwort hat er dann seine Stellung gegenüber den verschiedenen Schulen und Richtungen der Nationalökonomie im Allgemeinen charakterisirt und zwar ebenso offen und bestimmt als ohne Leidenschaftlichkeit, so daß man in der That sagen kann, die junge deutsche Nationalökonomie hat hier durch Schmoller's Feder ihr Programm veröffentlicht.

Die extremen Anhänger von Adam Smith und Ricardo, die nur wieder in anderen Worten die alten Naturgesetze des wirthschaftlichen Lebens formuliren, aus der einzigen Voraussetzung heraus, daß das Individuum möglichst wenig gehemmt vom Staate thun könne, was ihm beliebt, können nicht mehr als ein wahrhaft fortschrittliches Element für ökonomische Wissenschaft und Praxis betrachtet werden: bewußt oder unbewußt dienen sie ausschließlich den Interessen der Besitzenden und verhindern leicht humane praktische Fortschritte durch ihre unbedingte Anerkennung des ihrer Ansicht nach einzig natürlichen und vollkommenen Zustandes, der sich aus dem laissez faire et passer entwickelt. Wenn wir zu den Verdiensten, welche die großen alten Meister dieser Schule sich erworben haben, neue hinzufügen wollen, so dürfen wir ihnen nicht mehr blindlings nachbeten und das ökonomische Studium zu einem Tummelplatz unorigineller populärer Epigonen werden lassen — wir müssen auf dem von der alten Freihandelsschule gewonnenen Boden, unter zeitgemäßer Modifikation der alten Grundanschauungen weiterbauen. Ohne in die Extreme der Protektionisten, Romantiker und Communisten zu verfallen, können wir von diesen

übertriebenen Gegnern manche Anregung empfangen und die zeitgemäße richtige Mitte suchen zwischen der Anschauung der englischen Nationalökonomie, die den Staat für ein nothwendiges Uebel, den Gemeinsinn in wirthschaftlichen Dingen als nicht existenzberechtigt betrachtet, und der anderen Anschauung, welche die freie Bewegung des Individuums durch die Macht der Gesellschaft ganz unterdrücken will und Alles vom Staate erwartet.

Schmoller selbst ist zu diesem Streben, zu dieser Emancipation von der alten herrschenden Schule erst allmälig nach langem praktischem und theoretischem Studium gekommen: „Je tiefer meine Studien gingen, desto mehr verwandelte sich mir der Nihilismus des laissez faire et laissez passer“ in die Forderung positiver Reformen, wobei die Reformen mir immer mehr als die Hauptsache erschienen, nicht die Frage, ob sie der Staat oder die Gesellschaft in die Hand zu nehmen habe.“ Es ist sehr zu hoffen, daß das Buch viele Andere zu einer ähnlichen Läuterung ihrer Anschauungen anregen wird, denn trotz seines streng wissenschaftlichen Charakters ist es durch seinen angenehmen Stil für weite Kreise zugänglich, und durch die Verbindung der Detailuntersuchung über wirthschaftliche Zustände mit der Entwickelung allgemeiner Anschauungen ist es gleich interessant für Praktiker und für Theoretiker. Zum Schlusse dieser kurzen Bemerkungen, bei denen wir selbstverständlich jede Kritik der einzelnen Abschnitte unterlassen müssen, möchten wir nur noch eine Stelle aus dem Werke citiren, welche die politische Anschauung des Verfassers charakterisirt:

„Der ganze Standpunkt, von dem aus die Frage der möglichsten Erhaltung des noch vorhandenen Handwerkerstandes meist beurtheilt worden, ist ein ungenügender. Ich meine damit die Uebertragung des schönen Wortes wirthschaftlicher Freiheit von der Beseitigung veralteter mittelalterlicher Gesetze, die vom Liberalismus mit Recht gefordert und durchgeführt wurde — auf die Negation positiver Aufgaben, die, wo es an freiwilligen Organen der Gesellschaft fehlt, der Staat wenigstens theilweise in die Hand nehmen muß, die theilweise ohne ein neues Recht, ohne positive Gesetze gegenüber dem Schlendrian und dem stets kurzsichtigen, immer nur an den nächstliegenden Erwerb denkenden Egoismus der Masse nicht durchzusetzen sind. Je mehr der Radikalismus das Alles nur negirt, die starre Reaktion sich festklammert an den Trümmern und Privilegien einer untergegangenen Zeit, desto mehr ist es Sache der Mittelparteien, sollte es gerade auch Sache eines weitsehenden hochsinnigen Liberalismus sein, diese positiven Aufgaben durchzuführen, wenn er dadurch auch seinen eigenen Parteimitgliedern wirthschaftliche Opfer auferlegt.“

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Zur Nachricht.

Viele an uns gerichtete Anfragen und Wünsche geben uns den Anlaß, unseren Abonnenten schon jetzt anzuzeigen, daß einem der nächsten Hefte unserer Zeitschrift ein Inhaltsverzeichniß beigegeben wird, welches die bisher erschienenen 25 Bände der Preußischen Jahrbücher umfassen soll.

Die Redaction.

Die Entdeckung der Stadt Herculaneum.

Die volkreichste Stadt Italiens war früher auffallend arm an Ueberbleibseln der griechisch-römischen Zeiten. Im Jahre 1738 konnte man noch im Laufe eines Tages alles besehen, was in dem Chaos Neapels von Spuren des Alterthums verstreut war. Ging man durch die enge, tobende, schnurgerade Straße, welche vom Toledo nach dem Capuaner Thor führt, so wurde man überrascht durch den Anblick der grandiosen Vorhalle eines römischen Tempels; auf hoher Plattform traten aus der Façade der Theatiner-Kirche San Paolo maggiore sechs corinthische Marmorsäulen hervor, darüber ein Giebel mit Sculpturen und einer griechischen Inschrift, nach der Tiberius Julius Tarsus, ein Freigelassener des Augustus, diesen Tempel den Dioskuren (deren verstümmelte Torsen noch zu den Seiten der Halle zu sehen waren) gegründet hatte. Am Pfingstsonnabend 1688 riß ein Erdbeben den größten Theil dieser Halle nieder, von der heute nur noch drei Säulen aufrecht stehen. Man zeigte die Reste des römischen Theaters bei dem Palaste des Duca di Termini. Seit dem Jahre 1670 ragte gegenüber dem königlichen Palast eine Colossalstatue des Jupiter, vom Volke il gigante genannt; sie stammte aus dem sogenannten Riesentempel von Cumä. Das Haus Valetta, einst mehrere Geschlechter hindurch ein Asyl für die Kunst des Alterthums und für humanistische Bildung, besaß einen Schatz von Vasen, die 1735 der Cardinal Gualtieri ankaufte, und die in der Folge die Grundlage der vaticanischen Sammlung wurden. Und so schmückten auch sonst in Prunksälen des Adels und in Büchersälen und Refectorien der Klöster die Simse der Kamine und Thüren (neben römischen Büsten) diese köstlichen Reste großgriechischer Zeichenkunst; Philipp von Stosch sah deren 148 im Palaste des Gonsalvo di Bernardo. Einige dieser Zeichnungen hätten den Neid Raphael's erwecken können, sie schienen bestimmt, den Beweis zu führen, daß Linien die Quintessenz der Schönheit seien. Aber die neapolitanischen Antiquare, die sich sonst auf ihre griechische Herkunft etwas zu Gute thaten, nannten

sie damals etruskisch. Endlich sah man in dem Hof des Palastes Carafa Colobrano — einer Art Museum, wie in Rom die Höfe Mattei und Giustiniani — den Rest einer colossalen Reiterstatue, die einst im alten Neapel in dieser Gegend geragt hatte, einen bronzenen Pferdekopf, damals vor Entdeckung der athenischen, in Feuer des Lebens und Großheit des Stils das gewaltigste Gebilde dieser Art. Er war das Wahrzeichen der Stadt geworden; man sah noch die Spuren des Zaums, den ihm König Konrad angelegt hatte. Nicht weit von diesem Riesenhaupte, in einer Nische des Hofes, stand eine griechische Tänzerin, eine epheubekränzte Bacchantin, die anmuthigste jener zahlreichen Statuen, wo ein faltenreich zurückflatterndes Gewand die Formen verschleiernd verräth. Nie wohl ist der Zauber der Transparenz mit soviel leichter Natürlichkeit und weicher Anmuth im farblosen Marmor ausgedrückt worden; und so konnte auch diese Gestalt gewissermaßen als Parthenope's Wahrzeichen betrachtet werden. Diese Statue ist es, die Göthe gern mit nach Deutschland genommen hätte, als sie im April 1788 der Kunsthändler Rega nach Rom brachte; der Gründer des vaticanischen Museums, Pius VI. Braschi, ließ sie in das Cabinet der Masken versetzen.

Solche Splitter vom großen Ruin der Zeiten kommen uns in Neapel vor wie jene Trümmer römischer Uferpaläste, die an der Küste von Porto d'Anzo aus dem Meeresspiegel hervorsehen. Neapel ist keine Stadt für Alterthümler; es hat den Zauber des Lebens. Und in der sanften, aber unwiderstehlichen Berauschung, mit welcher dieser Zauber des Lebens umstrickt, verschwindet die Vergangenheit, die in Rom erdrückend auf uns lastet, und ebenso die Zukunft zu wesenlosen Schattenbildern, während der lichte, farbige, tönende, gestaltenerfüllte Moment in alle Sinne einzieht und für nichts anderes in der Phantasie Raum läßt. Neapel ist eine Stadt des Lebens — soviel auch seine Beherrscher daran gearbeitet haben, es zu etwas ganz anderem zu machen —, und das Leben conservirt nicht, der Tod conservirt.

Indeß wem das Leben zu toll ist — auch das Leben wird mitunter lästig — der braucht nicht weit zu gehen, und er wird eine Küstenstrecke, einen Meerbusen finden, wo ihn historische Melancholie beglücken kann. Man durchschreitet die Grotte des Posilipp, man tritt aus der weiten, lachenden Chiaja und den immergrünen Laubgängen der Villa am Meere nach jener Seite des Golfs, wo Pozzuoli liegt, und die Scene ist plötzlich verwandelt, ein elegisches Adagio nach einem rauschenden Allegro. Ist das Leben eines Tags mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen von hier nach der anderen Seite hinüber gezogen, um seinen bisherigen Sitz den unterirdischen Mächten und der Fieberluft preiszugeben?

Ein stillerer, gedankenvoller Reiz umschwebt den Golf von Bajä mit seinen finsteren Seen und geheimnißvollen Grotten, seinen neugeschaffenen Bergen und seinen düsteren Parks, die längst erloschene Krater überzogen haben, seinen in's Meer versunkenen und wieder emporgestiegenen Tempeln. Die Geister der Natur, das Meer und die Berge reden vernehmlicher und mächtiger an solch einer öden Trümmerküste als an lachenden Kais und mastenreichen Häfen. Die Geister der Natur sind den Geistern der Vergangenheit verwandt, beide werden erst hörbar, wo das Leben schweigt, und beider Stimmen stehen in harmonischem Accord.

Allein die Ruinenwelt von Bajä giebt uns nur nebelhafte Bilder, wie es dort einst ausgesehen hat. Von dem Vordergrund des Lebens im kleinsten Stil, wie es sich jetzt da eingenistet hat, erreicht die Phantasie schwer jenes Genußleben im größten Stil, im Stil der Welteroberer, deren Badehallen den Spätgebornen erhabene Göttertempel schienen. Ihre Lusthäuser schimmerten auf hohen, in die Fluth überragenden Klippen; sie hingen in den Rissen und auf den schmalen Terassen der Felsenufer, sie schwebten auf unterseeischen Mauern über dem Meeresspiegel. Wie Adler hausen sie oben, um sich abgeschnitten zu wissen von der Welt, die sie jetzt einmal sattgeworden sind; sie graben sich in die Berge hinein, um neben dem Leben auf der Höhe, im Wasser, auch ein unterirdisches zu haben. Ein Schwelgen in Schatten, Kühle, Höhe, Wasser, Licht und Ferne!

Niemand hatte gehofft und geahnt, daß diese dämmerhaften Bilder durch eine Entdeckung ergänzt werden würden, die nun auch das Leben der Vorzeit im anschaulich Einzelnen mit einer Vollständigkeit und Unversehrtheit zeigte, wie es noch bei keiner Periode der Vergangenheit der Fall gewesen war, und wo selbst landschaftliche Veduten dieser villenbedeckten Küste nicht fehlten. Diese Entdeckung aber kam nicht von jenem alten Wallfahrtsort der Alterthumsverehrer, sondern von der neapolitanischen Seite, wo es schien, als habe der Strom des Lebens, der diese Küste seit anderthalb Jahrtausenden überfluthet, die Völker, die hier wechselnd gelandet und geherrscht, und die zerstörenden Naturkräfte jede Spur der Vorzeit vertilgen müssen.

1.

Die Entdeckung Herculaneums und was sich daran knüpft, ist eng verbunden mit dem Aufkommen der Bourbonen in Neapel. Jener bigotte Fürst, der die Hierarchen und die Jesuiten verfolgte und vertrieb; der voll vom reinsten humanen Sinn, doch im Stil seines Großvaters Louis XIV. König sein wollte, der einzige dieser Dynastie, zu dessen Bildniß die Geschichte keine schwarzen Farben braucht, — Carl III., früher Herzog von

Parma, ist es, dessen Liebhabereifer und fast rührender Pietät für die Alterthümer beinahe alles zu verdanken ist, was von Herculaneum bekannt geworden ist. In Neapel war man für eine derartige Bescheerung des Glückes weder wissenschaftlich, noch technisch, noch künstlerisch vorbereitet.

Die vielfältige Gunst der Natur, welche einst die römischen Magnaten nach dem „Porticus des Hercules" gelockt hatte, leitete auch damals wieder an die alte Stelle. Der König ließ sich zuweilen nach Castellamare rudern, mit der Königin, und kam dann zu Lande zurück. In der großen Curve des Ufers von Neapel bis nach Castellamare liegen der Hauptstadt zunächst die Städte Portici und Resina, eine ununterbrochene Häuserkette. Hier ist es, wo die äußersten Schleppen des Vesuv am nächsten an's Ufer herantreten und wo die Denkmale früherer Eruptionen in Gestalt erkalteter Lavaströme in's Meer hineinragen. Den König lockte außer den milden Seewinden die Jagd dieser Küste, denn die Jagd war seine fast lächerliche, aber auch fast einzige Leidenschaft. Es gab hübsche Stellen zum Angeln und alljährlich zweimal einen Niederfall von Wachtelschwärmen, auf dem Wege von oder nach dem Süden. Es wurde beschlossen, hier einen Sommerpalast zu bauen.

Etwa zwei Jahre nach der Grundsteinlegung kam der Ingenieur und Intendant des Schlosses auf den Gedanken, dem Könige den Versuch von Ausgrabungen vorzuschlagen. Es war ein spanischer Obrist, D. Joaquin Rocco de Alcubierre, der mit Don Carlos aus Spanien gekommen war und dessen italienische Feldzüge mitgemacht hatte. Statuen mußte man zur Ausstattung des Lustgartens haben; die edelste Bekleidung der Wände der Säle waren Tafeln jenes farbigen Marmors, den aus längst verlorenen Steinbrüchen Africas, Griechenlands und Kleinasiens kommen zu lassen, die unerschöpflichen römischen Ruinen unnöthig machen. Nun hatte der Intendant gehört, daß hier in Resina vor sieben und zwanzig Jahren dergleichen gefunden worden sei.

Im Lauf des spanischen Erbfolgekriegs war (1707) der General Kaiser Carl's VI., Emanuel Moriz von Lothringen, Prinz von Elbeuf, nach Neapel gekommen und in Folge seiner Verheirathung mit der Tochter des Duca di Salsa dort geblieben. Er logirte einst bei den Barfüßern von San Pietro di Alcantara in Resina, und es gefiel ihm dort so gut, daß er ihren ritiro ankaufte und zu einem Casino umbauen ließ (1711). Man suchte nach Marmor, aus dessen Pulver ein Franzose einen glänzenden Stuck herstellte; und eines Tages erschien bei der Tafel des Prinzen ein Mann Namens Enzecheta und zeigte Stücke von rosso und giallo antico, von fior di persico und alabastro fiorito, die er alle am Boden eines Brunnens auf seinem Grund gefunden hatte. Auf diesem Boden wurden

nun seitliche Stollen gegraben, und man stieß (wie Saul seines Vaters Eselinnen suchend eine Krone fand) alsbald auf einen antiken Prachtbau. Der Baumeister Guglielmo Stendardo, der diesen scavo leitete, spricht in einem Brief an Bindo Peruzzi in Florenz von einem Rundtempel mit vierundzwanzigsäuligen Hallen außen und innen; Nischen und Statuen dazwischen. Fünf Jahre währten die Nachgrabungen, da untersagte der österreichische Vicekönig, Carl Borromeo, die Fortsetzung. Im Jahre 1711 wurde die Villa verkauft, einige Statuen erhielt der König von Frankreich zum Geschenk, andere der Prinz Eugen, die übrigen beanspruchte der Staat. Alle diese Funde sind verschollen, mit Ausnahme der drei Gewandstatuen, welche die Erbin des Prinzen Eugen, Victorie von Savoyen, an August von Polen verkaufte. Es ist eine Matrone und zwei junge Mädchen, Mitglieder einer edlen Familie der Stadt, im Gewand von Musen.

2.

Der König ordnete die Wiederaufnahme der Ausgrabungen an, obwohl die Ignoranz seiner Höflinge viel dagegen vorzubringen hatte. Man grub am Grund desselben Brunnens fort, nach einer andern Seite hin. Man fand Stücke bronzener und marmorner Bildnisse und Theile von Inschriften. Carl III. hatte aus Toscana einen Gelehrten mitgebracht, der ihm die damals nach Neapel versetzte farnesische Bibliothek und Sammlung in Ordnung bringen sollte. Marcello, aus der alten Familie der Venuti von Cortona, einer von drei sämmtlich als Archäologen in jener Zeit vielgenannten Brüdern, hat uns diese Anfänge erzählt (Venedig 1749). Das Fragment eines Architravs mit dem Buchstaben TH brachte ihn auf die Idee eines Theaters, und er gedachte der Stelle des Dio Cassius, nach welcher die Orte Herculaneum (das die Gelehrten damals bei Torre del Greco suchten) und Pompei zur Zeit des Titus während der Versammlung des Volks im Theater von dem Ausbruch des Vesuv überrascht worden seien. Sie begaben sich nach dem Brunnen hin, der König mit seiner Begleitung. Don Marcello ließ sich einen Strick um den Leib binden und in den pozzo hinablassen. Er sah beim Licht der Fackeln Stufen, für Treppen zu hoch und eine Curve beschreibend. Dies bestärkte ihn darin, daß man auf das Theater gestoßen sei; wirklich kam gleich darauf die Inschrift zum Vorschein, welche den Lucius Mammius Rufus als dessen Gründer und den Publius Numisius als den Baumeister bezeichnete. Man legte neunzehn solche Stufen blos, die sich im Halbkreis ununterbrochen folgen. Die Personenzahl, welche dieses Theater, dessen Bühne 130 Palmen lang ist, fassen konnte (3500), ist so groß, daß man vermuthete, es sei nicht blos für die Unterhaltung dieser Stadt

bestimmt gewesen, oder Herculaneum sei damals die erste Stadt des Golfs gewesen. Der weite Lichtschacht, welcher auf den Scheitel des Halbkreises der Sitzreihen und auf die mittelsten der sieben Treppen trifft, welche von oben nach unten zu den Sitzen führen, und der jetzt einen Theil des Zuschauerraumes erhellt, ist später angelegt worden. Der, welcher die enge Pforte zu dieser unterirdischen Welt gewesen ist, geht auf einen hinter der Bühne gelegenen Punkt.

Römische Theater und Amphitheater sind keine Seltenheit; aber es sind meist kahle Skelette, beraubt der architektonischen Decoration, des malerischen und plastischen Schmucks. Dieses Theater dagegen war so erhalten, wie es während der letzten Vorstellung vom Feuerberg überrascht wurde. Der Boden, die Wände, die Sitze waren noch mit geschliffenen farbigen Marmortafeln bekleidet; an andern Stellen vertrat ebenso glänzend polirter Stuck deren Stelle, die Nischen der Bühne waren noch besetzt mit ihren Bildsäulen. Zwar waren die den obersten Umgang zierenden imposanten Rossegruppen — ein bronzenes vergoldetes Viergespann in der Mitte — herabgestürzt und zerbrochen, aber die Trümmer lagen noch unten und man konnte den alten Platz jeder Statue feststellen. Wer davon hörte, sprach den Wunsch aus, man möchte das Theater abräumen. Der schweizer Architekt Carl Weber machte einen Entwurf und Kostenüberschlag, 25000 Scudi. Aber der Neid seines Chefs, jenes Spaniers, vereitelte das Unternehmen. Er beschrieb die Schwierigkeiten in einem Lichte, daß dem Hofe angst und bange wurde. Man hätte allerdings einen kleinen Berg von 80 Palmen Höhe wegschaffen müssen. Darüber standen, wenn auch nicht wie heute, stattliche Häuserreihen einer blühenden Stadt, aber Gärten und Gartengebäude, die expropriirt werden mußten.

Wie war es möglich, daß solche über die Stadt sich hinwälzenden Massen nicht alles zermalmten? Aber diese Decke ist nicht das Resultat der ersten Eruption am 24. August 79; sie ist die Arbeit von siebzehn Jahrhunderten, mit Beiträgen von über zwanzig Ausbrüchen. Auch war es kein glühendflüssiger Lavastrom, der damals über die Stadt kam, — wie jener der in neuerer Zeit die Stadt Torre del Greco zur Hälfte begrub. Es sind vom Wasser fortgeführte Massen von Asche, Bimsstein und andern vulcanischen Producten, welche die Gebäude anfüllten und zudeckten; die flüssige Lava sammt den erstarrten Klumpen, welche sie mit sich fortwälzt, und die alles verbrennt, zerschmilzt und zertrümmert, auf das sie trifft, kam erst angerückt, als die Gebäude schon durch jene Anfüllung geschützt waren, auch dann hat sie nur einzelne Strecken, z. B. das Landhaus, „wie mit einer Rinde" überzogen. Jener heiße Lavaschlamm (lave bavose) verdichtet durch den Druck allmählich zu einer festen, dem

Tuff ähnlichen Masse, welche Wände, Säulen, Bildwerke, feines Geräthe fest einschließt und durch den gleichmäßigen Druck und die Verwahrung vor dem Zutritt von Wasser und Luft conservirt; man löst sie heraus wie aus einer Einmauerung; farbige Stuckflächen kommen spiegelglatt zu Tage.

Da jedoch diese Decke bei aller Dichtigkeit sich nicht selbst trägt (wie der Tuff der römischen Catacomben), so kann man nur schmale Stollen wie in Bergwerken aushauen und muß größere Gewölbe sogleich durch Pfeiler stützen. Die Einwohner reichten beständig Klagen ein über Risse in ihren darüber stehenden Häusern. Eine unterirdische Totalansicht des Theaters war also nicht herzustellen; man suchte jedoch alle die Punkte festzustellen, die zu einem detaillirten Plan nöthig waren. Dieser Plan muß den Besucher jener labyrinthischen Gänge leiten. Als der König das Theater sehen wollte, wurden 45 hohe Stufen in die Lava gehauen, auf denen man mit Lichtern hinabstieg. Die Wagen, welche die Landstraße von Neapel nach Salerno befahren, hört man hier unten wie das Rollen nahen Donners, denn die strada regia geht mitten über das Theater.

3.

Das „wiedererstandene Herculaneum" war bald das Gespräch aller gelehrten und eleganten Cirkel und aller Journale Europas. Eine Stadt, von der man bei alten Dichtern und Geschichtschreibern als von einer längst untergegangenen gelesen hatte und die nun unter einem Gebirge von Lava unversehrt erhalten sein sollte, über der sich siebzehn Jahrhunderte lang der Sturm und Drang des Lebens bewegt hatte, ein Theater mit pilaster- und statuengeschmückter Bühne, Räumen für die Schauspieler, für das Einbringen der Maschinen, einer Halle für die wartenden Zuschauer, sogar mit einem Rest der drehbaren dreiseitigen Maschine für den Wechsel der Scenerie, — dies war für die skeptischen Italiener zu stark. Die Florentiner und das Haupt ihrer Kritik, der bekannte Litterator Doctor Lami, der Herausgeber des einzigen literarisch-kritischen Journals der Halbinsel (der Novelle letterarie di Firenze), erklärten alles für neapolitanische Mystification. Dort oben war man ohnehin gewohnt, jeden Neapolitaner, besonders jeden Neapolitaner von Stande, für einen geborenen Charlatan zu halten. Dieser seltsame Unglaube erhielt lange Zeit Nahrung durch das, was ich nun erzählen will.

Niemanden beschäftigten diese Funde lebhafter als den König. Er konnte zeichnen, in Wachs bossiren, er gründete die Fabriken für Gobelins, Porzellan, Arbeiten in Edelsteinen. Er hatte hohe Vorstellungen vom

Werth dieser Dinge, obwohl er in Unwissenheit erzogen worden war. Er benahm sich wie ein leidenschaftlicher Sammler. Täglich mußte ein schriftlicher Rapport eingesandt werden; jedes Thonlämpchen, jedes Stück einer Bleiröhre, eines Bronzecandelabers mußte inventarisirt; kleine Sachen ihm sogleich gebracht werden; häufig ließ er durch den Minister antreiben, loben, zurechtweisen, belohnen; durch einen hübschen Fund machte man ihm einen frohen Tag. Daher die nie wieder erreichten Erfolge dieser ersten zwanzig Jahre. Kaum hatte man einige Statuen im Palast Caramanica zu Portici beisammen, so bildete sich bei Carl schon die Idee eines Museums, welches das dortige Schloß aufnehmen sollte. Dies ist der Anfang des nicht aus bloßer Schmeichelei früher sogenannten Bourbonischen Museums zu Neapel, des interessantesten und lehrreichsten Museums der Welt. Man verschrieb einen römischen Bildhauer Canart, der die zerbrochenen Statuen zusammensetzte und ergänzte. Der Marchese Venuti sollte eine Dissertation über Theater und Stadt verfassen.

Carl III. legte viel Werth auf königliche Repräsentation. Seine politische Lieblingsidee war, die Krone beider Sicilien für immer von der Krone Spanien zu trennen, sie zum Rang eines selbständigen Königreichs zu erheben und ihr womöglich gegenüber dem Ehrgeiz des gefürchteten und gehaßten Piemont die erste Stelle in Italien zu verschaffen. Dies wurde aber nicht durch Vermehrung der materiellen und militärischen Kräfte des Reichs erstrebt, die Flotte wurde z. B. gänzlich vernachlässigt, sondern auf den bequemen Wegen der Diplomatie, durch Heirathsprojecte, durch Ausstattung der neuen Residenz mit den damals für obligat geltenden Requisiten monarchischen Pomps nach dem Muster Louis XIV. Alle seine Entwürfe gingen in's Riesenhafte. Neapel erhielt sein Versailles im Palast und Park von Caserta; in San Carlo hatte man das größte Theater der Welt; was waren St. Germain und Fontainebleau gegen Jagdschlösser mit den Veduten von Capo di Monte und Portici! Zu diesem Pomp einer bourbonischen Krone hätte er auch gern etwas hinzugefügt, was in ein paar Jahren nicht so leicht zusammenzubringen war, eine große Gallerie. Er konnte in einem Tage ein Dutzend Ritter des heiligen Januarius machen, aber nicht einen großen Maler. Das Reich hatte deren im letzten Jahrhundert gehabt; aber von allen den glänzenden Talenten, in welchen der neapolitanische Character in seinen geistreichen und kecken Eigenthümlichkeiten, Nüancen und Schwächen zur Geltung kommt, von den weltbekannten Namen Salvator, der Calabrese, Luca Giordano, war nur noch einer am Leben, Franz Solimena, der als er starb (1747) keine Schüler hinterließ. Wie froh war also der König, als ihm der noch immer an Ueberraschungen unerschöpfliche Boden Italiens ein Museum

zu schenken anfing, das ihm kein Fürst nachmachen konnte, und das nur die Kosten des Ausgrabens und der Restaurirung nöthig machte. Nun wollte er, wie er sagte, zwar keine Kosten sparen, um alles an's Licht zu bringen (cacciar a luce), aber er wollte auch ganz allein die Ehre haben, es der Welt mitzutheilen. Es sollte geschehen in einem künstlerisch-gelehrten Prachtwerk, für welches die besten Kräfte der Halbinsel gesucht wurden, und dieses Werk sollte nur aus des Königs Händen zu bekommen sein. Damals kamen Philipp Morghen der Vater mit seinen Söhnen nach Neapel. Ein römischer Prälat, seit lange als Inhaber der seltensten Gelehrsamkeit (chronologischer, metrologischer u. s. w.) angestaunt, ward mit fünftausend Ducaten Gehalt und Fonds zu der ihm nöthigen Bibliothek berufen, um die „Antichità di Ercolano" mit allem gelehrten Gepränge in die Welt einzuführen. Aber der Monsignore war nicht nur ein Ungeheuer von Gelehrsamkeit, sondern auch von Pedanterie. Unter dem Vorwand der Langsamkeit der Kupferstecher, die ihn nicht zur Sache kommen ließen, sandte er einen Vorläufer in die Welt, einen Prodromus, in dem er den Gründer der Stadt, Hercules, durch mehrere Quartanten hindurch bis vor seine Reise in die Unterwelt, aber noch nicht bis an den Golf von Neapel beförderte. Der König der schwer einen Mann seiner Wahl fallen ließ, befahl ihm nun wenigstens einen Catalog zu veröffentlichen; aber nicht einmal einen Catalog konnte er zur Zufriedenheit schreiben. So lange aber das königliche Werk nicht heraus war, durfte man zwar mit Erlaubniß des Ministers und im Gefolge des Custoden Camillo Paderni die Zimmer von Portici sehen, aber kein Wort durfte notirt, keine Bleistiftlinie gezeichnet werden. Diese thörichte Geheimhaltung bestärkte jene Zweifel.

4.

In Neapel aber konnte man über die spitzigen Sarcasmen der Novelle di Firenze lachen, da hier fast jeder Monat Dinge an den Tag brachte, die man vorher für Utopien erklärt hätte. Man verfolgte die von dem Prinzen von Elbeuf versuchten Gänge hinter dem Theater gründlicher, und stieß auf ein System stattlicher, öffentlicher Gebäude, in dem man das Forum der Stadt erkannte. Nach dem Grundriß der französischen Reisenden Cochin und Bellicard (auf den man, bei dem Verlust der Originalaufzeichnungen, angewiesen ist) lag nach dem Meere zu ein Tempel, von dem eine Straße mit Colonnaden nach zwei anderen Tempeln führte; in der Mitte dieser Straße legte sich eine auf Pfeilern ruhende gewölbte Halle vor, die Vorhalle eines großen Gebäudes, das man für eine Basilica erklärte und welches an das Gebäude der Eumachia zu Pompei erinnert.

Ein länglich viereckiger Hof ist von drei Säulenhallen und jener Vorhalle eingeschlossen, die Hallen sind um vier Stufen über den Mittelraum erhöht.

In den fünf Abtheilungen der Vorhalle fand man die Postamente und Trümmer von ebensovielen marmornen Reiterstatuen, von denen eine zwar zerbrochen, aber ohne Verluste erhalten war, während an der zweiten der Kopf des Reiters fehlte. Jene stellte den M. Nonnius Balbus vor, den Sohn; die andere, deren Formen einem älteren Mann angehören, hat man ohne Grund für den Vater erklärt und demgemäß ergänzt. Beide erscheinen in proconsularischer Amtstracht, in Harnisch und Mantel. Sie wurden der Stolz der Marmorsammlung des Museums, besonders weil bis dahin nur eine Reiterstatue aus dem Alterthum bekannt war. Bei allem ihrem historischen und persönlichen Interesse kann sich die Statue Marc Aurel's auf dem Capitol an Eleganz der Formen und der Action des Thieres wie des Reiters nicht mit den Balbus messen. Der Kaiser wünschte die plumpe Gestalt seines Leibrosses mit römischem Realismus wiedergegeben zu haben; er scheint seine stoische Geringschätzung äußerer Form und Anmuth in seiner eigenen Figur ausdrücken zu wollen. Die beiden Balbuspferde erinnern an die der arabischen ähnliche Race, die man noch heute an den Equipagen Neapels zuweilen sieht, von der Göthe bekennt, „daß ihm hier zum ersten Male das Herz gegen diese Creaturen aufgegangen sei.“ Doch waren die Reiter noch preiswürdiger als die Pferde (was in der Wirklichkeit nicht ganz gewöhnlich ist). Der Mantel des jüngeren Balbus, von der einen Seite zurückgeschlagen, zeigt auf seinem Grund eine Figur von tadellosen Linien und kanonisch leichter, ruhiger Grandezza des Reitens. — Welch ein Wechsel der Zeiten! Was damals eine süditalienische Provinzialstadt in einer Zeit des Verfalls der Kunst für einen ihrer Patricier ausführen konnte und was damals gar nichts Besonderes war, hat in unserem Jahrhundert der erste lebende Bildhauer für Könige nicht erreichen können: man sehe die Statuen der beiden Bourbonen von Canova auf dem Largo del palazzo zu Neapel.

Ein noch werthvollerer Beitrag zum Museum wäre ohne Zweifel die bronzene Quadriga vom Theater gewesen, wenn deren Wiederherstellung nicht durch Nachlässigkeit vereitelt worden wäre. Die Fragmente der vier Rosse fand man im Theater zerstreut; Jahre lang hat man daran gesammelt. Sie wurden nach Neapel gefahren und im Schloßhofe abgeladen. Es wurden Stücke entfremdet; ein Pferderumpf lieferte das Metall zu einem Medaillon des königlichen Paars. Endlich (1756) befahl Carl III. wenigstens eines dieser Rosse wiederherzustellen, was auch mit Hülfe einiger neu hinzugegossener Stücke, doch nicht durchweg, gelang. Indeß sieht man,

daß dieses Werk die Balbuspferde überragt haben muß, die mehr zierlich und wohlgeschult, als feurig und groß zu nennen sind. Es ist mehr im Stil des Hauptes, das im Palast Carafa stand.

5.

Die Basilica hatte noch andere Ueberraschungen in Bereitschaft. Eine Malerei war zum ersten Male zum Vorschein gekommen am 22. Juni 1739, eine bloße Decoration. Der Bildhauer Canart erinnerte, daß in Rom und in England solche von alten Wänden abgenommene Stücke sehr geschätzt wären und erbot sich, sie herauszuschneiden. Darin war man in Italien geübt, wo es so oft Gelegenheit gab, Frescogemälde bei Veränderungen oder Zerstörungen von Bauten durch Ablösung zu erhalten. Die herculaneischen Gemälde waren nach einem dem modernen Fresco ähnlichen Verfahren auf den durch mehrere immer feiner werdende Schichten Mörtel und Stuck vorbereiteten Kalkgrund aufgetragen. Man konnte sehr große Tafeln ohne Gefahr herausschneiden, so fest war der Grund. Man öffnete die Bekleidung der Wand ringsum mit kleinen Hammerschlägen in geraden Linien, sägte die Mauer hinten durch, befestigte die Tafel auf einer Schieferplatte und schützte sie durch einen (leider sehr unglücklichen) Firniß. Diese Platte schloß man dann in einen Rahmen, setzte ein Glas davor, und das Tableau für die Galerie war fertig.

Man fand im Grund der Basilica eine mittlere viereckige Nische, wie eine Capelle; auf einem Piedestal davor stand die Statue eines Kaisers nebst zwei kopflosen Marmorstatuen auf curulischen Sesseln zur Seite. Die Hallen der Langseiten schlossen ebenfalls in großen, flachen Nischen ab, vor denen leere Piedestale standen. Man sah auch alte Gänge in der Lava, man hatte also schon in alten Zeiten hier nach den werthvollsten Kunstwerken gesucht. Was nicht entführt werden konnte, waren die großen Gemälde, welche jene beiden Nischen schmückten.

Es war am 12. September 1739, als das erste sichtbar wurde, schnell folgten die anderen. Nach der Frische der Farbe konnten sie für kürzlich vollendet gelten. Das Erstaunen über die Erhaltung so zarter Gebilde in den Tiefen der Erde war ebensogroß wie der Jubel über einen Fund ohne Gleichen in den Jahrbüchern der Ausgrabungen. Man wähnte sich schon in dem Atelier der Parrhasius und Timanthes, sagt ein französischer Reisender.

Auf dem ersten sah man eine riesenhafte, aber jugendliche Heldengestalt, eine Keule an die Schulter lehnend, der Blick etwas grimm, im Gebahren etwas vom Matador. Eine Schaar von Kindern umdrängt ihn, in stürmischen Bezeigungen der Dankbarkeit. Ein Knabe umschlingt

seine Knie, zwei andere küssen die Hände; ein Mädchen befühlt neugierig die Keule. Den Aufschluß giebt die grausige Gestalt, die dort vor einer hohen Thür auf dem Rücken ausgestreckt liegt. Es ist ein Ungeheuer, ein Mann mit Stierkopf, Minotaurus; die Thür führt in's Labyrinth von Creta, die Kinder sind die athenischen, welche dem phönicischen Moloch zum Opfer gesandt wurden; der Held und Erretter ist Theseus.

Das zweite Gemälde galt für das am besten gearbeitete. Es ist der Centaur Chiron, der Erzieher des Achill, welcher junge Held hier eine Lection im Leierspiel bekömmt. Jener berührt belehrend mit dem Plectrum die Saiten, in welchen der Knabe von der anderen Seite wie zerstreut klimpert, als wenn ihm eine angeflogene Weise träumerisch die Finger bewege, während sein Auge auf dem wunderlichen Haupt des Lehrers ruht. In der Figur des Knaben erkannte man die kecke Zuversicht eines Meisters und einen Pinsel von der Weiche und Anmuth des Correggio; man bemerkte den glücklichen Contrast des jugendlich zarten Körpers mit dem rauhen des halbthierischen Centauren. Diese Gruppe ist nicht ohne Laune ausgeführt. In dem Blick des Knaben auf die seltsam gravitätischen Züge des Meisters mit den buschigen Brauen und Pferdeohren ist leichtes Grausen vermischt mit kindlich losem Muthwillen. Wie artig ist seine anmuthige Zerstreutheit gegenüber dem tiefen Ernst des Maestro, eines Typus gelehrter Pädagogie: Gründlichkeit der Methode, (es liegt nahe zu sagen) pferdemäßige Ausdauer der Arbeit, eifrige Verkündigung hundertmal wiederholter Elemente, löblicher Geschmack an Simplicität (im Schafpelz), Pronunciation mit markirter Deutlichkeit und einem gewissen Behagen an der lautlichen Eigenthümlichkeit.

Zu diesem Bilde fand man ein Gegenstück, den „wilden Waldgott Pan," der den Knaben Olympus die Flöte spielen lehrt. Dies Gemälde wird wegen der theilweisen Ablösung der Farben durch den Firniß in dem Magazin des Museums aufbewahrt. Die Gelehrten von Neapel nannten es anfangs Jupiter und Ganymed. Mengs, der den Ganymed in Portici vergebens gesucht hatte, kam auf die Idee, selbst dieses Süjet im Stil der alten Fresken zu malen; mit solchem Erfolg, daß alle und selbst Winckelmann sich täuschen ließen.

Zwei andere Gemälde zeigten den mythischen Gründer der alten Stadt, Hercules, das einemal als Säugling mit den zwei Schlangen zwischen dem Staunen und Schrecken der Pflegeeltern; das anderemal, wie er in der Wildniß des arkadischen Hochlandes unverhofft sein Kindlein Telephus findet, von einer Hindin genährt. Aber wie versinnlichte der alte Meister jene Wildniß? Nicht mit Poussin'schen Felsen und Schluchten, Katarakten und Gemäuer, sondern durch Gestalten. In der Mitte sitzt ein grandioses

Weib, das Haupt nachlässig auf den Ellenbogen gelehnt, mit übergroßen, dunklen, träumerischen Augen. Es ist ein Blick voll majestätischer Ruhe, wie die tiefe Bläue eines südlichen Himmels, wie die klaren Fernen südlicher Berglandschaften. Hinter ihr sieht über einem Felsen ein Satyrknabe hervor, mit der Hirtenflöte. Zu ihren Füßen ist die liebliche Gruppe des Rehs mit dem Kindlein; dort lagert ein Löwe, hier sitzt ein Aar. Das majestätische Weib mag das Land Arkadien bedeuten, der Satyrknabe die ländliche Einsamkeit, die Thiere die Schrecken der Wildniß. Es ist ein vom menschlichen Treiben unberührter Bezirk, bewohnt von einem großen Numen, gehütet von geheimnißvollen, halbgöttlichen, drohenden Wesen. In diesen Bezirk schreitet Hercules auf einem seiner Abenteuer hinein, ohne zu ahnen, wem er nahe tritt; ein höheres Wesen, eine gefällige Victoria kommt geflogen und weist den göttlichen Rüpel auf die Gruppe der Hindin mit dem Kindchen hin, dessen Vater er in einer Stunde längst vergessener Aufwallung geworden ist.

Das letzte Bild ist eine Scene aus der rührenden Geschichte der Alcestis. Ein Bote hat das Orakel verlesen, welches Admet den Tod bestimmt, wenn nicht Alcestis freiwillig für ihn in's Reich der Schatten hinabsteigt. Alcestis redet dem Gatten zu, der mit der Geberde der Schwermuth und der Unschlüssigkeit dasitzt, während die anderen gespannt des Ausgangs harren.

Dies sind die Erstlinge der Malerei aus den vom Vesuv verschütteten Städten, die Gemälde der Basilica von Herculaneum. Die Zahl der nach und nach hinzukommenden belief sich in wenigen Jahren schon auf mehrere Hunderte.

Von allen Entdeckungen im Gebiete der Kunst war man draußen am gespanntesten auf die Gemälde. Sollte die Malerei der Alten die moderne ebenso überragt haben, wie ohne Zweifel in der Bildhauerkunst der Fall war? Viele Besucher versicherten, daß die neuere Malerei unbesorgt sein könne. Freilich waren es nicht die besten Gemälde, welche man zuerst fand. Niemand kann läugnen, daß die Zeichnung incorrect, die Behandlung decorationsmäßig flüchtig ist. Wer seinen Blick an den edlen, streng abgewogenen Formen der Marmorwerke gebildet hatte, nahm Anstoß an den oft unedlen, üppig zerflossenen Formen und fragte: Ist das Antike? Es wurde herkömmlich, die Composition reliefartig kalt zu nennen, das Fehlen wissenschaftlicher Perspective, der Massen und der Reflexe von Licht und Schatten zu rügen. Besonnene erinnerten daran, daß dies keine Werke von Erfindern seien, daß sie aus einer Zeit des Verfalls stammten, daß von ihnen kein Schluß auf die großen Maler gestattet sei, daß die Ausdrücke, welche unter den Kennern der römischen

Welt in Betreff dieser cursirten, auf jene nicht anzuwenden seien. Diese Gemälde waren freilich auch keine Copien (wie sie bei uns die Freude der unermeßlichen Schaar der Kunstunverständigen ausmachen), sondern es sind Reproductionen aus der Hand geschichtlich namenloser Künstler, die sich mit großer technischer Gewandtheit über bekannte Themata freie Variationen, und oft in recht provinziellem Dialect erlaubten. Sie kommen aus einer Zeit, wo die erfinderische Kraft ermattet war, dafür aber ein Schatz von Technik, malerischem Sinn und allgemein ansprechenden Motiven aus früheren überreichen Zeiten in die Breite gegangen war. In geistreich pittoresker Behandlung, in Feuer und Zuversicht, in Frankheit und Breite der Execution erregen diese Bilder oft die neidische Bewunderung jetziger Maler. Man gab alten Süjets neue elegische, idyllische, auch humoristische Nüancirungen; da man von allen Darstellungen ein gewisses pathologisches Interesse verlangte, so verengte sich der stoffliche Reichthum mythischer Geschichten; daher sind diese Gemälde nicht so geeignet wie die Vasen, sich die Sporen archäologischer Hermeneutik zu verdienen. Auch combinirte man alle möglichen Arten der Malerei zu decorativen Ganzen; man umrahmte ein System von Mythenscenen, Stillleben, Landschaften mit jenen wundersamen durchsichtigen Architecturen, deren Säulen schlank sind wie die Schäfte bronzener Candelaber, deren perspectivische Verwirrung und malerische Harmonie sich jeder Analyse zu entziehen scheint, und deren goticume im hellen Alterthum die architectonischen Philister des achtzehnten Jahrhunderts in die ergötzlichste Verzweiflung versetzte. Aber wie zahlreich die pecadillos dieser altneapolitanischen Wandmaler sein mögen, einer schweren Sünde sind sie unschuldig, der Langweiligkeit. Edel, erhaben sind sie selten, aber nie leer, nie in Schulmanieren befangen, stets frisch und interessant, weil überall der lebendige Hauch des Individuellen zu spüren ist, alles das Werk der Aufwallung eines eigenthümlichen Moments ist.

Wie voreilig man in jenen Generalisationen gewesen war, zeigte eine Entdeckung, die im Februar 1761 gemacht wurde. Es waren sieben kleine Bilder, welche in einem Zimmer auf freien oder abgesägten Stucktafeln an die Wand gelehnt gefunden wurden. Es sind theils Genrebilder, theils Fabelbilder, für die schönsten gelten das Concert und die Toilette der Braut. Sie haben die Leichtigkeit und Grazie der Linien in Raphael's Zeichnungen und die Feinheit der Motive eines Terburg. „Sie allein," schrieb einer der ersten, die sie sahen, „sind hinreichend, uns einen [illegible]
von jenen Werken der griechischen Ma[illegible] on welchen di[illegible]
Schriftsteller so viele Lobeserhebungen [illegible] n sind eines
schen Pinsels und eines großen Meis[illegible]

6.

Die alte Stadt hatte auch Geschenke bereit, die ganz eigens für die Gelehrten bestimmt waren. Lange Zeit hatten indeß nur diejenigen Gelehrten hier ihrer würdige Gegenstände gefunden, welche sich mit den sogenannten Antiquitäten beschäftigen, d. h. die, welche (wie Herder es ansah) wissen wollten, „wie die Alten gegessen, getrunken, gewohnt, geschlafen, gekocht und sich gekämmt haben." Diejenige Section der Gelehrten, welcher das Bücherwesen der Alten angewiesen ist, hatte zwar ebenfalls bei der Kunde von dem wiedererstandenen Herculaneum aufgehorcht und bei der Aussicht verweilt, daß nun so manche schöne und wichtige Schrift, die sie in ihren Literaturhistorien als verloren zu beklagen pflegten, und die zur Zeit der Katastrophe noch in aller Händen war, bald vielleicht von ihnen gelesen werden könne. Sie hofften jetzt einmal etwas ganz Frisches von ihren theuren Römern und Griechen zu bekommen, statt des nun schon drei Jahrhunderte lang Bearbeiteten. Manche von denjenigen, deren Kunst darin besteht, aus den fehlerhaften Abschriften späterer finsterer Zeiten das, was der Verfasser vielleicht geschrieben hat, durch Vergleichung und Vermuthung herauszufinden, sollen sogar schon gefürchtet haben, daß sie nun ihr Geschäft schließen müßten; doch hofften sie, in den neugefundenen Sachen Anlaß zu finden, ebenso mühsame und seltene Fertigkeiten zum Ersatz dafür auszubilden.

Lange Zeit schienen diese Erwartungen der Gesner, Reimarus, Quirini spanische Schlösser zu sein; endlich aber, nach vierzehn Jahren, verbreitete sich die Kunde, daß eine antike Bibliothek aufgefunden sei. Ein Gutsherr von Resina stieß beim Graben eines Brunnens bei dem Wäldchen der Augustinianer auf Gebäude, an einer Stelle, die abseits von dem bisherigen Ausgrabungsbezirk ostwärts lag. Sogleich wanderten die Architecten mit ihren Arbeitern, Galeerensclaven, Künstlern hinüber. Während man bis dahin unter öffentlichen Gebäuden: Tempeln, Theatern, Curien, Börsen gewühlt hatte, stieß man jetzt auf eine weitläufige Privatwohnung, einst das Landhaus eines begüterten, kunstliebenden Philosophen. Es ist die reichste Privatwohnung, die bisher im ganzen Zerstörungsbereich des Vesuv entdeckt worden ist.

Als man im October 1752 in ein Zimmerchen drang, wo die Wände mit sauberen Schränken wie in Archiven besetzt waren, und auch in der Mitte mit einem solchen Gestell, hatte man keine Ahnung, in welchem Heiligthume man sich befand. In jenen Schränken lagen eine Menge walzenförmiger, sehr zerbrechlicher Kohlen, die man anfangs für verbranntes Holz hielt und demgemäß verwandte. Die schöne Ordnung veranlaßte indeß, sie genauer anzusehen, und man fand Buchstaben darauf.

Diese Bücher waren geschrieben auf Papyrusblätter, einzeln etwa vier Finger breit, dünn wie ein Mohnblatt, übereinandergeleimt und um einen Stab gerollt. Die Gluth der heißen Massen hatte sie verkohlt, aber ebendadurch vor Auflösung geschützt. Im September 1752 holte Signor Camillo 337 solcher Rollen heraus.

Allein der gefundene Schatz schien ein versiegelter; denn wenn man die Volumina aufrollen wollte, zerfielen sie zu Asche. Der Erfindungsgeist der Neapolitaner erschöpfte sich in Versuchen, und selbst Ferdinand Galiani, der geistreichste Abate Italiens, erklärte (1753), daß man jede Hoffnung aufgeben müsse, die verlorenen Bücher des Livius und Polybius wiederzufinden. Da geschah es, daß der berühmte Custode der päbstlichen Bibliothek, der Syrer Assemani, bei einem Besuch in Portici von einem Pater Antonio Piaggi sprach, einem lateinischen Scrittore der Vaticana, als dem einzigen Menschen, der die Aufgabe lösen könne. Der Pater Antonio ersann wirklich eine Maschine, mittelst deren es ihm gelang, im Laufe von drittehalb Jahren zwei Rollen auseinanderzulegen und zu copiren.

Diese Rollen gaben nun wohl lehrreiche und nützliche Aufschlüsse über die Schreibweise, Einrichtung der alten Bücher, aber ihr Inhalt schien die große Mühe der Aufrollung kaum zu verlohnen. Die vier Schriften, welche im ersten Jahrzehnt gelesen wurden, waren sämmtlich Abhandlungen eines Philosophen von der Sekte des Epicur aus Cicero's Zeit, Philodemus aus Gadara in Cölesyrien; einige meinten schon, er sei der Besitzer der Villa gewesen. Die erste war eine Streitschrift gegen die Musik, worin er zeigte, daß diese Kunst sitten- und staatsgefährlich sei. Zwei andere enthielten eine Theorie der Redekunst, die vierte handelte von Tugenden und Lastern. Später kamen noch Bücher über den Zorn, über die Frömmigkeit, über Inductionsschlüsse dazu. Lauter Dinge, über die wir aus dem Alterthum mehr an Systemen, Declamationen und Gesprächen besitzen, als zu unserer stilistischen und moralischen Bildung und Besserung nöthig ist. Einsichtige Leute, wie der geduldige Pater selbst, schlugen vor, man möge nur den Anfang jeder Rolle entziffern, und nur die, welche einen interessanten Inhalt verhießen, ganz auflösen. Aber in Neapel war es in allen Stücken Regel, bei dem einmal beliebten Wege mit hartnäckiger Verstocktheit zu beharren.

Später hat man auch Theile der Bücher des Stifters der Schule über die Natur gefunden, nebst einer Schrift seines Genossen Metrodor, mit dem Epicurs Bildniß in der Doppelherme des capitolinischen Museums vereinigt ist. Immerhin ist durch diese Rollen über die dunklen letzten vorchristlichen Jahrhunderte der alten Philosophie einiges Licht verbreitet,

und manche interessante Stelle aus älteren Philosophen ist uns in ihnen erhalten worden.

7.

Der reiche Unbekannte, der diese Villa sich gebaut, hatte zum Glück in den bildenden Künsten einen besseren Geschmack als in Tonkunst und Weltweisheit. Wenn hier in seiner Bücherei unsere nach ganz anderen Helden lüsternen Erwartungen niederschlagend betrogen werden, so entschädigt er uns draußen in seinem Garten am Meere. Die meisten der großen Bronzen des museo borbonico, also mehr als in allen Museen der Welt zusammen, kamen aus jenem kleinen Raum. Jene Statuen und Statuetten von Metall und auch mehrere von Marmor, die jetzt in den Sälen und Corridoren des Museums umhergestreut sind, waren an ihrem ursprünglichen Orte Gruppen und Reihen, die um die Bassins, die Brunnen und Brünnlein, in den Intercolumnien der säulengetragenen Laube aufgestellt waren, welche den großen Weiher umgab. Da standen abwechselnd Büsten und Bildsäulen, Götter, Halbgötter, Helden und Sterbliche, sehr verschieden an Größe, Stil und Geist, aber nirgends eine Mittelmäßigkeit. Damals wurde die Ordnung, in der man sie stehen fand, im Plan des architectonischen Gartens aufgezeichnet: wie dankbar würden wir der herculanensischen Academie sein, wenn sie uns statt der Belesenheit des Pasquale Carcani (deren Quellen auch heute erreichbar sind) diese nun verlorenen Aufzeichnungen mitgetheilt hätte.

Diejenigen, welche den alten strengen Stil liebten, erklärten die sechs Statuen von „Tänzerinnen" für die schönsten unter den Bronzefiguren. Vielleicht dachte Göthe an sie bei dem Verslein:

Kleide eine Säule,
Sie sieht wie ein Fräule.

Sie scheinen aus einer Zeit zu kommen, wo man der Bildsäule gern etwas von der starren Haltung der Säule ließ, und das Gewand wie die senkrechten Cannelüren des Schafts bildet, die eine gelinde Biegung des einen Knies nur leise belebt. Man vertraute die Anmuth und Mannichfaltigkeit der Bewegung nur den Armen und Händen an, die den beginnenden Rhythmus des Tanzes wie präludirend ankündigen, mehr wie in einer feierlichen Pantomime, als in einem freien Ausbruch der Lebensgeister.

Zwischen den Statuen standen um das Bassin herum eine große Zahl von Porträthermen, meist ohne Namen. An manchem, dessen geistige Physiognomie aus seinen Thaten und Schriften wohlbekannt ist, gehen wir vielleicht hier vorbei, ohne seine Nähe zu ahnen. Aber sie sind so characteristisch, die Sprache ihrer Züge scheint so lesbar, daß man immer

wieder der Versuchung unterliegt, seine Einfälle über ihre einstigen Inhaber aus ihnen heraus zu dechiffriren, obwohl man sich gesteht, daß ein etwaiger urkundlicher Aufschluß ganz andere Texte zeigen würde. Die anziehendsten sind die Philosophenköpfe, in deren reicher Auswahl wir die speculativen Neigungen des Sammlers der Bibliothek wiedererkennen. Ein wahrer Schatz von Typen dieser Menschenart! Da sind scharfsinnige Zergliederer der menschlichen Natur; weltfremde, naive in sich gekehrte Grübler, in Dur- und Molltonart; wuchtige Dickköpfe, hinter deren Wänden man Magazine der Gelehrsamkeit, Energie desperat machender Abstraction, alles unterjochenden Systemgeist, starres Autodidactenwesen, propagandistische Zähigkeit des Sektenhaupts ahnt. Das sind jene Menschen, welche Jahrhunderte hindurch Tausenden ihre Ideen, ihre Maximen, ihren Wandel aufgedrängt haben. Aber in gewissen wunderlichen Unregelmäßigkeiten und Schiefheiten ihrer Züge, in seltsamen Einfällen ihres Haar- und Bartschmucks, in einer ich hätte beinahe gesagt theosophisch-schusterhaften Ungefügigkeit mancher Köpfe verräth sich vielleicht der Eindruck, den weltförmig skeptische Epigonen von den Lehren dieser Patriarchen der reinen Vernunft empfingen, in denen ihnen so vieles schwerverständlich, dem gemeinen Menschenverstand eine Thorheit erschien.

Wer weiß, ob nicht unter ihnen auch der Verfasser des erhabensten philosophischen Lehrgedichts, Lucretius; ob nicht unter den Frauenköpfen die Philosophin Themistia, des Leonteus Gattin verborgen ist. —

Uebersieht man den herculanensischen Bilderschatz, so gewinnt man eine Vorstellung von dem Kunstgeschmack der vornehmen Römer in den ersten Zeiten des Kaiserreichs. Was der Gegenwart angehört, sind fast nur Bildnisse, und auch hier nur das Reale der Gesichtszüge, nicht die Haltung, nicht die Draperie. Alles sonst sind Reproductionen von Schöpfungen früherer Kunstalter. An der Stelle der erloschenen Erfindungskraft hat sich historische Kennerschaft verbreitet und feinsinnige Geschicklichkeit der Imitation. Unserem Epicureer waren die Feinheiten der alten attischen und peloponnesischen Bildhauer ganz geläufig, die wir nur durch Combination folgern, ahnen. Die edle Formenbildung, das strenge Maß des männlichen Polyklet, der sanfte Linienfluß und die seelenvolle Anmuth des Praxiteles, die Spannkraft der Muskeln und die reiche Characteristik des Lysipp, die hölzerne Steifigkeit und alterthümliche Zierlichkeit des Cultusbildes, die seit einiger Zeit für fromme Kunst galt — das alles verstand man an seinem Orte gelten zu lassen, zu schätzen, zu genießen.

Wie anders sahen diese Werke aus dort in dem Garten an der Bucht von Herculaneum (die damals nur ein Drittel der jetzigen Weite von der Villa entfernt lag), als in den öden, immer kahlen Hallen der

Studi zu Neapel. Aus dem großen Säulenhof mit dem Bassin führte ein langer Gang zu der runden Loggia, einem Sommersitz am Meere, der fünfundzwanzig Palmen über dem Ufer erhöht war und nun tief unter der Asche begraben liegt. Hier war ein runder Platz mit einem Mosaikboden, der jetzt den Fußboden eines Saals im Schlosse schmückt. Dort nun, zwischen den rothbemalten Säulen, unter dem Geplätscher der kleinen künstlichen Wasserstrahlen, welches das majestätische Rauschen der Brandung scherzend begleitete, mag gar mancher Gast aus Capua, Bajä, Tarent die etwas langathmigen Erörterungen des Wirths gegen Spiritualismus, Musik, Fatum, Unterweltsaberglauben mit andächtiger Miene und beifälligem Gemurmel begleitet haben, während sein zerstreuter Blick bald in die faltenreichen Züge tiefsinniger Weltweisen sich verlor, bald aber mit dem Anblick schönerer Gestalten sich tröstete. Dort wo des Lebens goldener Baum von allen Seiten duftete, glänzte, rauschte, schattete, konnte man sich zur Abwechselung etwas graue Theorie recht wohl gefallen lassen. Und dann — jener trunkene Satyr — dort an der Spitze des großen Bassins liegt er ausgestreckt und schlägt der Welt sein Schnippchen — dieser Satyr, in dessen Grinsen eine unendliche Intensität des Lebensgefühls aufglänzt, läßt uns hoffen, daß es mit dem Besitzer doch nicht so verzweifelt stand, wie uns seine polemischen Abhandlungen besorgen ließen; sein Falerner wird nicht geringer gewesen sein als seine Bronzen.

Dies ist Vesuvius, einst von Rebenlauben beschattet,
Dessen Kelter vom Saft edelster Traube geschäumt.
Dies sind die Hügel, die Bacchus mehr als nisäische liebte,
Hier hat der Satyrn Schaar heitere Chöre getanzt.
Dies war der Venus Sitz, noch werther der Göttin als Sparta,
Ihn hat herrlicher noch Hercules Name gemacht.
Nun liegt alles von Flammen verheert und in Asche begraben.
Daß ihr solches gedurft, Götter, beklaget ihr selbst.

(Ramler nach Martial).

8.

Wer in den ersten dreißig Jahren jene Stätten aufsuchte, der bekam von den alten Orten selbst noch wenig zu sehen. Man stieg wie heute in das unterirdische Theater von Resina hinab, man sah in Pompei, wo die Nachgrabungen 1748 begonnen hatten, ein Amphitheater, das man zum Zweck der Ausmessung hie und da untersucht, aber nicht abgeräumt hatte. In Pompei brauchte man keine Schachten und Stollen anzulegen; manche Reisende äußerten und druckten den Wunsch, man möge wenigstens einige Wohnungen mit ihrem Inhalt am alten Ort erhalten; Carl Weber schlug ein Haus in Stabiä dazu vor. Aber die Leiter der Arbeiten waren nur darauf bedacht, den König durch tägliche Fundrapporte bei guter Laune zu erhalten. Man grub in den Landhäusern vor den Thoren Pompei's, ver-

schüttete aber die Räume wieder, wenn man Statuetten, Fresken, Marmorstücke und Geräthe herausgenommen hatte.

Das Ziel der Pilger war noch nicht Pompei, sondern das Schloß von Portici. Hier im großen Hof, im Treppenhause und in vierzehn Zimmern um den Cortile hatten die Alterthümer — auf dem Territorio der alten Stadt selbst — ihre erste Aufstellung gefunden. In der Mitte des Hofs stand das Bronzepferd, der Rest der Quadriga. Im Vestibul des Treppenhauses sah man die Reiterstatue des Proconsuls, gegenüber die des Vaters. Die Kaiser August und Claudius als Jupiter, colossal in Bronze, die Familie des Balbus, sieben an Zahl, darunter die Matrone und die Töchter im Musengewand, reihten sich rings unter den Arcaden. Das Treppenhaus erstieg man zwischen jenen griechischen Tänzerinnen; in den kleinen Zimmern aber waren die großen plastischen Werke vertheilt zwischen der unübersehbaren Menge der Dinge, welche zur Ausstattung eines altneapolitanischen Hauses oder Heiligthums gehörten, Illustrationen zu allen öffentlichen und häuslichen Gewohnheiten und Gebräuchen jener Zeit.

Seit den sechziger Jahren hörte die herculanensische Quelle auf zu fließen. Carl III. hatte die Krone Spaniens geerbt und war nach Madrid gegangen; man wandte sich der leichteren Arbeit in Pompei zu. Zwar hat man in den zwanziger Jahren dieses Jahrhunderts wieder in der Nähe der Küste einige außerhalb der Stadt gelegene Häuser ausgegraben, aber die Ausbeute konnte sich mit der früheren nicht im Entferntesten vergleichen. Ganz unerwartet wurden am 8. Februar 1869 auf Veranlassung Fiorelli's an eben dieser Stelle die Ausgrabungen zum dritten Mal aufgenommen und von Victor Emanuel selbst feierlich eröffnet. Dadurch wird die Einstellung der Arbeiten in Pompei — die bis zuletzt an neuen Dingen unerschöpflich sich erwiesen — unvermeidlich; obwohl hier zur Aufdeckung einer Straßeninsel vielleicht weniger Geld und Zeit gehört als in Herculaneum zur Bloßlegung eines Hauses. Dazu sind die Finanzen der Scavi so in Bedrängniß, daß im Winter 1868 auf 69 die Arbeit in Pompei ganz eingestellt werden mußte. —

Seitdem am Ende des vorigen Jahrhunderts das Museum nach Neapel geschafft worden war, ist das Schloß von Portici verödet; Niemand kommt mehr es zu besuchen. Als Gebäude verdient es auch keine Beachtung; aber was verlangt man an diesem Orte von dem Baumeister mehr, als ein Stück Rahmen für das was die Natur componirt hat. Und von diesem Gesichtspunkt aus verdient er alles Lob.

Das Schloß wendet sich nach der einen Seite ganz dem Berg, nach der andern dem Meere zu. Dort, von der Loggia über dem Orangerieparterre aus, hat man nur ein schmales Stück Vordergrund, eine düstere

Steineichengruppe über der Balustrade des Gartens mit ihren weißen Büsten: dahinter steigt es in die Höhe, von allen Seiten, erst sanft, mit Gärten, Weinbergen und Landhäusern, ihr Grün unterbrochen von breiten schwärzlichen Lavafeldern, dann immer wilder und steiler, — hier der zackige Grat des Somma, dort der wüste Aschen- und Schlackenhaufen des Vesuv; in der Mitte hängt, ein letzter Vorposten aus der Welt der Lebendigen, die Einsiedelei. So oft in jenen Gegenden der Feuerberg in verschiedener Umgebung vor uns auftaucht, hier fühlt man zum erstenmal seine Gegenwart, den Geist des Ortes. Inmitten der sonnenhellen, städtebedeckten Küste, hinter dem schimmernden Meeresspiegel, neben den blauen Inseln, drängt ihn die Uebermacht des Lebens und Lichts zurück. Hier dagegen, wo alles andere uns entrückt ist, und so nahe, waltet er allein, unentrinnbar, rückt uns (mit seinen satten dunkelblauen und violetten Tönen) so zu sagen auf den Hals. Es ist ein Anblick wie Flügel der ewigen Nacht, die sich über dem Haupt auseinanderbreiten und niedersenken.

Tritt man dann ein paar Schritte zurück nach dem Saal auf der Seeseite, so überrascht uns ein ganz anderes Bild. Lastet es dort über uns schwer wie eine Donnerwolke, so entflieht es hier in helle Weiten, eine elliptische Linie von Küsten und Inseln, ein glänzendes Band des Meeres, und das alles scheint nur lichte Farbenfläche, ohne festes Substrat, obwohl die Formen so bestimmt sind bis in die letzte Ferne, daß alles andere von nun an dem Auge nebelhaft und zerflossen dünkt; wie nach der Gewöhnung an die grandiose Curve des Golfs, die der Blick dort stets in immer neuen Verschiebungen umspannt, alle andern Horizonte zu beängstigenden Gefängnissen werden. Die purpurnen Fernen aber und die schimmernde Wasserfläche werden wunderlich durchschnitten von einzelnen Pinien und Cypressen, die aus dem Park zwischen Schloß und Meer auftauchen und mit ihren compacten dunkelgrünen Massen selbst hier alle Lichtstralen einsaugen. Wenn aber der Nachthimmel klar und das Meer ruhig ist, dann spiegeln sich in ihm die Sterne so klar, daß beide Hemisphären, die himmlische und ihr Spiegelbild zu einer einzigen Kugel sich zusammenschließen. Und man könnte meinen, auf des Schlosses Balcon am Rand der Erde zu stehn und in die andere Himmelshälfte hinunterzusehn.

In den alten Zeiten suchte römische Kunst des Lebensgenusses dem Reiz des Daseins und seiner Freuden auch durch Vorstellungen der Vergänglichkeit eine Folie zu geben; und man rief bei Banketten Bilder des Todes herbei, um den Entschluß zum Genusse zu reizen. Dann wäre ein solches Schloß, wo dort ein farbenjubelndes Paradies sich dehnt, und hier die Hölle im Hintergrunde lauert, ein rechter Lustort im altrömischen Stil. Wie eigen wirkten die Gebilde griechischer Phantasie hier, auf dem-

selben vulcanischen Boden, inmitten derselben Zauber der Natur, der ihre Gestalten, ihre Scenen so wahlverwandt sind, inmitten derselben Schrecken, welche ihre einstige Entrückung aus der Oberwelt bewirkt hatten und sie nun zum zweitenmale bedrohten. Jene raffinirte Lebenskunst ist uns fremd geworden, ja dünkt uns frevelhaft. Doch zu allen Zeiten wird man sich der Gegenwart eines schönen Landes, einer theuren Person inniger und lebhafter bewußt, wenn ein Tag der Trennung gesetzt ist, als bei der in's unbestimmte sich ausdehnenden Gewohnheit und Gewißheit des Besitzes. Wem es vergönnt gewesen ist, einige Tage unter den Trümmern Pompei's zu säumen, wo das eigene Leben und die Gegenwart so traumhaft, so todtenhaft frostig, und die Schatten der Vergangenheit so warm und lebensvoll werden, der kann den Gedanken nicht loswerden, daß in kurzer Zeit von diesen magischen Formen nur noch einige kahle Mauern übrig sein werden, und er schätzt sich beglückt, daß sein Leben gerade in diese kurze Zwischenzeit hineingefallen ist.

Der preußische Beamtenstand unter Friedrich Wilhelm I.

I.

Seit wir die Kinderschuhe unseres Verfassungslebens abgestreift haben, sind wir auch inne geworden, daß die Verfassungsparagraphen einen Staat nicht allein glücklich zu machen vermögen; wir sind inne geworden, was die Frage der Verwaltung, der Organisation der Staats- und Communalämter bedeutet. Ernennung der Beamten oder Wahl, Aemter auf Lebenszeit oder auf kurze Perioden, aristokratische oder demokratische Besetzung derselben, Bureaukratie oder Selfgovernment, das sind die Principien, um die wir streiten. Und wenn wir weiter hinausblicken über die Grenzen unseres Vaterlandes, gestehen wir uns nicht, daß die Art der Aemterbesetzung die verschiedenen Staaten vielleicht ebenso charakterisire, wie die Verschiedenheit ihrer Verfassung? In Amerika die Anlehnung des Beamtenthums ausschließlich an die politischen Parteien, eine Masse erbärmlicher charakterloser Stellenjäger, die Ansicht, ein anständiger Mann suche kein gewöhnliches Staatsamt; in England die 60—70 hohen parlamentarischen Aemter, die technischen Unterstaatssekretäre, die Masse der subalternen Clerks, daneben die Friedensricher und lokalen Ehrenämter, neuerdings die Patronage und das besoldete geprüfte Beamtenthum in vollem Kampf;

in Frankreich die schwunghafte Sehnsucht nach freien Zuständen und im Gegensatz hierzu die Aemter- und Ordensjagd aller Gebildeten, die gleichmäßige Abhängigkeit der ganzen Aemterhierarchie von dem jeweiligen Regime; in Deutschland ein ehrenhaftes gebildetes Beamtenthum, aber als Kaste auftretend, sich aus den besten und reichsten Familien des Landes rekrutirend, aber Familienpatronage und hohe Besoldungen gleichmäßig verlangend, seit anderthalb Jahrhunderten der Träger aller politischen Entwickelung, erst seit Kurzem in der Auseinandersetzung begriffen mit den übrigen Klassen der Gesellschaft, mit dem constitutionellen Staate und der Selbstverwaltung.

Nicht um die Fragen der Gegenwart zu lösen, sondern nur um einen kleinen Beitrag zur Aufklärung über das Wesen unserer Bureaukratie zu geben, soll hier der Versuch gemacht werden, den wichtigsten Abschnitt aus der Bildungsgeschichte der preußischen Bureaukratie etwas eingehender zu behandeln. Anschließend an die Betrachtungen über die Regierung Friedrich Wilhelm's I., die ich in den letzten Heften dieser Jahrbücher veröffentlichte, will ich hier seinen Beamtenstand schildern, und zwar zunächst seinem allgemeinen Wesen und Charakter nach. Die Beschreibung des damaligen Amtsorganismus, der einzelnen Aemter und ihrer Competenzen will ich damit nicht verbinden. Einiges darüber muß ich wohl zum Verständniß vorausschicken oder einschieben; aber in der Hauptsache bleibt das besser einer besonderen Darstellung vorbehalten.*)

Es war eine der natürlichen Folgen des ständischen Territorialstaates, daß die Zahl der landesherrlichen Beamten in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts nicht sehr bedeutend war. Auch in Brandenburg waren die landesherrlichen Vögte verschwunden; die lokalen Gewalten, die Gutsherrn und die städtischen Rathsherrn, standen in trotziger Autonomie dem Fürsten gegenüber, die Steuererhebung wie die Sammlung der Steuern in einer gemeinsamen Kasse war in den Händen der Stände; selbst die höheren Gerichte konnten nur halb als fürstliche angesehen werden. Die Armeen, die der große Krieg schuf, waren ebenso wenig landesherrliche; die Regimenter waren Privatunternehmungen der Obristen, mit denen der Fürst in Kontraktsverhältniß stand, die Offiziere waren Privatdiener der Obristen. Nur auf den sog. Aemtern, den Domänen, war der Fürst vollständig Herr. Die höheren Beamtenstellen, die vom Fürsten abhingen, waren demnach nicht zu zahlreich. Einige Hauptmanns-

*) Neben den gedruckten Quellen ist mir verstattet gewesen, das königl. Staatsarchiv und das sog. Ministerialarchiv in Berlin für diese Zwecke zu benutzen, wobei ich mich allerdings zunächst auf ein Studium der General- und Personalakten beschränken mußte.

und Statthalterstellen, die Stellen bei der Centralverwaltung der Domänen, einige Rathsstellen bei Hofe in Berlin, die Stellen der geheimen Staatsräthe, einige Sitze an den höheren Gerichten, die hatte er zu vergeben. Je geringer freilich die fürstliche Gewalt, desto wichtiger die Art, wie diese Stellen besetzt wurden.

Die allgemeine Entsittlichung der Zeit hatte im Verlauf des großen Krieges noch viel mehr als das Privatleben das öffentliche Leben, den öffentlichen Dienst corrumpirt; die Persönlichkeiten waren nicht unfähig, aber roh, gewissenlos, egoistisch im höchsten Grade. Die Elemente, die nach ihrer Bildung und socialen Stellung für die höheren Stellen in Betracht kommen konnten, waren hauptsächlich folgende: kleine bankerotte oder halbbankerotte Reichsfürsten, die durch eine Stellung an einem größern Hofe ihr Einkommen wie ihr politisches Gewicht vermehren wollten, die aber in der Regel mehr für ihr eigenes Ländchen, als für ihre zweite Heimath besorgt waren, die in dem Verhältnisse des Landesfürsten zum Kaiser als ebenfalls selbständige Fürsten leicht eine zweideutige Rolle spielten; dann Beamte und Offiziere jedes Standes und Herkommens, die in den verschiedenen Armeen des langen Krieges emporgekommen, reich geworden, zu verwalten und zu kommandiren gelernt hatten; sie hatten in manchen Gegenden einen großen Theil des alten Adels ausgekauft und verbanden nun die Rohheit des Kriegers, die Schamlosigkeit des wucherischen Armeelieferanten mit dem altständischen Hochmuthe; die verarmten Landjunker trieb vielfach die Noth, nach Stellen bei Hofe zu gehen; endlich kamen noch in Betracht die in den Ränken und Intriguen der gesetzlosen Zeit groß gewordenen verschlagenen Juristen und die gefügigen brauchbaren bürgerlichen Subalternbeamten, die sich emporgearbeitet hatten. Alle diese Elemente waren gleich unbedenklich in ihren Mitteln; heute in österreichischem, morgen in schwedischem, übermorgen in sächsischem oder brandenburgischem Dienst, mit Bestallungen meist nur auf ein oder wenige Jahre lautend, ohne Pathos, ohne Begeisterung für den Staat, ohne jene ehrenhaften Familientraditionen, die später von Generation zu Generation die besten Kräfte derselben Familie demselben Staate zuführen, ohne anhängliche Liebe wie ohne specielle Vorbereitung für das bestimmte Amt; denn zuerst Kammerjunker, dann Mitglied eines Gerichts, zu anderer Zeit Kriegsobrist und dann wieder Amtshauptmann oder Chef eines Domänenkollegiums, das wechselt durcheinander. Die meisten waren jeder Bestechung offen; in den höheren Stellen war der Hauptzweck des Dienstes, persönliche Vortheile zu erreichen; man suchte eine Stelle bei einem Gericht und diente jahrelang ohne Besoldung, um einen alten Familienproceß glücklich zu Ende zu bringen; man suchte erledigte Lehne zu erschnappen, irgend welche

Sinekuren zu erhalten, ließ sich Anwartschaften auf Aemter und Lehen ertheilen und verkaufte diese wieder bei günstiger Gelegenheit.

Auch das kräftige Regiment des großen Kurfürsten war weit entfernt, diese Uebelstände zu überwinden, sie ganz zu beseitigen. Immer aber mußte seine Persönlichkeit, wie die innere Größe seines Staates, auch seine Diener haben. Seinen persönlichen Freunden, meist reformirten Leuten, gab er die wichtigsten Stellen in Preußen, in Cleve-Mark, in Brandenburg. Einen Theil des märkischen Adels gewann er für sich und seinen Hof; wer mehr Junker als Beamter sein wollte, mehr in ständischem als fürstlichem Interesse wirkte, wie Conrad v. Burgsdorf, mußte weichen. Fähige Leute kamen zur Geltung. Die bürgerlichen Namen der Derfflinger, Fuchs, Meinders, sind Zeuge dafür. „Man legt in Brandenburg auf die Federn und nicht auf die Ahnen Gewicht, da man es einer Sache nicht ansieht, ob sie mit adligem oder bürgerlichem Geblüt traktiret ist," so schrieb man schon damals. Die Stellung der Beamten auf feste Geldgehalte wurde wenigstens angebahnt, wie die ausschließliche Verwendung der Einzelnen für feste Aemter, für feste Decernate innerhalb der Kollegien. Durch die Accise, die Verpflegung der Truppen, die Ausdehnung der Post und andere staatliche Thätigkeiten wurde ein zahlreicherer Stand von Lokal- und Subalternbeamten nothwendig; neue Mißbräuche entstanden damit, aber zugleich die Nothwendigkeit allgemeiner Controlen, fester Instruktionen, abgegrenzter Competenzen.

Eine rückwärtsgehende Bewegung trat unter Friedrich III. seit dem Sturze Danckelmann's ein; einzelne tüchtige bürgerliche Beamte, wie Kraut, Fuchs und Ilgen, hielten sich wohl, — freilich nur dadurch, daß sie sich gefügig und schmiegsam finden ließen gegenüber der Hofcoterie. Der Mehrzahl nach aber schlichen sich die erbärmlichsten Persönlichkeiten ein; die meisten ehrenhaften Charaktere wurden in den höheren Kreisen verdrängt. Der Staat war nur noch ein Appendix des Hofes; die Kammerherren spielten die Minister; angestellt wurde, wer Kolb v. Wartenberg bequem war, ihm half den König zu täuschen, wer Geld schaffte auf ehrliche und unehrliche Weise. Unsinnige Gehalte wurden gezahlt. Wartenberg's Einkommen stieg auf 123,000 Thlr., Wittgenstein's auf 30,000; und mit den Gehalten wuchsen die Unterschleife. Die Vererbpachtung der Domänen galt diesen Herren nur als eine Maßregel, bei der man im Trüben fischen konnte. Die Feuersocietät der Kurmark zeigte beim ersten bedeutenderen Brand, daß alles Vermögen der Kasse unterschlagen war. Lächerliche Monopole wurden eingeführt und einzelnen begünstigten Beamten verliehen, wie z. B. das Monopol der Schweinsborsten dem Kriegs- und Steuerrath Kreuz. Die Zahl der Beamten schwoll von Tag zu Tag mit dem wachsenden

Glanz des Hofes, mit den wachsenden Steuern, den wachsenden polizeilichen Aufgaben, der zunehmenden Absorbirung der Gemeinde durch den Staat; vielleicht aber noch mehr wuchs sie durch überflüssige Adjunktionen, durch Ernennungen aus persönlichen Rücksichten, durch den Verkauf von Titeln und Aemtern ohne Erledigung von Stellen. Aus den Jahren 1709 und 10 liegen Projekte bei den Akten, welche ausführen, daß man bei besserer Organisation und besserer Controle mit der Hälfte, ja in einzelnen Branchen mit dem zehnten Theil der Beamten auskommen könne. Eine Titel- und Rangsucht der übertriebensten Art wurde von oben herab begünstigt. Jahr für Jahr fast erschien ein neues Rangreglement, mit immer weiteren Abstufungen; das erste vom 13. August 1688 hatte 32 Klassen gezählt; das letzte zählte 142. Friedrich Wilhelm strich diese 142 Klassen wenige Tage nach seinem Regierungsantritt in dem neuen Rangreglement wieder zu 42 zusammen und setzte die höchsten Staatsbeamten und Generale wieder, wie sich gebührt, über die Kammerherren und Hofmarschälle.

Die ersten Maßregeln des Königs überhaupt bezogen sich auf den Beamtenstand. „Es waren die Maßregeln eines Mannes, der weiß, daß die Erbschaft, die auf ihn gekommen, auf dem Bankerott steht, und der Alles daran setzt, ihm zuvor zu kommen." Er entläßt und kassirt eine ganze Anzahl der höheren Beamten, er streicht die Gehalte und Pensionen, welche in Berlin ausgezahlt wurden, von 276,000 Thlr. auf 55,000 Thlr. herab. Für die Zukunft hatte er wohl damals schon seine Pläne, ein anderes Geschlecht von Beamten heranzuziehen; für den Augenblick aber mußte er mit der Mehrzahl der vorhandenen eingearbeiteten, doch mehr oder weniger sachkundigen Kräfte auskommen. Einzelnen gab er sofort zuverlässige Kollegen zur Seite; so stellte er neben Ilgen für die auswärtigen Angelegenheiten Graf Dohna und Marquard von Printzen als gleichberechtigte Minister. Alle empfanden, daß mit dem neuen Regiment andere Anforderungen kommen, andere Leistungen gefordert werden. Aber sie genügten dem König nicht. Noch im Jahre 1722 schreibt er in der Instruktion für seinen Sohn, die er in der Erwartung zu sterben aufsetzte, nachdem er aufgezählt, was er seit 1713 geleistet: „und ich versichere Euch, daß ich von meinen Bedienten wenig Assistenz gehabt habe, wohl aber von ihnen direkt und indirekt contrecarrirt worden bin." Selbst noch später sieht er ein, daß er nicht zu wählerisch mit den Beamten sein darf; als er 1723 Herrn v. Viereck „in Consideration seines Schwiegervaters" zum Präsidenten des kurmärkischen Kommissariats ernennt, fügt er bei: „er sollte sich aber meritiret machen, und nicht zu viel à l'Hombre spielen, auch sich in Unsern Landen bis 30,000 Thlr. an liegenden Gütern

pessessioniret machen, auch exact, diligent und prompt in seiner Arbeit sein und nicht so langsam und so faul, wie er bisher gewesen."

— —

Die Klagen des Königs über seine Beamten hören nicht auf, sein ganzes Leben war ein unausgesetzter Kampf mit den stets mehr oder weniger sich zeigenden Untugenden und Nachlässigkeiten des Beamtenstandes, aber nichts desto weniger erblicken wir von Anfang an eine Reihe tüchtiger und bedeutender Persönlichkeiten in seiner Umgebung. Bleiben wir zunächst bei diesen, bei seinen ersten Räthen und Ministern stehen. Ihre Herkunft und sociale Stellung ist im Allgemeinen dieselbe, wie wir sie für den deutschen Beamtenstand nach dem dreißigjährigen Kriege überhaupt gekennzeichnet haben.

Wir sehen zuerst eine Reihe von Generalen auch an der Spitze der Civilverwaltung, wenigstens als Mitglieder des Geheimen Staatsraths, jedenfalls als politische Rathgeber des Königs. Unter Friedrich I. sind die Generale von Barfuß, von Fink zu Finkenstein, die Grafen von Dönhoff, von Flemming in solcher Stellung; unter Friedrich Wilhelm I. ist es der Fürst Leopold von Dessau, der Herzog L. von Holstein Beck, der Reichsgraf K. von Wylich und Lottum, die Grafen von Dohna, Wartensleben, Degenfeld-Schönburg, Bork, hauptsächlich Frd. W. von Grumbkow. Diese, oft auch die anderen Generale spielten eine große Rolle; zu besonderen Kommissionen, zu Verwaltungsaufträgen der verschiedensten Art wurden sie gebraucht. Dem General von Blankensee, der brav wie sein Degen war, aber nicht viel mehr als seinen Namen schreiben konnte, erzählt König, übertrug Friedrich Wilhelm die Klassifikation von Pommern. Diese Generale waren unerbittliche Vollstrecker des königlichen Willens, spartanische, harte Naturen, die gehorchen, aber auch zu handeln gelernt hatten. Die bedeutungsvollsten unter ihnen aber sind zugleich Talente, ja man kann sagen Genies in ihrer Art. Vor allem steht im Vordergrund die pulvergeschwärzte Gestalt des alten Dessauer's. „Vielleicht die gewaltigste Masse unartikulirter, menschlicher Lebenskraft, sicherlich eine der gewaltigsten, die damals in der Welt umhergingen, ein Mann von fürchterlichem Ungestüm, eine wahre Windsbraut von einem Menschen" —, sagt Carlyle; aber zugleich der Begründer und Exercitienmeister der preußischen Infanterie, der Erfinder der neueren militärischen Taktik, wie des eisernen Ladstocks; in seinem eigenen Ländchen ein sparsamer Administrator; er hatte ein bürgerliches Mädchen die „Föhsin" geheirathet und den gesammten Adel seines Landes ausgekauft; er soll Friedrich Wilhelm gerathen haben, dasselbe zu thun; ein cynischer Tyrann, barock, selbstsüchtig,

ohne innere Bildung des Geistes und Gemüths, war er doch eine überaus populäre Persönlichkeit. Grumbkow, von pommerschem Adel und gewandter Lebensbildung, war der Liebling des Königs; er war als Minister des General-Kommissariats, später als erster Minister des Generaldirektoriums, in allen Militär-, Polizei- und Accisesachen die maßgebende Persönlichkeit, wurde aber auch in Fragen der auswärtigen Politik, kurz in allem, vom Könige zu Rathe gezogen. „Er besaß," sagt Ranke, „nicht die geniale Ader und Erfindungsgabe des Fürsten von Dessau, aber mehr allgemeine Bildung und sehr brauchbare erwünschte Talente." Der König selbst sagt 1722 von ihm: „der allein hat seine Pflicht gethan, sein Collegium dient mir, wie ich es verlange," und in der Instruktion für seinen Sohn fügt er hinzu: „er ist sehr geschickt, denn er die Accisesachen wohl versteht, er ist aber sehr interessirt und auf seine Absichten; gehet mit ihm höflich um, aber macht ihm nichts weiß, als dann ihr von ihm wohl gedienet werdet und bezeiget ihm Confidenz."

Daß in dem militärisch-organisirten Staate und zumal zu einer Zeit, in welcher die Vermehrung und Ausbildung der Armee als die erste Pflicht der Regierung betrachtet wurde, die Generale regierten, könnte an sich schon natürlich erscheinen. Es war aber im Geschmacke jener Zeit überhaupt. Man denke an den damaligen Einfluß Prinz Eugen's in Wien auf alle Staatsgeschäfte. Der Kanzler Ludewig in Halle hebt es als eine allgemeine Erscheinung hervor, „daß nachgehends in den allermeisten Orten die größesten Generals mit am Schreibtische säßen, darzu dieselben in den vorigen Zeiten gar nicht gebraucht worden, weil die wenigsten in solcher Arbeit geübt oder darzu geschickt gewesen." Wenn er aber meint, es komme das von der langen Friedenszeit her, so trifft er die eigentliche Ursache nicht. Sie lag, wie ich schon andeutete, in der Thatsache, daß in dem ganzen Jahrhundert nach dem dreißigjährigen Kriege, in dieser Zeit der Entstehung der stehenden Heere, die Armee die beste Schule für Zucht und Gehorsam, für eine große Verwaltung, für Lieferungs-, Kassen-, Verpflegungswesen war, während die sonstige Staatsverwaltung noch in Unordnung, oft kaum vorhanden war. Und speziell im preußischen Staate war die Reorganisation der Finanzen, die Einführung der Accise, die Herstellung einer geordneten Verwaltung in den Städten auf's Engste mit der Militärverwaltung in dem Organismus des sogenannten Kommissariats verknüpft. Die Folge hiervon war aber nicht blos, daß Generale an die Spitze der Steuer- und Polizeiverwaltung kamen; ebenso oft sehen wir das Umgekehrte, daß Civilbeamte die Chefs der Militärverwaltung sind. Unter Friedrich I. stehen Daniel Leopold von Danckelmann, Eusebius von Brandt, Freiherr von Blaspeil ohne militärischen Rang an der Spitze des

Generalkriegskommissariats, später erscheinen unter den Ministern des Generaldirektoriums, das auch die militärischen Sachen unter sich hatte, eine Reihe von Civilbeamten: Kraut, Creutz, Görne, Happe, Boden, Fuchs jr.

Den Generalen gegenüber stehen die Gelehrten, vor allem die früheren Universitätsprofessoren. Der große Kurfürst, sowie sein Vater, hatten mehrmals Gelehrte vom Katheder direkt zu den höchsten Staatsstellen berufen: Mathias Polenius, Friedrich von Jena, Gottfried von Jena, Paul Fuchs, von Rhetz, Ezechiel von Spanheim; König Friedrich I. zog Samuel Cocceji in seinen Dienst; Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große haben seine große Bedeutung, seine gesetzgeberischen Talente gleichmäßig gewürdigt. Unter Friedrich Wilhelm's Regierung spielen die großen hallischen Juristen Thomasius, Gundling, J. H. Böhmer, Heineccius, der Kanzler von Ludewig und andere trotz der Verachtung des Königs für das pedantische Gelehrtenthum keine geringe Rolle; besondere Gutachten und Arbeiten werden ihnen aufgetragen; eine Anzahl von Aemtern bekleiden sie nebenher.

Der Abkunft nach sehen wir Adelige und Bürgerliche neben einander; ich werde darauf zurückzukommen haben, daß und warum die letzteren überwogen. Anderwärts empörte sich theilweise noch der ständische Trotz gegen den Fürstendienst. Aber statt daß man dann bürgerliche Räthe und Minister annahm, sah man viele der anderen Höfe von fremdem Adel wimmeln, von Adel aus anderen Territorien, von französischem und italienischem Adel. Hier im Gegentheil sind die Minister und Generale, soweit sie adelig sind, vorzugsweise Söhne des Landes, märkische, pommersche, preußische Edelleute. Ihre Laufbahn war in der Regel die, daß sie einige Jahre auf deutschen Universitäten studirten, dann ihre übliche Reise durch Deutschland, nach Holland, auch nach Paris machten, um bei ihrer Rückkehr am Berliner oder an einem anderen deutschen Hofe als Kammerjunker einzutreten. Von dieser Stellung aus gelangten sie zu Gesandtschaftsposten oder Rathsstellen bei den Kammern, Kommissariaten, beim Lehnhof, auch beim Kammergericht. Die meisten preußischen Gesandten der damaligen Epoche haben längere oder kürzere Zeit in der innern Verwaltung gearbeitet. Marquard von Printzen, Ernst von Knyphausen, H. von Podewils, Ferd. von Görne sind leuchtende Beispiele von tüchtigen Ministern dieser Art.

Neben ihnen erscheint dann eine Anzahl gewöhnlicher Juristen, die am Kammer- oder anderen Gerichten emporgekommen sind; vornehmlich auch solche, welche als tüchtige Auditeure bei der Armee den Blick des Königs auf sich gezogen hatten, wie Katsch und Viebahn. Die Persönlichkeit von Katsch gilt in der Tradition als eine herrische, hämische,

der das Strafen an sich Freude bereitete. Er hatte die Straf- und Disciplinarsachen im Generaldirektorium. Jedenfalls war seine unerbittliche, unnachsichtige Strenge und nie ruhende Thätigkeit von nicht geringer Bedeutung für die wachsende Integrität des Beamtenstandes.

Außerdem aber zählten selbst die höchsten Rangklassen bürgerliche Beamte, welche keine Universitätsbildung genossen hatten: solche, die sich in der kameralistischen Subalterncarriere, besonders im Kabinet des Königs, ausgezeichnet hatten; dann frühere Kaufleute, frühere Domänenpächter, kurz Leute aller Gattung und mit jeder Vergangenheit, wenn sie nur fähig waren.

Ilgen, Thulemeyer, Marschall, Boden, Creutz waren vom Kabinet aus Minister geworden. Boden war früher Domänenpächter gewesen. Marschall war ein Kaufmannssohn aus Königsberg; er wußte mit Geldsachen umzugehen, er war Vorstand der dem König sehr am Herzen liegenden Rekrutenkasse. Kraut war unter Friedrich I. derjenige gewesen, der — oft durch seinen persönlichen Kredit und seine kaufmännische Gewandtheit — die Ebbe in den verschiedenen Centralkassen beschworen hatte, ein kaufmännisches und Spekulationstalent, aber mit dem Ehrgeiz, dem Staate zu dienen; auf den Wunsch des Königs gründete er ursprünglich ganz mit seinem Vermögen und auf seine Gefahr das Lagerhaus, die große, später in Staatsbesitz übergegangene Mustertuchfabrik. Creutz, der lange Amtmannssohn und frühere Privatsekretär Friedrich Wilhelms als Kronprinzen, der geschworene Feind des alten Adels, war im Finanzdirektorium, in der Generalrechenkammer, später im Generaldirektorium die treibende Seele; sparsam, haushälterisch, knapp, ordnungsliebend, ein Mann der Zahlen, der Etats und der Rechnungen, hart und unnachsichtig, wie die meisten der Lieblinge des Königs; aber von jener scharfsichtigen Menschenkenntniß und jenem thätigen Ordnungssinn, welche beide zusammen allein eine Beamtenmaschine in guten Gang bringen können.

Was das Privatleben dieser höchsten Beamten betrifft, so dürfen wir an dasselbe keinen höheren Maßstab anlegen, als die Zeit überhaupt erlaubt. Häßliche und heftige Händel unter einander, Intriguen gegen einander waren an der Tagesordnung. Dem König war das nicht einmal unlieb, er dachte dadurch sicherer von allem zu erfahren. Der Nepotismus fehlte nicht; Ilgen wußte seinen Neffen Thulemeyer und seinen Schwiegersohn von Knyphausen, beides freilich ausgezeichnete Leute, in Amt und Würden zu bringen; von Podewils erleichterte sich seinen Weg dadurch, daß er die Tochter Grumbkow's heirathete. Nach Reichthum, nach dem Besitz größerer Güter strebten alle. Neben den Ministergehalten suchten die meisten irgend welche Sinekuren oder Nebenämter mit Gehalten zu erjagen; und trotz

der Sparsamkeit des Königs gelang es auch der Mehrzahl; wir finden sie im Besitze von Domherrnstellen, von Comthureien des Johanniterordens, von Hauptmanns- oder Amtshauptmannsstellen, welche damals mehr oder weniger zu bloßen Sinekuren geworden waren. An sie hauptsächlich, wie an beliebte Offiziere und Soldaten, verschenkte der König die Judenconcessionen, welche diese zum Aufenthalt im Lande brauchten und theuer bezahlen mußten. Von den zahlreichen Baunnterstützungen, die von der Regierung gewährt wurden, kamen auch an die Minister und Generale welche und nicht die geringsten. Als der König die Wilhelmsstraße bebaut wünschte, gab er mehreren derselben Unterstützungen an Baumaterialien je bis zum Werth von 40,000 Thaler. Damals sind jene prächtigen Palais und Parks der Wilhelmsstraße entstanden, die heute noch eine Zierde Berlins sind. Grumbkow erhielt neben vielem Anderem, als es ihm einst an Geld zu einem Hauskauf mangelte, 16,000 Thaler auf 8 Jahre ohne Zinszahlung. In der Annahme großer diplomatischer Geschenke waren viele, besonders Ilgen und selbst Knyphausen, nicht zu zartfühlend. Grumbkow ließ sich eine zeitlang einen österreichischen Gehalt bezahlen. Aber all das hatte doch seine bestimmte Grenze. Ilgen war treu und unbestechlich, wie er unermüdlich war im Dienste seines Königs; Grumbkow nahm von Seckendorf, was er ihm bot, aber um, sobald er seine eigene Ansicht über Oesterreich gewechselt hatte, der bitterste Feind des Wiener Hofes zu werden. Und Ilgen, sowie Grumbkow sind wohl die am wenigsten reinen Charaktere. Die meisten anderen stehen weit über ihnen; die Mehrzahl fängt an, jene ehrenhafte Integrität zu zeigen, die lange das beste Erbtheil der preußischen Bureaukratie war. Es erhebt sich immer klarer neben der naiven Geldsucht der Zeit ein Zug politischer Ehrenhaftigkeit, ein ausgeprägt preußischer Patriotismus, ein Staatsgefühl, das vom König ausgehend auch seinen Beamtenstand reinigt. Als Seckendorf eine Reihe von Offizieren aus des Königs Umgebung für sich gewinnen will, bittet er seinen Hof um lange Kerle: „denn diese Leute capabel sind, ein Präsent von 100 bis 1000 Dukaten auszuschlagen, hingegen mit größter Freude etliche große Kerls bei ihren Compagnien annehmen, weil sie sonst solche anderwärts zu finden nicht im Stande sind."

Doch nicht in der persönlichen Umgebung des Königs, nicht in den Ministern allein besteht ein größerer Staat. Wir haben uns von ihnen hinweg zur Gesammtheit der Staatsdiener zu wenden, wir haben zu fragen, nach welchen Grundsätzen Friedrich Wilhelm seinen ganzen Beamtenstand bildete und ergänzte, schulte und hob.

Die erste Voraussetzung eines festgegliederten monarchischen Staates ist das unbedingte fürstliche Ernennungsrecht in Bezug für alle Beamtenstellen. Erinnern wir uns, welche beschränkte Stellung der große Kurfürst in dieser Beziehung noch besonders in Preußen, sowie in Cleve-Mark gehabt. In Preußen mußten alle Stellen mit Eingeborenen vom Adel besetzt werden; ganz ausgeschlossen waren Reformirte. Die ganze Regierung des Landes wurde von den 4 Oberräthen und den 4 Hauptleuten der Königsberg nächst gelegenen Aemter geführt, wozu 3 Deputirte des Königsberger Magistrats in Abwesenheit des Herzogs traten. Unter diesem rein ständischen Ministerium arbeitete eine Anzahl Räthe, stand die ganze Landesverwaltung; die Domänen wurden von adeligen Amtleuten für Rechnung dieser Regierung administrirt; sie gab es zu, daß 48,354 Hufen im Jahre 1649 einen Ertrag von 5940 Thalern lieferten. Wie die Regierung, so war auch die Justiz nur ein Mittel, das ständische Interesse zu einem möglichst schamlosen Ausdruck zu bringen. In der Regimentsverfassung, welche der große Kurfürst im Dezember 1661 zu oktroyiren versuchte, dann aber wieder zurückzog, waren die Hauptwünsche desselben: das Ernennungsrecht des Statthalters ohne ständische Zustimmung, Pflicht der Oberräthe, an ihn über alles zu berichten. In dem Receß von 1663 setzte er wenigstens eine Anzahl Stellen im Hofgericht und die vier Hauptmannschaften für Reformirte, d. h. für treue Anhänger seines Hauses, durch, sowie ein Oberaufsichtsrecht über das Kammerwesen, dem dann bald die Bildung einer nur von ihm abhängigen Domänenkammer folgte. Aehnlich waren die Kämpfe in den rheinischen Landen. Auch in der Kurmark mußte der Kurfürst noch 1653 versprechen, möglichst nur Märker, keine Preußen, keine Clever anzustellen. Die Armee hatte er dadurch wesentlich in andere Stellung gebracht, daß er die Obristen, sowie das ganze Offizierscorps unter eine gewisse Disciplin stellte, sie in eine festgeregelte Abhängigkeit von der kurfürstlichen Regierung brachte. Auch gegenüber der corrupten oligarchischen Städteverwaltung hatte er sich eine Handhabe zu verschaffen gewußt. Es ist im Landtagsreceß von 1653 ihm zugestanden, daß, wenn die Mißbräuche der städtischen Verwaltung, die Nichtzahlung der Zinsen von den städtischen Schulden und Aehnliches zu sehr wachsen, er das Recht haben solle, gewisse Kommissarien in die Städte zu deputiren, welche — mit dem Rathe — die Dinge wieder in richtigen Stand bringen helfen.

Diese unter dem großen Kurfürsten begonnene Richtung erreicht ihren Höhepunkt unter Friedrich Wilhelm. Am schonendsten ist man noch gegenüber den adeligen Gutsherrschaften. In Bezug auf die Städte erlaubt sich der König jede Ernennung, die ihm passend und nothwendig erscheint;

die Accisebeamten werden ausschließlich von den königlichen Behörden ernannt. Von einem ständischen Besetzungsrecht der Gerichte ist nicht mehr die Rede. Das 1709 nochmal gegebene Versprechen, am Kammergericht möglichst nur Einheimische anzustellen, wird unter seiner Regierung nicht wiederholt. Ja für die Behörden, in welche nunmehr der Schwerpunkt der ganzen Verwaltung fällt, für die Kammern und Kommissariate, die spätern Kriegs- und Domänenkammern, schreibt er das Gegentheil vor, nämlich, „daß ihm keine Leute in Vorschlag gebracht werden sollen, die aus der Provinz bürtig, woselbst die vakante Bedienung wieder zu besetzen.“ In Preußen sollen clevische. märkische oder pommersche Unterthanen angestellt werden, aber keine Preußen, in Cleve keine Clever, in Magdeburg keine Magdeburger, in Pommern keine Pommern. Nur so ließen sich die Familiencoterien innerhalb des Dienstes durchbrechen, die bis 1713 in schlimmster Weise gewuchert hatten; klagt doch z. B. ein amtlicher Bericht von 1710 über die Zustände in Cleve, „daß die Kammer-Räthe, Land-Rentmeister, Zoll-Directör und andere Bediente mit den Schlütern, Rentheimeister, Zollbedienten gantz nahe befreundet sind und niemand zu dergleichen befördert haben oder wollen, wer sich nicht mit ihnen alliiren wollen; da sind der Kammerräthe Söhne Schlüter, deren Söhne haben sich an Rentmeister Töchter verheirathet, der eine Kammerrath und Zoll-Direktor hat einen leiblichen Bruder zum Zoll-Einnehmer und die übrigen sind deren Verwandte; diese haben einander die gute Pachtungen nach Belieben zugespielet und in allem favorisiret.“ Dagegen halfen nur Beamte, die ohne Familienzusammenhang aus anderen Provinzen kamen. Nur ein solcher Beamtenstand erhob sich über den Schmutz der Coterie, über lokale und Kirchthumsinteressen zu der Höhe wahren Staatsdienstes.

So wenig wie ein Vorzug der Einheimischen jeder Provinz wurde ein Vorrecht der Adeligen für die Stellen im Heer und im Staate anerkannt. Das Verfahren des Königs in dieser Beziehung war aber nothwendig durch verschiedene theilweise sich widersprechende Gesichtspunkte bedingt, durch seine persönlichen Neigungen, durch den Kampf, in dem das Königthum mit der ständischen Libertät noch begriffen war, und wieder durch die Nothwendigkeit, die Bildung und das sociale Ansehen des einheimischen Adels für den Staat zu nutzen, ihn einzufügen in die Subordination des fest in sich geschlossenen monarchischen Staates.

Die persönliche Neigung des Königs war dem Adel eher feindlich als günstig. Er liebte in Sitten und Gebräuchen das einfach Bürgerliche; es waren keine adeligen Manieren, wenn er sich zur Arbeit am Schreibtisch eine Schürze und leinene Ueberärmel anband, seinen Tuchrock zu schonen; er verkehrte auch persönlich gerne mit einfachen geraden

Naturen; ehrsame Bürger von Potsdam erscheinen zu Zeiten im Tabacks-kollegium; zu den großen Hoffesten in Berlin wurden auch Kaufleute und andere „honnette Personen bürgerlichen Standes nebst ihren Eheliebsten" geladen. Dem scheint das berüchtigte Edikt vom 8. Mai 1739 wider die allzu ungleiche und zum Theil schändliche Heirathen derer vom Adel zu widersprechen. Aber es scheint nur. Es geht das Edikt überhaupt nur gegen die Heirath Adeliger mit Bauern-, Handwerkers-, Bierschenken-, Komödiantentöchtern und Dienstmägden; die Töchter aller bürgerlichen Beamten, der graduirten Personen u. s. w. sind davon ausgenommen; auch andere — besonders wohlhabende unberüchtigte Mädchen dürfen von Adeligen geheirathet werden, wenn die drei nächsten Anverwandten des Adeligen zustimmen oder wenn, falls ihr Consens nicht zu erlangen, dieser Consens von der Regierung ertheilt ist. Das ganze Edikt geht, wie die Eingangsworte deutlich sagen, hauptsächlich gegen Ehen mit ungebildeten rohen Maitressen, mit solchen „welche vorhero in offenbarer Schande gelebt haben." Derartige Fälle scheinen sich in der Sittenlosigkeit der damaligen Zeit gehäuft zu haben. Und der König ließ sich in sittlicher Entrüstung darüber von den empörten Verwandten solcher Ehemänner zu diesem Edikte fortreißen. Eine besondere Abneigung des Königs für den Bürgerstand darf daraus bei den zahlreichen Beweisen für das Gegentheil nicht gefolgert werden.

Des tiefen Gegensatzes zwischen seiner Auffassung der Staatsgeschäfte und der der adeligen Beamten war sich der König wohl bewußt. Wenn er nur die Separatvota der bürgerlichen Räthe gegenüber den adeligen in Bezug auf den Nothstand aller Provinzen im Jahre 1710 gelesen hatte — und ich zweifle keinen Moment, daß er sie genau kannte —, so mußten ihm die Augen darüber aufgehen, daß unter seinem Vater eine adelige Kliquenwirthschaft den Staat ruinirt, daß dem Mißbrauch der Gewalt auf den adeligen Gütern ein noch schlimmerer Mißbrauch der Gewalt zu folgen drohte, wenn die Beamtenstellen und Kollegien ausschließlich in den Händen der Adeligen blieben. In diesen sehr merkwürdigen Separatberichten wird alles Uebel zurückgeführt auf die „Injustice derer bemittelten Stände gegen unbemittelte," auf die „Injustice derer Bediente, so bei der Kammer und in denen Hauptmannschaften gesessen und ihren Eidespflichten gemäß vor Euer K. Majestät Aembter Interesse reden und die Sache nach Hofe berichten und zur Endschaft befördern sollen und solches nicht gethan;" alle Mißbräuche seien den Adeligen möglich gewesen, „weile Sie oder Ihre Vorfahren Directores bei den Contributions- und Landes-Bedienungen gewesen;" alles gehe schlecht und theuer, wenn es die Herren Stände in die Hände bekämen; ein Recht sei nicht gegen

sie zu bekommen, „weile die Ohms mit darin (in den Kollegien) sitzen und diese selbst wegen ihrer eigenen Güther und Bauern ein Interesse dabei haben und sich selbst kein praejudiz machen wollen.“ Friedrich Wilhelm erkannte sehr wohl, daß hier eine Aenderung hoch nothwendig sei und der alte Dessauer mag ihn sehr darin bestärkt haben. Er ist über die Domänenkammern gewaltig empört, „daß sie mit den Landständen, d. h. dem Adel, eine Bande und was das aller ärgste sei, Partie wider uns selbst machen.“ Er spricht es in der Instruktion für seinen Sohn von 1722 aus, das Amt eines Generalkriegskommissars sei ein so schwieriges aus diesem Grunde; so dieser seinem Könige treu dienen wolle, werde er viele gegen sich haben, besonders den ganzen Adel. Die adelige Opposition regte sich ab und zu selbst unter seinen treuen, ihm persönlich ergebenen Dienern. Als der bürgerliche Minister Katsch ihn bewog, die Allodifikation der Rittergüter und ihre Belegung mit einer mäßigen Steuer durchzuführen, da machte ihm Dohna die heftigsten Gegenvorstellungen, da wurde sogar Grumbkow durch die Renitenz des magdeburgischen Adels angesteckt und zweifelhaft, von Printzen wollte sogar seine Entlassung nehmen, die ihm aber verweigert wurde. Die Alvensleben, die Schulenburg's, die Bernstorff's, deren Nachkommen treue Diener des preußischen Staates wurden, waren damals noch seine heftigsten Feinde; sie hatten noch etwas in sich von der alten Unbotmäßigkeit, dem Uebermuth und der Zügellosigkeit des Reichsadels, sie pochten auf ihre theilweise schmutzigen Stellungen an fremden Höfen. Die Schulenburg's auf Emden glaubten doppelt insolent sein zu dürfen, da ihre Schwester die vornehme Stellung einer Maitresse des Königs von England inne hatte.

Dem gegenüber nahm der König seine Maßnahmen fest und klar, einmal in Bezug auf die ständischen und halb ständischen, dann in Bezug auf die königlichen Aemter.

Die kurmärkische Landschaft, die Verordneten zum Hufen- und Giebelschoß, die ständische Städtekasse waren immer noch Institutionen von einiger Bedeutung. Von ihnen ging früher die ständische Opposition aus. Jetzt sehen wir an ihrer Spitze als Direktoren und Vicedirektoren, als deputati perpetui der Regierung, die treuen Diener des Königs, die meist bürgerlichen Räthe und Minister Ilgen, Creutz, Marschall, Görne, Piper. Ob sich Friedrich Wilhelm auch hier ein direktes Ernennungsrecht erlaubte, oder es nur durch seinen Einfluß dahin brachte, daß seine Anhänger diese Stellen erhielten und so der Opposition von Anfang an die Spitze abbrechen konnten, will ich nicht entscheiden.*) Jedenfalls in Bezug auf

*) Diese wie die meisten folgenden Personalnachrichten sind der Geschichte der preußischen Behörden von Roden entnommen. Es ist ein Manuscript, Quartband von 453

die Landräthe respektirte er das ständische Vorschlagsrecht ziemlich wenig. In den zahlreichen landräthlichen Personalakten, die ich durchgesehen habe, finden sich häufig Ernennungen nur auf Vorschlag der Kammern; oft treffen die ständischen Vorschläge erst ein, wenn der König eine andere Ernennung schon vollzogen. Häufig werden zu Lebzeiten eines Landrathes Adjunktionen vorgenommen, die ohne jede ständische Mitwirkung den Nachfolger bestimmen. Die Gewählten sind allerdings Rittergutsbesitzer aus dem Kreise, aber dem König ergebene. In der Umgegend von Berlin treffen wir wieder die Minister und ersten Räthe des Königs in den Landrathsstellen, die sie wie die landschaftlichen Aemter nebenher versehen. Ab und zu erfolgen auch Vorschläge von Seiten der Kreisstände; aber der König ist dann mißtrauisch. Als die Stände des Jerichow'schen Kreises im Herzogthum Magdeburg 1724 den Oberstlieutenant von Barby zum Landrath vorschlagen, rescribirt er: „Barby ist ein Retinent und Rebell, sollen einen treuen vorschlagen." Die Stände versichern, das sei ein Irrthum; aber erst als Barby einen sehr strengen Revers unterschrieben, daß er nie an der adeligen Opposition theilgenommen, noch jemals theilnehmen werde, wird er bestätigt. — Erst unter Friedrich dem Großen tritt die regelmäßige Berücksichtigung der Vorschläge der Stände ein; er hatte nicht mehr das Gefühl, in dem Adel einen Feind der Krone zu sehen; theilweise hatte er darin wohl recht; die Zeiten hatten sich geändert; theilweise aber dachte er so, weil er die realen Verhältnisse nicht so genau kannte, wie sein Vater. Erst unter ihm werden die Domänen, die Amtsstädte, die Güter in städtischem oder bürgerlichem Besitze von der Landrathswahl ausgeschlossen.

Daß unter den Ministern eine große Zahl von Roturiers waren, habe ich schon erwähnt: Ilgen, Bartholdi, Marschall, Boden, Thulemeyer, Cocceji, Kraut, Creutz, Katsch, Viebahn, Fuchs waren aus dem Bürgerstande hervorgegangen. Ueber die höheren Landeskollegien füge ich einige statistische Notizen nach dieser Richtung hinzu. In das Generalfinanzdirektorium wurden 1713—23 20 Räthe ernannt, wovon 11 bürgerliche waren, in das Generalkriegskommissariat von 1700—1723 28 Räthe, wovon 18 bürgerliche und mehrere neugeadelte; für die churmärkische Kammer finden sich 1714—23 18 Ernennungen von Bürgerlichen, 4 von Adeligen; für das Berliner Kommissariat von 1700—1723 ausschließlich 12 bürgerliche Ernennungen. Bei der Magdeburger Kammer sind am

Seiten, verfaßt von dem tüchtigen Finanzminister Friedrich's des Großen, das sich auf dem Staatsarchiv unter dem Titel: „Beschreibung des Generaldirektorii" R g. lit. C. 16. 3. Nro. 246 befindet, eine sehr wichtige Quelle für die Geschichte der Behörden und des Beamtenstandes im vorigen Jahrhundert.

19. Mai 1721 ein adeliger Präsident und 6 bürgerliche Räthe, beim Magdeburger Kommissariat 3 adelige und 4 bürgerliche Mitglieder; im September 1723 sind in dem neugebildeten Generaldirektorium, abgesehen von den fast ausschließlich bürgerlichen Ministern, 8 bürgerliche auf 9 adelige Räthe; in der Generalrechenkammer sind 1723 13 bürgerliche Räthe auf einen adeligen; 1735 sind bei der Berliner Kriegs- und Domänenkammer 27 Räthe unterzeichnet, davon 16 bürgerliche; 1739 sind an der Küstriner Kriegs- und Domänenkammer 6 bürgerliche, 3 adelige und ein französischer Namen. Am Berliner Kammergericht sind 1738 auf 9 bürgerliche 17 adelige Richter; die Berliner 27 Obergerichts- und die 21 Untergerichtsadvokaten jedoch sind durchaus bürgerlich. Ich zweifle nicht, daß in der Reihe der hier als adelig angeführten noch verschiedene neugeadelte waren, die ihrer Gesinnung nach dem alten Adel feindlich gegenüberstanden. Ich konnte das den Namen nach nicht durchaus unterscheiden, nnd habe, wo ich nicht sicher war, diese zu den Adeligen rechnen müssen. Daß die bürgerlichen Minister und höheren Beamten fast alle in den Adelstand erhoben wurden, war einfach eine Folge der damaligen gesellschaftlichen Anschauungen. Es war das weniger eine Huldigung für, als eine Beleidigung gegen den alten ständischen Adel. Man nahm es damit ja sehr leicht, wie es z. B. einmal heißt: „Es haben seine königliche Majestät den Geheimen Rath Piper, weilen er ein schön magnifique Haus bauet, in den Adelstand erhoben." Die Ernennung des Hofnarren Gundling in den Freiherrnstand mit der lächerlichen Beschreibung seines Wappens, der Verleihung von 16 Ahnen war förmlich auf eine Verhöhnung derjenigen angelegt, die den Adel über das persönliche Verdienst stellten. — Die angeführten Zahlen zeigen, daß das bürgerliche Element als gleichberechtigt angesehen, ja daß es bevorzugt wurde. Umgekehrt wie heutzutage ist der Adel bei der Justiz zahlreicher; die Verwaltungscarrière ist die vorzugsweise bürgerliche; sie lag dem König ja auch viel mehr am Herzen; die Kammern waren der feste Knochenbau des neuen Staates, sie vor allem sollten mit tüchtigen, von Nebeninteressen unabhängigen Leuten besetzt sein. Daher ist es auch begreiflich und entschuldbar, wenn der König auf das Gesuch eines Herrn von Hymmen um eine Stelle dem Generaldirektorium antwortet: „sollen examiniren, ob er Verstand und guten Kop; hat er das, soll in der Churm. Kr. u. Dom. Kammer zu führen sind; ist er ein dummer Deuffel, sollen ihn znm clev. Regierungsrath (Obergerichtsrath) machen, dazu ist er gutt genuch."

Wenn die königliche Ernennung zum Amte den Zweck einer Auswahl nach der Treue und Fähigkeit verfolgte, so war dabei doch ein Mißbrauch nicht ausgeschlossen: die Berücksichtigung solcher, welche sich erboten, größere

oder kleinere Summen zur Rekrutenkasse zu zahlen. Der Stellenverkauf war allgemein in jener Zeit üblich und hatte, wie immer, seine durchaus demoralisirenden Folgen. Wie im sinkenden Griechenland die kolossalen Bestechungen bei der Aemterbewerbung als ein Kapital angesehen wurden, das man durch eine möglichst eigennützige Amtsführung nebst hohen Wucherzinsen sich wieder eintrieb, wie das Mittelalter daran zu Grunde gegangen war, daß es die Verwandelung der Amtsstellen in käufliche Kapitale geduldet hatte, so war auch jetzt wieder in Frankreich, in Oesterreich, in den meisten deutschen Staaten eine Auffassung üblich, welche den möglichst hohen Verkauf des Amtes und die Ausnutzung desselben durch den Käufer als die Hauptsache, die fürstliche Ernennung und die Amtspflichten als die Nebensache ansah. In Brandenburg war es nie so schlimm gewesen. Der große Kurfürst hatte es eingeführt, daß neu angestellte Beamte zuerst die Hälfte, später den vierten Theil des ersten Jahresgehaltes als eine Gebühr an die Marinekasse zu zahlen hatten; für Stellen ohne bestimmten Gehalt waren entsprechende Taxen zu zahlen. Diese Einnahme fiel unter Friedrich Wilhelm der Rekrutenkasse zu; aber statt sie durchaus als eine feste Gebühr zu behandeln, wurde den Bewerbern unter den Fuß gegeben, in einzelnen Fällen mehr als dieses Viertel anzubieten. Es war die fiskalische Interessirtheit des Königs, die ihn dazu brachte. In der Instruktion für das Generaldirektorium heißt es Art. I. § 8: „Wenn kleine oder geringe Bedienten bei Unsern Provinzialkammern und Kommissariaten bestellt werden, müssen sich dieselben mit der Rekrutenkasse gehörig abfinden, und soll alsdann derjenige den Dienst haben, welcher am habilesten ist und am meisten giebet.“ Von den Rendanten und Einnehmern aber soll nach derselben Instruktion nichts zur Rekrutenkasse gezahlt werden. Als sich Konflikte ergaben zwischen den Vorschlägen des Generaldirektoriums und denen der Rekrutenkasse, erließ Friedrich Wilhelm unterm 16. Januar 1724 einen Befehl, der, obwohl er die Neigung des Königs zeigt, die Einnahme dieser seinem „personellen Plaisir“ dienenden Kasse zu steigern, doch durchaus die staatlichen Gesichtspunkte voranstellt. Es sollen alle Personalvorschläge im Generaldirektorium in pleno debattirt, es soll nur der Vorsteher der Rekrutenkasse Marschall dazu beigezogen werden; die Capacität und die gethanen Offerten sollen erwogen und demgemäß dem König ein Vorschlag gemacht werden. Freilich kam es nun immer noch auf die Ausführung an. Förster führt in seinen abgedruckten Marginalien einzelne Fälle an, in welchen des Königs Entscheidung über eine Stelle lautet „wer das Meiste giebt;“ einige Mal heißt es auch nur „soll sich mit der Recruten-Kasse abfinden;“ mehrmals ist aber nicht der Meistbietende genommen. So weit ich die Akten selbst durchgesehen habe, habe ich in

der überwiegenden Zahl der Fälle einfach eine Quittung der Rekrutenkasse über ein Viertel der Jahresbesoldung bei denselben gefunden; auch wo ich eine Mehrzahl von Geboten vorfand, habe ich niemals das höchste Gebot als das allein Entscheidende bemerkt. Der König genehmigte, wenn nicht irgend Etwas ihn mißtrauisch gemacht, gerne die Vorschläge der Behörden, weil sie ihm dann für den Vorgeschlagenen haften mußten. „Wir haben Uns resolviret," läßt er schon am 2. Mai 1716 sämmtlichen Kammern schreiben, „daß Unsere Kammern, wann Sie uns ein oder andern unter Ihrer Direktion stehenden Bedienten vorschlagen, und Wir denselben anzunehmen Uns erklären, vor Ihre Geschicklichkeit und Treue hafften und responsables seyn, hingegen von aller Verantwortung frey seyn sollen, wenn Wir solche Diener vor uns selbst annehmen." Es ist von da an ein geordnetes Vorschlagsrecht der Behörden üblich, das den Stellenverkauf im schlimmen Sinne ausschloß. Es wird dabei immer wieder eingeschärft, „die Vorschläge ohne Passion und Affekte oder die geringste andere Nebenabsicht zu machen, jedesmahl redliche, tüchtige und capable Leuthe zu Bediente in Vorschlag zu bringen." Daneben hielten die strengen Controlen des Dienstes schon die einseitige Ausnutzung des Amtes durch die etwaigen Stellenkäufer ab.

Neben dem Verkauf von Aemtern waren die Ernennungen ohne Erledigung von Aemtern ein Hauptübelstand jener Zeit. Der Nepotismus bediente sich der Adjunktionen; junge Leute, besonders solche von Adel, die ihre Studien vollendet, melden sich und bitten um eine Stelle in diesem oder jenem Kollegium, erbieten sich natürlich, einstweilen ohne Gehalt zu dienen; 1735 z. B. schreibt A. Ch. der edle Herr von Puttlitz an den König, er habe drei Jahre in Halle Jura studiret, da er nun die in der Theorie erlernte studia ad vitam civilem zu appliciren gesonnen und sich ohne üppigen Ruhm zu melden, auch capable erachte, S. K. Majestät und dero Landen ersprießliche Dienste thun zu können, so bitte er um eine Stelle als Obergerichtsrath in der alten Mark und um eine Expektanz als Landrath; und er erhält beides gegen 200 Thlr. Rekrutenkassengebühr. Ueberzählige Beamte, häßliche Streitigkeiten zwischen den verschiedenen mit Anwartschaften Versehenen waren die nothwendige Folge von solchen Ernennungen, Adjunktionen und Expektanzen. Der König sah dies wohl ein, machte auch verschiedene Anläufe, diese ganze Art der Ernennung abzustellen; aber hierin war er am wenigsten consequent; immer wieder machte er, unter dem Eindruck einzelner Persönlichkeiten und lokaler Verhältnisse, Ausnahmen.

Am meisten wohl wurde über die zu große Zahl Richter, Advokaten und Prokuratoren geklagt. Schon 1709 hatte die Kammergerichtsordnung

einen Anlauf genommen, die Zahl der Advokaten und Prokuratoren etwas zu beschränken. Das erregte aber einen solchen Sturm des Unwillens, daß schon im folgenden Jahre die versuchte Reduktion des „bisher über die Maßen angewachsenen Numerus Advocatorum et procuratorum" wieder als unausführbar zurückgenommen wurde (Rescript vom 17. Febr. 1710). Eines der ersten großen organisatorischen Gesetze Friedrich Wilhelm's, die Justizordnung vom 21. Juni 1713, verlangte nun genaue Listen der Gerichtsmitglieder, sowie Angabe, wie groß die Zahl der Richter vor 50 Jahren gewesen sei; sie wollte ferner die Verbindung des Richteramtes mit andern Aemtern möglichst beseitigen. Es sollen nach ihr Expektanzen auf Stellen gar nicht mehr ertheilt werden; Adjunktionen sollen möglichst wenig und nur nach genauer Prüfung der Sachlage durch die Kollegien vorkommen. Der ungeheure Ueberfluß an Advokaten und Prokuratoren soll ernstlich beseitigt werden. Die Mißstände hörten freilich damit nicht auf. Die Durchführung war nicht so strenge, wie der Wortlaut des Gesetzes. Wichtig aber war, daß später wenigstens eine feste Norm geschaffen wurde, wie die Räthe, die bisher ohne Besoldung gedient, in die erledigten besoldeten Stellen einrücken sollten (Edikt vom 9. Dezember 1737 § 12).

Die Hauptsache aber war, daß man überhaupt zu festen Grundsätzen darüber kam, wer eine Anwartschaft auf den öffentlichen Dienst nach seiner Bildung beanspruchen könne. Die Prüfung und Feststellung der persönlichen Qualifikation nicht sowohl eingeführt, als ausgebildet und zu einem Grundpfeiler des öffentlichen Dienstes gemacht zu haben, ist eines der Hauptverdienste Friedrich Wilhelm's.

Besonders wichtig war die Durchführung dieser Reform gegenüber dem Richter-, Advokaten- und Prokuratorenstande. Freilich litt dieser noch an anderen tiefen Mißständen. Die eben erwähnte große Zahl von Richtern und Advokaten, das Angewiesensein auf Sporteln, die mit der Länge der Processe wuchsen, das Bezahltwerden der Advokaten vor dem Ende des Processes ließ keinen ehrenhaften Geist unter diesen Handwerksjuristen aufkommen. Die Advokaten hatten theilweise gar keine gelehrte Bildung, noch weniger war das der Fall bei den den Proceß direkt betreibenden Prokuratoren. Diese waren meist die verworfensten Subjekte, frühere Winkelschreiber, Wucherer, Lakaien; sie waren die Kanäle, durch welche die Richter bestochen wurden; Cocceji nennt sie eine wahre Pest der Justiz. Je mehr damals jeder Zusammenhang zwischen dem Volksbewußtsein und dem gelehrten geltenden Rechte fehlte, desto mehr war

eine gelehrte juristische Vorbildung der Richter und Advokaten die erste Vorbedingung für jede Reform.

Man hatte das auch längst gefühlt; die Reform hatte in Preußen wie für so Manches bei der Armee begonnen. Auf die Wahrnehmung, „daß einige bei den Regimentern bestellete Auditeures von sehr schlechten Studien und Wissenschaften seynd, daß sie weder quoad Formalia, noch quoad Materialia den Proceß zu führen wissen, daß viele Ignoranz, Nachlässigkeit und Nullitäten darbei verspüret worden" — wurde den $^{7}/_{17}$. April 1692 verfügt, daß die Betreffenden künftig dem Generalauditeur ihre Studien nachzuweisen haben, daß sie von ihm examinirt werden sollen. Und im folgenden Jahre (22. August 1693) erging ein von Danckelmann contrasignirtes Rescript, daß beim Kammergericht nach dem Exempel des Kaiserlichen Kammergerichts und anderer hoher Justizcollegiorum im römischen Reiche künftig keine Stelle neu zu besetzen sei, ehe der betreffende Candidat eine Proberelation gemacht habe und examinirt worden sei. Das wurde in der Kammergerichtsordnung von 1709 bestätigt und auf die Advokaten ausgedehnt; der akademische Grad solle für dieselben nicht genügen; selbst die Prokuratoren sollen einem Examen unterworfen werden. Aber diese Vorschriften wurden so wenig ausgeführt, wie die 1709 angeordnete Stellenreduktion. Die Justizordnung vom 13. Juni 1713 wendete sich daher wieder mit Nachdruck gegen die Annahme von Richtern ohne Examen und Proberelation; daneben aber erlaubte sie förmlich, jüngere gelehrte, d. h. studirt habende Leute, als auditores sine voto übungsweise zuzulassen, ehe sie die Proberelation gemacht: der formelle Beginn der Auscultatur bei der Justiz. Advokaten verbot sie ebenfalls künftig ohne Examen zuzulassen; wenn zu viele sich meldeten, so sollten die zuerst berücksichtigt werden, welche das bessere Examen gemacht. An diesen Bestimmungen wurde auch in der Erklärung vom 28. November 1714 und in der Declaration vom 17. April 1715 festgehalten.

Ein Rescript vom 4. April 1716 verlangte die Proberelation nicht nur von den Räthen, sondern auch von den Protonotarien und Sekretarien der Gerichte. Im Jahre 1723 wurde durch ein allgemeines Edikt (vom 24. März) die Stellung der Advokaten und Prokuratoren gegenüber unbefugten Winkelschreibern möglichst klar festgestellt, woran sich am 16. September 1723 eine allgemeine Verordnung an alle königlichen Regierungen und Gerichte, worunter Justizbediente und Advokaten stehen, reihte, „daß diejenigen, so zu dergleichen Funktionen befördert sein wollen, auf einländische Universitäten studieren, daselbst disputiren und sich ihrer Capacität halber legitimiren sollen." Den eigentlichen Abschluß erlangten alle diese Anordnungen erst in dem Edikt vom 9. Dezember 1737 über

die juristischen Prüfungen. Es wird darin ein scharfes Examen und eine solide Proberelation gefordert, wobei genau die Art und Weise der Prüfung vorgeschrieben ist. Es wird in diesem Edikte ein Examen verlangt nicht blos wie bisher von denen, welche eine Stelle bei einem Obergericht suchen, sondern auch von allen denen, welche Stellen bei Untergerichten, als Stadtrichter, Amtsverweser wünschen, welche Syndici, Advokaten oder Fiskale bei Untergerichten werden wollen. Die letzteren werden mit ihren Prüfungen an die Regierungen, d. h. die Provinzialobergerichte, gewiesen. Vorläufige Zahlungen an die Rekrutenkasse sollen unter keinen Umständen von dem Examen befreien.

Mit diesen Bestimmungen waren nicht alle Mißbräuche der Justiz beseitigt, aber es war nach und nach die Reinigung des Personalbestandes vorbereitet, die Cocceji dann 1745—48 vollends durchgeführt hat, die, verbunden mit anderen wichtigen Maßregeln, die preußische Justiz zur ersten im damaligen Europa gemacht hat.

Für die Stellen der inneren Landesverwaltung, des Generaldirektoriums, der Kriegs- und Domänenkammern wurde das Requisit einer gelehrten Vorbildung vom König nicht in den Vordergrund gestellt; aber eine bestimmte Art von praktischer Vorbildung wurde als allgemeines Erforderniß bezeichnet. Die Instruktion für das Generaldirektorium von 1723 verlangt Leute folgender Art: es müssen, sagte sie, so geschickte Leute sein, als weit und breit zu finden, evangelisch-reformirt oder lutherisch, treu und redlich, der Feder mächtig, die offene Köpfe haben, geborene Unterthanen; doch sollen besonders „habile" Fremde nicht ausgeschlossen sein. Was dann die einzelnen Geschäftszweige betrifft, so sollen für die Domänenbranche „gute Wirthe bestellt werden, die selbst Wirthe und Beamte (d. h. Domänenpächter) gewesen und selbst in hohen Pacht gestanden, auch der Feder gewachsen und Rechnungsverständige, vigilante und gesunde Leute sind." Eine ziemliche Anzahl der Kammerräthe führt in den Beamtenverzeichnissen zugleich den Titel „Oberamtmann;" bei einzelnen heißt es: „steht noch in Pachtung." Es waren also vorzugsweise frühere praktische Landwirthe. Für die Kommissariatssachen (Polizei, Steuerwesen, Gewerbe ꝛc.) sollen Leute genommen werden, „die einen gesunden natürlichen Verstand haben, und von Jugend auf bei Commercien, Manufaktur, Accise und andern einschlagenden Sachen hergekommen."

Doch mochte der König finden, daß tüchtige derartige Leute aus dem praktischen Leben in höherem Alter nicht immer und nicht so leicht zu bekommen, und so sah er sich zu dem weiteren Schritt genöthigt, aus dieser ganzen inneren Verwaltung einen besonderen Lebensberuf zu machen. Das geschah durch eine Bestimmung in der Instruktion für

die Kriegs- und Domänenkammern (Art. I. § 6), die folgendermaßen lautet: „Und damit es an dergleichen Subjectis niemals fehlen möge: so sind Wir allergnädigst zufrieden, daß bey Eurem neuen Collegio einige junge Leute, bei welchen die oben beschriebene Capacität sich entweder schon findet oder doch zu hoffen, angezogen und als Auscultatores, unter der Hoffnung künftiger Beförderung bei ihrem Wohlverhalten mit angenommen werden mögen; jedoch sollen selbige uns vorhero von Euch benennet und zu Unserer allergnädigsten approbation vorgeschlagen werden; welche Auscultatores dann im Anfange und so lange ohne Tractament dienen müssen, bis sie bei vorfallenden Vacanzen wirklich employirt, auch mit Gehalt versehen werden können." Der Antritt einer solchen Probezeit war nicht zu erwarten von Leuten, welche eigene Geschäfte hatten; das konnten nur junge Leute aus wohlhabender Familie thun, die von der Universität kamen und sich ganz dieser Carrière widmen wollten. Nach den Akten haben sich auch bald solche Leute gemeldet; schon am 5. April 1723 fragt das Generaldirektorium an, ob nun bei jeder Kriegs- und Domänenkammer vier solche junge Leute, zwei adelige und zwei bürgerliche, angenommen werden sollen, was der König genehmigt. Für sie war nun aber auch eine andere als die blos juristische Vorbildung nöthig; für sie hauptsächlich gründete der König 1727 die Professuren der Kameralwissenschaft in Halle und Frankfurt a. O., bestellte die neuen Professores Oeconomiae, „welche denen Studiosis — nach den Worten des Königs — die Principia der Landwirthschaft, wie auch die Policey, ingleichen die Einrichtung der Anschläge von Aemtern und Gütern, nicht weniger gute Verfaß- und Regulirung der Städte beibringen sollen." Freilich geht des Königs Absicht dabei noch weiter. Er will die böse Wirthschaft seiner meisten adeligen Unterthanen, das Schuldenmachen derselben, das Betrogenwerden durch Pächter und Administratores verhindern. Er will, daß die Juristen, die bisher vielfach „nur unnütz Zeug und Advokatenstreiche" gelernt hätten, sich auch auf Politica, oeconomica und Cameralia legen. Die Hauptsache bleibt ihm aber, sich Leute für die kameralistische Carrière zu ziehen. Und er hat sich eingehend nach den Ergebnissen der Vorlesungen erkundigt. Einige Jahre nachdem sie im Gange waren, kündigt Gasser, der neue Professor der landwirthschaftlichen, Kameral- und Polizeisachen in Halle, seine Vorlesungen mit der Bemerkung an, „weil Ihre königl. Majestät allergnädigst verlanget, daß denen fleißigen ein Testimonium gegeben werden soll, worauf Sie zu reflektiren Sich allergnädigst gefallen lassen wollen, so wird solches hinführo Niemanden ertheilt werden, der sich nicht zu Ende des Collegii aufgeschrieben, worüber ein eigener Bogen gehalten werden soll."

Wenn man Friedrich Wilhelm gewöhnlich darstellt als einen Menschen ohne jeden Sinn für Bildung, wenn man ausschließlich die Späße seiner gelehrten Hofnarren, die schnöde Disputation in Frankfurt a. O., in Folge deren Joh. Jak. Moser diese Universität verließ, in Vordergrund stellt, so ist das entschieden einseitig. Er verachtete jede Pedanterie, jedes nutzlose Gelehrtenthum, aber er las noch 1739 täglich drei Stunden in Wolf's philosophischen Schriften; er achtete die Bildung, wie er sie für passend und nothwendig hielt, sehr hoch; wie dem Landvolk Schulmeister, so gab er seinen Beamten praktische tüchtige Lehrer. Halle galt damals für die erste deutsche Universität; die Zahl der Studirenden überstieg 2000. Und diese Blüthe Halles unter seiner Regierung ist keine zufällige. Es lebt in dem König wie in den hallischen Gelehrten derselbe Geist nüchtern realistischer Reform. Das Naturrecht von Thomasius, die antiromanistische Richtung des Kanzlers Ludewig, die Gründung der kameralistischen Professur, die Anstellung eines Universitätsingenieurs und -Mechanikers, der Vorlesungen über bisher nicht als akademisch berechtigte praktische Dinge für die Studirenden hält, die Gründung einer mathematisch-mechanisch-ökonomischen Realschule in Halle, das sind alles Stationen auf derselben Bahn. Und wenn Thomasius von dem Narren Homerus spricht, dem Hans Sachs an Artigkeit und Judicium sehr überlegen sei, wenn er meint, weder Justinian noch Trebonian haben die zu einem Gesetzgeber nöthige Prudenz besessen, so finden wir das heute ebenso banausisch, als manche Worte des bizarren Königs. Es spricht aus dem König wie aus dem Gelehrten, wenn sie so oder ähnlich sich ausdrücken, derselbe unbedingte Muth einseitiger rationalistisch-praktischer Neuerung, das kühne rücksichtslose Vertrauen auf die eigene geistige Kraft und Fähigkeit.

Auch in Bezug auf die Subalternbeamten wurden bestimmte Erfordernisse allgemein in den Instruktionen aufgestellt. Die Thorschreiber sollen alle lesen, schreiben und etwas rechnen können. Als Acciseeinnehmer soll keiner genommen werden, der nicht eine gute Hand schreibt, fertig im Rechnen ist, auch so viel an sicherer und tüchtiger Kaution aufbringen kann, als ein zweimonatlicher Ertrag der Accise des Orts ungefähr beträgt. Die Rendanten und Einnehmer überhaupt sollen treue und redliche Leute sein, die einen ehrlichen Namen haben und Kaution bestellen können. Sie sollen auch, wie ich schon erwähnte, nichts zur Rekrutenkasse zu zahlen haben. Für alle Thorschreiber, Mühlenbereuter, Polizeireuter, Ausreuter und dergleichen geringe Bedienungen sollen in der Regel ausgediente Soldaten und Unteroffiziere genommen werden, und zwar jedesmal die, welche mit königlicher Approbation vom Generaladjutanten vorgeschlagen werden. Sogar für einzelne höhere Stellen wurde die Anstellung von

Soldaten ausdrücklich vorgeschrieben. Während der zweite Accise- und Packhofinspektor in Berlin ein Kaufmann sein solle, heißt es von dem ersten in dem großen codificirten Accisereglement für Berlin vom 24. November 1733: „Dieser Dienst kann durch niemand besser und nützlicher bestellet werden, als durch einen, so unter der Soldatesque gedienet, am allerbesten aber, wenn er Feldwebel gewesen; dann er muß vigilant, exakt und unermüdet sein, die Visitatores und Thorschreiber in beständiger Ordnung und Aktivität halten, die Accisepostеn fleißig visitiren und am allerersten auf, am allerletzten aber vom Packhof gehen; Er muß dabey nicht interessiret seyn, noch mit den Unterbedienten sich familiär machen, auch allemahl dahin sehen, daß alles auf dem Packhof in Ordnung bleibe; dabey muß er der Feder gewachsen seyn, und wo nicht fertig rechnen, doch recht gut schreiben können." Ordnung und Gehorsam, Zucht und Diensteifer brachten diese soldatischen Subalternbeamten aus der Armee mit, und bis auf den heutigen Tag hängen die Licht- wie die Schattenseiten des preußischen Gensdarmen, des subalternen preußischen Steuer-, Zoll-, Post- und Eisenbahnbeamten mit dieser militärischen Vorschule zusammen.

Es kann nicht genug betont werden, welcher Fortschritt in diesen Maßregeln lag. Die Gefahren des Nepotismus, der Kliquenwirthschaft, der unwürdigen Patronage sind beseitigt, wo ein fester geistiger Census Vorbedingung für das Amt ist; erhöhte geistige Ansprüche sichern ein Beamtenthum, das über den Interessen des Tages die Zukunft des Staates im Auge zu behalten vermag; das ganze Niveau der nationalen Bildung überhaupt wird durch feste Ziele dieser Art erhöht; ich werde später noch zu zeigen haben, wie in Bezug auf die Geistlichen und Offiziere ähnliche Maßregeln ergriffen wurden. Die weiteren Folgen, die sich hieran knüpfen, haben aber ihre zwei Seiten: je strenger man mit Prüfungen und Ansprüchen ist, desto mehr wird praktisch die Sache sich so gestalten, daß hauptsächlich die Söhne der betreffenden Beamten wieder denselben Beruf ergreifen. Das hat, so lange ein einseitiges Standesbewußtsein dadurch nicht allzusehr genährt wird, seinen Vorzug; traditionelle Tugenden und Kenntnisse kommen dem Staate zu gute; später aber kann leicht die Exklusivität der Kaste daraus erwachsen; es geht der lebendige Zusammenhang des Beamtenthums mit dem ganzen Volke, mit allen Kreisen und Lebenssphären dadurch verloren.

Vielleicht steht das Beamtenthum eben deßwegen 1740 so hoch, weil man begonnen hatte, größere Ansprüche an die Bildung der Einzelnen zu machen, das Beamtenthum als solches aber in seinem geistigen Leben, in seinen Sitten und Anschauungen noch nicht in dem Maße wie später als exklusiver Stand sich von der Masse der Regierten abgeschieden hatte.

Es ist ein außerordentlich merkwürdiges, bisher meines Wissens unbekanntes Rescript Friedrich's des Großen von 1746, das den Uebergang zu einer andern Zeit bezeichnet. Es stellt geradezu als Mittel, tüchtige Staatsdiener zu erhalten, die Forderung für alle Beamtenkreise auf, die Söhne sollen werden, was die Väter gewesen. Man brauche Leute, heißt es, „die eine gute education und Sentiments von honnêteté bekommen haben und so viel als möglich zu den Stellen, wozu sie emploiert werden sollen, gleichsam von Jugend auf zugezogen und angeführt worden seynd." Bei allen höheren Chargen solle man besonders auf die Söhne von Kriegs- und Domänenräthen, von Regierungsräthen, bei den subalternen Stellen auf die Söhne von Kanzelisten und Registratoren ꝛc. reflektiren. Natürlich solle damit eine Erblichkeit der einzelnen Stellen nicht verbunden sein.

Es war das eine naheliegende Consequenz; aber sie hatte ihre Gefahren; ein so gezogener Beamtenstand barg weniger ganze volle Menschen mehr in sich, vielleicht mehr bureaukratische Virtuosen, aber auch mehr und mehr bloße Zahnräder einer großen Maschine, todte Werkzeuge, die in der Hand des Genies brauchbar, für die Zukunft des Staates aber verhängnißvoll waren.

Gustav Schmoller.

Zur „Reform der preußischen Verfassung."

Die Ereignisse des Jahres 1866 und die Gründung des Norddeutschen Bundes haben so wesentlich auf das preußische Staatswesen eingewirkt, daß auch die preußische „Verfassung" vielfach davon berührt worden ist. Sowohl durch die Bundesverfassung und durch die in Folge derselben erlassenen Gesetze, als auch durch die preußische Gesetzgebung selbst sind bedeutende Aenderungen daran bewirkt worden. Andere stehen unerläßlich bevor: theils der nothwendige Ausbau des Bundesstaats, theils der gebieterische Drang, die noch bestehenden preußischen Einrichtungen zu vereinfachen und mit dem höheren Staatswesen in Einklang zu bringen, theils endlich das unabweisbare Bedürfniß, aus den gegenwärtigen Verhältnissen allmählich den einen, mächtigen, freien, deutschen Rechtsstaat hervorwachsen zu lassen, werden sie herbeiführen.

In jüngster Zeit ist eine bemerkenswerthe Schrift über „die Reform der preußischen Verfassung" (Leipzig bei Duncker u. Humblot) erschienen, deren Verfasser, wenn auch kein Preuße, doch jedenfalls ein Mann ist,

der dem preußischen Staatswesen eine lebhafte Aufmerksamkeit gewidmet, und in der Beurtheilung desselben viel Unbefangenheit und praktischen Sinn an den Tag gelegt hat. Es mag gestattet sein, an der Hand dieses Werks eine Reihe von Fragen zur weiteren Erörterung zu bringen, die sich an den Ausbau des Norddeutschen Bundesstaats, an die dadurch nothwendig werdende Selbstbescheidung und Selstbeschränkung Preußens und an die um so größere und um so schwerer wiegende Aufgabe knüpfen, dem preußischen Staate und seinen einzelnen Theilen durch Gewährung umfassender innerer Selbständigkeit und Selbstverwaltung eine Entwickelung zu geben, wie sie der naturgemäßen Gliederung des künftigen deutschen Staatswesens am entsprechendsten sein wird.

Der Verfasser der obigen Schrift, den ich der Kürze halber Herr G. nennen will, geht davon aus, daß der preußische Staat dauernd oder doch noch geraume Zeit als solcher neben und in dem Norddeutschen Bundesstaate fortbestehen werde. Und in der That kann ein nüchterner und praktischer Staatsverbesserer nicht wohl einen anderen Ausgang nehmen. Indessen darf doch auch ein weiteres Ziel dabei nicht außer Acht gelassen werden. Wenn es z. B. von zweifelloser Wichtigkeit ist, eine zweckmäßige Umbildung der preußischen Volksvertretung vorzunehmen, so braucht doch keineswegs ein solches Gewicht darauf gelegt und in solcher Weise dabei verfahren zu werden, als handle es sich um die Vertretung eines völlig selbständigen, eines dauernd selbständigen Großstaats. Nach meiner Ansicht — und ich habe dies schon vor Jahren ausgesprochen — muß der preußische Landtag mit der Zeit vollständig wegfallen; seine Befugnisse müssen, soviel als möglich, auf angemessene Provinzialstände und im Uebrigen auf den deutschen Reichstag übergehen. Insbesondere ist den Provinzialvertretungen auch eine gewisse Gesetzgebungsbefugniß in blos provinziellen Angelegenheiten, natürlich vorbehaltlich der Genehmigung der Regierung, einzuräumen. Es erscheint ebenso unzweckmäßig als kleinlich und abgeschmackt, die Bestimmungen über Vertheilung von Landwegebaulasten, über Ausübung der Armenpflege und dergleichen der Landes- oder gar Reichsgesetzgebung vorbehalten zu wollen. Daß solche Provinzialsatzungen nicht gegen die allgemeinen Gesetze verstoßen dürfen und daß sie stets durch die höhere Gesetzgebung geändert werden können, versteht sich von selbst. Auch kann man Denen zu Liebe, deren Schulformalismus sich mehr am Namen als an der Sache stößt, die Bezeichnung Provinzialsatzungen oder Provinzialstatute statt „Provinzialgesetze" wählen; die Sache bleibt dieselbe.

Indessen liegt eine derartige Entwickelung des preußischen und deutschen Staatswesens noch mehr oder weniger fern. Es erscheint also sicher

wohlberechtigt, einstweilen einige näher stehende Verbesserungen in's Auge zu fassen, namentlich auf eine zweckmäßigere Wahl und Zusammensetzung des Abgeordnetenhauses, sowie auf eine gründliche Umbildung des Herrenhauses zu dringen. Der Verfasser der erwähnten Schrift hat denn auch diesem Gegenstande ein umfassendes Kapitel gewidmet. In anderen Abschnitten betrachtet er die Grundrechte der Staatsbürger, die Selbstverwaltung, das Staatsministerium, den Staatsrath, den Staatsgerichtshof 2c. Folgen wir ihm in einzelnen Erörterungen und sehen wir, in wie weit wir seinen „Reformvorschlägen" beizustimmen vermögen oder in wie fern wir Anderes, womöglich Besseres, an die Stelle zu setzen haben.

Der Verfasser beginnt mit der Frage: „Staatsgrundgesetz oder Verfassungsgesetze?" Er kommt an der Hand der englischen Geschichte und im Hinblick auf das Geschick der zahlreichen französischen, spanischen und sonstigen Verfassungen zu dem Schlusse, daß es besser sei, zwischen Staatsgrundgesetzen und anderen Gesetzen keinen Unterschied zu machen, und daß eine allmähliche Entwickelung der Staatsverfassung in einzelnen Gesetzen den Vorzug vor umfassenden Staatsgrundgesetzen verdiene. Namentlich entstehe dann kein „unheilvoller Dualismus," kein Streit darüber, ob Gesetze, „die in voller Uebereinstimmung aller legislativen Faktoren erlassen sind, dennoch nichtig seien, weil sie der Verfassung widersprächen" (S. 3 u. S. 253). Eine Verfassung „aus einem Gusse" werde zwar „methodisch und logisch korrekt, aber eben deshalb auch hinfällig sein;" sie gleiche einem „Kleide ohne Naht in einem Stück gewebt," das zwar im ersten Augenblicke vorzüglich sitzen möge, bald aber in dem Maße nicht mehr passen werde, als der Mensch wachse 2c. Ich gestehe, daß ich auf derartige Unterscheidungen wenig Werth lege. Daß es in England eine ganze Reihe einzelner Verfassungsgesetze giebt, ist bei dem Entwickelungsgange des dortigen Staatslebens ebenso natürlich, als daß die französischen Revolutionäre nach jeder Umwälzung eine neue umfassende Aufstellung von Grundnormen versuchten. Das Hinfällige der Pariser Konstitutionen lag nicht in der erschöpfenden oder gar in der „methodischen" Zusammenfassung, sondern im Widerspruch des Aufgestellten mit den wirklichen Lebensmächten und in der Wankelmüthigkeit des treibenden Volksgeistes. Allerdings darf eine Verfassung nicht ein „Kleid" für alle Lebensalter sein sollen; allein es macht dabei keinen wesentlichen Unterschied, ob das Kleid aus einem Stück oder aus mehreren besteht. Gesetze dürfen überhaupt keine „Kleider" sein; das Recht muß mit dem Volke wachsen, wie die Haut mit dem Körper, wie die Rinde mit dem Baum; der „methodische" 2c. Ausdruck des Rechts in umfassenden Gesetzen oder in einer „Verfassungs-

urkunde,“ ist, wenn auch durchaus nicht nothwendig, doch jedenfalls sehr unschädlich. Praktisch gefaßt kann also die Frage: „Staatsgrundgesetz oder Verfassungsgesetze?“ nur so lauten: soll die Abänderung der Verfassung — gleichviel ob sie aus einem oder aus mehreren Gesetzen besteht — an erschwerende Formen und Erfordernisse geknüpft werden? Und das ist denn allerdings ein Punkt, über den sich streiten läßt. Ich meines Theils lege auf solche Erschwerungen keinen großen Werth, halte aber auch die Bestimmung der preußischen Verfassungsurkunde, wonach „zwei Abstimmungen, zwischen welchen ein Zeitraum von wenigstens einundzwanzig Tagen liegen muß,“ für durchaus unbedenklich. Von einem „unheilvollen Dualismus“ ꝛc. kann nur theoretisch die Rede sein; ein Gesetz, das „in voller Uebereinstimmung aller legislativen Faktoren“ erlassen wird, ist praktisch niemals „nichtig;“ nur die Theorie kann sich über seine Verfassungsmäßigkeit oder Verfassungswidrigkeit (abgesehen etwa von einer Bundes-Verfassungswidrigkeit) streiten.

Sehr richtig ist das Urtheil des Herrn G. über die sog. „Grundrechte,“ namentlich über die Verfassungssätze: „Die Wissenschaft und ihre Lehre sind frei,“ „Alle Preußen sind vor dem Gesetze gleich,“ „Die Minister sind verantwortlich“ und dergleichen Redensarten mehr. Ja man kann die Verurtheilung solcher Sätze getrost noch erweitern. Allerdings ist es keine bloße „doktrinäre Grille, daß man vor Allem durch sogenannte Grundrechte die persönlichen Rechte festzustellen sucht (S. 13);“ allein wenn dies in einer Weise, wie in der preußischen Verfassung, geschieht, so kann man dabei mindestens nicht von einer praktischen Fest- und Sicherstellung von Rechten reden. Sätze, wie folgende: „Die persönliche Freiheit ist gewährleistet,“ „Die Wohnung ist unverletzlich,“ „Das Eigenthum ist unverletzlich,“ „Jeder Preuße hat das Recht, seine Meinung frei zu äußern“ ꝛc., solche und ähnliche Bestimmungen, die Herr G. ausdrücklich gelten läßt, ja sie förmlich systematisirt, sind genau nicht mehr werth, als der Satz von der „Freiheit der Wissenschaft und ihrer Lehre.“ Dergleichen Wahrheiten verstehen sich eigentlich von selbst und können zum Mindesten in den klareren und einfacheren Satz zusammengefaßt werden: „Niemand darf in seinem Thun und Lassen, in seinem Eigenthum und Besitz beschränkt oder gestört werden, außer auf Grund eines Gesetzes oder Rechts.“ Eine solche Fassung hätte wenigstens den Vorzug, sofort an das Dasein der beschränkenden Gesetze zu erinnern und so die Unkundigen vor zahlreichen Mißverständnissen zu bewahren. Aber wahrhaft praktisch wäre auch eine solche Bestimmung nicht. Eine derartige Bedeutung würde sie erst durch einen Zusatz etwa folgenden Inhalts bekommen: „Jede Zuwiderhandlung begründet einen Klaganspruch auf Schutz und Entschä-

digung; läßt sich ein bestimmter Schaden nicht nachweisen, so kann der Richter eine Geldbuße erkennen."

Ein solches Klagrecht, wenn auch nur in beschränktem Umfange, bestand vordem in Kurhessen; und das war mehr werth, als Dutzende von hochtrabenden Bestimmungen der preußischen Verfassung. Das Abgeordnetenhaus schlug dasselbe im September 1866 ganz unnöthiger Weise in die Schanze.*) — Das Unzweckmäßige bei der Aufstellung von Grundrechten besteht meist darin, daß man allgemeine Freiheitssätze verkündigt, statt einzelne gesetzliche Beschränkungen der natürlichen Freiheit festzustellen, beziehungsweise aufzuheben oder zu ändern. Erklärlich war dies bei den Verfassungsarbeiten in Nordamerika und in Frankfurt; ziemlich unbegreiflich aber wird es immer bleiben, wie man 1848 in Berlin auf dergleichen Werth legen und sich dadurch befriedigt fühlen konnte.

Auf die einzelnen „Grundrechte," an welche Herr G. manche beherzigenswerthe Betrachtungen und Rathschläge knüpft, will ich mich nicht ausführlicher einlassen. Nur folgende Bemerkungen mögen gestattet sein, weil sie Abweichungen von den gewöhnlichen Auffassungen, und zum Theil auch von den Ansichten des Verfassers der Reformbetrachtungen, enthalten.

Ich bin nicht der Meinung, daß alle Preßvergehen, auch Beleidigungen u. dergl., vor die Schwurgerichte gehören sollen. Man muß nicht gegen Spatzen mit Kanonen zu Felde ziehen. Wenn Herr G. meint, „man provocire den Richter unterer Instanz förmlich, die Politik der Regierung zu billigen oder zu verwerfen; das Schwurgericht aber habe keine dieser Unzuträglichkeiten . . . bei Preßfragen komme alles auf die Umstände an; dieselbe Schrift sei heute verderblich, die über's Jahr vielleicht

---

*) Auch andere Vorzüge der kurhessischen Gerichtsverfassung und Rechtspflege wurden damals ohne Noth und Nutzen geopfert; so u. A. die Befugniß der Gerichte, über die Grenzen richterlicher Zuständigkeit selbst zu entscheiden. — Wie es scheint, werden die Mißgriffe des Abgeordnetenhauses von 1866 mancherseits noch immer nicht eingesehen, wenigstens nicht eingestanden. Unlängst wurde z. B. in der National-Zeitung ein gewisser Gegensatz zwischen den Führern der kurhessischen und der hannöverischen Nationalen gemacht, welche letzteren „herzhaft" auf die Einverleibung eingegangen seien rc.; dagegen blieb der im hessischen Justizwesen angerichtete Unfug unerwähnt oder doch ohne die gebührende Beleuchtung. Es dürfte besser sein, wenn man endlich den eigentlichen Sachverhalt auch in altpreußischen Blättern etwas klarer hervortreten ließe. Gegen die Vereinigung der kurhessischen Lande mit Preußen, also gegen den § 1 des Einverleibungsgesetzes, hat kein Nationaler Etwas eingewandt, insbesondere Dr. Fr. Oetker nicht; wohl aber hat dieser die Bestimmung in § 2 angegriffen, wodurch die werthvollsten inneren Einrichtungen Kurhessens, insbesondere die ganze Justiz, der vollen Willkür preisgegeben wurden. Was hatte aber die nationale Frage, was hatte die „Einverleibung," mit der Wahrung des Gerichtswesens (bis zu dessen Aenderung im Wege der Gesetzgebung) zu schaffen? Wäre es nicht unendlich klüger gewesen, die Liberalen des Abgeordnetenhauses hätten sich die Zustimmung zu den etwa nöthigen Abänderungen der hessischen Gerichtseinrichtungen rc. vorbehalten? Konnten sie dann nicht die werthvollsten Zugeständnisse für Preußen selbst daran knüpfen?

ganz unverfänglich sein würde rc.“ — so beruht das auf unrichtigen Auffassungen. Es handelt sich bei der Aburtheilung von Preßvergehungen überhaupt nicht um „die Politik,“ nicht um „Verfängliches“ oder „Unverfängliches,“ sondern um strafrechtliche Verstöße. Greift das Strafrecht zu sehr in's politische Urtheil hinüber, so ist die Abhülfe nicht durch das Strafverfahren, sondern durch Verbesserung des Strafrechts zu erzielen, wie das bereits im neuen Strafgesetzbuch für den Norddeutschen Bund auf umfassende Weise geschehen ist. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß nicht auch die Strafgerichtsverfassung und das Gerichtsverfahren in Betreff geringerer Vergehungen noch zu verbessern seien, z. B. durch Einführung von Schöffen; allein es gilt das nicht blos von Preßvergehen, sondern ganz allgemein.

Sodann wäre hinsichtlich der Verantwortlichkeit bei Preßerzeugnissen mehr Einfachheit und Klarheit zu wünschen. Die jetzigen Bestimmungen über das Verantwortlichkeitsverhältniß von Verfasser, Herausgeber, Verleger, Redakteur, Drucker und Verbreiter sind musterhaft weitschweifig und unbeholfen, ohne daß darum alle Zweifel, z. B. über die passive Vertretung eines Blattes, beseitigt wären.

Eine weitere Aenderung würde sich in Betreff der Aufnahme von „Berichtigungen“ empfehlen. Jetzt beschränkt sich die Zwangspflicht der Redaktionen auf den Abdruck von „thatsächlichen“ Berichtigungen. Dies ist aber ungenügend und häufig illusorisch, da blos thatsächliche, von allem Urtheil entkleidete Angaben, bezw. Berichtigungen, nur selten noch verständlich bleiben und fast nie den Zweck einer wirklichen Vertheidigung erreichen. Ein öffentliches Blatt, das Jemandes Thun und Lassen zum Gegenstande der Besprechung macht, muß unter allen Umständen gehalten sein, einen gleichen Raum zur Vertheidigung und Berichtigung zu gewähren.

Unter den Grundrechten der preußischen Verfassung findet sich auch (Art. 19) die Bestimmung, daß „die Einführung der Civilehe nach Maßgabe eines besonderen Gesetzes, was auch die Führung der Civilstandsregister regelt, erfolgt.“ Ob die Civilehe „obligatorisch“ oder „fakultativ“ sein soll, ist nicht gesagt. Es scheint jedoch, als habe man die erstere im Auge gehabt; wenigstens ist die Einführung der Zwangscivilehe seitdem eine der hauptsächlichsten Forderungen des Liberalismus gewesen, und die Fortschrittspartei hat dieselbe noch in jüngster Zeit wiederholt begehrt. Auch ich bin früher ein Verfechter der bürgerlichen Eheschließung gewesen; aber die in Kurhessen gemachten Erfahrungen haben mich gründlich bekehrt. So wenig die Nothcivilehe ausreicht und so beklagenswerth die gegenwärtigen Zustände in Preußen sind, so unweise würde es sein, jetzt zum

andern Extrem übergehen zu wollen. Man lasse Jedem freie Wahl; das genügt allen Bedürfnissen und entspricht den Anforderungen wahrer Freiheit. Durch Einführung der Zwangscivilehe würde man, um Wenigen zu genügen, Hunderttausende verletzen; den Verlobten würden neue Kosten und Weiterungen verursacht werden; die Gemeindebeamten bekämen neue Arbeiten, die Pfarrer verlören am Diensteinkommen, kurz überall würde Mißvergnügen auftauchen und die Führung der Geburts- und Todtenbücher würde nicht gewinnen, sondern verlieren. Die Mängel, welche jetzt bei der Führung der Kirchenbücher obwalten mögen, lassen sich mit Leichtigkeit beseitigen. In Hessen sind mir deshalbige Mißstände fast gar nicht bekannt geworden. Wohl aber stieß die Einführung der allgemeinen Civilehe 1848 auf den unverkennbarsten Widerwillen. Als Hassenpflug sie 1853 für die christlichen Glaubensparteien wieder aufhob, wurde die Verordnung trotz offenbarer Verfassungswidrigkeit mit eben so unverkennbarer Befriedigung aufgenommen.

Von besonderer Wichtigkeit ist, was Herr G. über die „Unbeschränktheit des Rechtsweges" (S. 49) und über den „Schutz gegen Willkür und Ungleichheit des Gerichtsstandes" (S. 52) sagt. Mit Recht bemerkt der Verfasser: „Eine Gewähr gegen Willkür der Verwaltung ist allein gegeben, wenn der Rechtsweg unbedingt zulässig ist und die Gerichte über ihre eigene Kompetenz entscheiden, wo man also einen Kompetenzkonflikt zwischen Verwaltung und Justiz nicht kennt." Eine nähere Entwickelung des „Rechtsweges" in Verwaltungssachen giebt Herr G. aber nicht; ja er setzt die Entscheidung der „Frage der Verwaltungsrechtspflege" ausdrücklich bei Seite (S. 50), nimmt jedoch an „Verwaltungsgerichten, wie in Baden" keinen Anstoß. Ich kann diese Anschauung nicht theilen. Allerdings sind die sog. „Verwaltungsgerichte" keine solche Verirrung deutschen Wesens, als die nichtsnutzigen, aus Frankreich eingeführten besonderen „Kompetenzgerichte;" allein sie können doch im besten Falle nur als Nothbehelfe betrachtet werden und genügen den Anforderungen des wahren Rechtsstaats nicht.*) In einem Staatswesen, das den geläuterten Begriffen von Recht und wohlgeordneter Freiheit entsprechen soll, muß für jede aus den Verhältnissen des Zusammenlebens sich ergebende Rechtsfrage ein unparteiischer Richterspruch zu Gebote stehen. In privatrechtlicher Beziehung ist das längst außer Streit. Es muß jedoch auch bei öffentlichen Rechtsverhältnissen gelten. Jede Anwendung einer Gesetzesbestimmung auf einen gegebenen Fall, jede dabei erforderliche Gesetzauslegung ist aber eine Rechtsfrage.

---

*) Vergl. die treffliche Schrift von Otto Bähr: Der Rechtsstaat &c.

Bei der Thätigkeit der Verwaltungsbehörden und der Abgrenzung ihres Geschäftskreises ist zweierlei wohl zu sondern: die Zweckmäßigkeit und die Gesetzmäßigkeit. Je mehr Werth man darauf legt, daß ein geordneter, vor Willkür schützender Verwaltungsgang stattfinde, um so genauer werden die Aufgaben und Befugnisse der einzelnen Behörden abgegrenzt sein. Allein auch beim lebhaftesten Streben, die Verwaltungsbeamten an bestimmte Schranken und Voraussetzungen zu binden, wird für die ausführende Thätigkeit doch dem gewissenhaften Ermessen und der sachkundigen Beurtheilung stets ein großer Spielraum gelassen werden müssen. So lange sich der Beamte innerhalb dieser Schranken bewegt, handelt es sich um Zweckmäßigkeit und Sachkunde; wird aber die gesetzliche Grenze, die Statthaftigkeit der Maßnahme, zwischen ihm und den Betheiligten streitig, dann entsteht eine Rechtsfrage. Und nach diesem Unterschiede müssen sich die Mittel und Wege richten, welche Denen, die sich durch eine Verwaltungshandlung beschwert fühlen, zur Abhülfe gewährt werden. Hinsichtlich der Zweckmäßigkeitsfrage muß Berufung an besseren Sachverstand, hinsichtlich der Rechtmäßigkeitsfrage Berufung an bessere Rechtskunde geboten werden. Daß beide in einer und derselben Behörde vereinigt sein können, ja daß sie aus praktischen Gründen in zweiter wie in erster Instanz so vereint sein müssen, bedarf kaum der Erwähnung. Ebenso ist es selbstverständlich, daß beide Instanzen möglichst volksthümlich und im Sinne der Selbstverwaltung zu bilden sind und daß sie ein Verfahren einzuhalten haben, das allen Betheiligten zur vollen Geltendmachung ihrer Ansichten und Interessen Gelegenheit bietet. In der Regel aber muß die Zweckmäßigkeitsfrage in der ersten Beschwerdeinstanz abgethan sein. Nichts kann namentlich widersinniger erscheinen, als dergleichen Fragen, nachdem sie an Ort und Stelle durch ein Kolleg oder einen Ausschuß von Sachkundigen &c. entschieden worden sind, nochmals an einen einzelnen Minister zu bringen. Dagegen muß die Gesetzmäßigkeitsfrage noch an den betreffenden obersten Gerichtshof, bezw. sofern es sich um die Anwendung von allgemeinen Gesetzen handelt, an den Rechtshof des Bundes, bezw. des künftigen deutschen Reiches, zur endgültigen Aburtheilung gebracht werden können. Das ist im Interesse des Rechtsstaats und zur Wahrung der Rechtseinheit gleich sehr unerläßlich.

Im dritten Abschnitt bespricht Herr G. die „Selbstverwaltung in Gemeinde und Kreis;" der vierte Abschnitt ist der „Provinz" gewidmet. Auch in diesen Erörterungen wird ein reicher Stoff zur Beherzigung und zur weiteren Erwägung geboten. Besonders einverstanden bin ich mit dem Verfasser in zwei Punkten, einmal darin, daß den Provinzen und

Kreisen umfassende statutarische Befugnisse gewährt werden (S. 61), und sodann darin, daß die vom Abgeordnetenhause zur Kreisordnung beschlossene Vertretung der Amtsbezirke „zu parlamentarisch," ja völlig unpraktisch ist (S. 80).

Meines Erachtens sollte nochmals reiflich überlegt werden, ob nicht eine Verkleinerung der Kreise der Bildung von besonderen Amtsbezirken als Mittelgliedern zwischen Kreis und Gemeinde vorzuziehen sei. Kreise von etwa 30,000 Einwohnern bedürfen keiner Aemter. Will man sich aber dazu nicht entschließen, so darf wenigstens keine besondere Amtsvertretung eingeschoben werden; das ist des Segens zu viel! Mit Lokalausschüssen, deren Bestellung und Beaufsichtigung vorzugsweise der Kreisvertretung, bezw. dem Kreisausschusse zufiele, würde sicher auszukommen sein; für einzelne Einrichtungen aber, z. B. Armenverbände, könnte nöthigenfalls durch autonomische Bestimmungen geholfen werden.

Sehr bedenklich scheint mir der Vorschlag (S. 68) zu sein, dem Stadtmagistrat dergestalt „einen Einfluß auf die Wahl seiner Mitglieder zu geben, daß er den Stadtverordneten zur Wahl drei Kandidaten präsentirte." Das wäre doch in Wirklichkeit kaum etwas Anderes als „Selbstergänzung." Unbestreitbar dagegen ist die Bemerkung (S. 87), daß die Selbstverwaltung zugleich „zu einer entsprechenden Verminderung der staatlichen Verwaltung" führen muß, und daß demgemäß die Bezirksregierungen zu beseitigen sind. Doch würde ich meines Theils den Oberpräsidien keine „kollegialische" Einrichtung geben (S. 90), und noch weniger die Oberpräsidenten zu „gegebenen Vorsitzenden der Provinzialstände" machen (S. 94).

Kollegialische Verwaltungsbehörden haben und hatten gewiß ihren unverkennbaren Werth. In absolutistisch regierten Staaten sind sie die hauptsächlichste Schutzwehr gegen Ministerwillkür ꝛc., wie wir das in Kurhessen gar oft erfahren und gar sehr gewürdigt haben. Das Schwerfällige und Schleppende des Geschäftsganges wird durch solche Vorzüge doppelt und dreifach aufgewogen. Allein bei tüchtiger Selbstverwaltung, insbesondere bei wohleingerichteten, volksthümlichen Beschwerdeinstanzen, namentlich in Gemeinde- und Kreisverbandangelegenheiten, würden kollegialische Provinzialbehörden keine Wohlthat, sondern ein wahrer Hemmschuh für rasche und einfache Geschäftserledigung sein. Ob in einzelnen Geschäftszweigen sich ausnahmsweise ein kollegialisches Zusammentreten des Oberpräsidenten mit seinen Räthen empfiehlt, mag zu überlegen sein; im Allgemeinen aber muß die kollegialische Weitschweifigkeit und das bisherige Registerwesen je eher je lieber abgethan werden. Dabei sollten einige Dinge, z. B. die Domänenangelegenheiten, völlig gesondert behan-

delt werden, da es sich dabei nicht um eigentliche Staatsverwaltung, sondern nur um fiskalische Vermögensverwaltung, die ohnehin möglichst verringert werden müßte, handelt. Kurz der Oberpräsident, oder, wie er künftig wohl besser zu nennen wäre, der Statthalter, besorge die gesammte Staatsverwaltung in der Provinz und erhalte dazu die nöthigen Beamten; er sei der Vertreter der Staatsregierung den Provinzial- und Kommunalständen, beziehungsweise dem ständischen Verwaltungsausschusse gegenüber, keineswegs aber deren Vorsitzender; vielmehr würde der Provinzialvertretung die Wahl des Vorsitzenden und überhaupt die innere Geschäftseinrichtung, sammt der Entscheidung über Legitimationsfragen *), völlig freizugeben sein. Die gegenwärtig bestehende Ernennung von „Landtagsmarschällen" durch den König steht mit dem Wesen einer provinziellen Volksvertretung und mit den Erfordernissen einer umfassenden Selbstverwaltung im Widerspruche, ist eine unnöthige Beschwerniß für den Landesherrn und für den Minister des Innern, und erscheint, mit Rücksicht auf die Frage der Befähigung zum Vorsitz und zur Geschäftsleitung, im höchsten Grade unzweckmäßig. — Der provinzialständische Ausschuß soll eine doppelte Aufgabe haben. Zunächst ist er die selbständige Verwaltungsbehörde für die rein ständischen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft tritt er unter seinem eigenen Vorsitzenden zusammen und läßt die Geschäfte durch den Landesdirektor und durch die sonstigen ständischen Beamten besorgen. Aber außerdem muß er auch den Hauptbestandtheil zu einer staatlichen Behörde, namentlich zu einer Beschwerdeinstanz in Gemeinde- und Kreisangelegenheiten, in Concessionssachen u. dergl. abgeben. Und dabei wird sich's denn allerdings empfehlen, daß der Oberpräsident den Vorsitz führe und daß auch eine angemessene Verstärkung durch technische Beamten stattfinde. Die Beschlüsse dieser Behörden müssen aber in der Regel endgültige sein. Nichts kann verkehrter sein, als in Concessionssachen und ähnlichen Angelegenheiten noch Beschwerden an die Minister zuzulassen.

In ähnlicher Weise wie die Provinzialstände und Provinzialausschüsse würden die Kreisstände und Kreisausschüsse zu organisiren sein.

Im fünften und sechsten Abschnitte bespricht G. die „Bildung der Volksvertretung" und ihre „Befugnisse." Sowohl die Umbildung des Herrenhauses als die anderweite Zusammensetzung und Wahl des Abgeordnetenhauses werden einer eingehenden und anziehenden Erörterung

*) In Schleswig-Holstein hat Herr v. Scheel-Plessen die Legitimations-Prüfungen und -Entscheidungen den Ständen überlassen, während Herr v. Möller in Hessen-Nassau sich dem widersetzte. In Hannover ist die Frage meines Wissens nicht berührt worden.

unterworfen. Ich beschränke mich darauf, einige wenige Punkte zu berühren. Nach S. 115 will G. eine gewisse Anzahl von Mitgliedern des Herrenhauses durch die „zeitgemäß reorganisirten Provinzialstände" wählen lassen, und zwar theils Grundbesitzer, theils Gewerbtreibende; „damit würde man, meint er, zugleich den Provinzialverband stärken, welcher den Grad von Föderalismus im Staatsleben bezeichnet, welcher mit der Monarchie verträglich ist." Statt „Föderalismus" möchte ich lieber „Selbständigkeit der Theile" sagen; im Uebrigen aber bin ich so sehr einverstanden, daß ich auch für ein künftiges deutsches Oberhaus keinen anderen Rath weiß, als die Mitwirkung von Provinzialkörpern, zumal wenn die deutschen Fürsten den rechten Augenblick verscherzen sollten, sich eine zeit- und geschichtsgemäße Stellung im werdenden deutschen Reiche zu wahren.

Dagegen bin ich hinsichtlich der besonderen Vertreter der Universitäten ganz anderer Meinung, als Herr G. (S. 117). Die Bedeutung der geistigen Lebensmittelpunkte kann und muß sich auf andere Weise geltend machen, als durch besondere Landesvertreter. Noch verkehrter ist es freilich, eine solche Vertretung für zweite Kammern zuzulassen, und das Uebermaß von Verkehrtheit war es, als 1867 die Staatsregierung der Universität Marburg, gegen den Antrag der Vertrauensmänner, eine besondere Vertretung in der hessischen Ständeversammlung zugestand.

Den Betrachtungen des Verfassers über die Umbildung des Abgeordnetenhauses, namentlich über die verschiedenen Wahlsysteme, will ich nicht folgen. Meines Erachtens haben alle Systeme ihre Bedenken und niemals wird ein fehlerloses erfunden werden. Auch der Gedanke des Herrn G., das Ortswahlrecht „zur Grundlage des Wahlrechts zum Abgeordnetenhause" zu machen und für jenes „einen gewissen Besitz, dessen Größe je nach den lokalen Verhältnissen statutarisch festgestellt wird," zu verlangen (S. 159), dürfte wenig Anklang finden. Und wer meint, das allgemeine, unmittelbare, geheime, gleiche Wahlrecht sei das absolut richtige, der ist vollends auf dem Irrwege, wie denn überhaupt mit der sog. „Gleichheit" ein Kultus getrieben werden kann, der zur ärgsten Ungleichheit führt. Das allgemeine, gleiche Wahlrecht könnte nur unter Voraussetzungen principiell richtig sein, die der Menschennatur, ja der ganzen Schöpfung widersprechen. Gleichwohl würde es praktisch ein durchaus müßiges Unterfangen sein, das allgemeine Wahlrecht gegenwärtig in Frage stellen zu wollen. Es besteht für den Reichstag, und es läßt sich nicht wohl absehen, warum das Abgeordnetenhaus nach anderen Grundsätzen gebildet werden soll. Eine Aenderung für beide Körperschaften zu versuchen, würde aber sicher völlig erfolglos sein. Darnach

sind die bisherigen Erfahrungen noch nicht angethan. Und in der That, wenn ein Volk das allgemeine Wahlrecht dauernd vertragen kann, ohne Schaden an seiner Seele zu nehmen, so ist es das deutsche.

Das Einfachste und Zweckmäßigste wird sein, daß die preußischen Mitglieder des Reichstags ohne Weiteres das Abgeordnetenhaus bilden. Dadurch wird auch das angemessenste Zahlenverhältniß hergestellt. Für Mitglieder des Reichstags, welche dem Herrenhause angehören, wären Stellvertreter zu wählen. Der jetzige Zustand ist ein völlig unhaltbarer; er erscheint geradezu so widersinnig, daß selbst die ärgste Parteiverbissenheit seine Fortdauer nicht wollen könnte.

Mit Recht spricht sich Herr G. für die Nichtwählbarkeit der Beamten rc. aus (S. 165), wie solche in England und seit 1848 auch in Belgien besteht. Ebenso erklärt er sich gegen Zahlung von Tagegeldern aus der Staatskasse. Sehr beherzigenswerth ist, was (S. 195 fgg.) über eine bessere Einrichtung des Staatsrechnungswesens und der Oberrechnungskammer in Preußen gesagt wird. Wenn aber eine Budgetvorlage „sechs Monat vor Ablauf des Jahres“ nöthig sein soll, um „jeder Uebereilung der Berathung vorzubeugen,“ so hege ich umgekehrt die Hoffnung, daß in nicht allzu langer Zeit nicht sechs Wochen zur Erledigung des Staatshaushalts erforderlich sein werden, gerade wie für den Bundeshaushalt schon jetzt sechs Tage genügten. Nur muß freilich die üble Gewohnheit aufhören, an die Budgetberathung alle möglichen Angriffe und Ergüsse zu knüpfen. Für solche Dinge würde sich meisten Theils die Form selbständiger Anträge, und oftmals völliges Schweigen weit mehr empfehlen.

Auch der „Geschäftsordnung“ hat G. ein Reformkapitel gewidmet. Unter den Verbesserungsvorschlägen findet sich beispielsweise der Rath, nicht „die ganze Versammlung,“ sondern wie in England den Vorsitzenden anzureden, auch die Abgeordneten nicht bei Namen zu nennen, sondern zu sagen: „das geehrte Mitglied für N. N.“ oder „der ehrenwerthe Herr gegenüber“ rc. (Lord Palmerston sagte auch einmal: „der geehrte Herr hinter mir“). Ich gestehe, daß ich in solchen Nachahmungen keine Verbesserungen, sondern nur gesuchte „Eigenthümlichkeiten“ und Verbalhornungen finden kann; sie entsprechen weder dem deutschen Brauch und Wesen, noch sind sie irgend sachförderlich. Die Bezeichnung „Abgeordneter“ mit dem Namen ist sicher das Einfachste und Natürlichste. Dagegen möchte es an anderen Verbesserungsbedürfnissen allerdings nicht fehlen. Die neue Geschäftsordnung des Reichstags verdiente im Wesentlichen auch im Abgeordnetenhause Eingang zu finden. Und zwar könnte noch manche Aenderung hinzutreten. Daß selbst bei beanstandeten Wahlen einstweilen Sitz und Stimme gegeben wird, ist eine preußische und jetzt auch

norddeutsche Eigenthümlichkeit, die nicht jeder Logik einleuchten will. Daß Jemand heute den Ausschlag giebt, dessen früher ausdrücklich beanstandete Wahl morgen für nichtig erklärt wird, ist eine Besonderheit, die schwerlich Beifall verdient.

Ungleich wichtiger sind die folgenden, mit einander in naher Verbindung stehenden Abschnitte: „Das Staatsministerium," „der Staatsrath" und „der Staatsgerichtshof."

Es leuchtet ein, daß die Durchführung umfassender Selbstverwaltung und die Erweiterung der Selbständigkeit von Kreis und Provinz auf die ministerielle Geschäftsthätigkeit einen wesentlichen Einfluß üben muß. Viele Obliegenheiten werden vereinfacht oder verringert werden, viele gänzlich aufhören. Ganze Reihen von Beschwerdesachen dürfen gar nicht mehr an die Minister gelangen, sondern müssen von den Provinzialausschüssen ꝛc. endgültig erledigt werden. Und wo doch gegen die Provinzialverwaltung eine Berufung an eine Centralstelle zu geben ist, darf diese in der Regel nicht an den einzelnen Minister gehen, sondern es wird sich, abgesehen von Rechtsfragen, allerdings die Entscheidung durch einen „Staatsrath" empfehlen.

Von höchster Wichtigkeit ist die Frage von der „Ministerverantwortlichkeit" und von der Geltendmachung derselben vor Gericht. Und damit kommen wir an einen Punkt, wo ich nicht allein von Herrn G., sondern auch von sonstigen Publicisten und Staatsrechtsmännern sehr abweiche. Um es gleich von vornherein auszusprechen, ich halte sehr wenig von der Lehre einer strafrechtlichen Ministerverantwortlichkeit, wie solche meist gäng und gebe ist; selbst das beste der bestehenden Ministerverantwortlichkeitsgesetze erscheint mir praktisch ziemlich werthlos. Dagegen finde ich in einem obersten Rechtshofe und in der Befugniß der Landesvertretung, sowie der speciell Betheiligten, denselben bei Gesetzverletzungen anzurufen, ein wirksames Mittel, die Herrschaft des Rechts bis in die Spitze des Staatswesens wahrhaft zur Geltung zu bringen.

Gewöhnlich wird zwischen politischer und strafrechtlicher Verantwortlichkeit der Minister unterschieden. Während die Einen vorzugsweise die politische Verantwortlichkeit betonen und von der strafrechtlichen kein sonderliches Heil erwarten, legen Andere umgekehrt den Nachdruck auf die letztere. Auch G. meint (S. 229), ... „weil es auf die Länge keinem Ministerium möglich sein werde, gegen die ausgesprochene Majorität der Landesvertretung sich zu behaupten, ohne in Konflikt mit den positiven Gesetzen zu kommen, so dürfe man die politische Verantwortlichkeit da als gesichert ansehen, wo die strafrechtliche bestehe." Ich meines Theils bin dieser Ansicht nicht. Doch halte ich mich bei der

„politischen Verantwortlichkeit“ nicht auf, da sie durch „Verfassungsreformen“ und durch positive Gesetze an sich nicht zu fördern steht, vielmehr in demselben Maße steigen und fallen wird, wie das öffentliche Leben überhaupt reicher oder schwächer sich entfaltet und zur wirklichen Geltung zu gelangen weiß. Dagegen kann und muß die rechtliche Verantwortlichkeit allerdings im Wege der Gesetzgebung festgestellt werden; sie mag daher noch eine nähere Betrachtung finden.

Ich sage die rechtliche, nicht die strafrechtliche Verantwortlichkeit und gehe dabei von folgenden Gesichtspunkten aus: Der Minister muß, wie jeder andere Beamte, den allgemeinen Strafgesetzen und den Rechtsgrundsätzen über Schadloshaltung rc. unterworfen sein; er hat sich in dieser Beziehung dem gewöhnlichen Richter zu stellen, wenn auch die Einleitung des Verfahrens von besonderen Voraussetzungen abhängig gemacht und sofort die obere Instanz gewählt werden kann. Zur Schaffung eines besonderen Ministerverbrechens oder Vergehens ist kein genügender Grund vorhanden; wohl aber muß ein Mittel gegeben sein, Gesetz- und Rechtsverletzungen, auch wenn keine strafbare Handlung und keine Entschädigungsansprüche vorliegen, durch Richterspruch zu begegnen. Jedenfalls darf ein besonderes Ministervergehen, sofern es praktischen Werth haben soll, nicht auf Verfassungsverletzungen beschränkt sein, wie in Art. 61 der preußischen Verfassung; ebenso wenig jedoch darf es in der Weise ausgedehnt werden, daß selbst Gesetzverletzungen aus einfacher Unachtsamkeit, ja sogar „Beschädigungen des Staats ohne Verletzung bestimmter Gesetze,“ als strafbare Handlungen betrachtet werden.

Fast in allen Punkten sind die Meinungen Anderer verschieden. Auch Herr G. und sein Vorgänger Dr. Const. Rößler, „Studien zur Fortbildung der preußischen Verfassung“ (Berlin, 1864, Abth. 2 S. 75 fgg.) stellen zum Theil andere Grundsätze auf. Namentlich macht der letzte neben Gesetzverletzungen auch die „Beschädigung des Staats ohne Verletzung bestimmter Gesetze durch Vernachlässigung oder Mißbrauch des ministeriellen Amts,“ zum Gegenstand der Ministeranklage. Dagegen verwirft er die Civilklage bei der „Ministerverantwortlichkeit“ gänzlich. „Wenn es sich um unmittelbare Beschädigung des Staatseigenthums, um Verwendung des Staatseigenthums zu anderen als staatlichen Zwecken handelt — sagt er S. 94 — dann mag der Fiskus klagend auftreten; bei Verlusten aber, welche die ministerielle Politik und Geschäftsführung mittelbar dem Staatseigenthum erwachsen .... darf von keiner Civilklage die Rede sein .... bei der Führung der Staatsämter handelt es sich um ganz andere Dinge als um Geldwerthe rc.“ Dies letzte ist ohne Zweifel sehr richtig; allein neben den „anderen Dingen“ haben doch auch

die „Geldwerthe" ihre Bedeutung, und jedenfalls kann man mit demselben Rechte sagen: bei der Führung von Staatsämtern handelt es sich um ganz andere Dinge als um Freiheits- oder sonstige Strafen. Und was ist denn eine Entschädigungsklage des Fiskus anders, als eine „Civilklage" des Staats auf einen „Geldbetrag?" Die Hauptsache ist doch, daß die Staatsinteressen gewahrt werden; in dieser Beziehung sind aber „Geldwerthe" durchaus nicht bedeutungslos, vielmehr in einzelnen Fällen von ganz ungewöhnlicher Wirksamkeit. Auch kann es nicht darauf ankommen, ob ein Schaden mittelbar oder unmittelbar zugefügt ist, sondern nur darauf, daß er rechtswidrig durch Böswilligkeit oder große Fahrlässigkeit herbeigeführt wurde.*) Dagegen erscheint es höchst bedenklich, auch „die ministerielle Politik" heranziehen und solche gerichtlich beurtheilen lassen zu wollen. Auch G. geht in dieser Hinsicht zu weit. Nach S. 254 sollen Regierungsanordnungen „nach den Gründen des höchsten Staatswohls" gerichtlich geprüft werden können, und S. 231 hebt er einen Ausspruch Brougham's als „treffend" hervor, wonach die Rathgeber der Krone „in gleicher Weise für die Politik und Weisheit, wie für die Gesetzmäßigkeit der Maßregeln der Regierung," verantwortlich sein sollen. Ich kann diese Auffassung nicht theilen. Sie beruht auf einer Verkennung des Wesens der Staatsverwaltung und der Richterthätigkeit zugleich. Die Weisheit oder Unweisheit einer Regierungshandlung läßt sich nicht vor Gericht stellen, am wenigsten vor ein Strafgericht!

Meines Erachtens ist auch hier genau zu scheiden zwischen der Gesetzmäßigkeitsfrage und der Frage von der Zweckmäßigkeit oder Räthlichkeit in Betreff des Staatswohls. Verletzt der Minister die Verfassung, handelt es sich bei einer Maßnahme um die Anwendung oder Auslegung eines Gesetzes, so sind das unter allen Umständen Rechtsfragen, die nach den Regeln der Rechtswissenschaft richterlich beurtheilt und entschieden werden können und müssen. Bewegt sich aber der Minister bei seinen Anordnungen und Entschließungen innerhalb der gesetzlichen Schranken, läßt er's an der ihm obliegenden Fleißanwendung nicht fehlen, so entzieht sich sein Handeln der richterlichen Aburtheilung, wie sehr auch die Zweckmäßigkeit und Heilsamkeit der Maßnahmen von Sachkundigen oder von der öffentlichen Meinung verworfen werden mag. Der Richter könnte sich doch nur durch höheren Sachverstand leiten lassen; die Stellung des Ministers im Staatsorganismus bringt es aber mit sich, daß er vermöge

*) Die Verweisung auf das Klagrecht des „Fiskus" reicht um so weniger aus, als der „Fiskus" doch wieder von dem betreffenden Minister abhängig ist. Der Volksvertretung muß vielmehr die Befugniß zustehen, selbständig vor den Civilgerichten zu handeln.

seines Amts den höchsten Sachverstand in seinen Geschäftszweigen, wenn auch nicht selbst besitzen, doch amtlich repräsentiren muß. Man kann nicht einen Finanzminister richterlich unter das Urtheil von Finanzräthen, einen Minister des Auswärtigen unter das Gutachten von Diplomaten stellen wollen. Und wollte oder sollte der Gerichtshof etwa selbst die Angemessenheit beurtheilen, so würde er nicht mehr Gericht, sondern politische Oberbehörde sein.

Handelt es sich insbesondere um „Verordnungen von provisorischer Gesetzeskraft," wie G. solche S. 254 betrachtet, so muß auch dabei die Gesetzmäßigkeits- von der Zweckmäßigkeits- oder Wohlfahrtsfrage gesondert werden. Ist es im Streit, ob über den fraglichen Gegenstand verfassungsmäßig eine einstweilige Verordnung erlassen werden konnte und ob die gesetzlichen Voraussetzungen vorliegen, so bilden dergleichen Fragen einen Vorwurf richterlicher Thätigkeit. Wird aber nur die Nothwendigkeit oder Zweckmäßigkeit aus „Gründen des Staatswohls" angefochten, so kann und darf darüber niemals ein Gerichtshof aburtheilen. Die Billigung oder Nichtbilligung der Maßregel ist Sache der Landesvertretung. In letzterem Falle hat die Verordnung sofort außer Kraft zu treten; von einer Bestrafung der Minister aber kann keine Rede sein. War dagegen die Verordnung verfassungsmäßig unstatthaft, so ist „Indemnität" erforderlich, und, falls diese versagt wird, Verurtheilung unerläßlich, mag die Anordnung noch so heilsam erscheinen; denn eine Gesetzverletzung kann nur von der Landesvertretung gutgeheißen oder verziehen werden, und über deren Beweggründe steht Niemandem als der öffentlichen Meinung ein Urtheil zu.

Rößler geht hinsichtlich der Indemnitätsfrage weiter. Er spricht S. 92 die „Ueberzeugung" aus, daß auch dem Gericht „das Recht der Indemnitätserklärung in aller Form" zustehen müsse; dasselbe müsse aussprechen können, daß die in Rede stehende Handlung zwar „gesetzwidrig, aber nicht strafbar" sei. Allein eine solche Befugniß ist mehr als bedenklich; sie ist dem Wesen der Strafrechtspflege und der Würde der Volksvertretung gleich sehr zuwider. Auch G. erklärt sich dagegen (S. 235), indem „eine so hohe politische Kompetenz" den Staatsgerichtshof in Zwiespalt mit dem Ausspruch der Landesvertretung bringen würde, diese letztere aber stets „geneigt sein werde, Indemnität eintreten zu lassen, falls der Minister evident im Interesse des Landes dem Wortlaut des Gesetzes zuwider gehandelt habe." — Rößler läßt sich durch die Erwägung leiten, daß dem urtheilenden Gericht so gut wie dem anklagenden Faktor der Gesetzgebung das Recht der Indemnität zustehen müsse, weil es sonst Handlungen, welche formell den Gesetzen zuwiderlaufen und doch unzweifel-

haft vom Staatswohl eingegeben waren, bestrafen müsse, oder auf den Weg künstlicher Gesetzesauslegung gedrängt werden würde, um die Gesetzwidrigkeit wegzuinterpretiren. Dies ist gewiß begründet, spricht aber nicht für eine Indemnitätsbefugniß, sondern nur dafür, daß die strafgerichtliche Verantwortlichkeit nicht über Gebühr ausgedehnt werden darf. Wenn G. dazu bemerkt (S. 234), „daß es ja schon an sich dem Gericht unbenommen bleibe, den Angeklagten freizusprechen, falls es nach der Auslegung des fraglichen Gesetzes zweifelhaft sei, ob eine Verletzung desselben stattgefunden habe," so hat auch das seine Bedenken. Ein Mal handelt es sich nicht blos um wirklich zweifelhafte Fälle, und sodann giebt auch die Zweifelhaftigkeit des Gesetzes dem Richter nicht ohne Weiteres das Recht der Freisprechung, sondern er hat den wahren Sinn zu ermitteln und darnach zu erkennen.

Auch andere Schriften über „Ministerverantwortlichkeit" sehen sich nach Auswegen um, den Mißverhältnissen zwischen sachlicher Angemessenheit und formeller Gesetzwidrigkeit, zwischen Verschulden und Strafe zu entgehen. So führt Robert Mohl — Die Verantwortlichkeit der Minister, 1837, S. 184 fgg. — eine Reihe von Fällen auf, wo wegen Irrthums oder Zweifelhaftigkeit des Gesetzes Straflosigkeit eintreten soll. Aber die meisten Aufstellungen dieser Art haben etwas Gesuchtes. Viel einfacher und natürlicher ist es, die strafrechtliche Auffassung der Sache ganz aufzugeben und lediglich die Wahrung der Gesetzanwendung, beziehungsweise des Interesses der Betheiligten, in's Auge zu fassen. Es ist nicht abzusehen, warum der objektive Widerspruch einer vielleicht im besten Glauben oder doch arglos vorgenommenen Handlung mit einer formellen Gesetzesvorschrift etwas Strafbares sein soll. Zwar kann es bei der Beurtheilung der Gesetzmäßigkeitsfrage niemals auf „subjektive" Auffassung oder „bewußte Absicht" ankommen, dieselbe ist vielmehr nach objektiven Gesichtspunkten zu entscheiden; allein der Rechtsschutz darf eben darum nicht im Wege der Strafgerichtsbarkeit gesucht, es muß vielmehr ein anderes Mittel gefunden werden, den Sinn des verletzten oder unrichtig ausgelegten Gesetzes durch unparteiischen Richterspruch einfach festzustellen und zur Geltung zu bringen. Ein solches Mittel bietet sich aber ohne Weiteres in der Ermächtigung der Landesvertretung, und zwar eines jeden der beiden Häuser, in geeigneten Fällen den Ausspruch des höchsten Gerichts zu erfordern, beziehungsweise während der Nichtanwesenheit durch besondere Bevollmächtigte zu betreiben. Eben so müßte den Ministern die Anrufung des Gerichts zur Feststellung einer bestrittenen Gesetzesvorschrift gestattet sein. Von „Strafen" aber dürfte nicht die Rede sein. Erst wenn gegen den Ausspruch des Gerichts verstoßen würde oder doch

höchstens in Fällen böswilliger oder hochfahrlässiger Gesetzwidrigkeit sollte auf Strafe, nach Befinden einfache Dienstentlassung, erkannt werden. Dahin würde es aber schwerlich jemals kommen. Vielmehr wäre ja das Mittel gegeben, jeden Zwiespalt zu vermeiden, jede Meinungsverschiedenheit auf die ehrenvollste Weise zu beseitigen, noch ehe sie sich irgendwie zur Bitterkeit oder zum „Konflikt" gestaltet.

Aber welches Gericht soll angegangen und wie soll es gebildet werden? Nach meiner Meinung das oberste Gericht, der Rechtshof des Norddeutschen Bundes, der hoffentlich in nicht allzulanger Zeit errichtet werden wird; eventuell der höchste Gerichtshof Preußens. Ich weiß, welche Gründe gegen ein solches Gericht angeführt werden; allein ich halte sie nicht für stichhaltig, wenigstens für weniger stichhaltig, als die Bedenken, welche den Vorschlägen und Versuchen, besondere Staatsgerichtshöfe zu schaffen, entgegenstehen, mögen diese nun für bestimmte Zeiträume oder für den einzelnen Fall bestellt werden, mag dabei Wahl oder das Loos entscheiden, mögen sie mit oder ohne Zuziehung von Geschworenen handeln sollen. Schon die Wahrung der Rechtseinheit macht es nothwendig, daß ein und dasselbe Gericht die letzte Entscheidung habe, soweit es sich um Rechtsfragen und Gesetzesanwendungen handelt; es darf nicht sein, daß ein und dieselbe Vorschrift anders vom Strafgericht, anders vom Civilgericht und vielleicht wiederum anders vom Verwaltungsgerichte und vom Staatsgerichtshofe ausgelegt werden könne.

Ein Hauptbedenken gegen die Bestimmung des obersten bürgerlichen Gerichts zum Staatsgerichtshofe wird dadurch beseitigt, daß man die Ministeranklagbarkeit beschränkt und sie der unnöthigen Zuthaten der Außerordentlichkeit entkleidet. Werden die Minister rücksichtlich etwaiger Vergehungen und Ersatzverbindlichkeiten wie Andere behandelt, beseitigt man das besondere Verbrechen der Verfassungs- und bezw. Gesetzesverletzung, oder beschränkt man es auf Fälle der Böswilligkeit oder grober Fahrlässigkeit, und läßt man im Uebrigen ein Verfahren auf einfache Beseitigung gesetzwidriger Maßnahmen oder auf Feststellung des Gesetzessinnes an die Stelle treten, so verliert die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit vor Gericht einen großen Theil ihrer Ausnahmenatur und das scheinbare Erforderniß einer besonderen Behandlungsart fällt weg. Wenn in England das Oberhaus den Gerichtshof für Ministeranklagen bildet, so ist das nichts so Außerordentliches, als es Manchem scheinen möchte; denn das Oberhaus ist überhaupt der höchste Gerichtshof des Landes. Auch die Anklagebefugniß des Unterhauses erscheint weniger ungewöhnlich als bei uns, da in England die Berechtigung, Jemanden strafgerichtlich zu verfolgen, ganz anders geregelt ist als in Deutschland. Was in Eng-

Kreisen umfassende statutarische Befugnisse gewährt werden (S. 61), und sodann darin, daß die vom Abgeordnetenhause zur Kreisordnung beschlossene Vertretung der Amtsbezirke „zu parlamentarisch," ja völlig unpraktisch ist (S. 80).

Meines Erachtens sollte nochmals reiflich überlegt werden, ob nicht eine Verkleinerung der Kreise der Bildung von besonderen Amtsbezirken als Mittelgliedern zwischen Kreis und Gemeinde vorzuziehen sei. Kreise von etwa 30,000 Einwohnern bedürfen keiner Aemter. Will man sich aber dazu nicht entschließen, so darf wenigstens keine besondere Amtsvertretung eingeschoben werden; das ist des Segens zu viel! Mit Lokalausschüssen, deren Bestellung und Beaufsichtigung vorzugsweise der Kreisvertretung, bezw. dem Kreisausschusse zufiele, würde sicher auszukommen sein; für einzelne Einrichtungen aber, z. B. Armenverbände, könnte nöthigenfalls durch autonomische Bestimmungen geholfen werden.

Sehr bedenklich scheint mir der Vorschlag (S. 68) zu sein, dem Stadtmagistrat dergestalt „einen Einfluß auf die Wahl seiner Mitglieder zu geben, daß er den Stadtverordneten zur Wahl drei Kandidaten präsentirte." Das wäre doch in Wirklichkeit kaum etwas Anderes als „Selbstergänzung." Unbestreitbar dagegen ist die Bemerkung (S. 87), daß die Selbstverwaltung zugleich „zu einer entsprechenden Verminderung der staatlichen Verwaltung" führen muß, und daß demgemäß die Bezirksregierungen zu beseitigen sind. Doch würde ich meines Theils den Oberpräsidien keine „kollegialische" Einrichtung geben (S. 90), und noch weniger die Oberpräsidenten zu „gegebenen Vorsitzenden der Provinzialstände" machen (S. 94).

Kollegialische Verwaltungsbehörden haben und hatten gewiß ihren unverkennbaren Werth. In absolutistisch regierten Staaten sind sie die hauptsächlichste Schutzwehr gegen Ministerwillkür 2c., wie wir das in Kurhessen gar oft erfahren und gar sehr gewürdigt haben. Das Schwerfällige und Schleppende des Geschäftsganges wird durch solche Vorzüge doppelt und dreifach aufgewogen. Allein bei tüchtiger Selbstverwaltung, insbesondere bei wohleingerichteten, volksthümlichen Beschwerdeinstanzen, namentlich in Gemeinde- und Kreisverbandangelegenheiten, würden kollegialische Provinzialbehörden keine Wohlthat, sondern ein wahrer Hemmschuh für rasche und einfache Geschäftserledigung sein. Ob in einzelnen Geschäftszweigen sich ausnahmsweise ein kollegialisches Zusammentreten des Oberpräsidenten mit seinen Räthen empfiehlt, mag zu überlegen sein; im Allgemeinen aber muß die kollegialische Weitschweifigkeit und das bisherige Registerwesen je eher je lieber abgethan werden. Dabei sollten einige Dinge, z. B. die Domänenangelegenheiten, völlig gesondert behan-

delt werden, da es sich dabei nicht um eigentliche Staatsverwaltung, sondern nur um fiskalische Vermögensverwaltung, die ohnehin möglichst verringert werden müßte, handelt. Kurz der Oberpräsident, oder, wie er künftig wohl besser zu nennen wäre, der Statthalter, besorge die gesammte Staatsverwaltung in der Provinz und erhalte dazu die nöthigen Beamten; er sei der Vertreter der Staatsregierung den Provinzial- und Kommunalständen, beziehungsweise dem ständischen Verwaltungsausschusse gegenüber, keineswegs aber deren Vorsitzender; vielmehr würde der Provinzialvertretung die Wahl des Vorsitzenden und überhaupt die innere Geschäftseinrichtung, sammt der Entscheidung über Legitimationsfragen *), völlig freizugeben sein. Die gegenwärtig bestehende Ernennung von „Landtagsmarschällen“ durch den König steht mit dem Wesen einer provinziellen Volksvertretung und mit den Erfordernissen einer umfassenden Selbstverwaltung im Widerspruche, ist eine unnöthige Beschwerniß für den Landesherrn und für den Minister des Innern, und erscheint, mit Rücksicht auf die Frage der Befähigung zum Vorsitz und zur Geschäftsleitung, im höchsten Grade unzweckmäßig. — Der provinzialständische Ausschuß soll eine doppelte Aufgabe haben. Zunächst ist er die selbständige Verwaltungsbehörde für die rein ständischen Angelegenheiten. In dieser Eigenschaft tritt er unter seinem eigenen Vorsitzenden zusammen und läßt die Geschäfte durch den Landesdirektor und durch die sonstigen ständischen Beamten besorgen. Aber außerdem muß er auch den Hauptbestandtheil zu einer staatlichen Behörde, namentlich zu einer Beschwerdeinstanz in Gemeinde- und Kreisangelegenheiten, in Concessionssachen u. dergl. abgeben. Und dabei wird sich's denn allerdings empfehlen, daß der Oberpräsident den Vorsitz führe und daß auch eine angemessene Verstärkung durch technische Beamten stattfinde. Die Beschlüsse dieser Behörden müssen aber in der Regel endgültige sein. Nichts kann verkehrter sein, als in Concessionssachen und ähnlichen Angelegenheiten noch Beschwerden an die Minister zuzulassen.

In ähnlicher Weise wie die Provinzialstände und Provinzialausschüsse würden die Kreisstände und Kreisausschüsse zu organisiren sein.

Im fünften und sechsten Abschnitte bespricht G. die „Bildung der Volksvertretung“ und ihre „Befugnisse.“ Sowohl die Umbildung des Herrenhauses als die anderweite Zusammensetzung und Wahl des Abgeordnetenhauses werden einer eingehenden und anziehenden Erörterung

*) In Schleswig-Holstein hat Herr v. Scheel-Plessen die Legitimations-Prüfungen und -Entscheidungen den Ständen überlassen, während Herr v. Möller in Hessen-Nassau sich dem widersetzte. In Hannover ist die Frage meines Wissens nicht berührt worden.

Graf Benedetti.

Vor Jahr und Tag sagte ein französischer Staatsmann, der, obgleich im Dienste des Kaiserreichs, zu der alten Schule gehört: So lange Benedetti in Berlin ist, kann der Frieden zwischen Frankreich und Preußen nicht als gesichert angesehen werden! Das Wort hat sich in seinem verhängnißvollen Doppelsinn bewährt. Benedetti hatte für ein verlorenes Spiel Revanche zu nehmen, welche seine Auftraggeber jetzt mit dem höchsten Einsatz ihrer Existenz nachzuholen versuchen. Das Verbleiben Benedetti's in Berlin trotz Nikolsburg, trotz des kaiserlichen Desaveu's jener Compensationsforderung vom August 1866 und endlich trotz der Wechselfälle der luxemburger Crisis, bei welchen Benedetti wie kein Anderer betheiligt war — dies bedeutungsvolle Verbleiben wollte sagen, daß Frankreich die deutsche Entwickelung selbst innerhalb der Grenzen des Prager Friedens nicht ertragen mochte und, soweit es sich wenigstens um die Pläne der Kriegspartei handelte, der Friedensbruch, gleichviel unter welchem Vorwande, nur eine Frage kurzer Zeit war. Wer davon eine Ahnung hatte, konnte das Parteigerede von Entwaffnung und was damit zusammenhing, nur mit unverhohlenem Erstaunen anhören. Benedetti in Berlin repräsentirte nicht nur den Kaiser, sondern dessen unsterbliche Rechenfehler, in weiterer Folge aber das Programm des Krieges, welches in fünf Artikeln formulirt und mit eigener Hand niedergeschrieben der französische Botschafter bei dem Bundeskanzler zurückgelassen hatte. Mit Kriegsplänen und Kriegsprojekten war Benedetti, wie wir sehen werden, im November 1864 nach Berlin gekommen. Er verließ den deutschen Boden nach sechs Jahren, als in Folge seiner Emser Gespräche mit König Wilhelm der Kaiser Napoleon den seit 1866 vorbereiteten Krieg unter den nichtigsten Vorwänden an Deutschland erklärt hatte.

An friedlichen Parenthesen hatte es in dieser bewegten Zeitperiode allerdings nicht gefehlt. Die Aussicht auf einen leidlich gesicherten Frieden hatte während der pariser Ausstellung von 1867 vielleicht ihren Höhepunkt erreicht. Damals mußte der Widerspruch zwischen der scheinbaren Resignation des Kaisers und dem Umstande, daß er denselben Botschafter in Berlin belassen wollte, am auffälligsten entgegentreten. Man hörte von Bemerkungen, die deßwegen, als der Bundeskanzler mit dem Könige in Paris war, gefallen wären. Die französische Regierung wollte sie nicht verstehen oder setzte die gleichzeitige Abberufung des Grafen Goltz voraus, zu welcher Preußen sich nicht veranlaßt sah. Benedetti blieb.

Er hatte in Paris manche Feinde, zum Theil anch Nebenbuhler, die auf seine Nachfolge lauerten. Der Kaiser jedoch hielt ihn fest als einen derjenigen Diplomaten, die mit seinen eigenen letzten Gedanken am meisten vertraut waren und, was sehr bemerkenswerth, verlieh seinem Botschafter in Berlin gerade dann Auszeichnungen, wenn die von demselben vertretene Politik eine neue Niederlage erlitten hatte. Fast unmittelbar nach dem Scheitern der napoleonischen Ersatzforderung, Anfang September 1866, erhielt Benedetti das Großkreuz der Ehrenlegion. Nicht lange nach dem für Frankreich ungünstigen Ausgange des belgischen Eisenbahnstreites vom vorigen Jahre, welchem, wie wir jetzt wissen, das erneute Angebot Frankreichs an Preußen, Süddeutschland, Belgien und Luxemburg unter sich zu theilen, mit demselben negativen Erfolge wie schon früher vorangegangen war, wurde Benedetti in den Grafenstand erhoben. Der Kaiser wollte sich selbst gegenüber kein Refus Preußens als ein definitives ansehen. Benedetti in Berlin war ihm gleichsam ein Pfand, daß die diplomatische Verschwörung fortgesetzt wurde, die Revanche-Forderung für Sadowa offen blieb und im gegebenen Augenblick in einer Weise zur Geltung komme, die den Absichten der Kriegspartei entsprechen mußte.

Denn Benedetti gehörte zur Kriegspartei. Nicht in dem gewöhnlichen chauvinistischen Sinne, als ob er nach Art der pariser Soldschreiber und gloriosen Säbelwetzer durch Provocationen und lautes Bramarbasiren nicht schnell genug zum Bruch mit Preußen und zum gegenseitigen Abmessen der militärischen Kräfte gelangen konnte: er wollte es anders. In seinen Augen hatte Frankreich intellectuel und intentionel an dem Kriege von 1866 theilgenommen, der ohne des Kaisers Zulassen nicht möglich war, und es durfte die Hälfte zum wenigsten des Gewinnstes für sich beanspruchen, wenn möglich im Frieden, nöthigenfalls auf anderem Wege. Um diesen Gedankengang zu verstehen und Benedetti's Theil an den letzten Vorgängen psychologisch zu erkennen, wird ein kurzer Rückblick auf seine Vergangenheit unumgänglich sein.

Vincent Benedetti, um 1815 geboren, stammt aus Corsika und ist, wie Vapereau angiebt, der Sohn eines Griechen, der früher österreichischer Generalconsul in Kairo gewesen wäre. Nach seinen eigenen Aeußerungen gegen mehrere Personen war der Vater Richter in Corsika und starb vor einigen Jahren, nachdem ihn der Sohn als Ritter der Ehrenreligion hatte decoriren lassen. Er selbst war eine Zeitlang unter Louis Philipp französischer Consul in Aegypten. Dort lernte er die schöne Adoptivtochter des dänischen Generalconsuls in Alexandria kennen, welche dieser, als Benedetti sie heirathete, mit einer reichen Mitgift, wie es heißt, einer halben Million Franken, ausstattete. Die curiose Erzählung des Verfassers eines

vor neun Jahren erschienenen Aufsatzes über die französische Diplomatie in einer verbreiteten deutschen Zeitschrift, der Benedetti's in einer Anmerkung gedenkt und ihn im Orient eine Schwarze heirathen läßt, ist, wie zahlreiche berliner Augenzeugen wissen, entschieden unrichtig. Madame Benedetti ist eine geborene Griechin. Eine Tochter starb ihm im Alter von siebzehn Jahren. Die Eltern trugen noch Trauer um das verlorne Kind, als sie im Spätherbst 1864 nach Berlin kamen. Der Sohn ist Attaché der pariser Botschaft in London unter dem Freunde Benedetti's, Herrn v. Lavalette. Zur Zeit der Republik, Mai 1848, wurde Benedetti, welchen wir soeben als Consul in Aegypten verlassen haben, zum Consul in Palermo ernannt. Später, als Lavalette Gesandter in Constantinopel war und in den Vorbereitungen des Krimkrieges eine Rolle spielte, wurde Benedetti dessen erster Sekretair. Hier gab er auch als zeitweiliger Geschäftsträger Beweise von diplomatischem Talent. Während einer Abwesenheit Lord Stratford's brachte Benedetti einmal eine Art Ministerwechsel zu Gunsten Frankreichs zu Stande, der jedoch, als der englische Botschafter nach acht Tagen zurückkehrte, wieder zusammenbrach. Im Frühjahr 1855 wurde Benedetti der Gesandtschaftsposten in Teheran als Nachfolger Bourée's angeboten, welchen er ausschlug. Er wurde zur Disposition gestellt, aber einige Monate darauf durch den Einfluß Lavalette's, mit dem er seit Constantinopel eng befreundet geblieben ist, zum Director der politischen Angelegenheiten in das Ministerium des Auswärtigen berufen. Seine stylistische Formgewandtheit ließ ihn während des pariser Congresses als Sekretair desselben bezeichnen. Er redigirte die Protokolle zu dem Frieden von 1856 und trat damals in Beziehungen zu Cavour. Seit dem pariser Congreß war Benedetti einer der eifrigsten Parteigänger der italienischen Einheit. Dies erklärt auch sein nicht genug bekannt gewordenes Eingreifen in die vertraulichen Verhandlungen zwischen Frankreich und Italien, die in der Abtretung von Savoyen und Nizza ihren Ausgang fanden.

Auf den Ursprung des traurigen Handels von Savoyen und Nizza, der bis zu den Besprechungen des Kaisers Napoleon und Cavour's im Vogesen-Bade Plombières, August 1858, hinaufreicht, näher einzugehen, ist hier nicht der Ort. Nachdem Oesterreich geschlagen war und Italien die Lombardei erhalten hatte, handelte es sich Anfang 1860 um die weiteren Annexionen im Widerspruche mit dem Züricher Frieden. Der König Victor Emanuel und Cavour mochten die trügerische Hoffnung hegen, daß sie die Früchte des Krieges für Italien einheimsen könnten, ohne daß der sogenannte geheime Familienpact wegen Savoyen und Nizza zur Ausführung kommen würde, dessen Existenz Kinglake Ende Februar 1860 im englischen Parlament zuerst enthüllt hat. Nur diese Selbsttäuschung er-

klärt das Sträuben des Königs und seines Ministers gegen die Abtretung wenn nicht Savoyens, doch vielleicht Nizzas, der Vaterstadt Garibaldi's, deren Aufgeben dem Könige besonders schmerzlich war. Die Verhandlungen zogen sich in die Länge. Der nicht sehr geschickte und mit keiner sonderlichen Energie begabte französische Gesandte in Turin, Herr v. Talleyrand-Perigord, welchen man den diplomatischen Süßwasserkapitain zu nennen pflegte, kam mit der Affaire nicht zu Stande. Da erschien in Turin in außerordentlicher Mission Herr Benedetti vom Ministerium des Auswärtigen in Paris, der dem Könige Victor Emanuel einen eigenhändigen Brief des Kaisers Napoleon überbrachte. Dieser drang peremtorisch, und indem er im Weigerungsfall sein Veto gegen jeden weiteren Fortschritt Sardiniens in Italien einlegte, auf die Erfüllung des Pactes. Der König willigte seufzend für seine Person ein und schickte Herrn Benedetti zu Cavour, mit dem die Sache bald endgültig arrangirt wurde. Schon am 1. März 1860 konnte Napoleon in seiner Thronrede bei Eröffnung der Legislative dem erstaunten Europa erzählen, er habe angesichts der Veränderungen in Norditalien, die einem mächtigen Nachbar die Alpenpässe gebe, die Pflicht gehabt, zur Sicherung der französischen Grenzen — welcher Ausdruck sich ganz ähnlich in der letzten Kriegsproklamation an Deutschland wiederfindet — die französischen Abhänge des Gebirges zurückzuverlangen und es liege in dieser „Revendication" nichts, was Europa beunruhigen und der uneigennützigen Politik, welche der Kaiser mehr als einmal verkündet habe, ein Dementi ertheilen könnte. Denn Frankreich, heißt es, will mit dieser Vergrößerung, so gering sie ist, weder durch eine militärische Besetzung vorgehen, noch durch eine hervorgerufene Insurrektion, noch durch heimliche Kunstgriffe (sourdes manoeuvres), sondern indem es den Mächten freimüthig die Frage darlegt. Diese werden ohne Zweifel in ihrer billigen Erwägung verstehen, wie es Frankreich sicherlich für jede derselben unter solchen Umständen verstehen würde, daß die wichtige territoriale Umgestaltung, die stattfinden wird, Frankreich ein Recht auf eine Garantie verleiht, die durch die Natur selbst angezeigt ist.

Diese Verkündung des neuen napoleonischen Völkerrechts, das durch den seltsamen auf die Erwerbungen des Oheims hinweisenden technischen Ausdruck der Revendication noch deutlicher illustrirt ward, leitete die Phase des gründlichen Mißtrauens ein, dessen der uneigennützige Herrscher sich seitdem bei allen europäischen Höfen zu erfreuen gehabt hat. Herr Benedetti hatte indessen seine Aufgabe in Turin erfüllt. Zwischen ihm und dem ständigen Gesandten, Herrn von Talleyrand-Perigord, der sich gern die Ehre des Abschlusses zugesprochen hätte, erhob sich ein interessanter Wettstreit über die Frage, wer den Cessionsvertrag unterzeichnen sollte.

Man einigte sich schließlich über die zwiefache Unterschrift. In dem Turiner Traktat vom 24. März 1860 über die Abtretung von Savoyen und Nizza figuriren als Bevollmächtigte Talleyrand und Benedetti für Frankreich, Cavour und Farini für Sardinien. Das Opfer war vollbracht. Die Komödie der Volksabstimmung, nachdem die Senatoren Laity und Pietri die beiden Provinzen bearbeitet und französische Infanterie eingerückt war, fand in der bewährten Form statt, und, nachdem Cavour am 6. Juni 1861 gestorben, Frankreich um die Mitte desselben Monats das Königreich Italien anerkannt hatte, das inzwischen allerdings anders, als es der Kaiser gewünscht, zu Stande gekommen war, wurde Benedetti für seine Verdienste um den erwähnten Traktat vom Jahre vorher am 10. August 1861 zum außerordentlichen Gesandten und bevollmächtigten Minister in Turin ernannt. Die italienische Partei, an deren Spitze der Minister des Auswärtigen, Thouvenel, stand, und zu deren eifrigsten Agenten Benedetti gehörte, besaß damals am Tuilerienhofe den größten Einfluß. Benedetti's Freund, Herr v. Lavalette, wurde gleich darauf im September von Constantinopel nach Rom versetzt. Irgend eine Verschwörung lag wieder in der Luft. Der Moniteur mußte wiederholt Gerüchte über eine Abtretung der Insel Sardinien an Frankreich dementiren. Der schweizerische Gesandte in Paris beklagte sich über einen gegen die Sicherheit Genfs gerichteten sehr verdächtigen Artikel des „Constitutionnel" vom Ende September, welchen Thouvenel natürlich desavouirte, während etwas später zwischen Paris und Bern wegen einer angeblichen Verletzung der Schweizer Grenze im Dappenthal durch französisches Militär Noten gewechselt wurden. Höchst bezeichnend endlich nicht nur für die kaiserliche Politik, sondern auch für die französische Courtoisie gegen fürstliche Gäste war ein Umstand aus jener Zeit des Herbstes 1861, der Deutschland berührte. Der Besuch des Königs Wilhelm von Preußen war am Hofe von Compiegne für Anfang October angekündigt. Wenige Tage vorher erschien in Paris eine allgemein für offiziös gehaltene Broschüre, die Frankreichs Gelüste nach der Rheingrenze bestritt, aber eine kleine Grenzberichtigung nach der Seite der Pfalz und Rheinpreußens als von der Gerechtigkeit geboten, von der Klugheit empfohlen hinstellte. Ohne Deutschlands nationalen Stolz zu reizen, würde dadurch Frankreichs angeborene Leidenschaft für den Rhein beruhigt, der auf England, Deutschland und Belgien lastende Alp gehoben werden u. s. w. Die Absicht des schnöden Preßmanövers war klar. Der Besuch König Wilhelm's sollte dadurch in den Augen der deutschen Fürsten verdächtigt werden. Der Versuch war ein Jahr vorher bei dem Fürstencongreß von Baden-Baden, Mitte Juni 1860, welchen der Kaiser Napoleon mit seiner Gegenwart überraschte, in

höchstens in Fällen böswilliger oder hochfahrlässiger Gesetzwidrigkeit sollte auf Strafe, nach Befinden einfache Dienstentlassung, erkannt werden. Dahin würde es aber schwerlich jemals kommen. Vielmehr wäre ja das Mittel gegeben, jeden Zwiespalt zu vermeiden, jede Meinungsverschiedenheit auf die ehrenvollste Weise zu beseitigen, noch ehe sie sich irgendwie zur Bitterkeit oder zum „Konflikt“ gestaltet.

Aber welches Gericht soll angegangen und wie soll es gebildet werden? Nach meiner Meinung das oberste Gericht, der Rechtshof des Norddeutschen Bundes, der hoffentlich in nicht allzulanger Zeit errichtet werden wird; eventuell der höchste Gerichtshof Preußens. Ich weiß, welche Gründe gegen ein solches Gericht angeführt werden; allein ich halte sie nicht für stichhaltig, wenigstens für weniger stichhaltig, als die Bedenken, welche den Vorschlägen und Versuchen, besondere Staatsgerichtshöfe zu schaffen, entgegenstehen, mögen diese nun für bestimmte Zeiträume oder für den einzelnen Fall bestellt werden, mag dabei Wahl oder das Loos entscheiden, mögen sie mit oder ohne Zuziehung von Geschworenen handeln sollen. Schon die Wahrung der Rechtseinheit macht es nothwendig, daß ein und dasselbe Gericht die letzte Entscheidung habe, soweit es sich um Rechtsfragen und Gesetzesanwendungen handelt; es darf nicht sein, daß ein und dieselbe Vorschrift anders vom Strafgericht, anders vom Civilgericht und vielleicht wiederum anders vom Verwaltungsgerichte und vom Staatsgerichtshofe ausgelegt werden könne.

Ein Hauptbedenken gegen die Bestimmung des obersten bürgerlichen Gerichts zum Staatsgerichtshofe wird dadurch beseitigt, daß man die Ministeranklagbarkeit beschränkt und sie der unnöthigen Zuthaten der Außerordentlichkeit entkleidet. Werden die Minister rücksichtlich etwaiger Vergehungen und Ersatzverbindlichkeiten wie Andere behandelt, beseitigt man das besondere Verbrechen der Verfassungs- und bezw. Gesetzesverletzung, oder beschränkt man es auf Fälle der Böswilligkeit oder grober Fahrlässigkeit, und läßt man im Uebrigen ein Verfahren auf einfache Beseitigung gesetzwidriger Maßnahmen oder auf Feststellung des Gesetzessinnes an die Stelle treten, so verliert die Lehre von der Ministerverantwortlichkeit vor Gericht einen großen Theil ihrer Ausnahmenatur und das scheinbare Erforderniß einer besonderen Behandlungsart fällt weg. Wenn in England das Oberhaus den Gerichtshof für Ministeranklagen bildet, so ist das nichts so Außerordentliches, als es Manchem scheinen möchte; denn das Oberhaus ist überhaupt der höchste Gerichtshof des Landes. Auch die Anklagebefugniß des Unterhauses erscheint weniger ungewöhnlich als bei uns, da in England die Berechtigung, Jemanden strafgerichtlich zu verfolgen, ganz anders geregelt ist als in Deutschland. Was in Eng-

deutsch-österreichischen Frage hartnäckig verfolgt wurde: die Vollendung der italienischen Einheit unter Frankreichs Schutz durch den Erwerb Venetiens auf der einen Seite, eine erhebliche Grenzveränderung zu Gunsten Frankreichs auf der anderen. Man ahnte überall, daß die deutschen Zustände unhaltbar waren und der gemeinsame Sieg Preußens und Oesterreichs zu einem Zwiespalt zwischen den beiden Großmächten, vielleicht zu einem Kriege, führen werde. Davon erhoffte der Kaiser einen Vortheil für sich, und wie die Instructionen Benedetti's in dieser Gedankenreihe gefaßt waren, ließ sich schon früher errathen und ist jetzt nach den letzten Enthüllungen vor den Augen der Welt bloßgelegt. Der in diesen Tagen veröffentlichte Vertragsentwurf indessen, dies ist nicht zu übersehen, stammt aus einer Zeit, wo Frankreichs kühne Hoffnungen schon herabgestimmt waren und die Aussicht, daß ein Stück deutschen Gebietes auch ohne Krieg billig zu haben sein werde, in den Tuilerien als trügerisch erkannt war.

Welche Haltung Frankreich während der Vorbereitungen zum Kriege innehielt, wie es den geheimen Vertrag zwischen Preußen und Italien vom April 1866 kannte, begünstigte, wie es mit Preußen pactiren wollte, und, in Berlin abgewiesen, hinter Preußens Rücken und auf unsere Niederlage schon spekulirend, mit Oesterreich vorerst wegen der Cession Venetiens abschloß, d. h. die mit seiner Kenntnißnahme wenn nicht unter seinen Auspicien zu Stande gekommene preußisch-italienische Allianz wieder für Preußen unwirksam zu machen suchte, das Alles war durch die Mittheilungen von Jacini, Bonghi, Klaczko und Anderen schon in allgemeinen Zügen deutlich bekannt und ist jetzt durch die Publikation des Benedetti'schen Vertragsentwurfs sowie der weiteren preußischen Darlegungen auch in den Punkten, wo sich bis dahin Lücken vorfanden, authentisch beleuchtet worden. Erstaunlich wäre die Zähigkeit, mit welcher Benedetti wieder und wieder auf jene unmöglichen Projekte zurückkam, wüßte man nicht, daß die politische Leidenschaft des französischen Botschafters, der seine Niederlage nicht hinnehmen wollte, nur von seiner Unkenntniß der deutschen Dinge übertroffen wurde.

Diese Unkenntniß war groß und bewunderungswerth. In den Angelegenheiten des Orients und Italiens wohl orientirt, ermangelte Herr Benedetti selbst der elementarsten Daten, wenn es sich um die deutsche Zeitgeschichte handelte. Ein englisches Blatt hat davon einmal ein charakteristisches Beispiel erzählt, welches für genau zu halten man jeden Grund hat. Benedetti's Sorge vor dem Ausbruch des Krieges zwischen Preußen und Oesterreich war vor Allem, daß Preußen im letzten Augenblick zurückweichen und mit Oesterreich sich noch einmal wie in Gastein vorläufig einigen möchte. Sein Widerpart pflegte in solchen Fällen die Unterhal-

tung mit dem Ausruf zu schließen: Surtout pas d'Olmutz! Dieses pas d'Olmutz! war Herrn Benedetti eine Zeitlang unverständlich und er erkundigte sich eifrig, was das zu bedeuten habe.... So unbekannt war ihm der Regierungsgedanke, la pensée du règne, wie die Franzosen zu sagen pflegen. Er wußte nur, daß die preußischen Grenzen von dem Wiener Congreß unzulänglich gezogen waren, daß der leitende Staatsmann in Berlin mit der Correctur derselben umging und in der bevorstehenden Verwirrung für Frankreich und Italien, wie man in Paris rechnete, etwas zu gewinnen war. Von dem was die deutsche Nation bewegte, von der Geschichte des Landes und Preußens historischer Mission wußte er so gut wie nichts. Im Uebrigen war er längere Zeit voll der Bewunderung für den Grafen Bismarck, welchen er fast auf dieselbe Linie mit Cavour stellte, allerdings wohl mit dem optimistischen Nebengedanken, daß er bei der schließlichen Abrechnung mit dem preußischen Minister so gut werde fertig werden, wie er es anfänglich mit dem italienischen geworden war.

Zu einem Pact vor dem Kriege konnte er es freilich diesmal nicht bringen. Sein Angebot einer französischen Hülfsarmee von 300,000 Mann gegen Oesterreich und einer Vergrößerung Preußens um 10 Millionen Seelen gegen eine Abtretung zwischen Rhein und Mosel war rundweg abgewiesen. Hatte der Refrain Oesterreich gegenüber gelautet: pas d'Olmutz! so hieß es jetzt und weiterhin, wenn auch in mehr reservirter dilatorischer Form: pas de pacte avec la France! So kam es zu keiner Abmachung vor dem Beginn des Kampfes. Daß der Kaiser den Ausbruch desselben trotzdem nicht zu hindern suchte, hatte seinen genugsam constatirten Grund in der Unkenntniß von dem Maß der preußischen Kräfte und in der Hoffnung, daß die Niederlage Preußens Frankreich dasselbe Ziel auf einem Umwege erreichen lassen werde. Daher nach jenem Refus in Berlin die sofortige Anknüpfung mit Oesterreich und der geheime Abschluß wegen der Cession Venetiens. Als Preußen siegte und die französischen Regierungskreise von ihren Beklemmungen und ihrer Betäubung sich etwas erholt hatten, traf Benedetti in Nikolsburg ein, wo jene Scene hoher politischer Komödie sich abspielte, die ihr volles Licht erst soeben erhalten hat.

Es versteht sich, daß, während die Welt den französischen Botschafter mit der zärtlichen Sorge für Oesterreich und Sachsen beschäftigt glaubte, Benedetti ein ganz anderes echt napoleonisches Programm vertrat. Seine Forderungen gingen damals wohl sicherlich über den Kreis des jüngst veröffentlichten Vertragsentwurfes noch hinaus, denn später noch im August verlangte ja Frankreich sogar die Festung Mainz. Es wollte Benedetti mit dem Grafen Bismarck nicht gelingen. Dieser war doch

schwerer zu handhaben als Cavour, hatte auch in der berühmten Unterredung zu Biarritz, October 1865, zwar viel gesprochen, sich aber nicht engagirt. Benedetti war verstimmt und wartete sehnsüchtig auf die Ankunft des österreichischen Unterhändlers. Nur durch ein wenn auch nur scheinbares Einverständniß mit Oesterreich war eine letzte Pression auf Preußen möglich. Graf Karolyi traf wirklich bald darauf in Nikolsburg ein, setzte sich aber sofort mit dem Grafen Bismarck in Verbindung und ignorirte den Botschafter Frankreichs. Benedetti erfuhr zu seinem höchsten Erstaunen den Abschluß der Friedenspräliminarien auf den bekannten Grundlagen aus Bismarck's Munde. Er war vollständig geschlagen. Er selbst, wie aus seinen Unterredungen mit Cherbuliez hervorgeht, hat dies später durch die ungenügenden Instructionen aus Paris und Aehnliches erklären wollen. Man hat andererseits oft nach Gründen für das Verfahren Karolyi's gesucht und dasselbe auf Rechnung der nonchalanten Gewohnheiten des ungarischen großen Herrn gesetzt. Wir können das wirkliche Motiv jetzt unschwer errathen. Oesterreich hatte ohne Zweifel inzwischen von Frankreichs Doppelspiel vor dem Kriege und während des Verlaufs desselben Kenntniß erhalten. Man kann nunmehr mit ziemlicher Sicherheit vermuthen, daß Karolyi zu der sofortigen direkten Verhandlung mit dem preußischen Minister unter Umgehung des französischen Botschafters von Wien aus angewiesen war. Es blieb Herrn Benedetti nur übrig nach Paris zu melden, daß auf die militärische Niederlage Oesterreichs bei Sadowa die diplomatische Frankreichs in Nikolsburg gefolgt war. Diese bittere Wahrheit in die geeignete Form zu kleiden, blieb ihm natürlich überlassen.

Der Echec entmuthigte jedoch weder den Kaiser noch seinen Botschafter. Vor dem Abschluß des Prager Friedens verlangten sie von dem siegreichen Preußen in Berlin eine bessere französische Grenze, d. h. wohlverstanden auch die Festung Mainz, wie das Letztere jetzt durch das Bismarck'sche Cirkular vom 29. Juli d. J. dargethan ist. Ein energisches Refus war die Antwort, aber die Forderung war diesmal amtlich gestellt worden und so mußte Jemand darüber fallen. Der Kaiser desavouirte Herrn Drouyn de Lhuys in dem Billet vom 12. August an den Minister des Innern Herrn v. Lavalette, das leichthin sagte, Herr Drouyn de Lhuys habe den Einfall gehabt, im Lauf einer Conversation zwischen den Herren Benedetti und Bismarck, ein Conventionsproject nach Berlin zu schicken bezüglich der Compensationen, auf welche wir ein Recht haben können. „Diese Convention hätte," so fährt der Brief fort, „nach meiner Ansicht geheim bleiben sollen; man hat aber damit im Auslande Lärm gemacht und die Zeitungen gehen so weit zu sagen, daß uns die Rheinprovinzen abgeschlagen wären. Es geht aus meiner Unterhaltung mit Benedetti

hervor, daß wir für einen sehr kleinen Vortheil (très-petit bénéfice — die Grenze vorgerückt bis Mainz!) ganz Deutschland gegen uns haben würden. Es ist wichtig die öffentliche Meinung über diesen Punkt nicht irregehen zu lassen. Lassen Sie diese Gerüchte sehr energisch in den Blättern dementiren. Ich habe in diesem Sinne Herrn Drouyn de Lhuys geschrieben. Er schickt mir heute die beifolgende Correspondenz Havas. Das wahrhafte Interesse Frankreichs ist nicht eine unbedeutende territoriale Vergrößerung zu erhalten, sondern Deutschland zu helfen, daß es sich in der für seine und Europas Interessen günstigsten Weise constituire (mais d'aider l'Allemagne à se constituer de la façon la plus favorable à ses intérêts et à ceux de l'Europe)".

Dieses scheinbar intime Schreiben wurde von Herrn v. Lavalette umhergezeigt, gelangte auf einem Umwege in die Hände des englischen Generalconsuls in Leipzig, von dort nach Berlin und in die Oeffentlichkeit. Es veranlaßte den Rücktritt des Herrn Drouyn de Lhuys, welchem als Minister des Auswärtigen Marquis v. Lavalette folgte, Verfasser des famosen preußenfreundlichen Friedenscirculars vom 16. September 1866, das den Zweck der darin angekündigten Armeereform verhüllen sollte. Drouyn de Lhuys und Benedetti waren also bei diesem Decorationswechsel wegen ihrer Forderungen in Berlin vom August desavouirt. Aber während der erstere sich zurückzog, blieb Benedetti, welchem dazu durch die Andeutung des vorhin angeführten Briefes, er habe dem Kaiser gesagt, Frankreich werde für einen sehr kleinen Vortheil ganz Deutschland gegen sich haben, eine Hinterthür geöffnet wurde, die Drouyn de Lhuys allein zum Sündenbock der Situation machte. So blieb Benedetti. Die kategorischen Zurückweisungen, welche die französischen Forderungen deutscher Gebietstheile auf preußischer Seite erfahren hatten, sowie die Haltung Deutschlands, ließen, wie es scheint, die Franzosen seitdem nicht wieder darauf zurückkommen. Es handelte sich fortan für sie in erster Linie um Luxemburg und Belgien.

Einen nahezu humoristischen, wenn auch für die Fähigkeit der französischen Diplomatie sehr bezeichnenden Zwischenfall bildeten die berliner Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten. Benedetti war nach Paris gegangen, um über das Schicksal seiner Ersatzforderungen vom 6. August 1866 zu berichten. Gleich darauf traf er wieder in Berlin ein, um sich in amtlicher Form für Bayern und die Anderen wegen der Friedensbedingungen zu verwenden, wobei man auf sich beruhen lassen kann, in wie weit Frankreich spontan vorging. Herr von der Pfordten war sehr gerührt darüber. Benedetti aber verlor neben jener amtlichen Protection des deutschen Südens die französischen separaten Forderungen und Erwartungen nicht aus

den Augen. Ein englischer Staatsmann sagte damals: Je soupçonne Benedetti d'avoir une boite à double fond! — Graf Bismarck inzwischen setzte die süddeutschen Minister von dem französischen Manöver, das wenige Tage vorher auf ihre Kosten versucht war, vertraulich in Kenntniß, was zu dem Abschluß der geheimen Offensiv- und Defensivbündnisse führte. Von diesen hatte Benedetti keine Ahnung. Eine französische im Gelbbuch verzeichnete Depesche rühmte vielmehr sehr naiv Frankreichs große Verdienste um Süddeutschland bei den Friedensverhandlungen. Herr von der Pfordten aber hat später in einem Ausschuß der bayrischen Kammer das patriotische Verfahren Preußens in jener Conjunctur anerkannt.

Frankreich indessen hatte seine niederländischen Plane keineswegs aufgegeben. Der luxemburger Handel führte einige Monate darauf zu einem Vertrage zwischen dem Könige von Holland und Frankreich, dem nur noch die Unterschrift fehlte. Im letzten Augenblick bekam der bonapartistisch gesinnte König von Holland Angst vor Preußen und fragte in Berlin an. Die Sache ward ruchbar und die Erwiderung, welche Bennigsen's Interpellation im Reichstage erhielt, zeigte, daß von der Zulassung der Cession Luxemburgs an Frankreich keine Rede sein konnte. Um das zu verhindern, hätte Preußen schon damals den Krieg gegen Frankreich aufgenommen. Herr Benedetti war wenige Tage zuvor nach Paris gereist, unter dem Vorwand, daß er die ihm befreundete Marquise von Lavalette, die Frau des Ministers, in ihrer schweren Erkrankung besuchen wolle. Er sprach sich in Paris, worauf gewisse Anzeichen schließen lassen mußten, sehr zuversichtlich wegen Luxemburgs aus. Als er nach Berlin zurückkehrte, kam es wegen des Scheiterns der Sache zu warmen Erörterungen, um nicht mehr zu sagen, zwischen ihm und dem Bundeskanzler. Mit einer Ueberhebung, die nur bei den Franzosen möglich, erweiterten sich trotzdem die napoleonischen Projekte gerade nach jenem Schiffbruch. Der Erwerb Luxemburgs sollte nur die Rechnung von 1866 ordnen. Man sah ein, daß da nicht viel mehr zu erlangen war und spekulirte nunmehr auf die Ueberlieferung des Südens an Preußen, wogegen Frankreich Luxemburg und Belgien erhalten sollte. Letzteres sollte Preußen obendrein Frankreich erobern helfen. Dieses Meisterstück der Diplomatie ließ Benedetti von seiner Hand, auf dem Papier der Botschaft geschrieben, in Bismarck's Händen. Das Datum fällt wahrscheinlich in die Zeit kurz vor dem londoner Vertrag wegen Luxemburgs vom 11. Mai 1867. Wie Frankreich wiederholentlich und bis in die neueste Zeit darauf zurückkam und wie es endlich das Benedetti'sche Programm als Minimum durch den Krieg verwirklichen will, das Alles gehört der Geschichte an.

Das Räthsel aber, wie Benedetti trotz aller Refus, Zurückweisungen

und thatsächlich erlittenen Demüthigungen, welche kein Diplomat, geschweige ein aufrechter Mann, ertragen haben würde, auf seinem Posten blieb und sich fort und fort zum Organ der Zumuthungen seines Herrn und Meisters machen konnte, ist nunmehr gelöst. Benedetti wartete seiner Stunde; er glaubte sie in Ems gekommen, ohne zu ahnen, daß sie ihm und seinem Volke zum Verderben ausschlagen werde.

Auch den Anfang der sogenannten neuen parlamentarischen Aera in Frankreich hatte der zähe corsische, auf den Moment seiner Revanche lauernde Mann überdauert. In die napoleonischen Schlangennetze tief eingeweiht, wußte er vollkommen, wozu Ollivier mit dem Plebiscit und dem anderen liberalen Zubehör gebraucht wurde. Wie vollkommen berechtigt die unausgesetzten Fragezeichen und Zweifel waren, mit welchen wir in diesen Blättern die Persönlichkeit Ollivier's dargestellt, hat sich rasch genug gezeigt. Ollivier hatte lange Jahre hindurch günstig und freundlich für Deutschland gesprochen. Manche seiner unzähligen Reden und offenen Briefe konnten mit geringer Aenderung in deutschen Parlamenten gesprochen, in deutschen Blättern mit Zustimmung wiedergegeben werden. Davon nicht Act zu nehmen, wäre thöricht und unpolitisch gewesen. Jedermann bei uns wollte den Frieden und die nationale Partei ließ sich, ohne in das Entwaffnungsgeschwätz einzustimmen, Ollivier's Friedensreden gern gefallen. Aber gebotene Pflicht war es, sich vor allzu vertrauensvoller Wärme dem Franzosen gegenüber zu hüten, auf die Gefahr des keineswegs ausgebliebenen, sondern von mehreren liberalen Seiten hin ausgedrückten Vorwurfs hin, daß Ollivier's Verdienste eine größere Anerkennung verdient hätten. Die kühle Reserve, die sich in das überall von uns festgehaltene Bedenken zusammenfassen läßt: Er hat bis jetzt für die Freiheit und für Deutschland leidlich schön gesprochen, nunmehr muß es sich zeigen, was er, zum Handeln berufen, leisten kann und wird; ob er ein Staatsmann oder Schauspieler und Rhetor — hat sich als zehnfach gerechtfertigt erwiesen. Ollivier ist gewogen und zu leicht befunden worden. Ein Wunderkind und frühreif, hat er in jungen Jahren das Maß seiner zweifelhaften Begabung gegeben und ist nicht darüber hinausgewachsen. Auch an ihm wurde die Erfahrung bewährt, daß die Lyriker in der Politik nicht nur halb komische, sondern, weil ihre Eitelkeit sich jeder Berechnung entzieht, bedenkliche und, wenn sie in einflußreichen Stellungen, sehr gefährliche Menschen sind. Wie es aber keinen treulosen Freund gibt, weil der Treulose niemals ein Freund war und ein offener Feind ungleich vortheilhafter, so wird auch die Abrechnung mit diesem wortreichen Juristen und Advokaten zur geeigneten Stunde um so geringere Mühe kosten, als es dazu seines Falles nicht erst bedürfen wird. In den Augen

aller ehrlichen Leute ist diese Dupe der Kriegspartei schon gerichtet, zu deren Helfershelfer er sich herabwürdigte, als die parlamentarische Evolution des Kaisers sich zu schmachvoller Komödie enthüllte, und Ollivier's innere Hohlheit und Selbstvergötterung ihm das Geständniß, daß er betrogen worden, unerträglich erscheinen ließ. Er so gut wie der Prinz Napoleon, Persigny, Benedetti und die Anderen haben für immer ihre Signatur einer Politik gegeben, die Thiers' noch im tiefen Frieden gesprochenes Wort: daß kein einziger Fehler mehr zu begehen! Lügen gestraft hat. Die Geschichte wird aufzeichnen, daß diese Menschen nicht nur schlecht, daß sie unfähig waren, und daß ihre Kraft nur für ihren eigenen und ihres Landes Ruin ausgereicht hat.

E. Frensdorff.

Die französische Armee.

Als vom 9. Juli ab sich die Blätter mit Nachrichten von französischen Rüstungen füllten, während wir bis zum Abend des 15. auf die Mobilmachungsordre ängstlich harren mußten, da holte sich der Verfasser dieser Skizze zu seiner Beruhigung das berühmte Buch wieder hervor, welches General Trochu 1867 über die französische Armee geschrieben hat. Darin steht auch ein Capitel von der „Vorbereitung zum Krieg," in welchem Trochu die Leichtfertigkeit tadelt, mit der man sich in moderner Zeit in Kriege stürze, ohne hinreichend gerüstet zu sein, ja ohne ihre Anforderungen auch nur zu überschauen. Die alte französische Tradition, vor dem Beginn des Krieges sorgfältig alle Hülfsmittel bereit zu stellen, sei vollständig aufgegeben. „Wiederholte, ernste Thatsachen in unseren letzten Feldzügen (in der Krim, in Italien, in Mexico) beweisen jenen Bruch mit der alten Tradition, der sich unter Formen manifestirt hat, die ich kurz andeuten will:" „Der Krieg schien drohend und beschäftigte alle Gemüther. Man stritt für und wider über seine Wahrscheinlichkeit, und inmitten dieser Ungewißheit der öffentlichen Meinung brach er aus. In diesem Augenblick wurden zu Wasser und zu Lande, auf Waggons und auf Schiffen, in Ueberstürzung und wirrem Durcheinander Truppen, Menschen und Pferde, Material, Proviant u. s. w. in Bewegung gesetzt, versperrten alle Wege und häuften sich ziemlich zufällig bald auf diesem, bald auf jenem Punkte an. Jeder Gruppe, welche sich ausschiffte, mit Lücken in der Ausrüstung und in einer Verwirrung, die man sich vorstellen kann, rief man zu: bringt euch in Ordnung; mit dieser specifisch französischen Parole ging man, sorglos vor dem Feinde, von dannen."

Auch im italienischen Kriege fehlte die Vorbereitung von langer Hand. Und doch kündigte Napoleon III. diesen Krieg schon durch seinen Neujahrsgruß vom 1. Januar 1859 an, und erst am 29. April drang das österreichische Heer in die Lomellina ein. Man hatte vier Monate Zeit gehabt und war zuletzt doch noch nicht fertig. Nur vier Tage vor dem Einmarsch der Oesterreicher überschritten die ersten französischen Regimenter den Paß des Mont-Cenis und die savoyische Grenze. Noch in den Waggons der Militärzüge wurden den jungen Recruten, die theilweise in erster Linie mitzogen, die nothdürftigsten Gewehrgriffe beigebracht. Wäre Giulay ein General und nicht eine unfähige Hofcreatur gewesen, so hätte er Turin nehmen und die Franzosen angreifen können, ehe sich ihre im Westen aus den Alpen vorbrechenden und im Süden in Genua landenden Colonnen

mit einander verbunden hatten. Nur die Rathlosigkeit des Gegners verdeckte die schweren Versäumnisse. Die gesammte Macht, welche Frankreich in diesem so lange geplanten Kriege nach Italien werfen konnte, betrug nicht viel über 150,000 Mann.

Diese Erinnerungen hatten in den Tagen des Juli etwas sehr Tröstliches. Es ist für Frankreich leichter, eine Armee an den Rhein zu werfen, als für uns; die Entfernung von Paris nach Saarlouis ist nur halb so groß, als die von Saarlouis nach Berlin. Das Lager von Chalons, die großen Waffenplätze von Metz und Straßburg drücken unmittelbar auf die deutsche Grenze. Die Besorgniß vor einer Ueberrumpelung war also wohl begründet. Hätte Prim, wie man eine Zeit lang vermuthete, wirklich mit Louis Napoleon unter Einer Decke gespielt und der letztere in Voraussicht des abgekarteten Ereignisses schon einen Theil der Armee im Geheimen kriegsfertig gemacht, so mußte die Ueberrumpelung auch gelingen. Aber die Vermuthung war falsch, die französische Armee befand sich am 6. Juli auf Friedensfuß. Freilich wurden nun alle Maßregeln mit äußerster Hast und ohne Rücksicht auf die jammervollen Vermittelungsversuche Englands getroffen. Man hörte auch sofort von großen Truppenbewegungen nach dem Osten. Es scheint, daß man in Paris den Leichtsinn begangen hat, viele Regimenter gegen die Grenze vorzuschieben, ehe sie sich völlig ausgerüstet und ihren Ersatz aufgenommen hatten. Aus einem Tagesbefehl des Commandanten von Straßburg vom 22. Juli wissen wir, daß dort viele Reserven lagen, die nicht zu ihren Regimentern kommen konnten, wie der Commandant sagt: wegen der Verwirrung der Bahnzüge; vielleicht aber auch, weil die Regimenter inzwischen schon ihren Standort verlassen hatten. Ist jener Leichtsinn begangen, so wird die Unordnung um so unentwirrbarer sein, der Abschluß der totalen Mobilmachung um so später erfolgen. Die französische Armee hat, um kriegsfertig zu werden, überhaupt mit Schwierigkeiten zu kämpfen, welche die Vortheile, die sie vor uns durch die größere Präsenzstärke der Friedenscadres voraus hat, wieder aufheben. Einzelne ihrer Truppentheile, z. B. die Garde, die sich jetzt durch Einziehung der Beurlaubten aller Truppentheile in und um Paris ergänzt, ferner die Zuaven, die Turcos und das Fremdenregiment, die auch im Frieden ihre volle Stärke besitzen, sind rasch in Bereitschaft, und selbst die Linieninfanterie hat im Unterschied von uns sehr viel weniger Urlauber und Reservisten einzuziehen, um aus dem Friedensstand von etwa 600 Mann p. Bataillon auf den Kriegsstand von 700 oder höchstens 800 Mann überzugehen. Dagegen kostet die Einziehung dieses Ersatzes längere Zeit, weil die Regimenter ihn nicht aus bestimmten, ihnen nahe liegenden Bezirken, sondern aus dem weiten Ge-

biet des ganzen Reiches beziehen. Wir haben ein pommersches, preußisches, westphälisches, rheinisches u. s. w. Armeecorps, die sich innerhalb der engeren Grenzen ihrer Provinz an Mannschaft und Material vollkommen fertig machen. Diese Gliederung in feste Armeecorps-, Divisions-, Brigade-Bezirke kennt Frankreich nicht. Jedes Regiment hat seine Reserven aus allen Distanzen und Richtungen Frankreichs zu erwarten. Es fehlt ferner jede Organisation der Armee oberhalb der Einheit des Regiments. Die taktischen Combinationen der Truppentheile, die Brigade-, Divisions- und Corps-Verbände, welche bei uns permanent sind, müssen dort beim Ausbruch des Krieges erst geschaffen werden. Zu diesen Schwächen der militärischen Organisation kommt der Mangel aller Selbstverwaltung in Stadt und Kreis und die Entwöhnung der Büreaukratie von jeder selbständigen, auf eigene Verantwortung geübten Thätigkeit. Bei uns regen sich im Moment der Mobilmachung viele Tausende von selbständigen Kräften in den städtischen und Kreis-Corporationen, und ohne Ueberhebung dürfen wir annehmen, daß unser Beamtenthum — Civil und Militär — mit ganz anderer Pflichttreue und Hingebung arbeitet, als die Administration, die zwei Jahrzehnte lang den corrumpirenden Einflüssen des Bonapartismus ausgesetzt war. Jedes Rad in der großen Maschine bewegt sich bei uns mit dem Maximum von Geschwindigkeit. Es sind die stärksten moralischen Triebfedern, die jeden Einzelnen zur Anspannung aller Kräfte treiben; und das Gesammtergebniß dieser allgemeinen Energie und Gewissenhaftigkeit ist, daß unsere Armee heute ihre Operationen beginnen und gegen den in allen seinen Corps noch keineswegs fertigen Feind die Offensive ergreifen kann. Am Abend des 15. Juli war in Norddeutschland noch kein Mann mobil und am 4. August steht eine Armee von Hunderttausenden, ausgerüstet bis auf den letzten Trainwagen, an unseren äußersten Westgrenzen zur Eröffnung des Feldzugs bereit, — das ist eine Leistung, die in der Kriegsgeschichte aller Zeiten bewundert werden wird.

Frankreich war zum Ueberfall nicht vorbereitet, aber mit fieberhaftem Eifer hatte es seit drei Jahren die allgemeinen Zurüstungen zum Kriege getrieben. Es war so, wie Rouher mit cynischer Offenheit erklärte: Napoleon III. hielt seit 1866 nur deshalb Frieden, weil er noch nicht fertig war, und er schlug los, als seine Diplomaten mit ihren Versuchen, Preußen zu einer gemeinsamen Raubpolitik zu gewinnen, gescheitert waren, und als seine Marschälle ihm den Sieg und im Falle längeren Zögerns den Abfall der Armee prophezeiten.

Die Reformen, welche seit den „Beängstigungen“ von Sadowa in dem französischen Militärwesen vorgenommen wurden, griffen sehr tief.

Sie waren theils unmittelbar praktischer Natur — so die Einführung des neuen Infanteriegewehrs, die Füllung der leeren Arsenale, die Vermehrung der Cadres, besonders bei den Specialwaffen, die Aenderung des Exercierreglements, der Umbau der östlichen Festungen u. s. w. — theils betrafen sie die Fundamente des Heerwesens, die Gesetze über die Recrutirung und den Loskauf, die Länge der Dienstzeit, die Reservepflicht und die Einrichtung einer Mobilgarde. Die Maßregeln der ersteren Art hatten den Beifall aller sachkundigen Militärs, die Gesetzgebung von 1868 dagegen schaffte nur Einen unzweifelhaften Uebelstand, die Exoneration, weg, brachte es im Uebrigen aber nicht auf durchgreifende Prinzipien. Insbesondere versprach sie für den wesentlichsten Schaden der französischen Heeresverfassung — den Mangel an jeder Reserve — eine nur ungenügende uud jedenfalls sehr späte Heilung, und schuf in der Mobilgarde eine Landwehr auf dem Papier, über deren Unbrauchbarkeit die tüchtigsten Militärs sofort einverstanden waren.

Die Expedition nach Mexico, die erst im Jahre 1867 zu Ende ging, hatte sehr viel größere Summen verschlungen, als man anzugeben wagte. Man half sich dadurch, daß man das verbrauchte Material nicht wieder ergänzte, massenhaft beurlaubte und zum Zweck von Ersparnissen die Rahmen der Armee, insbesondere der Cavallerie und Artillerie, verminderte. Nach der Schlacht von Sadowa war das französische Heer auf seinem tiefsten Stande. Ein Krieg gegen Deutschland wäre für Frankreich weder im Herbst 1866 noch im Frühjahr 1867 thunlich gewesen. Daher erklärte Louis Napoleon im August 1866 bei dem ersten Stirnrunzeln Preußens den, von Benedetti in seinem Auftrag und unter ernster Drohung erhobenen Anspruch auf Mainz und das linke Rheinufer bis zur Mosel für einen Privateinfall seines Ministers. Daher verzichtete er 1867 auf den, mit dem König von Holland bereits abgeschlossenen Ankauf von Luxemburg und begnügte sich mit dem Ausgleich, welchen die Friedensliebe Preußens bot. Nun aber begann der Kriegsminister Niel seine rastlose Thätigkeit. Im Juli 1867 wurde von der stets gefügigen Kammer ein außerordentlicher Militärcredit von 158 Millionen erlangt; im Mai 1868 wurde eine Anleihe von 411 Millionen durchgesetzt, durch welche jener Credit, auf den bereits 187 Millionen außerordentlich verausgabt waren, gedeckt, die schwebende Schuld um diesen Betrag vermindert und angeblich auch der Vicinalwegebau gefördert werden sollte. Thatsächlich aber wurde fast die ganze Summe für die neuen Waffen, die Füllung der Arsenale, den Umbau der Festungen u. s. w. verausgabt. Man errichtete bei jedem Linienregiment zwei neue Compagnien. Der frühere Stand der Cavallerie wurde durch Bildung eines neuen Regiments

Chasseurs d'Afrique und durch die Einführung sechster Schwadronen bei der Gardecavallerie wieder hergestellt. Die Artillerie ward um 20 Batterien = 120 Geschützen vermehrt. Um den Uebergang dieser beiden Waffen aus dem Friedensfuß auf den Kriegsfuß möglichst zu erleichtern, kaufte man in dem Jahre 1867 aus Deutschland und Oesterreich 36,000 Pferde*) auf, die dann theilweise an die Landwirthe ausgeliehen wurden; 1868 wurden 10,000 Pferde und Maulthiere angeschafft; auf diese Weise sollte in dem pferdearmen Lande, in dem nur die Bretagne und Normandie brauchbares Material liefern, dem dringendsten Mangel im Fall der Mobilmachung abgeholfen werden. Niel behauptete im April 1869, es bedürfe zum Uebergang auf den Kriegsfuß nur noch der Anschaffung von 28,000 Pferden. Indeß wird diese Angabe ebenso ungenau gewesen sein, wie seine Behauptungen über die Stärke der ausgebildeten Reserve und über die Zahl der angeschafften Chassepots.

Jetzt nämlich entschloß man sich, nachdem man zwei Jahrzehnte lang dem Fortschritt der preußischen Infanteriebewaffnung träge und stumpf zugesehen, nachdem man die dargebotene Construction des Chassepot Jahrelang zurückgewiesen hatte, zur hastigen Einführung dieses Gewehrs. Das Chassepot hat bekanntlich vor unserer Waffe das leichtere Gewicht, das kleinere Kaliber und die gradere Flugbahn voraus; dafür hat es andere, oft besprochene Mängel, die sich in diesem Feldzug wohl praktisch fühlbar machen werden. Ueberdies aber bleibt das Trefflichste an jeder Waffe doch immer der Mann, der sie zu führen versteht. Nach der offiziellen Angabe sollten bis zum Anfang 1870 von den Chassepots 922,000 Stück fertig sein, — jedenfalls genug, um die französische Feldarmee sammt allen Ersatztruppen doppelt zu versehen. Allein dieser reiche Vorrath ändert an der Thatsache nichts, daß der französische Soldat erst seit 2—3 Jahren diese neue, alle Gefechtsgewohnheiten umgestaltende Waffe in die Hand bekommen hat.

In der französischen Armee waren übrigens Uebelstände eingerissen, denen mit der Aneignung des schnellschießenden Gewehrs, mit der Anhäufung der Arsenale und der Vermehrung der Specialwaffen nicht entfernt abgeholfen wurde. Louis Napoleon hatte seine Marschälle zu Millionären, seine Soldaten zu kleinen Rentiers gemacht. Er hatte durch das Gesetz von 1855 das Unwesen der Exoneration eingeführt, d. h. das System, wonach jeder Franzose sich durch Zahlung einer Summe von 2300—2800 Francs an die Dotationskasse von seiner Dienstpflicht loskaufen und auf den Staat die Sorge wälzen konnte, einen Ersatz für den fehlenden

*) Vgl. von Kummer, Grundzüge der Heeresorganisation rc. Berlin 1870.

Mann zu suchen. Diesen Ersatz schaffte sich der Staat, indem er die bereits 7 oder 14 Jahre im Dienst befindlichen Soldaten von neuem engagirte, den rengagés ein Handgeld, höheren Sold und am Schluß des Engagements ein Jahreseinkommen gewährte. Der militärische Beruf wurde ein Mittel, um nach Ablauf einer gewissen Zeit ein Rentier zu werden. Dieses Mittel wurde eifrig ergriffen, aber freilich nur von solchen Personen, die zu unwissend und träge waren, um etwas Besseres zu werden, und genußsüchtig genug, um für die Annehmlichkeiten des höheren Soldes den Müßiggang des Garnisonslebens einzutauschen. In ergreifenden Zügen schildert Trochu die verderblichen Wirkungen dieses Systems; — wie durch die vom Staat gegen Geld übernommene Stellvertretung das Bewußtsein der persönlichen Pflicht in der Nation abhanden kam, wie sich Gesellschaften gründeten, die es auch dem weniger Bemittelten möglich machten, sich gegen die Loosnummer bei der Conscription, wie gegen Feuer- oder Hagelschaden zu versichern; wie mehr und mehr nur das Proletariat die Reihen der Armee füllte, die Freiwilligen aus den besseren Ständen abnahmen, und wie die in der Caserne altwerdenden Soldaten der Heimath, dem bürgerlichen Beruf, der Nation sich entfremdeten, den Lastern des Müßiggangs, vor allem der Trunksucht verfielen und so ein Krebsschaden für die Armee und später für das Volk wurden. Aus diesen rengagés aber recrutirte sich zum guten Theil der Unteroffizierstand, wie aus den Unteroffizieren ein Drittheil der Subalternoffiziere. Die zwei anderen Drittheile gehen aus den Militärbildungsanstalten hervor. Ihr Avancement erfolgt nur theilweise nach der Anciennetät, die Regierung behält sich bei der Hälfte der Stellen die Beförderung außer der Reihe vor. Unter dem bonapartischen Regiment soll nun mit diesen Beförderungen ein heilloser Unfug getrieben sein, die Gunst der Weiber am Hofe soll aus schönen Adjutanten Majore und Obersten gemacht, und dadurch das Verhältniß der Offiziere zu einander zerrüttet haben. Trochu läßt diese Zustände in einer besonderen Betrachtung über das „Avancement" deutlich genug durchblicken.

Das System der Exoneration sollte der Dynastie eine ergebene Prätorianer-Armee schaffen, aber nachdem es 10 Jahre in Kraft gestanden, wiesen Kritiker wie Trochu nach, daß es den militärischen Geist und die Wehrkraft Frankreichs vernichte. Freilich auch das alte Gesetz von 1832 hatte die Stellvertretung gestattet; im demokratischen Frankreich waren die besitzenden Klassen stets zu egoistisch, um die allgemeine Wehrpflicht auf sich zu nehmen. Aber da sich der Pflichtige seinen Stellvertreter selbst schaffen mußte, so kam doch wenigstens frisches Blut in die Armee, wenn auch nicht das Blut der wohlhabenden Stände. Seitdem aber der

Staat das Loskaufsgeld in Empfang nahm und es vorzugsweise dazu verwandte, um bereits gediente Soldaten für eine zweite Dienstperiode zu engagiren, hörte das frische Blut auf. Die jährliche Erneuerung gerieth in's Stocken, die wiedergeworbenen Soldaten versperrten den Recruten den Weg; von dem nominellen Contingent von 100,000, welches seit 1856 jährlich eingerufen werden sollte, wurden in Wirklichkeit nur 23,000 eingestellt — eine Zahl, die fast unbegreiflich klingt, die aber Niel selbst in einer schwachen Minute vor dem gesetzgebenden Körper einmal zugestand, und die man verstehen lernt, wenn man hört, daß sich in Folge der Exoneration mindestens 125,000 rengagés, und mit Einschluß der übrigen in Stellvertretung Dienenden, der Freiwilligen, welche auf die Unteroffiziers-carrière lossteuerten, der Offiziere, Gensdarmen, Fremdentruppen u. s. w. 240,000 Berufssoldaten in der französischen Armee befanden. Bei der großen Verschwendung in allen Verwaltungszweigen und vor allem in der Militärverwaltung reichte aber das Jahresbudget von 100 Millionen Thalern nicht aus, um die Armee auf den nominellen Friedensstand von 400,000 Mann zu halten. Ihre effective Stärke war selten über 330,000 bis 350,000 Mann. Es war also neben den Berufssoldaten nur etwa noch für 100,000 Mann Raum, und dieser Raum wurde durch sieben Jahrgänge von je 23,000 Mann, von denen die ältesten beurlaubt werden mußten, vollständig ausgefüllt.

Die nothwendige Folge dieses Systems war das allmähliche Verdorren aller Reservekräfte. Auch das Soult'sche Gesetz von 1832 hatte für den Ersatz des stehenden Heeres wenig gethan. Das damalige jährliche Contingent von 80,000 Mann wurde in zwei Hälften getheilt; die eine Hälfte wirklich aufgestellt, die andere beurlaubt, ohne daß sie eine Ausbildung erhielt. Aber es traten doch jährlich 40,000 junge Leute aus dem Volk in das Heer, und aus dem Heer in das Volk zurück. Es gab doch bei der bestehenden siebenjährigen Dienstzeit außer dem festen Stock der Armee 280,000 militärisch durchgebildete Männer. Jetzt war der bewegliche Faktor der Armee auf ein Minimum zusammengeschwunden. Die Berufsarmee konnte im Falle des Krieges keine Nahrung mehr aus dem Volk ziehen, um ihre Kräfte zu ergänzen.

Die große Gefahr dieses Zustandes lernte Napoleon III. schon während des italienischen Krieges kennen. Er hatte nach Abzug der Depots und Besatzungstruppen nicht mehr als 60,000 Mann zum Schutz der Ostgrenze übrig. Wenn Kaiser Franz Joseph nach der Schlacht bei Solferino in dem Festungsviereck Stand gehalten und den bereits beginnenden Marsch der preußischen Armee nach dem Rhein abgewartet hätte, so würde der italienische Krieg mit einer kläglichen Niederlage Frankreichs geendet haben.

Aber Kaiser Franz Joseph ließ sich in Villafranca durch bonapartische Künste fangen. Bei Napoleon III. blieb der Eindruck dieser lebensgefährlichen Lage haften. Er suchte ihre Wiederkehr durch die Schöpfung einer Reserve vorzubeugen. Es gab dazu einen radicalen Weg: man setzte die Dienstzeit bei den Fahnen von sieben auf drei Jahre herab, ließ auf die dreijährige Präsenz bei den Fahnen noch eine sechsjährige Reservepflicht folgen, beseitigte die wieder engagirten alten Soldaten, soweit sie nicht als Unteroffiziere brauchbar waren, und bildete ernstlich jedes Jahr 90,000 Recruten aus. Dann umfaßte die französische Armee 9 Jahrgänge zu 90,000 Mann, zählte also mit Einschluß der Offiziere und Unteroffiziere und nach Einziehung aller Reserven 800,000 Mann. Diesen radicalen Weg beschritt der Kaiser nicht. Die Ausbildung von jährlich 90,000 Mann ist eine Aufgabe, welche die angestrengte Hingabe der Offiziere und Unteroffiziere erfordert. Sie verträgt sich durchaus nicht mit den Gewohnheiten eines Prätorianerheeres. Auch würde eine solche, jährlich ein Drittheil ihres Bestandes aus der Nation aufnehmende und der Nation zurückgebende Armee der Natur eines Volksheeres gar zu nahe gekommen sein. Ein solches Volksheer aber konnte der Mann des Staatsstreichs von 1851 nicht brauchen. Er behielt also die Erfindung der Exoneration, die vieux soldats und die jährliche geringe Einstellung bei den Fahnen bei, und suchte neben der Berufsarmee sich noch ein Analogon von Reserve zu verschaffen. Er theilte nämlich durch einen Erlaß vom 10. Januar 1861 das Jahrescontingent in zwei Portionen. Die erste Portion, also die durchschnittlich 23,000 Mann, wurde zu längerem Dienst bei den Fahnen einberufen und nach erfolgter Auserercirung in den Depots in die activen Bataillone eingereiht; die zweite Portion sollte in ihrem Departement je drei und zwei Monate innerhalb zweier Jahre, später fünf Monate innerhalb eines Jahres, in den Waffen geübt, nach diesem flüchtigen Exercitium wieder in die Heimath entlassen, für den Kriegsfall aber als Reserve eingezogen werden. Napoleon III. verband also mit dem schroffsten System einer Berufsarmee die Kolb'schen Milizprojecte. Er meinte, mit diesen Fünfmonatssoldaten die Julidynastie, welche die Hälfte der Recruten ohne alles Exercitium wieder hatte nach Hause gehen lassen, weit übertroffen und das große Problem einer Reserveschöpfung gelöst zu haben.

Als die Schlacht von Sadowa geschlagen wurde, hatte man nach diesen Grundsätzen bereits fünf Jahre verfahren. Wie hoch die Zahl der jährlich auserercirten Krümper sich belief, läßt sich indeß schwer feststellen, da man in Frankreich das Interesse hatte, die Ziffern möglichst groß zu machen.

Der Kaiser bezeugte seine Zufriedenheit mit den Manövers der Milizen, aber tüchtige Militärs, wie Changarnier und Trochu, hielten die Trennung der Soldaten in zwei Klassen für verfehlt und behaupteten, daß ein roher Recrut ihnen lieber sei, als solch ein Halbsoldat, der während seines kurzen Aufenthalts in dem Instructionsdepot weder Waffenübung noch Disciplin, sondern nur einen Widerwillen vor den Beschwerden des hastig mit ihm betriebenen Handwerks gelernt habe. Sie drangen darauf, dieses verkehrte Zweiklassensystem wieder abzuschaffen und eine einheitliche Ausbildung der Recruten an die Stelle zu setzen. Es komme viel mehr auf die Qualität der Truppen an, sagte Trochu, als auf die großen Ziffern; nur dem unwissenden Laien imponire die Zahl von Hunderttausenden, die gar keinen militärischen Werth habe.

Aber der Kaiser und sein Marschall Niel konnten sich von den prahlerischen Ziffern nicht losmachen. Ihre Reformvorschläge waren eine Mischung von wirklicher militärischer Einsicht und von Dilettantismus. Das Gesetz vom 1. Februar 1868 beseitigte nur die schmachvolle und von allen Seiten verurtheilte Exoneration. Man ging auf die Bestimmung von 1832 zurück und überließ dem Wehrpflichtigen die Sorge, sich einen Stellvertreter zu schaffen. Das Rengagement wurde beschränkt; nach fünfjähriger Dienstzeit sollte der Soldat nur noch einmal auf 5 Jahre als Stellvertreter eintreten dürfen. Um das Material für Unteroffiziere zu behalten, wurde denen, welche auf 10 Jahre capitulirten, statt der Prämien und der Rente, Anstellung im Civildienste versprochen.

Die Verderblichkeit der vieux soldats mit ihrer 14—28jährigen Dienstzeit war also anerkannt. Aber ebenso deutlich mußten angesichts der neuen Infanteriewaffe und der sorgsamen Ausbildung des einzelnen Mannes, welche sie erfordert, auch die außerordentlichen Schwächen des Krümpersystems werden. Parallel mit der Beseitigung der betrunkenen Graubärte ging also das Bestreben, die deuxième portion des jährlichen Contingents, d. h. die Fünfmonatssoldaten, zu vermindern und dagegen die première portion, die Zahl der ernstlich bei den Fahnen eingestellten Recruten zu vermehren. Seit 1865 berechneten die französischen Fachblätter das künftige Contingent der ersten Aushebung auf 63,000 M., das der zweiten Aushebung mit fünfmonatlicher Dienstzeit auf 12,000 M. Sie kamen so zu dem Ergebniß, daß die französische Armee eine Kriegsstärke von 776,000 Mann gewinnen werde, — wohl verstanden nach Ablauf von 9 Jahren, also im Jahre 1877, wenn inzwischen jene Einstellungen beharrlich durchgeführt, und das Gesetz vom 1. Februar 1868, welches neben fünfjährigem Dienst bei der Fahne noch eine vierjährige Reservepflicht auferlegte, seine vollen Wirkungen entfaltet habe. Aber gleich in den

beiden ersten Jahren kamen jene guten Vorsätze nicht zur Ausführung. Nach dem „Exposé de la situation de l'Empire" stellte man im Jahre 1868 von dem Contingent des Vorjahrs nicht 63,000 M., sondern nur 40,000 M., und im Jahre 1869 nur 50,000 M. in das Landheer ein. Der unwandelbare Stock der Armee war offenbar so groß und konnte bei den einmal abgeschlossenen Dienstcontracten nur so langsam vermindert werden, daß für den beweglichen Faktor kein größerer Raum übrig blieb.

Das organisatorische Gesetz vom 1. Februar 1868 hat also für die Linienarmee bis jetzt nur geringen Effect gehabt. Wie schon bemerkt, bestand seine Hauptänderung darin, daß es den activen Dienst von 7 auf 5 Jahre verkürzte und dafür den entlassenen Soldaten noch 4 Jahre im Reserveverhältniß hielt. Jene erstere Verkürzung hatte für den Soldaten wenig praktischen Werth, da man auch bisher, um in den Grenzen des Friedensbudgets zu bleiben, den einzelnen Mann durchschnittlich nur 3½ bis 4½ Jahr bei der Fahne behalten und die übrige Zeit beurlaubt hatte. Die vierjährige Reservepflicht dagegen war etwas Neues, allen Gewohnheiten der Franzosen Widerstrebendes. Sie waren bisher, wenn sie ihre Entlassung von der Fahne in der Tasche hatten, auch wirklich frei gewesen. Jetzt blieben sie gebunden und konnten auf Decret des Kaisers wieder einberufen werden — und zwar einberufen, während ihr Regiment ohne jeden Zusammenhang mit ihrer speciellen Heimath war und vielleicht am anderen Ende der Monarchie stand. Es wurde der Regierung sehr schwer, die Neuerung durchzubringen. Der ursprüngliche Plan der Reorganisations-Commission, neben einem sechsjährigen activen Dienst noch eine sechsjährige Reservepflicht einzuführen und so die 12 Jahre zu erreichen, welche der preußische Wehrmann in den drei Abtheilungen: dem stehenden Heer, der Reserve und der Landwehr dient, mußte aufgegeben werden. Die Reform bewegte sich also in so engen Grenzen, daß eine Concurrenz mit dem preußischen Wehrsystem von vorn herein ausgeschlossen blieb. Norddeutschland verfügte auf alle Fälle über drei Jahrgänge mehr. Weiter aber zählten diese 12 Jahrgänge 90—100,000 M., während man in Frankreich die 9 Jahrgänge nur auf je 60,000 und mit den Freiwilligen und den Fünfmonatssoldaten auf je 79,000 Mann zu bringen hoffte. Es ist begreiflich, daß den französischen Militärs bei diesen Vergleichungen bange wurde. Sie sahen voraus, wie die Wehrkraft Norddeutschlands von Jahr zu Jahr in Dimensionen anwuchs, mit denen sie nicht Schritt halten konnten. Waren die neuen Provinzen einmal völlig assimilirt, das Reserve- und Landwehrsystem auch hier und in den Kleinstaaten ein Jahrzehnt durchgeführt, so war gar keine Aussicht mehr, gegen die ungeheure Macht aufzukommen. Daher ihr fieberhaftes Drängen auf

den Krieg. Freilich hätte man dann wenigstens in den drei letzten Jahren mit aller Energie an die Aushebung von je 100,000 Mann gehen sollen. Aber das war dem Geiste dieser eingerosteten Berufsarmee zuwider. Die ganze Vermehrung der dienstgeübten Mannschaft bestand in den 17,000 und 27,000 Recruten, die 1868 und 1869 über das frühere Maß hinaus eingestellt wurden. Nehmen wir dazu die zwei ältesten Reservejahrgänge (Einstellung von 1861 und 1862) von je 23,000 Mann, die durch das neue Gesetz der Armee zugelegt sind, so haben wir mit der ungefähren Zahl von 90,000 Mann die gesammte Vermehrung an dienstgeübter Mannschaft, welche die französische Armee seit 1866 gewonnen hat. Wie hoch die Zahl der Fünfmonatssoldaten sich beläuft, ist schwer festzustellen. Nach französischen Angaben soll diese zweifelhafte Reserve sich im Frühjahr 1868 auf 226,000 Mann belaufen haben. Man wird von dieser Zahl wohl die Hälfte abziehen dürfen.

So blieb denn die stolze Ziffer von 800,000 Mann für die active Armee und Reserve, womit man im Winter 1867/68 der Eitelkeit des französischen Volkes schmeichelte, unerreicht; ja selbst nach Ablauf von neun Jahren war keine Aussicht sie zu erreichen. Der Mangel an Reserve blieb in Frankreich für die nächste Zeit so groß, wie bei uns ihr Ueberfluß. Man versuchte also noch eine andere Organisation, welche es der Linie im Fall des Krieges erleichtern sollte, mit möglichst ungeschwächter Zahl in das Feld zu rücken. Diese Organisation war der im März 1868 von Niel vorgelegte und vom Kaiser genehmigte Plan einer Mobilgarde. Die Mobilgarde sollte je nach der Bevölkerungsstärke in den einzelnen Departements formirt, in ihrer Gesammtzahl aber auf 550,000 Mann gebracht werden. Wieder eine recht imponirende Ziffer! Sie sollte aus Infanterie und Artillerie bestehen und ihre Bataillone 2000 Mann stark sein, wobei man im Voraus bedachte, daß in Kriegszeiten von diesem Haufen wohl reichlich die Hälfte ausfallen werde. Die Bataillone oder Compagnien treten zu Exercitien zusammen, jedoch darf keinem Gardisten zugemuthet werden, sich dieserhalb länger als einen Tag von seinem Wohnort zu entfernen. Die Mobilgarde ist bestimmt, der activen Armee die Besetzung der großen Städte, der festen Plätze, den Schutz der Küsten und Grenzen abzunehmen und für die Sicherheit im Innern zu sorgen. Ihre Mannschaft besteht aus sämmtlichen jungen Franzosen, welche nicht in der Armee dienen, also den Freigeloosten, den Zurückgestellten und denen, die sich einen Stellvertreter verschafft haben. Die Dienstverpflichtung dauert 5 Jahre. Offiziere und Unteroffiziere sollen aus den pensionirten Offizieren, aus den ausgetretenen alten Unteroffizieren und etwaigen Freiwilligen gewonnen werden. Diese Chargirten

erhalten zu ihren Pensionen für ihre Dienstleistungen noch erhebliche Zulagen. Man sieht, bei der Mobilgarde schwebte den Franzosen das Bild unserer Landwehr vor; nur fehlt bei der Nachahmung ein Zug, der freilich einen großen Unterschied macht. Die Landwehr ist eine gebiente Mannschaft, vollkommen ausgestattet mit gebienten Offizieren und Unteroffizieren, die keineswegs blos aus ausrangirten Invaliden genommen werden. Wenn unsere Landwehr einige Wochen Zeit hat, um sich militärisch wieder einzugewöhnen, so ist sie geradezu eine Kerntruppe, bestehend aus den kräftigsten Männern vom 27—32sten Lebensjahr, durchgängig ausgebildeten Soldaten, voll körperlicher Kraft, Besonnenheit und Intelligenz. Die Mobilgarde dagegen ist eine Bürgerwehr mit einigen Elementen von vielleicht freiwillig eintretenden graugewordenen Soldaten, geführt von verabschiedeten Offizieren, denen die jungen Kräfte, welche unsere einjährigen Freiwilligen nach bestandener Offiziersprüfung bieten, völlig fehlen. Einem solchen Haufen einen festen Platz oder den Dienst an der Grenze anzuvertrauen, ist natürlich ein verzweifeltes Wagniß. Er verdient noch lange nicht den Namen einer Miliz, falls man darunter eine Volkswehr versteht, die wenigstens einige Monate einexercirt ist; und die Frage ist daher auch ziemlich gleichgültig, wie weit die Organisation, die man im Süden und Westen von Frankreich wegen des Widerwillens der Bevölkerung aufgeben mußte, im Nordosten vorwärts gerückt ist, ob man es auf 100,000 oder 150,000 Mobilgarden in Paris und in den Departements östlich von Paris gebracht hat. Die Mobilgarde wird in diesem Kriege höchstens so viel Truppen ersetzen können, als sonst in den offenen Städten zum Polizeidienst zurückbleiben müßten. In den Festungen dagegen, die irgend wie bedroht sind, wird sie nur mit äußerster Gefahr gebraucht werden können. Die ernsten Militärs ärgerten sich von vorn herein an diesen Phantasie-Bataillonen und Batterien. Man vernachlässigte die Einrichtung, seitdem Niel gestorben war. Sie stammt auch wahrscheinlich nicht von Niel, sondern von dem Kaiser, der ein Grübler und Experimentator, aber kein Soldat ist.

Militärisch genommen führt Napoleon III. den Krieg mit einer Armee, die mitten in der Umbildung begriffen, aber mit dieser Umbildung noch lange nicht fertig ist. Es mögen die 60,000 Nein's bei dem Plebiscit ihn in Schrecken gesetzt, es mögen seine Agenten ihn über die Stimmungen in Süddeutschland und in den annectirten Provinzen oder über das eben in der Umwandlung befindliche Zündnadelgewehr getäuscht haben, — als besonnener Mann hätte er sich sagen müssen, daß von den Saaten, welche Niel gestreut, bisher nur sehr wenig zur Frucht gereift sei. Schon Trochu warnte, über dem Zündnadelgewehr die tieferen Fak-

toren nicht zu vergessen, welche die Erfolge des böhmischen Feldzugs bedingt hätten. Aber gesetzt, es war nicht die allgemeine Wehrpflicht, sondern Dreyse, dem unsere Armee das Meiste verdankte, was nützt die kostbarste Waffe in der Hand von Leuten, die sie nicht auszunützen verstehen? Es sind noch nicht zwei Jahre, daß die französische Armee mit dem Chassepot durchgängig versehen ist. Die älteren, beurlaubten Jahrgänge kennen das Gewehr nur flüchtig, die jüngeren, die bei den Fahnen standen, sind nicht entfernt mit der Sorgfalt im Schießen geübt, welche unsere Offiziere auf jeden einzelnen Mann verwenden. Der großartigste Beweis von dieser unvergleichlichen Sorgfalt und ihren trefflichen Erfolgen bestand darin, daß unsere Armee in dem Kriegsjahre 1866 sehr viel weniger Patronen verschoß als bei den Schießübungen der Vorjahre. Schon die ersten Vorpostengefechte haben gezeigt, daß der Franzose sein Chassepot mehr zum blinden Knallen als zum sichern Treffen zu benutzen weiß und daß die Mannschaft in der intelligenten Benutzung des Terrains hinter unsern Soldaten zurücksteht. Es führt uns dies zu einem Punkt, bei dem wir noch einen Augenblick verweilen möchten, zu den Nachlässigkeiten in der persönlichen wie in der taktischen Ausbildung der Truppen.

Trochu hat diesem Gegenstand mehrere Capitel gewidmet. In einem Aufsatz über die Infanterie, „die Königin der Schlachten,“ beklagt er zunächst die Geringschätzung, die man der großen Masse der Armee, der Linieninfanterie, erweise. Aus der jährlichen Aushebung suchen sich, was allerdings nicht zu vermeiden ist, zuerst die Specialwaffen die für sie geeigneten Leute aus. Von dem, was dann übrig bleibt, werden die besten Leute, nachdem sie in den Depots ausexercirt sind, dem Gardecorps zugewiesen. Endlich werden noch bei jedem Linienbataillon zwei Elitecompagnien gebildet, so daß die vier Compagnien des Centrums, welche zwei Drittheile der gesammten Linieninfanterie darstellen, eine schwächliche, aller tüchtigen Elemente beraubte Masse seien. Trochu drang darauf, daß diese Entnervung der Linieninfanterie beseitigt und für eine gleichmäßige Tüchtigkeit aller ihrer Theile gesorgt werde. Mit dieser Forderung ist er theilweise durchgedrungen. Man hat zwar nicht, wie er vorschlug, das Gardecorps verringert, jedoch wenigstens den Unterschied zwischen den Elitecompagnien und denen des Centrums aufgehoben und die tüchtigeren Leute unter das gesammte Bataillon als Soldaten erster Klasse vertheilt. Aber nicht durchgedrungen ist er mit der Forderung, daß jedes Bataillon eine Compagnie geübter Schützen habe, die nicht in's Blaue hineinschieße, sondern sich ein Ziel nehme, und die geschickt sei, sich hinter einem Baum, einer Mauer, einem Graben die Deckungen zu suchen, die ihr gestatten, mit Ruhe zu zielen. Was Trochu fordert, ist nichts anderes als was bei

uns die gesammte Mannschaft und nicht blos eine einzelne Abtheilung lernt. Er aber spricht nach vieljährigen Erfahrungen die Ueberzeugung aus, daß die Truppen in der Erregung des Kampfes überhaupt nicht zielten, sondern in der Ueberstürzung nur so vor sich hinschössen. Viele legten kaum das Gewehr an die Schulter und würden auch dies nicht thun, wenn sie nicht den Stoß des Gewehrs fürchteten.

Man sieht aus den bescheidenen Ansprüchen, die Trochu stellt, wie es mit den Schießübungen in der französischen Armee bestellt sein mußte. Erst in neuester Zeit ist von oben herab mehr Sorgfalt befohlen, wie man auch erst seit dem Januar dieses Jahres den Fechtunterricht obligatorisch eingeführt hat. Aber die früheren Versäumnisse lassen sich nicht über Nacht einholen.

„Wer die moderne Taktik sorgsam studirt, bemerkt mit Erstaunen die Apathie, in welcher Frankreich angesichts der Fortschritte der es umgebenden Nationen verharrt. Seine Reglements sind die unvollständigsten, die es giebt. Der militärische Ruhm scheint seine Taktiker blind zu machen. Sie sagen: Wir haben Europa mit unserer jetzigen Organisation besiegt, wir haben die Tradition. Die Tradition dient der Sorglosigkeit zur Entschuldigung, aber sie hat mehr Armeen zu Grunde gerichtet, als errettet.“ Mit diesen Worten eines belgischen Generals beginnt Trochu seine Beobachtungen über die mangelhafte taktische Bildung der Offiziere und der Truppen. Unsere Taktik in den letzten Kriegen, sagt er, bestand im Allgemeinen darin, daß die Truppen, vom besten Geist beseelt, lebhaft auf das Gefechtsfeld eilten. Sobald die ersten Leute fielen, beschleunigten die Bataillone in verhaltener Aufregung ihre Schritte, aber es war schon schwer sie zusammenzuhalten und die Auflösung in ihren Reihen fing an. Sobald die großen Verluste begannen, sei es nun, daß die Truppen vor einem Gewehrfeuer deployirt wurden, oder daß sie sich in Kolonnen vor dem Feuer einer Batterie befanden, so wurden sie in hohem Maße erregt. Unfähig, ruhig auf dem Platze stehen zu bleiben, noch unfähiger Kehrt zu machen, stürzten sie vorwärts, um die Ursache jener furchtbaren Wirkungen zu erreichen. Die Massen drangen vor, indem sie sich der Leitung ihrer Führer entzogen. Mit dem Feinde theilweise vermengt, lähmten sie die Action der Artillerie und Cavallerie und störten den allgemeinen Plan der Schlacht oder doch die Combinationen, welche zur Ausführung des Plans von den einzelnen Befehlshabern gemacht waren.

Trochu giebt für diese ungeregelte Gefechtsweise drei Ursachen an. Einmal das nervöse Temperament der Franzosen, dann die üblen Gewohnheiten des afrikanischen Krieges, der den militärischen Individualismus, den unzusammenhängenden, ordnungslosen Kampf statt der großen

methodischen Operationen begünstigt habe, endlich die verkehrten Reglements, nach denen die Manöver im Frieden geleitet und die im Krieg als eine unbrauchbare Bürde weggeworfen würden.

Die Exercitien und Manöver der französischen Armee beruhten noch im Jahre 1867 auf einem Reglement von 1791, welches dem Potsdamer Reglement, der Taktik des alten Dessauers und des großen Friedrich nachgebildet war. Man schien vergessen zu haben, daß inzwischen die Revolutionskriege und die Feldzüge Napoleon's I. eine ganz neue Gefechtsweise eingeführt hatten, daß die weite, starre Linie, die in einem Stück vorwärts ging, durch die Fortschritte der Artillerie und des Infanteriegewehrs längst aufgelöst war, da beide aus zu großer Entfernung wirken, um ihren Aufmarsch zu gestatten. Man betrieb also Manöver, die nur auf dem Exercirplatz, aber nicht in der Schlacht Anwendung finden konnten, und die Folge davon war, daß die Offiziere, die den Kopf von diesen unpraktischen Regeln voll hatten, im wirklichen Krieg die Führung ihrer Soldaten verloren, und daß die Masse sich ohne jede taktische Ordnung, ganz naturalistisch in den Kampf stürzte. Preußen, sagt Trochu, studirte die Kampfweise der napoleonischen Feldzüge, und vervollkommnete seinen militärischen Organismus nach den Erfahrungen der Kriege in der Krim, in Italien und Nordamerika. Wir Franzosen hielten dagegen hartnäckig an der Theorie des alten Dessauers fest, und trieben unnütze Garnisonsexercitien, die für den wirklichen Kampf nur störend und hinderlich sind. — Allerdings hat die Kritik so bedeutender Schriftsteller, wie Trochu, auch in diesem Punkt durchgeschlagen. Es wurde ein neues Reglement für die Exercitien der Infanterie am 16. März 1869 erlassen, welches die alten Manövrirkünste bei Seite schob. Preußische Offiziere, welche den Uebungen im Lager von Chalons beiwohnten, sprachen sich anerkennend aus. Aber eine Reform, die wenig über ein Jahr alt ist, kann bei den Offizieren und der Mannschaft noch nicht in Fleisch und Blut übergegangen sein. Jene „Flucht nach vorn", von der Bugeaud spricht, wird auch in dem bevorstehenden Feldzug die größte Leistung der Franzosen sein. Sie werden durch den élan zu erstehen suchen, was ihnen an Disciplin und Ordnung, an persönlicher und taktischer Durchbildung fehlt. Allein jener naturalistische Muth reicht nicht aus gegenüber von Truppen, die an Tapferkeit dem Gegner gleich, an kaltem Blut, an geschickter Benutzung ihrer Waffe und des Terrains ihm überlegen sind und die außerdem der Leitung ihrer Offiziere sich in vollem Vertrauen und mit unbedingtem Gehorsam fügen. Frankreich ist in seiner militärischen Entwicklung fast ebenso zurückgeblieben wie in seiner politischen. Es ist heute nicht weiter als 1792. Deshalb wird es von der Nation nieder-

geworfen werden, welche die inzwischen verflossene Zeit ernst und gewissenhaft zur Ausbildung der politischen wie der militärischen Ideen benutzt hat.

Wir fügen dieser Skizze noch einige Angaben über die Stärke der französischen Armee hinzu und beziehen uns dabei auf das sehr exacte Buch von Kummer (Grundzüge der Heeresorganisation in Oesterreich-Ungarn, Rußland, Italien, Frankreich und Deutschland), welches durchgängig aus officiellen und zwar kritisch untersuchten Quellen schöpft. Im April 1869 erklärte der Marschall Niel vor der Kammer: „Das Effectiv der Armee betrug am 1. März, dem Zeitpunkt des Minimalstandes, 330,000 Mann. Gegenwärtig befinden sich 400,000 Mann unter den Fahnen, welche während des Sommers die verschiedenen Lager beziehen werden. Mit den Reserven kann die Armee auf 662,000 Mann gebracht werden, und die Reserven sind vollkommen (will sagen: fünf Monate) einexercirt." Dagegen hatte nach dem **Exposé de la situation de l'Empire** die Armee am 1. October einen Effectivbestand:

Im Innern	von	365,179 Mann
In Algier	"	63,925 "
Im Kirchenstaat	"	5,252 "
		434,356 Mann.

Hiervon waren durchgängig 108,831 Mann beurlaubt, so daß sich nur 325,525 Mann bei den Fahnen befanden. Der Effectivbestand der Reserven (Fünfmonatsoldaten) betrug am 1. October 212,816 Mann, mithin Armee und Reserve zusammen 647,172 Mann. — Diese Zahl geht schon etwas unter die Niel'sche Behauptung herab, in dessen Interesse es lag, die Stärke der Armee zu übertreiben, wie er auch im April 1869 von mehr als einer Million fertiger Chassepots geredet hatte, während man später die Hoffnung aussprach, es bis zum Schluß des Jahres auf 922,000 Stück zu bringen. Kummer hält indeß nach den Materialien des preußischen Generalstabes auch jene bescheidenere Zahl noch für zu hoch und schätzt die Gesammtheit aller, zum Heeresverband gehörigen activen und passiven Elemente auf die runde Zahl von 600,000 Mann. Hiervon kommen auf die s. g. organischen non-valeurs (Gendarmen, Remontereiter, Oekonomie-Handwerker, Beamte u. s. w.) sammt den Offizieren ungefähr 84,000 Köpfe. Nach Abrechnung derselben bleibt eine Masse von 515,000 Mann. Davon müssen in Algier und im Innern von Frankreich als Kern der Festungsbesatzungen rc. mindestens 50,000 Mann zurückbleiben. Zur Bildung von drei Reservecorps, die nach einiger Zeit in zweiter Linie in's Feld rücken könnten, sind erforderlich 93,600 Mann, für die Depots aller Waffen, Festungsartillerie, Genie u. s. w.

85,000 Mann. Mithin bleiben für die Feldarmee unmittelbar 286,400 Mann, etwa in 8 Armeecorps und 24 Divisionen, verwendbar. Rechnet man die Offiziere hinzu und erwägt dagegen, daß die beiden Festungen Straßburg und Metz allein schon je 20,000 und 13,000 Mann Besatzung erfordern, daß also die Zahl von 50,000 Mann als Besatzungstruppen für ganz Frankreich und Algier schwerlich ausreichen kann, so kommt man als höchste und kaum erreichbare Leistung für die französische Feldarmee auf 300,000 Combattanten.

Diese Rechnung setzt voraus, daß die Mobilgarde die activen Truppen in den offenen Städten und theilweise sogar in den nicht bedrohten und unwichtigen festen Plätzen ersetzt. Sie nimmt ferner auf die 90,000 Mann keine Rücksicht, welche am 1. Juli dienstpflichtig werden und die nach dem Bericht der öffentlichen Blätter statt im October schon jetzt einberufen sind. Diese Recruten werden erst nach Monaten in die Reihen der Feldarmee einrücken können und für die Entscheidung des Krieges wahrscheinlich zu spät kommen.

Die angegebenen Zahlen stehen im grellen Contrast zu den schwindelhaften Ziffern, mit denen die Franzosen seit der Reform von 1868 um sich geworfen haben. Aber bei diesen Leuten ist ja alles Lüge. Ihr tägliches Handwerk besteht im Comödiantenlärm und der hohlsten Prahlerei. Sie schwindeln und renommiren so lange, bis sie selbst an ihre Renommage glauben. Betäubt durch das Gift der eigenen Phrase sind sie am Ende auch davon überzeugt, daß am Rhein 400,000 Mann und in ganz Frankreich eine Million Bewaffneter stehen. Dieses Luftgebäude wird sehr bald umgestürzt werden. Gesetzt, daß alle andern Elemente, auf deren Zusammenwirken es ankommt — die Tüchtigkeit des einzelnen Mannes, die Intelligenz und der taktische Zusammenhalt der Truppen, die Fähigkeit der Führer zur Leitung großer Massen — auf beiden Seiten gleich wären, gesetzt, daß nur die Zahl in diesem großen Kampfe entschiede, so würden wir schon wegen der Zahl getrost auf den Sieg hoffen können. Aber wir vertrauen allerdings noch auf andere Faktoren — auf die militärische Bildung und den sittlichen Geist unserer Truppen und auf die großen Ideen, deren Werkzeug diese deutsche Armee ist. Es ist gegen den Sinn und Verstand der Weltgeschichte, daß in diesem Streite der Theil unterliegen sollte, der die Wahrheit vertheidigt gegen die Lüge, die Güter eines reichen Culturlebens gegen die Begierde zuchtloser Räuber, die Freiheit der Völker gegen die anmaßliche Herrschsucht einer Nation, welche Recht und Freiheit weder daheim festzuhalten noch im Verkehr der Völker zu achten versteht. W.

Das diplomatische Vorspiel des Krieges.

Die folgende Darstellung dient dem bescheidenen Zweck, auf Grund der bisher veröffentlichten Actenstücke die diplomatischen Hergänge in aller Kürze zu schildern, welche das Vorspiel zu dem gewaltigen Kriegsdrama waren. Neues wird diese Skizze nicht bieten können; denn das Meiste, was wichtig war, ist sofort an die Oeffentlichkeit gebracht und Manches, was bisher nur in vertrauten Kreisen bekannt wurde, darf erst der künftige Geschichtsschreiber erzählen. Es handelt sich also nur darum, die dem Publicum stückweise zugegangenen Thatsachen in Zusammenhang und in die rechte Beleuchtung zu stellen.

Wir beginnen mit der Circulardepesche des spanischen Ministers Sagasta vom 7. Juli und der Erklärung des Deputirten Salazar y Mazarredo, Unterhändlers zwischen Prim und dem Prinzen Leopold, vom 8. Juli. In jener Depesche schreibt der Minister: Die spanische Regierung hat „allein auf ihre eigene Verantwortlichkeit gehandelt und sich direct mit dem Prinzen Leopold in's Vernehmen gesetzt, ohne einen einzigen Augenblick daran zu denken, daß ihre Ehre ihr gestatte, mit dem geringsten Einfluß eines fremden Cabinets zu transigiren. Ich lenke ganz besonders die Aufmerksamkeit Ew. .... auf diesen Punkt, weil viel darauf ankommt, festzustellen, daß die Regierung des Regenten in dieser Sache nur ihren eigenen Regungen gefolgt ist, und daß kein nationales Interesse im Auslande und noch weniger ein ausländisches Interesse ihren Vorsitzenden im Verlauf dieser Unterhandlung geleitet hat. Nur der Wunsch, den Willen der Nation und den Auftrag zu erfüllen .... hat ihn bewogen, zur Bewerbung um den Thron Spaniens einen großjährigen Prinzen aufzufordern, der, freier Herr seines Handelns, durch verwandtschaftliche Beziehungen zu den meisten regierenden Häusern, ohne bei irgend einem derselben zur Thronfolge berechtigt zu sein, in dieser Stellung jeden Gedanken einer Feindseligkeit gegen irgend welch eine Macht ausschloß."

Diese Versicherung des spanischen Ministers wurde durch die Erklärungen des Cortesmitgliedes Salazar, das die Unterhandlungen mit dem Prinzen Leopold geführt, persönlich bestätigt. In dem Vorwort zu einer Flugschrift, die er zu Gunsten der Candidatur jenes Prinzen schon im Herbst 1869 veröffentlichte und jetzt neu herausgab, erzählt er, wie Prim auf sein Bedenken, der Prinz möge bis zu einem gewissen Grade der französischen Regierung wenig genehm sein, erwiderte: Haben wir uns

zuerst an einen preußischen Prinzen gewandt? Was hat nicht die ganze französische Presse gesagt, weil Spanien in Lissabon, in Cintra, in Florenz und in Harrow Zurückweisungen erfahren hatte? Wenn wir nun in jenen Versuchen kein Glück gehabt haben, und es bekannt ist, daß auf dem Herzoge von Montpensier und der Republik ebenfalls das Veto Napoleon's ruht, soll deshalb die September-Errungenschaft zu einer steten Unfertigkeit verurtheilt sein? Was kann Frankreich von einem Prinzen fürchten, welcher dem katholischen Zweig der Hohenzollern angehört, die schon seit Jahrhunderten von dem evangelischen weit getrennt sind? Und was, fährt Salazar in seinem und Prim's Gedankengange fort, würde denn der Prinz Leopold Preußen zu verdanken haben? Nichts, gar nichts; Alles hätte er dem Willen der spanischen Cortes zu verdanken. „Die preußische Regierung hat sich in diese Unterhandlung nicht eingemischt und der König von Preußen war überrascht, als ihm der Prinz, welcher volljährig ist, nach Ems seinen endgültigen Entschluß, als eine Sache der Höflichkeit, mittheilte."

Diese Mittheilung fiel in den Juni und der König, der früher abgerathen hatte, glaubte dem nunmehr gefaßten Entschlusse des Prinzen nicht entgegentreten zu sollen. Er betrachtete die Sache als eine Familienangelegenheit und Graf Bismarck erhielt davon nicht als Minister, sondern auf privatem Wege Kenntniß.

Die Kläglichkeit, mit der sich Spanien gegenüber dem beleidigenden Eingriff Frankreichs in seine Souveränetät später zurückzog, hat den Verdacht geweckt, daß Prim mit Bonaparte ein abgekartetes Spiel getrieben habe. Schwerlich wird die Geschichte dies bestätigen. Wahrscheinlicher ist, daß man das Jawort des Prinzen bis zur Versammlung der Cortes geheim halten und in der Zwischenzeit die freundschaftlichen Beziehungen der Familie des Fürsten Anton mit dem Tuilerienhofe zur Verständigung benutzen wollte. War es doch 1866 gerade Napoleon III. gewesen, der dem Fürsten Anton persönlich zugeredet hatte, daß er seinen jüngeren Sohn Karl bestimme, dem Rufe der Rumänen zu folgen.

Eine Indiscretion brachte die Verhandlung zu früh an's Licht und sie wurde nun sofort in Paris als eine glückliche Gelegenheit ergriffen, um Preußen von Deutschland zu trennen und dem „dynastischen Ehrgeiz" der Hohenzollern zu Leibe zu gehen. Gleich am 4. Juli erschien der Stellvertreter Benedetti's auf dem auswärtigen Amt in Berlin, um seiner peinlichen Empfindung Ausdruck zu geben und zu fragen, ob Preußen bei der Sache betheiligt sei. Herr von Thiele erwiderte ihm, daß die Angelegenheit für die preußische Regierung nicht existire und die letztere nicht in der Lage sei, über etwaige Verhandlungen des spanischen Minister-

präsidenten mit dem Prinzen Auskunft zu geben. Damit war von vorn herein die correcte Stellung eingenommen, dagegen war es weniger correct, daß der preußische Botschafter in Paris, Herr von Werther, gegen den Gramont und Ollivier an dem gleichen Tage von einer Compromittirung des Friedens sprachen, auf den Wunsch dieser Herren es unternahm, seine zum 5ten bereits beabsichtigte Reise nach Ems zur Einziehung von Informationen und rascher Zurückgabe von Aufklärungen zu benutzen. Herrn von Werther war die Thatsache entgangen, das Se. Majestät der König sich in Ems als Privatmann bewegte und den verantwortlichen Leiter des auswärtigen Amts nicht bei sich hatte.

In Paris wollte man keine vertrauliche Verhandlung, die zum Ausgleich führen konnte. Darum ward schon am 5. Juli die Interpellation Cocherty im gesetzgebenden Körper veranstaltet und gleich am 6ten von Gramont durch die drohende Erklärung beantwortet: „Wir glauben nicht, daß die Achtung vor den Rechten eines Nachbarvolkes uns verpflichtet, zu dulden, daß eine fremde Macht einen ihrer Prinzen auf den Thron Karl's V. setzt und dadurch zu unserem Schaden das gegenwärtige Gleichgewicht der Mächte Europas in Unordnung bringt und die Interessen und die Ehre Frankreichs gefährdet..... Wir vertrauen auf die Weisheit des deutschen und die Freundschaft des spanischen Volkes. Sollte es anders kommen, so würden wir .... unsere Pflicht ohne Zaudern erfüllen.“

Damit war die Kriegsfrage laut und lärmend gestellt, die Möglichkeit, die aufgetauchte Differenz nach den Wünschen Frankreichs, aber ohne Schädigung unserer Ehre zu beseitigen, muthwillig abgeschnitten, und nur die Wahl zwischen einer Demüthigung oder dem Kriege gelassen. Denn selbst wenn Prinz Leopold jetzt freiwillig zurücktrat, würde dieser Entschluß auf die Einwirkung Preußens und auf dessen Furcht vor dem Duell mit Frankreich zurückgeführt sein.

In Berlin abgewiesen, versuchte die französische Regierung eine Pression auf die Person des Königs in Ems. Graf Benedetti wurde von Wildbad dorthin beordert und erschien am 9ten mit der Forderung, daß der König dem Prinzen Leopold einen Verzicht auf seine Candidatur anrathe oder nöthigenfalls gebiete. Der König unterschied zwischen seiner Stellung als Familienhaupt und als Souverain, erklärte, daß er den zwischen der spanischen Regierung und dem Prinzen geführten Unterhandlungen fremd geblieben sei und lehnte es ab, eine Einwirkung auf den letzteren auszuüben. „Ich will mich in die Sache nicht einmischen,“ so referirte später Ollivier die Erklärungen des Königs, „mag der Prinz verzichten, ich habe nichts dagegen, aber ich fordere ihn auch nicht dazu auf.“ Da ging am 12ten Mittags an den Marschall Prim und in Abschrift an den

spanischen Gesandten Olozaga in Paris das Telegramm des Fürsten Anton, welches den Rücktritt seines Sohnes anzeigte. Der auflodernde Brand schien plötzlich gelöscht. Wenn die französische Regierung an diesem Punkte innehielt, so hatte sie einen Erfolg errungen, der ihr Prestige hob und der Preußen, wenn auch vielleicht unverdient, in den Ruf der ängstlich ausbiegenden Schwäche setzte.

Man hatte in Paris bisher nichts anderes gefordert, als was jetzt erreicht war. Die Depeschen des englischen Blaubuchs geben dafür den unwiderleglichen Beweis. Am 8. Juli berichtet Lord Lyons über eine Unterredung mit dem Herzog von Gramont, worin der französische Minister erklärte: Es stehe ernstlich zu hoffen, daß der König von Preußen dem Prinzen offen verbieten werde, nach Spanien zu gehen. Es gebe indeß noch eine andere Lösung der Frage, auf welche er die englische Regierung besonders aufmerksam machen wolle. Der Prinz von Hohenzollern könnte seine Prätensionen auf den spanischen Thron aus eigenem Antriebe aufgeben.... Ein freiwilliger Rücktritt seitens des Prinzen würde seiner Ansicht nach eine höchst glückliche Lösung schwieriger und verwickelter Fragen sein, und er bitte die englische Regierung, all ihren Einfluß aufzubieten, um eine solche Lösung zu Wege zu bringen. Und am 10. Juli versicherte Gramont dem englischen Botschafter: Wenn der Prinz jetzt auf den Rath des Königs von Preußen seine Candidatur zurückzöge, so würde die ganze Angelegenheit erledigt sein.... Wenn aber der Prinz nach seiner Berathung mit dem Könige darauf beharre, als Candidat für den spanischen Thron aufzutreten, dann werde Frankreich sofort gegen Preußen den Krieg erklären.

Die ganze Angelegenheit war also am 12ten thatsächlich erledigt. Für ein paar Stunden glaubte sogar Herr Ollivier, daß sie erledigt sei und ließ im Constitutionnel schreiben: Man hat unserer gerechten Forderung Genüge gethan; wir sind zufrieden gestellt; wir haben nicht mehr verlangt und mit Stolz nehmen wir von dieser friedlichen Lösung Kenntniß; — für ein paar Stunden, denn noch im Laufe des 12ten wurde er anders belehrt und strengte bereits seine Beredtsamkeit an, um Gramont's neue Forderungen bei dem preußischen Botschafter zu unterstützen. Gramont selbst wurde es in seiner Plumpheit schwer, den Uebergang zu finden. Lord Lyons meldet von ihm am 12ten: Herr von Gramont sagte, daß dieser Zustand der Dinge (der Rücktritt des Prinzen) die französische Regierung sehr in Verlegenheit setze. Auf der einen Seite sei die öffentliche Meinung in Frankreich so aufgeregt, daß es zweifelhaft sei, ob das Ministerium nicht morgen gestürzt werde, wenn es nach der Kammer ginge und die Angelegenheit als erledigt ankündigte, ohne eine vollständige

Genugthuung von Preußen erlangt zu haben. Andererseits mache der Rücktritt des Prinzen Leopold der ursprünglichen Ursache des Streites ein Ende.... Spanien sei jetzt jedenfalls aus der Streitfrage heraus, und der Streit, wenn es Streit gebe, beschränke sich auf Frankreich und Preußen. — Lord Lyons fiel aus den Wolken. Eingedenk der früheren Gelöbnisse war er starr vor Erstaunen, daß die französische Regierung auch nur einen Augenblick zögern könne, den Rücktritt des Prinzen als Beilegung der Angelegenheit anzunehmen. Er schwang sich zu der Erklärung auf, daß ein Rückgehen von der früher gemachten Versicherung für die englische Regierung peinlich und beunruhigend sein werde. Er sagte den Franzosen voraus, wie der Rücktritt des Prinzen die Situation gänzlich ändern, wie Europa jetzt die Schuld des Krieges auf Frankreich werfen und Preußen den Beistand von ganz Deutschland erhalten werde gegen einen Angriff, dem man keinen andern Beweggrund unterschieben könne, als die Eifersucht Frankreichs und die leidenschaftliche Begierde, seinen Nachbar zu demüthigen. Gramont erwiederte: der entscheidende Entschluß hänge von einem Ministerrath ab, welcher morgen (13ten) in Gegenwart des Kaisers abgehalten werden solle und dessen Resultat der Kammer, ohne daß er den englischen Botschafter dazwischen sprechen könne, unmittelbar darauf mitgetheilt werden müsse.

Gegen Lyons hielt Gramont für nöthig, noch etwas zögernd den Uebergang zu machen; gegen Baron Werther sprach er sofort mit derber Offenheit. Dieser Vertreter des Oberhaupts des norddeutschen Bundes hatte am 12ten, unmittelbar nach seiner Rückkunft aus Ems, von Gramont die Aufforderung erhalten, ihn zu besuchen und er hatte sich „gleich dazu bereit erklärt." Er berichtet, daß er von dem Herzog „in der gewohnten freundlichen Weise, wie es zwischen alten Bekannten üblich," empfangen worden sei. Diese Freundlichkeit entwickelte sich näher dahin, daß Gramont ihm erklärte: Er sehe die Entsagung des Prinzen von Hohenzollern als Nebensache an, denn die französische Regierung hätte doch niemals seine Thronbesteigung zugelassen; aber er fürchte, daß aus unserm Verfahren (der Heimlichkeit bei den angeblichen Verhandlungen zwischen Preußen und Spanien) eine bleibende Verstimmung zwischen unseren beiden Ländern hervorgehen werde. Um den Keim derselben zu tilgen, scheine ihm ein Brief des Königs an den Kaiser der richtige Ausweg. Es könne darin nur gesagt werden, daß der König, indem er den Prinzen Leopold zur Annahme der spanischen Krone ermächtigte, nicht hätte glauben können, den Interessen und der Würde der französischen Nation zu nahe zu treten; der König schließe sich der Entsagung des Prinzen an, und zwar mit dem Wunsch und der Hoffnung, daß jeder Grund des Zwiespalts zwischen

unseren beiden Regierungen nunmehr verschwunden sein möchte. Solche und ähnliche Worte, die im Allgemeinen durch Publicität zur Beschwichtigung der allgemeinen Volksstimmung beitragen könnten, dürfe der Brief enthalten; von den verwandtschaftlichen Beziehungen des Prinzen zum Kaiser dagegen dürfe in ihm, da dieses Argument in den Tuilerien verletze, nicht die Rede sein. — Also ein Abbittebrief, dessen Inhalt von dem Gegner dictirt war. Der Himmel hat uns Sterblichen, folglich auch den Diplomaten, die Tugenden der Nachgiebigkeit und Geduld in verschiedenem Maße zugemessen. Schon am 8. Juli, ehe die neuen französischen Insolenzen herausgetreten waren, hatte der preußische Botschafter in London, Graf Bernstorff, in einer Unterredung mit dem englischen Minister geäußert: „Die norddeutsche Regierung wünsche sich nicht in die Angelegenheit der Throncandidatur zu mischen, sondern überlasse es der französischen Regierung, den von ihr passend gefundenen Weg einzuschlagen, und der preußische Vertreter in Paris sei angewiesen worden, sich aller Einmischung zu enthalten. Die norddeutsche Regierung habe kein Verlangen nach einem Thronfolgekrieg, wenn aber Frankreich gegen sie Krieg führen wolle auf Grund einer von Spanien getroffenen Königswahl, so werde dies ein Verlangen nach einem Kriege ohne jede gerechte Ursache zeigen; .... wenn Frankreich durchaus Norddeutschland angreifen wolle, so werde dieses bereit sein, sich zu vertheidigen.“ Herr von Werther fand also bei seiner Rückkehr nach Paris jene Anweisung. Gleichwohl unternahm er es, die neue Forderung zwar nicht auf telegraphischem, aber doch auf schriftlichem Wege zu vermitteln. Er ergriff nicht den Ausweg, den Gramont und Ollivier ihm selber boten, indem sie erklärten: wenn er es nicht glaube unternehmen zu können, so würden sie sich genöthigt sehen, mit der Anregung der Frage den Grafen Benedetti zu beauftragen. „Ich habe dem Botschafter,“ sagte Graf Bismarck später im Reichstag, (auf seinen Bericht über jene Unterredung) nichts weiter erwidert, als daß er die Wünsche des französischen Ministeriums mißverstanden haben müsse, denn diese schienen mir unmöglich; ich erachtete mich nicht für berechtigt, dem Könige derartige Forderungen vorzulegen. Ich antwortete dem Botschafter ferner, er möge die französische Regierung auffordern, ihre Forderung selbst zu formuliren und sie hier durch ihren Botschafter amtlich überreichen zu lassen.“ Gleichzeitig mit dieser Antwort erhielt Herr von Werther die Erlaubniß, auf Urlaub zu gehen.

Bemerkenswerth ist noch, daß der Uebergang zu jener schroffsten Forderung von Gramont in demselben Augenblick gemacht wurde, wo er von dem spanischen Gesandten Olozaga das Telegramm des Fürsten Anton mitgetheilt erhielt. Ebenso wurde Benedetti noch am 12ten Nachts zur

Erhebung neuer Prätensionen beauftragt. Hieraus erhellt, daß man den Schritt des Prinzen Leopold als möglich vorausgesehen und für diesen Fall die Mittel bereits überlegt hatte, um die Demüthigung weiter zu treiben. Nur Ollivier war in die Absichten seines Souverains oder der ihn beherrschenden Kriegspartei so wenig eingeweiht, daß er einen Augenblick den Streit für abgethan hielt.

Graf Benedetti hatte in der Nacht des 12ten den doppelten Auftrag erhalten, von dem Könige zu fordern 1) daß er die Verzichtleistung des Prinzen approbire, 2) daß er sich verpflichte, wenn Spanien dem Prinzen von Neuem die Krone antrage, niemals wieder seine Einwilligung zu geben. Der französische Botschafter drängte sich mit diesen Aufträgen am 13ten früh an den König auf der Brunnenpromenade heran. Der König hatte den Verzicht Leopold's so eben durch ein Extrablatt der Kölnischen Zeitung erfahren, und sah, als Benedetti ihm die Nachricht bestätigte, die Sache als abgemacht an. Da rückte der Botschafter mit seinen Forderungen heraus. Der König willigte darein, die Verzichtleistung des Prinzen zu billigen, aber er lehnte die zweite Zumuthung ab. „Ich bat den König," schrieb Benedetti am 13. Juli Nachts nach Paris, „mir zu gestatten, in seinem Namen anzuzeigen, daß, wenn der Prinz von Hohenzollern auf sein Vorhaben zurückkäme, Se. Maj. sich dem mit ihrer Autorität widersetzen wolle. Der König weigerte sich entschieden, mich zu einer solchen Mittheilung zu ermächtigen. Ich drängte in ihn, konnte ihn aber nicht umstimmen. Der König erklärte mir schließlich, daß er ein solches Versprechen weder abgeben könne noch wolle und sich für diesen wie für jeden andern Fall das Recht vorbehalten müsse, die Umstände zu befragen." Am 13ten Nachmittags hatte Benedetti telegraphirt: „Der König hat die Antwort des Prinzen von Hohenzollern erhalten; sie ist vom Fürsten Anton, welcher anzeigt, daß der Prinz Leopold auf seine Candidatur verzichte. Der König beauftragt mich der Kaiserlichen Regierung zu melden, daß er diese Entschließung billige. Der König beauftragte einen seiner Adjutanten, mir diese Mittheilung zu machen. Da Se. Majestät mir nichts über die Zusicherungen sagt, die wir für die Zukunft verlangen, so werde ich um eine neue Audienz nachsuchen, um die Bemerkungen zu wiederholen und auszuführen, die ich heute früh vorgebracht habe." .... Und über dieses Ansuchen telegraphirte er später: „Auf das Verlangen einer neuen Audienz ließ der König mir antworten, daß er die Discussion über die von uns begehrten Zusicherungen nicht aufnehmen könne; Se. Maj. berufen sich auf die heute früh dargelegten Erwägungen, die ich Ihnen in meinem letzten Telegramm mitgetheilt habe."

Wir gelangen jetzt zu der Peripetie des Stückes und haben vorher

nur an die Seite jener französischen Darstellung noch die Hauptsätze aus der Aufzeichnung des preußischen Flügeladjutanten Fürsten Radziwill zu stellen. Nach dem Gespräch auf der Brunnenpromenade wurde der Adjutant um 2 Uhr zu dem Botschafter geschickt, um ihm mitzutheilen, daß der König die schriftliche Bestätigung des Verzichts vom Fürsten Anton erhalten habe und die Sache nun als abgemacht ansehe. Der Botschafter erbat sich eine Audienz, um nochmals dem Könige die zwei Wünsche seiner Regierung darzulegen. Der König ließ ihm antworten, daß er die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinn und demselben Umfang approbire, in dem er dies vorher mit der Annahme dieser Candidatur gethan habe. In Betreff des zweiten Punktes könne sich der König nur auf die am Morgen abgegebene Erklärung berufen. Als Benedetti hierauf nochmals, gestützt auf eine neue Depesche seines Ministers, seine Bitte um eine Audienz wiederholte, „und wäre es auch nur, um dieselben Worte Sr. Majestät wieder zu vernehmen," ließ ihm der König um 6 Uhr zum dritten Mal erwidern: Se. Maj. müsse es entschieden ablehnen, in Betreff des letzten Punktes sich in weitere Discussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre sein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen. Der Botschafter erklärte, seinerseits sich bei dieser Antwort des Königs beruhigen zu wollen.

Dies waren die Hergänge, welche nun am 14ten den Vertretern des Nordbundes an den befreundeten Höfen und am 15ten der deutschen Nation durch das berühmte Zeitungstelegramm mitgetheilt wurden, das wir als wirkungsvollstes Actenstück der letzten Wochen hier wiederholen: „Nachdem die Nachrichten von der Entsagung des Erbprinzen von Hohenzollern der Kaiserlich Französischen Regierung von der Königlich Spanischen amtlich mitgetheilt worden sind, hat der französische Botschafter in Ems an Se. Maj. den König noch die Forderung gestellt, ihn zu autorisiren, daß er nach Paris telegraphire, daß Se. Maj. der König sich für alle Zukunft verpflichte, niemals wieder seine Zustimmung zu geben, wenn die Hohenzollern auf ihre Candidatur wieder zurückkommen sollten. Se. Maj. der König hat es darauf abgelehnt, den französischen Botschafter nochmals zu empfangen, und demselben durch den Adjutanten vom Dienst sagen lassen, daß Se. Maj. dem Botschafter nichts weiter mitzutheilen habe." Die Thatsachen waren buchstäblich genau, aber der Sinn dieser Thatsachen war in neuer Weise aufgeschlossen, in einer Weise, die Manchem der nächst Betheiligten bisher nicht klar gewesen war. Von den europäischen Höfen drang nach Paris die Nachricht in der Form zurück: Dem Vertreter Napoleon's III. ist durch den Adjutanten vom Dienst die Thür gewiesen. Jetzt erst kam die französische Regierung dahinter, was eigentlich mit ihrem

Botschafter vorgegangen sei. Benedetti selbst, so äußerte Herr Ollivier in der Kammer sehr naiv, habe von der Beleidigung keine Ahnung gehabt. In Frankreich stürzten sich hierauf die Minister in eine am 15ten der Kammer mitgetheilte Erklärung hinein, welche einer Kriegserklärung gleichkam. Sie gaben sich dabei die Blöße, jenes nachrichtliche Telegramm als eine Depesche des Grafen Bismarck zu bezeichnen, und waren dann auf die Forderung der Opposition nicht im Stande, die Depesche mitzutheilen. Das deutsche Volk aber athmete auf. Die fortgesetzte Insolenz hatte endlich die allerderbste Zurückweisung erfahren. Die bisher erlittenen Beleidigungen waren reichlich wettgemacht. Wichtiger aber, als diese Genugthuung des Gefühls, war die Beschleunigung der nun einmal unabwendbaren Krisis. Wir wollten weiter verhandeln, sagten die französischen Minister in ihrem Exposé, als wir am 14ten zu unserer Ueberraschung erfuhren, der König von Preußen habe sich geweigert, Benedetti zu empfangen und die preußische Regierung habe dies amtlich mitgetheilt; — sie wollten weiter verhandeln, während Gramont schon am 8ten dem Lord Lyons gestanden hatte, daß militärische Vorbereitungen getroffen seien und daß am 9ten die Behörden allen Ernstes beginnen müßten. Das Emser Telegramm entriß uns Deutsche der Gefahr, daß zum Schein von den Franzosen weiter verhandelt wurde, während sie im Ernst rüsteten. Es ging aus dem klaren Kopf und der unvergleichlich geschickten Hand eines Staatsmannes hervor, der bis zum Aeußersten an der Erhaltung des Friedens gearbeitet hatte, der aber jetzt die doppelte Nothwendigkeit begriff, dem Ehrgefühl der Nation eine eklatante Genugthuung zu geben und zugleich ohne Verzug zur vollen Mobilmachung zu schreiten. Das Telegramm hat bewirkt, daß die politische Action der Franzosen ihrer militärischen weit voraus eilte und daß wir die Möglichkeit gewannen, noch eben so rasch wie sie kriegsbereit zu werden.

Aus der bisherigen Darstellung wird ersichtlich, warum der entscheidende Entschluß des Ministerraths, den Gramont dem englischen Botschafter zum 13ten angekündigt, an diesem Tage nicht zu Stande kam. Man hoffte noch, von der Friedensliebe des Königs in Ems Zugeständnisse zu erpressen. Gramont erklärte vor der Kammer am 13ten nur: „Die Verhandlungen, welche wir mit Preußen fortsetzen, und welche zu keiner Zeit einen anderen Gegenstand gehabt haben, sind noch nicht beendet."

Dies war der letzte Moment, wo die Neutralen und insbesondere England eingreifen konnten. Graf Bismarck wies der englischen Regierung hierzu den Weg. In einer Unterredung mit Lord Loftus am 13ten drückte er den Wunsch aus, die englische Regierung möge, etwa durch eine Erklärung im Parlament, ihre Befriedigung über die Lösung der spanischen

Schwierigkeit durch den Rücktritt des Prinzen Leopold ausdrücken und öffentlich Zeugniß ablegen über die ruhige und weise Mäßigung des Königs, der Regierung und der Presse. Graf Bismarck hatte aus Paris schon Nachricht von den neuen Ansprüchen und den militärischen Rüstungen. „Wenn," sagte er, „diese fortgesetzt werden, werden wir uns genöthigt sehen, die französische Regierung um Aufklärung über deren Zweck und Bedeutung anzugehen." Auch werde, falls Frankreich den europäischen Mächten nicht eine Versicherung gebe, daß es die Lösung der Frage für endgültig halte und keine anderen Ansprüche geltend machen wolle, falls Frankreich ferner nicht die drohende Sprache des Herzogs von Gramont zurücknehme oder genügende Erklärung abgebe, die preußische Regierung sich genöthigt sehen, eine Erklärung von Frankreich zu suchen..... „Es scheint mir gewiß," fügte Lord Loftus seinem Bericht über die Unterredung hinzu, daß Graf Bismarck und das preußische Ministerium die Haltung des Königs dem Grafen Benedetti gegenüber bedauern, und daß sie angesichts der öffentlichen Meinung in Deutschland entscheidende Maßregeln zur Wahrung der nationalen Ehre für nothwendig halten."

Danach mußte die englische Regierung begreifen, daß von deutscher Seite jedes weitere Zugeständniß moralisch unmöglich sei. Die englische Regierung war ferner durch ihre eigene Ehre verpflichtet, jeden neuen Anspruch Frankreichs zurückzuweisen. Denn Gramont hatte ihr versichert, daß der freiwillige Rücktritt des Prinzen eine höchst glückliche Lösung sei, er hatte sie aufgefordert, zu dieser Lösung all ihren Einfluß aufzubieten, und sie war dieser Aufforderung gefolgt. Daß er ein paar Tage darauf sein Wort brach, war eine directe Beleidigung Englands, die sich in guter altenglischer Zeit kein brittischer Minister hätte gefallen lassen. Ein Telegramm von drei Zeilen, im rechten Sinne am 13ten von London nach Paris geschickt, hätte den Krieg unmöglich gemacht, mit anderen Worten, hätte die Gefahr beseitigt, daß Belgien mit Antwerpen eine französische Provinz werde. Aber weder diese Gefahr, noch der offenbare Betrug, den sich Gramont gegen sie erlaubt, weckte in diesen brittischen Ministern und Agenten eine Spur von Energie. Sie lassen es sich gefallen, daß Gramont sie in Europa compromittirt, indem er mit dreister Stirn behauptet, sie hätten die französischen Forderungen für berechtigt erklärt. Im Parlament befragt, haben sie nicht den Muth, diese Lüge offen zu entlarven. Und den neuen Vorwänden Frankreichs setzen sie nicht den entschiedenen Einspruch entgegen, der in Paris vielleicht zur Besinnung bringen konnte, sondern sobald sie nur die willkürlich ersonnenen Forderungen erfahren haben, sind sie auch sofort bereit, sie zu unterstützen. Gramont setzt dem Lord Lyons auseinander, daß Frankreich Garantien gegen die Wieder-

holung dessen brauche, was sich ereignete, als der Bruder des Prinzen Leopold nach Bukarest ging, und wie der Botschafter, so läßt sich Lord Granville diese Parallele gefallen, vermuthlich weil er gar nicht weiß, daß es der französische Kaiser war, der den Prinzen Karl nach Bukarest dirigirte. Am 14ten empfiehlt er dem König von Preußen, jenen schon am Tage zuvor in Ems abgelehnten Punkt — das Verbot an den Prinzen Leopold, auf seine Candidatur zurückzukommen — zu bewilligen. Natürlich wurde dieser Vorschlag zurückgewiesen. Graf Bernstorff drückte dem Minister sein Bedauern aus, daß die englische Regierung einen Vorschlag gemacht habe, den er unmöglich zur Annahme empfehlen könne. Preußen habe unter einer öffentlichen Drohung von Frankreich eine Ruhe und Mäßigung gezeigt, welche jede weitere Concession als eine Demüthigung erscheinen lassen müsse .... und die öffentliche Meinung in Deutschland beweise, daß ein Krieg selbst unter den schwierigsten Verhältnissen einem Nachgeben seitens des Königs vor den ungerechtfertigten Forderungen Frankreichs vorzuziehen sei.

Granville machte noch einen Versuch. Gleich nach Empfang der preußischen Ablehnung forderte er unter Berufung auf das Pariser Protokoll die beiden streitenden Parteien auf, die guten Dienste der befreundeten Mächte anzurufen und erklärte sich zu Vermittelung bereit. Die Depesche war am 15. Juli verfaßt. Gramont lehnte unter Berufung auf die Beleidigung des französischen Botschafters die Vermittelung ab, und Graf Bismarck machte seine Zustimmung von der vorher festgestellten Bereitwilligkeit Frankreichs abhängig. „Frankreich hat die Initiative zum Krieg ergriffen.... Eine von unserer Seite jetzt zu ergreifende Initiative zu Verhandlungen würde von dem nationalen Gefühle der Deutschen, nachdem dasselbe tief verletzt und aufgeregt worden, mißverstanden werden. Unsere Stärke liegt in dem nationalen, dem Rechts- und Ehrgefühl der Nation, während die französische Regierung bewiesen hat, daß sie dieser Stütze im eigenen Lande nicht im gleichen Maße bedarf."

Die englische Vermittelung war nichts anderes als die Zumuthung an uns, den französischen Insolenzen Schritt für Schritt nachzugeben. Sobald Frankreich auf den Einfall gekommen war, von dem Kriege Garantien gegen die zukünftige Candidatur zu verlangen, machte Granville am 14ten jenen obigen Vorschlag, daß Frankreich zwar formel diese unberechtigte Forderung zurückziehen, der König sie aber dann freiwillig erfüllen solle. Die Depeschen des Lord Loftus und die Aeußerungen Granville's im Parlament verrathen das Streben, einen Zwiespalt zwischen dem Könige und dem Grafen Bismarck zu signalisiren und nach Kräften auf ihn hinzuarbeiten. Man verbreitet die Meinung, daß der König noch zu Zugeständ-

nissen geneigt gewesen sei, Graf Bismarck aber sie hintertrieben habe. Und während man nach deutscher Seite hin dies unfeine Geschäft treibt, erträgt man Frankreich gegenüber nicht blos den willkührlichen Wechsel der Forderungen, sondern läßt es sich auch vor der Oeffentlichkeit gefallen, daß Gramont von der Regierung Großbritanniens behauptet, sie habe die Klagegründe Frankreichs als berechtigt anerkannt. Noch am 15ten, wo die französischen Minister in ihrem Exposé den Kammern die wundervolle Phrase aufgetischt hatten: „der größte Theil der auswärtigen Mächte bewundert mit mehr oder weniger Wärme die Gerechtigkeit unserer Beschwerden“ — weist Gramont im Gespräch mit Lyons die Berichtigung Granville's mit der cavalieren Bemerkung zurück, er halte sich auch heute noch zu jener Behauptung berechtigt. Lord Lyons erwidert zwar: die englische Regierung sei nicht im Stande gewesen, genau dieselbe Ansicht von dem Streit zu gewinnen, wie die Regierung des Kaisers .... sie habe Grund sich enttäuscht, um nicht zu sagen, verletzt zu fühlen. Man habe sie zu dem Glauben gebracht, daß der Rücktritt des Prinzen Leopold von allen Ansprüchen auf den spanischen Thron Alles sei, was Frankreich fordere. Die englische Regierung habe sich auf's äußerste angestrengt, um dies zu erlangen und jetzt sage man ihr, Frankreich verlange mehr. — Aber Lord Lyons bricht diesen Lamentationen sogleich selbst die Spitze ab durch die schließliche Erklärung: „Wie dem auch sein möge, die freundschaftliche Stimmung, welche das glückliche Ergebniß eines langjährigen herzlichen Einverständnisses zwischen den beiden Regierungen und den beiden Nationen sei, habe keine Schmälerung erlitten.“ Mit dieser Position, die zu drei Viertel auf französische Seite geneigt war, konnte selbst der gute Freund Napoleon's III., Graf Beust, gleiche Linie halten. Auch er drückte am 9ten dem Lord Bloomfield sein Bedauern aus über die übereilte Art und Weise, in der die französische Regierung in der Kammer gesprochen habe, und versicherte am 13ten, daß er alles Mögliche gethan, um Frankreich davon abzubringen, die Angelegenheit zum Aeußersten zu treiben. Vielleicht sei Niemand besser im Stande, die Stimmung in den süddeutschen Staaten zu beurtheilen, als er selber, und er sei überzeugt, Frankreich mache einen großen Fehler, wenn es auf die Sympathien dieser Staaten für seine Sache rechne. Natürlich wußte Graf Beust schon am 13ten, daß mit dem Verzicht des Prinzen Leopold die Sache nicht zu Ende sei.

Die Cabinette setzten der Action Frankreichs keinen Widerstand entgegen. Durch keinen Einspruch gehemmt, brachte es die französische Regierung schon innerhalb 15 Tagen nach dem ersten Bekanntwerden der Leopold'schen Candidatur bis zur Kriegserklärung gegen Preußen. Das

Ziel war erreicht, aber wie! Alle Vortheile, die man sich von dem Aufgreifen dieser „dynastischen" Frage versprochen, waren verloren gegangen. So dumm und brutal hatte man operirt, daß alle Welt hinter den elenden Vorwänden die verbrecherische Absicht erkannte, so plump und frech hatte man in der Person des Königs das deutsche Nationalgefühl beleidigt, daß der furchtbar ausbrechende Sturm der Entrüstung jeden particularistischen Widerstand niederbrach, daß, Allen unerwartet, Deutschland einmüthig zur Gegenwehr sich erhob. Was wir nie vermocht hätten — Ultramontane und Volkspartei, Augustenburger und Welfen wie Spreu auseinander zu jagen, jeden Gedanken an Neutralität an den süddeutschen Höfen zu ersticken, — das brachte Frankreich für uns fertig. Napoleon III. wagte es nicht mehr, in seiner Proclamation vom 22. Juli auf den lächerlich gewordenen spanischen Vorwand zurückzukommen. Er nannte ihn „einen letzten Zwischenfall" und führte als Kriegsgrund das Fortstürmen Preußens auf dem Wege der Eroberungen seit — 1866 an! Im Einklang mit dem Urtheil Deutschlands, ja der anständigen Leute aller Nationen schrieb Graf Bismarck in der Circulardepesche vom 18. Juli: — „So bleibt uns leider nur die traurige Nothwendigkeit, die wahren Motive in der schlechtesten und seit einem halben Jahrhundert von den Völkern und Regierungen der civilisirten Welt gebrandmarkten Traditionen Ludwig's XIV. und des ersten Kaiserreichs zu suchen, welche eine Partei in Frankreich noch immer auf ihre Fahnen schreibt, und denen Napoleon III., wie wir glaubten, glücklich widerstanden hatte. Als bewegende Ursachen dieser bedauerlichen Erscheinung können wir leider nur die schlechtesten Instincte des Hasses und der Eifersucht auf die Selbständigkeit und Wohlfahrt Deutschlands erkennen, neben dem Bestreben, die Freiheit im eigenen Lande durch Verwickelung desselben in auswärtige Kriege nieder zu halten."

Hiermit war der diplomatische Feldzug vorläufig beendigt. Sein Ergebniß war eine so beispiellose Niederlage, wie sie wohl noch kein französisches Ministerium in seinem Verkehr mit dem Auslande erlitten hat. Alle Mittel waren falsch gewählt, alle Berechnungen fehlgeschlagen. Man suchte die Plumpheiten, welche die Indignation Europas erregt hatten, nachträglich mit Hülfe von Fälschungen und Lügen zu rechtfertigen. Kein vernünftiger Mensch hatte begreifen können, warum der König, nachdem Prinz Leopold zurückgetreten, Garantien gegen die Wiederholung dieser Candidatur habe geben sollen. Um den Eindruck dieser frivolen Forderung abzuschwächen, stellte Gramont in der Depesche vom 21sten die Behauptung auf: die Candidatur des Prinzen sei schon einmal im März 1869 im Werke gewesen; Graf Bismarck habe damals dem französischen Botschafter

erklärt, daß er sie für unausführbar erachte, und Herr von Thiele habe sein Ehrenwort dafür eingelegt, daß der Prinz im Ernst Candidat weder wäre noch werden könnte. Die preußische Regierung habe also ihr Wort gebrochen und somit die Forderung von Garantien für die Zukunft nöthig gemacht. Am 24sten erließ Gramont ein zweites Actenstück begleitet von einer Abschrift einer Benedetti'schen Depesche vom 31. März 1869, die als Beleg seiner Behauptung gelten sollte, die aber über eine Unterredung mit dem Bundeskanzler überhaupt nichts und über Herrn von Thiele nur so viel berichtete: derselbe habe die Versicherung gegeben, daß er keinen Augenblick Kenntniß von irgend einem Anzeichen gehabt habe, welches zu einer solchen Vermuthung (der Candidatur des Prinzen) berechtigen könne. Selbst wenn diese Depesche Benedetti's echt und nicht durch Correcturen für den Gebrauch zugestutzt war, so hatte Gramont aus ihr lügenhafte Schlüsse gezogen, denn sie enthielt nichts als den Ausspruch des Herrn von Thiele, daß er von einer hohenzollernschen Candidatur nichts wisse. Amtlich und persönlich erklärten nun aber beide preußische Staatsmänner, daß sie mit Benedetti keine Silbe über die spanische Candidatur des Prinzen gesprochen, seitdem ihnen — nicht die Annahme des Prinzen, sondern der an ihn gestellte Antrag überhaupt bekannt geworden sei, und Herr von Thiele setzte hinzu, daß er gegen Mitte März 1870 die erste Kunde von dem Antrag erhalten habe.

Während man so in Paris bemüht war, durch kleine Finten und Fälschungen die begangenen Fehler zu beschönigen, bereitete Graf Bismark eine zweite diplomatische Action im großen Stil vor, die den geschlagenen Gegner vor Europa moralisch zu Grunde richtete. Am 24. Juli erschien in der Times der Entwurf zu einem Allianzvertrag zwischen Frankreich und Preußen, nach welchem Preußen die Erwerbung Luxemburgs erleichtern und zur Eroberung Belgiens mit den Waffen helfen sollte, wogegen Frankreich versprach, sich der föderalen Vereinigung des Nordbundes mit den Staaten Süddeutschlands, unter billiger Achtung der Souveränetät dieser Staaten, nicht zu widersetzen. Das Original war von der Hand Benedetti's auf dem Papier der französischen Gesandtschaft geschrieben, überdies der Inhalt so unmäßig günstig für Frankreich, daß der französische Ursprung Niemandem zweifelhaft sein konnte. Napoleon III. also hatte Preußen die Aufnahme des deutschen Südens in den Nordbund angetragen, wenn wir ihm gestatten wollten, sich durch 5 Millionen Belgier, durch Antwerpen und Luxemburg zu verstärken. Aber dieses Actenstück der Times war nur der erste Alarmschuß, der Europa auf die Operation vorbereiten sollte, durch welche in der Depesche vom 29. Juli die ganze Gemeingefährlichkeit, Raublust und Untreue der französischen Politik bloß-

gelegt wurde. Da erfuhren wir nun, daß das Schriftstück der Times nur ein Glied in einer Kette von Vorschlägen bilde, die alle darauf gerichtet waren, die wüste Herrschbegier Frankreichs auf Kosten Oesterreichs, Deutschlands, der Schweiz, Belgiens, der Niederlande und Italiens zu befriedigen. Es eröffnete sich uns der Blick auf eine Regierung und ein Volk, die von Jahr zu Jahr gegen die Ruhe Europas frevelhafte Pläne schmieden, die, während sie die Civilisation und die Freiheitsideen von 1789 im Munde führen, geradezu Feinde aller Civilisation, Verräther des Rechts und der Freiheit der Völker, Verschwörer gegen die Selbständigkeit glücklicher und zufriedener Staaten geworden sind. Die Depesche vom 29. Juli sprach angesichts Europas den Bann und die Acht gegen ein Volk aus, von dem nachgewiesen ward, daß es beseelt sei von dem gemeinsten Triebe roher Eroberungssucht, daß seine Machtstellung unerträglich sei mit dem Dasein und der freien Entwickelung anderer Völker und Staaten; und sie überlieferte, nachdem das Gericht politisch und sittlich vollzogen, nunmehr dieses Volk dem rächenden Schwert unserer Armeen. Die Depesche vom 29sten vollendete die Isolirung Frankreichs; sie gab dem großen Nationalkampf, der jetzt eben begonnen hat, den Charakter eines Kampfes für die Rechtssicherheit aller civilisirten Völker.

„Ich habe kaum nöthig," schrieb Graf Bismarck, „darauf aufmerksam zu machen, daß der Glaube der französischen Regierung an die Möglichkeit einer derartigen Transaction mit einem deutschen Minister, dessen Stellung durch seine Uebereinstimmung mit dem deutschen Nationalgefühl bedingt ist, seine Erklärung nur in der Unbekanntschaft der französischen Staatsmänner mit den Grundbedingungen der Existenz anderer Völker findet. Wenn die Agenten des Pariser Cabinets für die Beobachtung deutscher Verhältnisse befähigt gewesen wären, so hätte man sich in Paris der Illusion, daß Preußen sich darauf einlassen könnte, die deutschen Angelegenheiten mit Hülfe Frankreichs ordnen zu wollen, niemals hingegeben." „Die Unmöglichkeit, auf irgend welche Anerbietungen der Art einzugehen, war für mich niemals zweifelhaft; wohl aber hielt ich es im Interesse des Friedens für nützlich, den französischen Staatsmännern die ihnen eigenthümlichen Illusionen so lange zu belassen, als dieses, ohne ihnen irgend welche auch nur mündliche Zusage zu machen, möglich sein würde. Ich vermuthete, daß die Vernichtung jeder französischen Hoffnung den Frieden, den zu erhalten Deutschlands und Europas Interesse war, gefährden würde. Ich war nicht der Meinung derjenigen Politiker, welche dazu riethen, dem Kriege mit Frankreich deshalb nicht nach Kräften vorzubeugen, weil er doch unvermeidlich sei. So sicher durchschaut Niemand die Absichten göttlicher Vorsehung bezüglich der Zukunft, und ich betrachte auch einen sieg-

reichen Krieg an sich immer als ein Uebel, welches die Staatskunst den Völkern zu ersparen bemüht sein muß. Ich durfte nicht ohne die Möglichkeit rechnen, daß in Frankreichs Verfassung und Politik Veränderungen eintreten könnten, welche beide große Nachbarvölker über die Nothwendigkeit eines Krieges hinweggeführt hätten — eine Hoffnung, welcher jeder Aufschub des Bruches zu Gute kam. Aus diesem Grunde schwieg ich über die gemachten Zumuthungen und verhandelte dilatorisch über dieselben, ohne meinerseits jemals auch nur ein Versprechen zu machen."

In diesen Sätzen sind in einfachen, großen Zügen die Gründe entwickelt, warum Graf Bismarck die Franzosen hinhalten mußte, warum er nicht, wie einzelne kluge Leute gemeint haben, im Frühjahr 1867 den ihm überreichten Vertragsentwurf sofort vor Europa denunciren durfte. Er war weit friedliebender, als diese Besserwisser, die noch vor ein paar Wochen von der Unerschwinglichkeit unseres Militäretats und von der Nothwendigkeit einer Abrüstung faselten, und die jetzt dem Bundeskanzler einen Vorwurf voraus machen, daß er Alles versucht hat den Frieden zu erhalten. Auch wir haben es beklagt, daß Preußen seine Fahne auf den Wällen von Luxemburg einzog, aber heute ist nicht die Zeit diese Klage zu wiederholen. Es ist besser so, wie es jetzt gekommen ist. Unser Sieg wird glänzender, der Friede dauernder sein, wenn wir nicht das ungerüstete, sondern das vollgerüstete Frankreich schlagen.

Ich habe diese sogenannten französischen Staatsmänner behandelt, wie sie nach ihrer Unwissenheit und Unfähigkeit, nach ihrer sittlichen und geistigen Krankheit behandelt werden mußten, ich habe sie als Narren an der Nase herumgeführt, in der Hoffnung, daß das faule bonapartische Regiment in der Zwischenzeit zusammmenbrechen werde — nach dieser Motivirung seiner diplomatischen Taktik zählt Graf Bismarck die einzelnen Versuche auf, die die Franzosen gemacht haben, um Preußen zum Compagniegeschäft mit ihrer Räuberpolitik zu bewegen. Diese Versuche begannen schon vor dem dänischen Krieg, ja schon vor dem Eintritt Bismarck's in das auswärtige Amt im Jahre 1862. Der Bundeskanzler deutet an, daß er aus jener Zeit Privatbriefe, wahrscheinlich von Napoleon selbst, besitze, welche die begehrlichen Absichten Frankreichs auf Belgien und die Rheingrenze beleuchten könnten.

In dem dänisch-deutschen Streit nahm die französische Regierung eine uns günstige Haltung an, nicht aus Liebe für das Prinzip der Nationalitäten oder für den Prinzen von Augustenburg, der damals seinen demüthigen Brief nach Paris schrieb, sondern in der Hoffnung, Preußen zu verpflichten. Der Vertrag von Gastein verstimmte in Paris, als aber der Conflict mit Oesterreich herannahte, gingen durch Verwandte des Kai-

sers und durch vertrauliche Agenten Vorschläge ein, welche die beiderseitige Vergrößerung zum Zweck hatte. Es handelte sich bald um Luxemburg und die Grenzen von 1814, bald um größere Objecte, wobei auch die französische Schweiz und die Frage, wo die Sprachgrenze von Piemont zu ziehen sei, nicht ausgeschlossen blieb.

Im Mai 1866 verdichteten sich diese Zumuthungen zu dem Vorschlag eines Defensiv- und Offensivbündnisses gegen Oesterreich, dessen Sinn dahin ging, daß für den Fall eines Congresses die beiden Alliirten die Cession Venedigs an Italien und der Herzogthümer an Preußen gemeinsam erstreben sollten, und daß im Fall der Congreß nicht zu Stande komme oder scheitere, Preußen den Krieg gegen Oesterreich erklären und Frankreich etwas später mit 300,000 Mann über Oesterreich herfallen werde. Der Preis sollte für Preußen die Annexion deutscher Länder nach beliebiger Wahl mit 7—8 Millionen Bevölkerung und die Durchführung der Bundesreform im preußischen Sinne sein, für Frankreich das linksrheinische Gebiet zwischen Mosel und Rhein, jedoch ohne Coblenz und Mainz. Als dieses unter fast drohender Mahnung vorgelegte Allianzproject im Juni 1866 abgelehnt war, rechnete Frankreich nunmehr darauf, daß das besiegte Preußen zugänglicher sein werde; suchte, um unsere Niederlage um so gewisser zu machen, den Italienern Venedig schon vor dem Krieg zuzusichern und bewirkte mitten im Krieg die Cession Venetiens und das Stillestehen der italienischen Armee, damit der Erzherzog Albrecht seine Truppen ungestört nach dem Norden ziehen könne. Dann kam im August 1866 die Forderung der Grenzen von 1814 und des Aufgebens von Mainz, die aber zurückgezogen wurde, sobald Preußen Miene zum Krieg machte. Von jetzt ab corrigirt sich die französische Politik ein wenig. Sie hat eingesehen, daß das erstarkte Preußen deutsches Land niemals preisgeben werde. Sie beschränkt also ihre begehrlichen Blicke auf die Zwischenstaaten, auf Luxemburg und Belgien. Sie beginnt den Schacher mit dem König der Niederlande; und als derselbe gescheitert ist, entwirft sie einen größeren, Belgien und Süddeutschland umfassenden Plan, und bietet dem Grafen Bismarck den deutschen Süden, wenn er Belgien und Luxemburg opfern wolle. In diese Situation fällt der von der Times veröffentlichte Vertragsentwurf. Benedetti beging die unerhörte Ungeschicktheit, ihn in den Händen des Grafen Bismarck zu lassen, der ihn wahrscheinlich unter dem Vorwand, ihn dem Könige vorzulegen, eingefordert hatte. Natürlich blieb auch dieser Entwurf eine Illusion. Als der Prinz Napoleon im März 1868 in Berlin war, meinte er, wir würden für den Fall einer französischen Occupation Belgiens unser Belgien anderwärts finden, und selbst die orientalische Frage wurde von Frankreich mit der Vorschiebung

seiner östlichen Grenzen in Verbindung gebracht. „Ich habe sogar Grund zu glauben,“ so schließt Graf Bismarck diesen großen geschichtlichen Rückblick, „daß, wenn diese Veröffentlichung unterblieben wäre, nach Vollendung der französischen und unserer Rüstungen uns von Frankreich das Anerbieten gemacht sein würde, gemeinsam an der Spitze eine Million gerüsteter Streiter dem bisher ungerüsteten Europa gegenüber die uns früher gemachten Vorschläge durchzuführen, d. h. vor oder nach der ersten Schlacht Frieden zu schließen auf Grund der Benedetti'schen Vorschläge, auf Kosten Belgiens.“

Sollen wir die lächerlichen Ausflüchte wiederholen, durch welche Gramont und Benedetti und Lavalette in London diesen tödlichen Streich zu pariren suchten? Sollen wir ihnen nacherzählen, daß der veröffentlichte Vertragsentwurf nur ein Ausdruck der persönlichen Ideen des Grafen Bismarck sei, daß Benedetti nur, um über diese Ideen in's Klare zu kommen, sie sich von Bismarck in die Feder dictiren ließ, und daß dann doch dieser, angeblich nicht französische sondern preußische Entwurf, von Benedetti dem Bundeskanzler überlassen wurde, damit er dem Könige als französisches Angebot vorgelegt werde? Selbst die französischen Blätter spotten über diese armselige Ausrede. In England aber, in Belgien und der Schweiz, in Oesterreich und Italien ist der Eindruck der großen Enthüllung überwältigend gewesen. Es hat dem Grafen Beust nichts genützt, daß er in dem officiellen Blatt aus der Depesche vom 29sten die Stelle unterdrückte, welche von dem gemeinsamen Ueberfall gegen Oesterreich sprach; diese unkluge Fälschung ist durch die Mittheilungen der übrigen österreichischen Blätter sofort an's Licht gezogen. Es hat auch den Gladstone und Granville nichts genützt, daß sie der Enthüllung ein affectirtes Mißtrauen entgegensetzten. Sie sind durch den Unwillen des englischen Volkes schon heute dazu gedrängt, die Flotte und die Armee zu rüsten. Die Entrüstung Europas kehrt sich gegen die Verbrecher in Paris. In dem Augenblick, wo wir diese Skizze schließen, treffen die Telegramme ein von den Siegen unserer dritten Armee bei Weißenburg und Wörth. Wir werden den Feind jetzt in einem eisernen Ring umklammern, wir werden ihn mit Gottes Hülfe in wenigen Tagen erdrücken, und den Weg nach Paris uns bahnen. Der glänzenden diplomatischen Action wird die militärische entsprechen. Unter dem Jubel aller ehrlichen Leute in Europa und jenseits der Meere werden wir ein Volk auf die Dauer unschädlich machen, das in seinen Wurzeln verfault, nicht mehr ein Element der Civilisation, sondern ein Hemmniß der Cultur, ein Heerd der Lüge und der Barbarei, eine Quelle der Unsittlichkeit und der Frivolität ist. Die Welt wird aufathmen, wenn wir sie erlöst haben von

der unerträglichen Anmaßung einer entarteten Race, deren Größe nur noch in ihrem Dünkel und in dem Glauben der anderen Völker an die Berechtigung dieses Dünkels bestand, die aber innerlich vollkommen reif ist, das Schicksal und die Ohnmacht Spaniens zu theilen.

Berlin, 6. August. W.

Die Feuerprobe des norddeutschen Bundes.

Als der Freiherr vom Stein beim Anbruch des Jahres 1813 nach Deutschland heimkehrte und die Flammen des heiligen Völkerzornes zum Himmel aufschlagen sah, da war ihm, als stehe er in einem unbekannten Lande, und demüthig bat er seinem Volke die harten Vorwürfe ab, die er einst gegen „das Phlegma der nördlichen Deutschen" ausgestoßen. Das gleiche Gefühl froher Enttäuschung überwältigt heute den deutschen Patrioten. Wie oft in den letzten Jahren ist uns die Versuchung nahe getreten, nicht mehr zu reden und zu schreiben von der Einheit Deutschlands, weil wir es müde waren tauben Ohren zu predigen; und heute lassen wir beschämt die Feder sinken, denn in diesen gesegneten Wochen des Einmuths weiß der Klügste nichts zu sagen, was nicht der Einfältige schon in bewegter Brust empfände. Wie ein Dieb in der Nacht ist der fürchterliche Kampf über uns gekommen; Niemand unter uns, der ihn herbeigewünscht, Niemand, der seine Schwere nicht besonnen würdigte; wir werden hineingezerrt in den Krieg, und doch leuchtet aus Aller Augen der zuversichtliche Gedanke: das war es gerade, was uns Deutschen noch fehlte! Es giebt große Zeiten, da jene schöpferischen Kräfte der Geschichte, die der Denker sonst nur zu ahnen wagt, sich den Sinnen des Gedankenlosen in greifbarer Wirklichkeit aufdrängen. Sobald einer großen Idee beschieden ist lebendig zu werden unter den Menschen, dann bildet sie sich die Männer, die ihr den starken Arm und die beredten Lippen leihen; sie zwingt ihre Feinde selber ihr zu dienen, und es widersteht dem edlen Sinne, die unerforschlichen Fügungen, die ihr den Weg bereiten, Glück und Zufall zu nennen. Wer ist so blind, in den wunderbaren Ereignissen der jüngsten Tage die göttliche Vernunft zu verkennen, die uns Deutschen zwingt ein Volk zu werden? Gerade so, so roh und frech, daß das sittliche Urtheil nicht einen Augenblick schwanken konnte, mußte der Schlag wider Deutschlands Ehre erfolgen, und gerade dieser Napoleon, der den

Massen als der Ausbund alles Bösen gilt, mußte den Streich führen, wenn unser zerrissenes Volk erwachen sollte zum Bewußtsein seiner Einheit.

Die deutsche Frage ist mit Nichten gelöst; das Schicksal harter, entsagender Arbeit, das uns Deutschen obliegt, wird auch, wenn ein vollständiger Erfolg die gerechten Waffen belohnt, nicht von uns weichen; wir werden nach dem Kriege abermals der Parteiwirren und der Halbheiten überviel erleben bevor die Einheit Deutschlands sich vollendet. Trotzdem bleibt wahr, daß die große Leidenschaft dieser drangvollen Wochen für den nationalen Gedanken Größeres gewirkt hat, als ein Jahrzehnt friedlicher Entwickelung vermöchte. Seit Moritz von Sachsen die lothringischen Bisthümer an Frankreich verrieth, seit mehr denn drei Jahrhunderten hat dies zerrissene Land noch niemals einen großen Krieg in voller Eintracht begonnen; selbst der Feldzug von Belle-Alliance, der einträchtigste, den wir je zuvor geführt, ward doch befleckt durch die Meuterei von Lüttich: Heute zum ersten Male gehen vor dem Rufe „das Vaterland ist in Gefahr“ alle Parteien in Trümmer; mit den ehrenhaften auch die Partei des Landesverraths, welche, unter wechselnden Formen ewig die gleiche, seit jener ersten großen Verrätherei des deutschen Fürstenthums bis zum heurigen Sommer jederzeit als eine scheußliche Eigenthümlichkeit des deutschen Lebens bestanden hat. Nicht als ob sie schon ganz vernichtet wäre; nur allzurasch werden wir die Spuren ihres Wirkens wiederfinden, sobald ein Mißgeschick unsere Waffen treffen sollte. Aber jene ehrlichen Thoren mindestens, welche bisher, mißleitet von blindem Preußenhasse, dem Landesfeinde in die Hände arbeiteten, kehren heute reumüthig zurück zu ihrem Volke, und die ruchlosen Verführer sehen sich gezwungen zu heucheln und zu schweigen. Wie oft haben unsere Jahrbücher sich schelten lassen, weil sie zu leichtblütig glaubten an die Naturgewalt der nationalen Idee. O Ihr Kleingläubigen! Diese Idee ist tausendmal stärker, als wir in unseren froheſten Träumen zu hoffen wagten. Wer die jüngsten Wochen im deutschen Süden verlebte, dem ward zu Muthe, als ob alle Menschen besser und reiner würden, als ob das Kleine und Niedrige abfiele von den Geistern. Von Aller Lippen klangen die Namen der Mordbrenner Melac und Montclar, die Erinnerungen an jene namenlosen Frevel, die Frankreich in unseren schönen Rheinlanden verübt. Der Aufschwung des vaterländischen Gefühls im Süden zeigt noch nicht überall jene ruhige Zuversicht, die in dem preußischen Heere lebt; doch der Kern der Empfindung ist echt und edel, und es bleibt ein unverlierbarer Gewinn für alle Zukunft, daß das Volk in den Staaten des Rheinbundes wieder deutsch zu fühlen vermag.

Und mit der lebendigen Vaterlandsliebe erwachte den Deutschen auch,

was ihnen so lange fehlte, das helle Bewußtsein der Größe unserer Tage. Nicht umsonst haben in langer Friedenszeit tausend Lehrer der Jugend erzählt von Stein und Blücher, von den Heldengestalten des schönsten unserer Kriege. Wieder wie vor siebenundfünfzig Jahren begeistert die Deutschen das Gefühl, daß wir gewürdigt sind, zu kämpfen für die Freiheit der Welt; wieder strömen die Freiwilligen zu den Fahnen, anspruchslos als verstünde sichs von selber; ein Aufruf der Königin von drei Zeilen genügt, um Tausende edler Frauen zu der Arbeit christlicher Barmherzigkeit zu führen; die heldenhaften Lieder von Arndt und Körner erklingen wieder, als wären sie gestern gedichtet. Aber wenn die ernste sittliche Weihe der Freiheitskriege noch in uns lebt, wie viel stärker, mächtiger, kraftbewußter, als unsere Väter, treten wir heute in den Krieg. Wir beten nicht mehr in zorniger Scham: „Rettung von dem Joch der Knechte!“ Ein freies Volk, wehrhaft und des redlich erworbenen Wohlstandes froh, empfangen wir den Feind an unserer Grenze und denken mit Gottes Hilfe die Waffen in das Land des Räubers zu tragen. Wir suchen nicht mehr den Vätern gleich in unbestimmter Sehnsucht ein deutsches Reich soweit die deutsche Zunge klingt; wir stemmen unseren Fuß voll guter Zuversicht fest auf den Boden unseres wirklichen Staates. Das Werk von 1866 findet in diesen schweren Wochen seine glänzende Rechtfertigung. Die Frage: wie anders würden wir diesem Kriege in's Auge schauen, wenn der Bundestag und der Jammer seiner vierunddreißig kleinen Heere noch auf uns lastete? — diese eine unabweisbare Erwägung bekehrt unzählige Gegner des norddeutschen Bundes. Die Nation begreift endlich: unsere politische Arbeit ist seit vier Jahren auf dem rechten Wege.

Und wie in gottgesendeter Verblendung weist der Feind selber uns die einzige Macht, welche den unfertigen deutschen Staat vollenden kann: das nationale Königthum. Irgend ein schlauer Pater Lamormain an der Seine verfällt auf den feinen Gedanken, man müsse die Verhandlungen über die spanische Thronfrage mit König Wilhelm persönlich führen, dann werde der Handel dem süddeutschen Volke als eine dynastische Angelegenheit der Hohenzollern erscheinen. Der Plan wird ausgeführt mit der Roheit eines Gassenbuben, König Wilhelm wahrt das Hausrecht der Nation, indem er sein eigenes wahrt — und alsbald erscheint der sinnlos beleidigte greise Fürst dem deutschen Volke als der tapfere Schirmherr deutscher Ehre. In schwäbischen Städten, wo vor wenigen Wochen noch der Name Preußen als ein Schimpfwort galt, jubelt heute das Volk: hoch König Wilhelm! Der Großherzog von Baden ruft: es lebe der König und das Vaterland! Der uralte Traum von Kaiser und Reich, die heilige Liebe jedes deutschen Herzens, wird wieder lebendig, willig folgt die Nation

ihrem königlichen Feldherrn, und der König erwidert dem begeisterten Zuruf, er werde Treue mit Treue vergelten. Wer darf schon sagen, wenn und in welchen Formen sich das deutsche Königthum vollenden wird? Nur das bleibt sicher: die Waffenbrüderschaft, die in diesem Kriege geschlossen wird, ist nicht mehr aufzulösen, und das Herrschergeschlecht, das uns diesmal zum Siege führt, wird Deutschlands Krone tragen.

Wir sind nicht fühllos gegen das grauenhafte Elend, das dieser Krieg über Hunderttausende verhängen wird: wer sollte das auch nicht empfinden in unserem bewaffneten Volke, wo jedes Haus sein Liebstes und Bestes mit einsetzt für die große Entscheidung? Und dennoch müssen wir sagen: es ist eine segensreiche Nothwendigkeit, die uns Deutsche zwingt, unseren neuen Staat in zwei großen Kriegen aufzubauen. Die Aufgabe, den Hader langer Jahrhunderte beizulegen, läßt sich nicht lösen ohne den Beistand idealer, sittlicher Kräfte, die allein ein gerechter Krieg erwecken kann. Dem Deutschen ziemt nicht, die Gemeinplätze der Friedensapostel und der Mammonspriester nachzubeten, noch sein Auge zu verschließen vor der grausamen Wahrheit, daß wir in einem Zeitalter der Kriege leben. Welche ungeheuren Kriege sind binnen fünfzehn kurzen Jahren über die Welt dahingebraust: in der Krim, in Ostindien, in Italien, in Amerika, in Böhmen und jetzt am Rhein! Ist aber diese Zeit von Eisen, so bleibt es auch eine Nothwendigkeit für die Gesittung der Welt, daß eine Nation bestehe, die neben dem Idealismus der Wissenschaft zugleich den Idealismus des Krieges behüte. Und dies ist Deutschlands herrlicher Beruf. Die beiden großen Nationen des Westens bewähren heute, als zwei gleich widerwärtige Muster, wie die Völker den Krieg nicht auffassen sollen. Während Frankreich einen ruchlosen Beutezug beginnt mit dem Uebermuthe des Raufbolds, der doch sehen will wer der Stärkere sei, versinkt das weiland große England in schimpfliche Feigheit, und die erhabenen Schatten Wilhelms des Dritten und der beiden Pitt verhüllen schamvoll ihr Haupt. Was wäre das Völkerrecht und die Freiheit Europas, wenn nicht zwischen dem Frevelmuthe hüben und dem Krämersinne drüben dies unser Volk in Waffen stünde, friedfertig zugleich und waffenfroh, gerecht gegen die Nachbarn und eifersüchtig auf die eigene Ehre!

Wie Schuppen fällt es heute den Thoren von den Augen, die noch immer nicht sehen wollten, welch' einen Schatz Deutschland besaß an dem Vermächtniß Scharnhorst's, an der allgemeinen Wehrpflicht. Die neuen Ritter des eisernen Kreuzes, wenn sie heimkehren aus schwerem Kampfe, werden unserem dankbaren Volke bald ebenso achtbar scheinen wie einst die alten; die Neuerungslust wird sich hüten an dem festen Grundbau unseres Staats, an der Heeresverfassung zu rütteln, und wenn dereinst

die gehobene Stimmung dieser großen Tage verflogen ist, so wird — das steht zu hoffen — der neu auflebende Streit der Parteimeinungen in milderen, maßvolleren Formen denn bisher sich bewegen. Der Süden wollte bisher niemals den Verdacht aufgeben, als ob Preußen auf Eroberungen jenseits des Maines ausgehe; und wiederum im Norden lebte stets der Zweifel, ob die deutsche Gesinnung des Südens in Tagen der Noth die Probe halten werde. Der eine Argwohn ist heute so gründlich widerlegt wie der andere, und nachdem also das böse Mißtrauen beseitigt ist, nachdem wir die sittliche Kraft des nationalen Gedankens vollkommen schätzen lernten, kann der Kampf gegen die letzten Trümmer des Particularismus, der uns noch bevorsteht, fortan mit milderen Waffen, wie es Blutsfreunden und Bundesgenossen geziemt, geführt werden. Auch den besseren Köpfen unter den Parteien der Opposition regt sich vielleicht die Frage, ob es nicht rathsam sei, in einem werdenden, von mächtigen Feinden beobachteten Staate den Tadel und Widerspruch mit einiger Mäßigung auszusprechen. Denn schwerlich hätte der Tuilerienhof die Festigkeit des deutschen Staats so lächerlich verkannt und den Muth gefunden zu seinem verbrecherischen Beginnen, wenn nicht der Uebereifer unserer Parteien sich jahrelang darin gefallen hätte, jedes wirkliche oder vermeinte Gebrechen des preußischen Staats mit lautem Geschrei und ungeheuerlicher Uebertreibung der Welt zu verkünden.

So köstliche Güter haben wir gewonnen in kurzen Tagen, noch bevor die Schwerter auf einander schlugen: treue Einmuth, festeres Zutrauen zu der Kraft des deutschen Staates und die frohe Zuversicht, daß unsere Einheitsbewegung fortan rascher und sicherer ihrem Ziele zueilen wird. Ueber das nichtswürdige Ränkespiel, dem wir diesen Segen danken, genügen hier vorläufig einige kurze Bemerkungen. Wir haben stets für patriotische Pflicht gehalten, an der auswärtigen Action unseres Staates maßvolle Kritik zu üben. Nur einmal sahen diese Jahrbücher sich gezwungen, der diplomatischen Haltung des norddeutschen Bundes zu widersprechen: zur Zeit des Luxemburger Handels. Wir meinten damals, einer jungen Macht gezieme das reizbarste nationale Selbstgefühl, und schlossen, das Verschwinden unserer Fahne von den Luxemburger Wällen könne nur dann nicht als ein allzu hoher Preis gelten, wenn wir damit einen dauerhaften Frieden erkauft hätten. Jedermann weiß heute, der Preis ward umsonst gezahlt, und trotzdem fühlen wir uns jetzt nicht mehr berechtigt, den alten Vorwurf aufrecht zu erhalten. Wir konnten im Frühjahr 1867 zwar einen leichteren kriegerischen Erfolg erringen über das schlecht gerüstete Frankreich als heute über den wohl bewehrten Feind; doch die Erbitterung des Krieges von 1866 war noch nicht verflogen, das Urtheil

der Nation über die Streitfrage selbst getheilt, die Verfassung des norddeutschen Bundes noch nicht vollendet, und jener kräftige Gemeingeist, der sich in dem jungen Staatswesen seitdem so stattlich entfaltet hat, noch kaum im Entstehen. Der waffengewaltige neue Staat, den Europa noch mit mißtrauischen Augen betrachtete, gab damals einen unzweideutigen Beweis seiner Friedensliebe; er war auch fernerhin redlich bemüht, den Welttheil im Frieden an die Nothwendigkeit der deutschen Einheit zu gewöhnen; er wollte in Ehren den Kampf mit Frankreich vermeiden; und er that recht daran, denn der Krieg, der nun doch hereinbricht, droht zwei große Völker auf Jahrzehnte hinaus zu verfeinden und trägt vielleicht ein Geschlecht von Kriegen in seinem Schooße. Die Friedenspolitik des Königs Wilhelm hat ihr Ziel nicht erreicht, doch ihr danken wir, daß wir heute mit freiem Blick, mit reinem Gewissen das Schwert entblößen, und wir können ihr volle Anerkennung nicht versagen, seit wir wissen, wie schwer ihre Langmuth geprüft ward durch Frankreichs unersättliche Ländergier.

Aus dem freundlichen Einverständniß, das zwischen den Höfen von Berlin und Brüssel bestand, haben unsere Leser sicher längst den Schluß gezogen, Preußen sei heut in der Stille der uneigennützige Beschützer Belgiens. Doch über den vollen Umfang der Gefahr, welche dem Frieden Europas drohte, sind wir erst durch die neuesten Enthüllungen des Berliner Cabinets belehrt worden. Da Sittlichkeit und Völkerrecht die auswärtige Politik der Franzosen niemals beengten, so erscheint es keineswegs unbegreiflich, daß Frankreich im Frühjahr 1866 unserem Staate um den Preis Belgiens ein Kriegsbündniß anbot; in diesen Entwürfen ist doch noch die Rede von Leistung und Gegenleistung. Aber was sollen wir sagen zu der ruchlosen Dummheit einer Staatskunst, die auch nach der Schlacht von Königgrätz noch an denselben Plänen festhielt? Der norddeutsche Bund stand aufrecht, strahlend im Glanze siegreicher Waffen, seine Ausdehnung bis zum Bodensee war nur noch eine Frage der Zeit; nichts, gar nichts konnte Preußen von Frankreichs Beistand hoffen. Und in solcher Lage schmeichelte sich der Tuilerienhof mit der wahnwitzigen Hoffnung, ein ehrenhafter König werde europäische Verträge mit Füßen treten, werde sogar durch die Preisgebung deutschen Bodens seinen Namen in Zeit und Ewigkeit brandmarken — wofür? Für ein Nichts! Für Frankreichs Beistand bei einer nationalen Einheitsbewegung, welche ohne fremde Hilfe unfehlbar ihr Ziel erreichen und durch fremde Hilfe unfehlbar zu Grunde gehen mußte! So zogen sich die unsauberen Pläne der Versucher durch mehrere Jahre. Graf Bismarck wich aus, hielt die

begehrlichen Thoren hin, immer in der stillen Hoffnung, Napoleon III. werde die Absichten der Kriegspartei schließlich noch vereiteln.

Inzwischen wuchs und schwoll im französischen Volke der Haß und Neid wider Preußen. Es hieße den Ernst der Lage gröblich verkennen, wenn wir uns verbergen wollten, daß wir gegen Frankreich kämpfen, keineswegs gegen die Tuilerien. Die Nation — nicht die allezeit friedfertigen Massen des Landvolks, wohl aber die tonangebenden Kreise der Gesellschaft — die Nation fühlte sich gedemüthigt durch Deutschlands Erstarken. Mit Ausnahme der Revue contemporaine, die in Paris wenig beachtet wird und kaum noch als eine französische Zeitschrift gelten kann — mit dieser einen Ausnahme hat kein französisches Blatt es über sich gebracht, die deutschen Dinge mit einigem freundnachbarlichen Wohlwollen zu besprechen. Vier Jahre lang klang aus jedem Zeitungsartikel der Groll heraus wider diese maudits Prussiens, die dem Instinkte des Volkes sehr richtig als die eigentlichen Sieger von 1813 gelten; vier Jahre lang kehrte der Ruf „Rache für Sadowa“ in jedem politischen Gespräche wieder. Denn Frankreich hat ein erbliches Anrecht auf Deutschlands Schwäche, und die große Nation kann nicht ertragen, daß der glänzendste Sieg des Jahrhunderts nicht von französischen Schwertern erfochten ward. Also zog sich das Gewölk der nationalen Kriegslust dicht und dichter um das erbleichende Gestirn des zweiten Kaiserreichs zusammen. Es folgten die Wirren der Parteikämpfe; es folgte der Versuch, den napoleonischen Polizeistaat mit parlamentarischen Institutionen zu verschmelzen — ein Versuch, der an seinem eignen Widersinne scheitern mußte, wie er schon zweimal, unter den Bourbonen und Orleans, gescheitert ist; es folgte endlich das Plebiscit. Der Erwählte des Volks fühlte sich den parlamentarischen Parteien wieder gewachsen und zugleich quälte der Zweifel, ob man nicht die wankende Treue des Heeres durch neuen Kriegsruhm festigen müsse. Die köstliche Rüstung der Chassepots und der Mitrailleusen war vollendet; die schändlichen bigotten Weiber des Hofes hetzten zum Kriege; die Ultramontanen hofften, die Unfehlbarkeit ihres Papstes inmitten der Wirren einer europäischen Umwälzung unbemerkt zu vollenden; Mangel und Elend drohte dem Lande, schimpfliche Geldnoth dem überschuldeten Kaiser; und jetzt endlich begann die gallische Eitelkeit zu begreifen, daß die überlegene Kraft des Grafen Bismarck vier Jahre lang mit ihr gespielt hatte. Das ist es, wofür wir büßen sollen; wir haben den Besitzstand Europas vertheidigt, und jetzt will sich Frankreichs Raubgier ein anderes Belgien auf Deutschlands Kosten suchen.

Kein Wort mehr über den lächerlichen Kriegsvorwand, der unsere deutsche Arglosigkeit so völlig überraschte. Im April erzählte mir ein aus Spanien heimkehrender deutscher Naturforscher beiläufig, wie er dort in jedem Kafehause von der Candidatur des Prinzen Hohenzollern reden gehört habe; und von dieser seit Monaten landkundigen Thatsache hat die Unschuld der Tuilerien nichts gewußt! Mag jene Candidatur ernst gemeint, mag sie zwischen Prim und Napoleon abgekartet sein — genug, Napoleon kannte die große Nation, er wußte, daß der Name Hohenzollern genüge, sie in einen Taumel kriegerischer Entrüstung hineinzujagen. Seit der Herzog von Gramont in das Cabinet eintrat, war der Krieg beschlossene Sache. Aber Ollivier, der Liberalste der Liberalen, der Ehrlichste aller ehrlichen Leute? Hat er wirklich seit jenem glorreichen zweiten Januar ein tief durchdachtes Heuchlerspiel getrieben? Nein wahrlich, das hieße dem molluskenhaften Geschöpfe allzuviel Charakterstärke zutrauen. Er selber hat ja gestanden, wie er aus einem Friedensapostel ein Kriegsheld ward, und wir glauben dem Redlichen auf's Wort. Er war, als er Herrn von Rabenau schrieb, ein treuer Freund Deutschlands, doch unter der selbstverständlichen Voraussetzung, daß wir das prestige, die prépondérance légitime de la France in pflichtschuldiger Demuth verehrten. Dieses Glaubens froh übernahm er die provisorische Verwaltung des auswärtigen Amts, und was fand er in den geheimen Acten? „Den Kaiser auf den Knien vor Europa“ — zu deutsch: den Pariser Hof in Berlin bettelnd um einige belgische Länderfetzen und immer von Neuem mit Gelassenheit abgewiesen! Was Wunder, daß der enttäuschte politische Dilettant alsbald den gesammten Inhalt seines öffentlichen Lebens über Bord warf und leichten Herzens Alles für weiß erklärte, was ihm bis dahin schwarz erschien! Der betrogene Betrüger ward mitschuldig an einem ungeheuren Verbrechen; der Krieg brach aus, ohne daß die preußische Regierung vor der Kriegserklärung auch nur ein amtliches Actenstück aus Paris empfangen hätte! Ein beispielloser Hergang, der allein in den schmählichsten Tagen Ludwig's XIV. und des ersten Napoleon seines Gleichen findet.

Doch nicht minder unerhört sind auch die diplomatischen Niederlagen, welche Frankreich erlitten hat noch vor dem Beginn des Krieges; das Land empfängt schon jetzt die Züchtigung für seine eigenthümlichste Sünde, für jenen Hochmuth, der sich gar nicht die Mühe nimmt, fremdes Volksthum kennen zu lernen. Mit den sittlichen Kräften der Geschichte zu rechnen hat der Bonapartismus ohnehin nie verstanden; doch auch die allerhandgreiflichsten Thatsachen des deutschen Lebens, die Stärke unserer Parteien, unseres Heeres, blieben dem selbstgefälligen Dünkel der franzö-

fischen Diplomatie verborgen; bedient von Spähern und Verräthern, die nur erzählten, was man zu hören wünschte, hat sie den verzweifelten Entschluß des Kaisers durch thörichte Berichte gefördert. Nun die Katastrophe herannaht, folgt eine Enttäuschung der anderen. Zwar an einzelnen süddeutschen Höfen ist die stille Arbeit der Franzosen keineswegs fruchtlos geblieben. Ohne ein drohendes le roi de Wurtemberg cessera d'exister wäre der Stuttgarter Hof schwerlich so rasch für die deutsche Sache gewonnen, und im Darmstädter Cabinette steht es heute noch also, daß uns ein Einschreiten des Militärgouverneurs gegen den Freiherrn von Dalwigk dringend geboten scheint. Aber Badens Treue stand felsenfest; in München überwog der hochherzige Sinn des jungen Königs und der verständige Partikularismus, dessen Berechnungen der bayrische Kriegsminister mit so dankenswerther Offenheit eingestanden hat: die Höfe des Südens haben sich heute, wie vor vier Jahren die von Hannover und Cassel, die einfache Erwägung vorzuhalten, daß der Abfall von Preußen ihr sicherer Untergang sein würde. Die Treue des Südens störte den Feldzugsplan der Franzosen, die rasche Entschlossenheit des Berliner Cabinets vereitelte ihren Wunsch, die Verhandlung noch hinauszuzögern, und heute steht der Angegriffene, der Ueberraschte in voller Rüstung und hofft bereits die Rollen zu vertauschen. Wohl mag der Friedensbrecher schon zuweilen ahnen, was es bedeutet, wenn der deutsche Mensch in Zorn geräth, gewiß würde er sich jetzt gern mit dem schönen Winkel des Saarlandes, mit den Grenzen von 1814 begnügen, wenn wir nur die zarte Rücksicht üben wollten, nach einer ersten verlorenen Schlacht um Frieden zu bitten.

Wir aber beginnen diesen Krieg in dem Glauben, daß er gar nicht anders enden darf, denn mit einem Siege Deutschlands, und mit dem Entschlusse, die ungeheure Sündenrechnung, die seit dem Raube der lothringischen Stifter aufgelaufen, ganz und für immer auszugleichen. Wir klagen nicht, weil uns das Schicksal auflegt diesen Kampf für Europa allein zu führen. Der Uebermuth Frankreichs, der wie ein lähmender Alp auf dem Welttheil lastet, nährt sich vornehmlich an der Erinnerung, daß bisher nur europäische Coalitionen dies Volk im eigenen Lande zu schlagen vermochten; er wird nicht eher sich beugen, als bis ein einziges, ein politisch noch nicht völlig geeintes Volk die Waffen des Siegers über Frankreich schwingt. Wir klagen nicht darum, doch uns überkommt ein Gefühl bitterer Scham, wenn wir die vielgerühmte Gesittung des neuen Europas mustern und dann fragen: wie viele Völker des Welttheils sind noch gesund? stand denn nicht das Rechtsgefühl, der Gemeingeist der europäischen Staatengesellschaft in den Tagen Ludwigs XIV. ungleich höher als heute?

Wo einst England lag, da klafft heute eine ungeheure Lücke im Völkerleben. Wir hatten gehofft — und wer denn nicht, der ein Herz hat für die Freiheit? — daß dies Geburtsland des parlamentarischen Lebens sich bewahren werde vor dem Schicksal aller Handelsvölker. Wir meinten, die großen Erinnerungen einer glorreichen Geschichte, die Weisheit eines staatskundigen Adels, der Rechtssinn eines freien Volkes würden einen festen Damm bilden gegen die Wasserfluthen jener Lehre von Manchester, die jeden Glauben an die sittlichen Güter des Lebens hinwegzuschwemmen drohen. Die Hoffnung scheint zu trügen, das Inselreich scheint wirklich schon hinabgeglitten auf jenen abschüssigen Weg, den einst Karthago und Holland gingen. Die Pläne, welche man heute in den Tuilerien im Schilde führt, sind nicht nur eine deutsche, sondern eine europäische Unmöglichkeit, denn mit dem deutschen linken Rheinufer wäre auch Belgien unrettbar verloren. Sieht denn keiner unter den britischen Staatsmännern, welch' eine höhnische Geringschätzung gegen England darin liegt, daß der Napoleonide einen solchen Krieg auch nur zu beginnen wagte — einen Raubzug, den selbst Palmerston's leichter Sinn nie geduldet hätte? Sie sehen es wohl, doch die Lust am Mammon hat den Sinn der Ehre, das Gefühl für Recht und Unrecht ganz ertödtet; die Feigheit und die Sinnlichkeit versteckte sich hinter jener salbungsvollen theologischen Schönrednerei, die uns freien deutschen Ketzern unter allen Sünden des englischen Wesens die widerlichste bleibt. Wir meinen den Reverend näseln zu hören, wenn wir die englische Presse die frommen Augen verdrehen sehen, voll Entrüstung über die unchristlichen Kriegsvölker des Festlandes — als ob der starke Gott, in dessen Namen Cromwell's eiserne Dragoner kämpften, uns Deutschen anbeföhle den Landesfeind friedlich in Berlin einrücken zu lassen! O Heuchelei, o cant, cant, cant! Allem Anschein nach wird der Kampf zu Ende gehen, ohne daß England seinen Dreizack schwingt. Die Berichterstatter der Times werden mit erhabener Seelenruhe den merkwürdigen Zweikampf der beiden großen Raufbolde ihren fromm entrüsteten Lesern schildern; der Londoner Wohlthätigkeitsverein wird gewissenhaft gleich viele Pfunde und Schillinge nach Berlin senden, gleich viele nach Paris; die englischen Kaufleute werden, wie weiland die Mynheers von Amsterdam, Pulver, Kohlen und Pferde nach Frankreich verkaufen, während die Offiziere in den Militärclubs, um uns zu entschädigen, auf den Sieg der deutschen Waffen hohe Summen wetten — und kommt dereinst der Friede, so wird die Verachtung der weiten Welt schwer wie ein Berg auf Englands Schultern lasten, und vielleicht versammelt sich einst noch ein mitleidiger europäischer Congreß, der das Inselreich wie Belgien und die Schweiz für neutral erklärt und der Meeres-

königin ermöglicht, das nutzlose Spielzeug ihrer Kriegsflotten an den Meistbietenden zu verkaufen! —

Ist das stolze England so tief gesunken, so fehlt uns fast der Muth, eine Anklage auszusprechen gegen das unglückliche Italien. Wer hindert heute die Italiener ein unabhängiges Volk zu sein? Napoleon. Wer verbietet ihnen die römische Frage zu lösen? Napoleon. Und was thäte Cavour, wenn der Gewaltige noch unter uns weilte? Er hätte gestern den Kriegsbund mit Preußen geschlossen und schlüge heute die Franzosen aus Rom hinaus. Ein Theil der Presse, wie die Gazetta di Milano, fühlt in der That ernst und lebhaft die Schicksalsgemeinschaft, die tiefe innere Verwandtschaft der italienischen und der deutschen Einheitsbewegung; doch es ist die Presse der Opposition. Seltsamer Wechsel der Dinge! Die Actionspartei verherrlicht heute den Grafen Bismarck. Der verkommene Hof ist Frankreichs Vasall; General La Marmora fordert Rache an dem strengen Tadler zu Berlin; die Consorteria Cavour's hat ihrem Meister glücklich abgesehen, wie er sich räusperte und wie er spuckte; sie hält an dem französischen Bündniß, das in den Tagen des großen Grafen Italiens Rettung war, auch jetzt noch fest, da es Italiens Unheil ist; sie will die ewige Stadt, die man in ehrlichem Kriege erobern sollte, als ein Geschenk von Napoleon's Gnaden empfangen. Dazu das unleidliche Gewirr des Parteigezänks, Zerrüttung im Heere, in den Finanzen, und nicht zuletzt die stille Angst vor dem napoleonischen Golde, das eine bourbonische Schilderhebung in Neapel befördern kann. Das hochherzige Volk ist in schlechten Händen; wir dürfen von ihm nicht mehr erwarten als eine schwache und vielleicht unredliche Neutralität. Geschähe gar das Unwürdige, würde den Befreiern Venedigs mit blutigem Undank gelohnt, so vermag kein Seher das Schicksal des noch ungefestigten Herrscherhauses vorherzusagen. — Rußland allein unter den großen Mächten behauptet eine für uns vortheilhafte Haltung. Die begreiflichen Bedenken, welche Deutschlands Erstarken dem Petersburger Hofe erregen mag, treten zurück vor näheren Sorgen. Unser alter Bundesgenosse, die erbliche Unfähigkeit der Polen, bleibt uns auch diesmal treu. Die galizische Presse, der unzufriedene Adel um Warschau redet mit kindlicher Unbefangenheit von der Wiederherstellung Polens durch Frankreichs Sieg. Hierdurch ist Rußlands Stellung bestimmt, und diese wiederum wird vermuthlich genügen, um die Rachepläne der Wiener Hofburg niederzuhalten, so lange der Krieg währt. Bei den Friedensverhandlungen freilich wird weder Rußlands Gegnerschaft noch die schöne vaterländische Begeisterung, welche heute in der Jugend Deutsch-Oesterreichs aufflammt, den Grafen Beust verhindern, der deutschen Sache nach Kräften zu schaden. Unter den kleinen Staaten

ist uns nur Belgien ein treuer Freund; noch wissen wir nicht, ob nicht die berufene dänische Treue den willkommenen Anlaß ergreifen wird, durch den Bruch der Neutralität die Verwirklichung jenes fünften Artikels zu erzwingen, der allein durch Dänemarks Schuld bisher unausgeführt blieb.

Täuschen wir uns nicht. Wir stehen allein; vor der glänzenden Aussicht, welche das Aufsteigen Mitteleuropas eröffnet, schließen sich scheu und geblendet die Augen des Welttheils. Raffen wir Alles, was wir sind und haben, entschlossen zusammen und erkennen wir klar besonnen das Ziel des Kampfes: wir kämpfen gegen Frankreich, nicht gegen Napoleon! In der musterhaften Haltung der deutschen Presse entdecken wir nur einen Fehler, das einseitige Hervortreten des Hasses gegen den Decembermann. Wehe uns, wenn dies berechtigte volksthümliche Gefühl uns heute ebenso mißleitete, wie uns einst der legitimistische Haß gegen den ersten Napoleon mißleitet hat! Die Fehler der Verbündeten von 1814 und 1815 dürfen sich nicht wiederholen. Siegen wir und wollen die Franzosen ihren entwürdigten Kaiser behalten — wir werden sie nicht hindern, denn wir haben kein Recht dazu und wir wissen aus schmerzlicher Erfahrung, daß eine französische Regierung, die sich unter dem Schutze fremder Bajonette erhebt, von vornherein der Ohnmacht verfällt. Dieser Krieg ist ein letzter roher Ausbruch nicht der napoleonischen, sondern der altfranzösischen Politik. Wann hat denn jemals seit achtzig Jahren eine Regierung in Frankreich bestanden, die uns Deutschen freundlich war? Sind sie vergessen, die Raubzüge der Republik, die Anschläge Polignac's gegen den Rhein, die Zettelungen des friedlichen Bürger-Königs wider den Zollverein, das Kriegsgeschrei des Herrn Thiers, und Alfred de Musset's freches Hohnlied vom deutschen Rheine? Ist es Frankreichs Verdienst, daß die Verwickelungen der europäischen Politik diese frechen Wünsche bisher verhindert haben zur That zu werden? Einzig die Republik von 1848 hat Nichts wider Deutschland gesündigt, weil sie, um ihr Dasein kämpfend, gar nicht im Stande war europäische Politik zu treiben. Und ist denn dieser jüngste Krieg nicht genehmigt worden durch den frivolen Jubel des gesetzgebenden Körpers? Und was sagte Herr Thiers, der unter den Männern der Opposition noch die würdigste Haltung zeigte? er wolle den Krieg gegen Preußen, aber er wolle ihn geführt wissen mit dem Beistand anderer Mächte! Und wie athmet, seit der Krieg erklärt ist, Alles in der französischen Presse nur Lüge, Haß und Raubgier! Das friedfertige Siecle erklärt gemüthlich, man wolle menschlich sein und uns blos Landau und die Saarlande stehlen. Durch alle Blätter lautet das Phrasengeklingel von dem uralten Kampfe der französischen Freiheit wider jenen preußischen Corporalismus, der in den drei bösen B, Brunswic, Blücher, Bismarck,

seine Vertreter gefunden habe. Französische Freiheit — und weitum in deutschen Landen ist kein Winkel so verkommen, daß er die Tyrannei eines napoleonischen Präfekten ertragen möchte! Und dies Volk, das heute Rache für Sadowa fordert, sollte ehrlich Frieden halten wenn uns gelänge seine eigenen Heere zu schlagen? Nein, giebt uns Gott den Sieg, so haben wir ernsthaft die Frage zu erwägen, wie der Staat Frankreichs, nicht sein Herrscherhaus, also geschwächt werden soll, daß wir mit erhöhter Zuversicht eine neue Störung des Völkerfriedens erwarten können. Doch darüber redet ein gesittetes Volk erst nach dem Siege; es gereicht dem Takte der deutschen Presse zur Ehre, daß sie bisher vermieden hat diese Frage näher zu erörtern.

Während wir diese Zeilen schreiben, stoßen vielleicht die ersten Heersäulen der Südarmee in die altdeutschen Gaue des schönen Elsaß vor. Wir haben unsere Sache der ewigen Gerechtigkeit befohlen und werden nicht wanken in gelassener Zuversicht, wenn auch der erste und der zweite und der dritte Schlag des Krieges vergeblich geführt würden. Unter den vielen edlen Worten, die wir jüngst aus königlichem Munde vernahmen, hat uns keines so tief erschüttert wie dieser einfach schöne Ausspruch der Thronrede: „Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte wie stark es war.“ Die Nation erwacht, die Deutschen verstehen endlich was sie im Wappen führen. Und indem wir unsere Stärke fühlen, bekennen wir auch demüthig unsere Sünden. Wir wollen nicht, daß aus der Leidenschaft dieses Krieges abermals ein fratzenhaftes Teutonenthum erstehe, das dem weltbürgerlichen Verkehr des neuen Europas widerspricht. Aber wir hoffen, daß die Schrecken dieses Krieges wie ein reinigendes Gewitter den schwülen Dunst moderner Ueberbildung hinausfegen; von der Unzucht und der geschmacklosen Schlemmerei des zweiten Kaiserreichs ist nur Allzuviel hinübergedrungen auf deutschen Boden. Möge die deutsche Sitte wieder zurückkehren zu dem alten Ernst, zu der alten Rechtschaffenheit, und mögen die der Masse unseres Volks noch unverlorenen Tugenden häuslicher Einfachheit auch in den Kreisen des Geldadels wieder einiges Ansehen gewinnen. Wenn wir dieser köstlichen Tage der Hoffnung gedenken, dann schwillt uns das Herz wie jenem tapferen Dichterjüngling, der einst, heimkehrend aus dem eroberten Paris, beim Anblick des deutschen Stromes hoch aufjubelnd rief: Vaterland, ich muß versinken hier in deiner Herrlichkeit!

Heidelberg, 3. August. Heinrich von Treitschke.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Der preußische Beamtenstand unter Friedrich Wilhelm I.

II.

Die Auswahl brauchbarer Beamter, die Sorge für eine richtige Vorbildung derselben — wie wir sie im letzten Hefte besprochen — war der erste Schritt zur Besserung, der zweite war die Sorge für eine richtige Feststellung der Amtspflichten und die entsprechende Controle über die Innehaltung derselben. Bestallungen und Diensteide, Instruktionen und allgemeine Befehle an alle Beamten oder einzelne Kategorien derselben suchten die Amtspflichten so genau als möglich zu fixiren; durch sie sollte eine feste Basis für die Verantwortlichkeit der Beamten geschaffen werden.

Die Bestallungen waren bisher ziemlich nachlässig ausgestellt worden, die den Beamten zugewiesenen Accidentien waren nicht genau darin verzeichnet; Mißbräuche der verschiedensten Art hatten sich eingeschlichen. „Wir beschuldigen" — ruft der König — „etliche von Unsern Bedienten, als zum Exempel die Jägerei, mit allen dazu gehörenden Bedienten, daß sie Diebe sein, Wir thun ihn aber groß Unrecht, denn es diesen guten Leuten in ihrer Bestallung allso mitgegeben ist." Das sollte nun anders werden. Das Generaldirektorium wurde angewiesen (1723), von nun an alle Bestallungen genau zu prüfen, sie richtiger und genauer abzufassen. „Alle Sudeleien müssen gänzlich ausgerottet und abgeschafft werden." Die Bestallungen gewinnen von da an eine fast übermäßige Länge; die Hauptobliegenheiten des speciellen Amtes werden darin erwähnt, wie die allgemeinen Pflichten jedes Beamten; es wird genau fixirt, was der Beamte an Gehalt und Naturalien zu fordern hat; die Naturalien, mit deren Bezug sich immer leicht Mißbräuche verbinden, werden mehr und mehr beseitigt.

Aehnlich, wie bisher mit den Bestallungen, war es mit den Diensteiden gegangen. Die naive Frömmigkeit des Königs und der Zeit glaubte nicht mit Unrecht in der strengen Durchführung der Vereidigung und der

Specialisirung der Amtspflichten in dem Eid eine gewisse Garantie für die sittliche Haltung des Beamtenstandes zu haben; ähnlich wie in den Bestallungen werden die Hauptpflichten hervorgehoben; wer mehrere Aemter hat, muß mehrere Eide schwören. Als 1723 bei der großen Reorganisation die Stellung so vieler Beamten eine andere wurde, verlangte der König von allen eine neue Ablegung der Eide. Als die in die Kriegs- und Domänenkammern eintretenden Oberforstmeister glaubten, mit ihren Forstmeistereiden auszukommen, ordnete der König erzürnt an, sie hätten auch den Eid als Kriegs- und Domänenräthe abzulegen.

Immer aber konnten die Bestallungen und die Diensteide nur in den Hauptzügen das Amt und die Pflichten der Beamten feststellen. Die genaue Vorschrift ergab erst die specialisirte Instruktion. Solche Instruktionen hatten vorher wohl ganze Kollegien gehabt, nicht aber jeder einzelne Beamte. Und die Instruktionen für die Kollegien waren meist sehr allgemein und nichssagend abgefaßt. Selbst die früheren Geheimrathsinstruktionen, auch z. B. noch die Instruktion für das Generalkriegskommissariat von 1712, überraschen durch ihre nichtssagende Allgemeinheit. Kein Wunder, wenn man auch wenig Gewicht auf dieselben legte, kein Wunder, wenn die kurmärkische Amtskammer 1717 auf die Aufforderung, ihre Instruktion dem König vorzulegen, ihm gestehen mußte, sie könne dieselbe im Augenblick gar nicht auffinden.

Eine ganz andere Sorgfalt trat in dieser Beziehung an die Stelle; der König machte sich persönlich mit an die Arbeit; gleich aus den ersten Monaten seiner Regierungen existiren verschiedene Instruktionen für den Geheimen Rath, besonders für die Geschäftsführung in seiner Abwesenheit von Berlin; die große Instruktion für das Generaldirektorium hat er zuerst eigenhändig aufgesetzt. Und nicht blos die einzelnen Kollegien und Behörden, selbst die einzelnen Beamten innerhalb derselben erhielten besondere eingehende Instruktionen. So enthält z. B. das Reglement für das Berliner Accisewesen Specialinstruktionen für den Obercontroleur oder Kriegskommissar, für den ersten, den zweiten, den dritten Accise- oder Packhofinspektor, für den Accisekammercontroleur und Obervisitator, für den Accisekammerschreiber, die Accisebuchhalter, für die Güterverwalter, für den Accisewagemeister, für die Wageknechte, für den Weinvisier, für die Visitatores, für die Packknechte, für den Krahnknecht, für den Accisekammerkalefaktor, für die Postaccisebediente, für die Thor- und Baumschreiber; dann folgt eine allgemeine Instruktion für die Accisekassenbediente neben specieller Instruktion für den Kassencontroleur, die Kassierer und die Kassendiener. Auch an die Magistrate der einzelnen Städte, wie an die einzelnen Mitglieder derselben ergingen solche Instruktionen. Nur

ein geringer Theil davon ist in Mylius publicirt. Der Inhalt der Instruktionen erstreckt sich wesentlich auch auf die materielle Gesetzgebung; daneben aber geben sie die detaillirtesten formellen Vorschriften über Geschäftsgang und -Behandlung, über persönliche und kollegialische Verantwortlichkeit; sie sind, wie Roscher richtig sagt, von einer lehrbuchartigen Breite. Es kann hier ein näheres Eingehen auf diese Instruktionen nicht am Platze sein, eben weil sie die concreten Pflichten der einzelnen Aemter behandeln; nur Einiges von allgemeinerem Charakter, was sie, wie einzelne Befehle und Edikte über die Pflichten des Beamtenstandes enthalten, will ich hier mittheilen.

Vor Allem verlangt der König von seinen Beamten wahre, unverfälschte, schleunige Berichterstattung. „Wir wollen die Flatterien durchaus nicht haben, sondern man soll Uns allemal die reine Wahrheit sagen und mit nichts hinter dem Berge halten, noch Uns mit Unwahrheiten unter die Augen gehen. Wir sind doch Herr und König und können thun, was Wir wollen." Ueber alles sollen die Behörden fortwährend möglichst gut unterrichtet sein, aber auch alles von Belang den Vorgesetzten und in letzter Instanz dem König anzeigen. In den Instruktionen für das Generaldirektorium und für die Kriegs- und Domänenkammern wird vorgeschrieben, auch die minutissima von dem, was in den Provinzen passiret, es sei in Kommissariats-, Domänen-, Finanz-, Landes- und politischen Sachen, auch neue Zeitungen und allerhand particularia, die vorgehen, zu berichten. „Zum Exempel: in Preußen ist ein guter Winter und starker Frost. Es kommt viel Zufuhr und denréen nach den Städten. Das Holz zu dem neuen Anbau wird stark aus den Waldungen angefahren. Der Bau gehet gut von statten. Man promittirt sich einer reichen Erndte. Die Commercien, Schifffahrten und Manufakturen beginnen zu floriren. Wann Ihro königliche Majestät anhero kommen, werden Sie hoffentlich mit dem guten Succeß der Sache allergnädigst zufrieden sein. Diese oder jene Stadt oder Dorf ist abgebrannt. Die Noblesse minirt unter der Hand, den Generalhufenschoß zu werfen. Gegen dieses oder jenes Edikt wird stark gearbeitet. Dieser oder jener Edelmann opponirt sich gegen den Lehnscanonem. Dieses oder jenes Regiment kaufet Fourage aus den benachbarten fremden Landen. Die Kammer wird ihre Quartale richtig bezahlen oder sie wird daran manquiren, aber doch so valable Raisons anzuführen haben, welche Se. königliche Majestät, vermöge Instructionis, werden annehmen müssen, oder es wird nöthig sein, der Kammer scharf auf den Pelz zu gehen, sie zu bezahlen. Die Kammer ist sehr fleißig. Das Komißariat auch. Die königlichen Verordnungen und was in der Instruction enthalten, werden exequiret oder nicht. In der und der Stadt

sind 20 neue Häuser aufgebauet; u. s. w." Auszüge aus allen diesen Nachrichten sollen dem Könige wöchentlich übergeben werden. Unter allen Umständen sollen die Berichte an die Minister vorher eintreffen, ehe die Dinge sonst ruchbar werden: „zumahl wir von Euch der Kammer durch pflichtmäßige Berichte an Unser General Directorium und die Minister derselben oder sonsten zu aller erst wissen wollen, wenn Unordnungen einreißen oder Plackereyen und andere Exceße vorgehen und wie selbige redressiret werden oder was deßfalls noch zu verfügen sey." Ueber die Unfähigkeit einzelner Mitglieder der Kollegien wie untergeordneter Beamter soll stets offen und ohne jede Rücksicht berichtet werden.

Außer den Berichten über einzelne bestimmte Fragen und Gegenstände wurde systematisch die periodische Einsendung von summarischen Berichten ausgebildet. Wie die Gerichte durch die Verordnung vom 11. November 1717 verpflichtet wurden, von nun an strenge jährlich ihre Proceßtabellen einzureichen, so wurden alle Verwaltungsbehörden angehalten, in noch viel kürzer sich wiederholenden Fristen Auszüge über ihre Geschäftsthätigkeit den vorgesetzten Stellen zu überreichen; die Termine wechseln; je höher die Behörden standen, desto häufiger verlangte der König Rapport; die Kassenextrakte waren meist alle 14 Tage zu übergeben; die Acciseeinnehmer werden verpflichtet, monatlich den vorgesetzten Behörden ihre Manualien vorzulegen; daneben erscheinen die Restverzeichnisse, sowie Auszüge aus den Protokollen. Ein solcher summarischer Extrakt über die Thätigkeit des Generaldirektoriums vom 22. Januar bis 1. April 1723 weist nach, daß das erste Departement in 10 Sitzungstagen 552, das zweite 423, das dritte 560, das vierte 565 Sachen abgemacht hat; es kommen auf eine Sitzung 22 bis 96 Nummern. Von den Provinzialkammern werden unterm 26. Februar 1723 wöchentliche Protokollextrakte verlangt.

Wie dem König und den höheren Behörden gegenüber die unbedingte Wahrheit zur Pflicht gemacht wurde, so verlangte man umgekehrt nach außen dem Publikum gegenüber nicht blos Verschwiegenheit, sondern unter Umständen sogar positive Täuschung. Die Wahrung des Amtsgeheimnisses ist für gewisse Verhältnisse niemals zu entbehren. Der damalige absolute der Oeffentlichkeit entwöhnte Staat brauchte es, wo wir es heute entbehren können. Das Prestige des kleinen preußischen Staates beruhte das ganze achtzehnte Jahrhundert mit darauf, daß man auswärts — nur seine Thätigkeit, seine Energie, seinen Muth kennend — seine wahren Mittel überschätzte. „Wenn Calamitäten im Lande, als zum Exempel dieses Jahr in Preußen," schreibt der König den 7. Juni 1727 an das Generaldirektorium, „soll solches cachiret werden, und soll zwar Sr. königl. Majestät jederzeit die reine Wahrheit berichtet werden, aber in der Stadt und sonst

in der Welt soll es jederzeit gering gemacht und gesagt werden, daß es Bagatelle, daß alles schon redressiret; solches machet nichts und thut Sr. königl. Majestät nichts, dieselben haben Geld millionen; und sollen die Sachen niemals schlimm, sondern allemal groß und nichts gefährlich gemacht werden." Die Instruktionen der höheren Behörden sollen strenge geheim gehalten werden, „ohnerachtet sie an und vor sich," wie der König entschuldigend hinzufügt, „auf alle Raison und Billigkeit beruhen; aber es könnte doch dieß und jenes ungleich angesehen werden."

Voraussetzung jeder geordneten Verwaltung ist es, daß, was in den Sitzungen vorgeht, geheim bleibt, daß die Subalternen und Kanzleidiener nicht Plaudereien machen. Diesem damals viel verbreiteten Uebelstand tritt eine scharfe Circularordre vom 22. Mai 1723 entgegen; sie bestimmt, „daß die Secretarii, Actuarii, Cantzellisten und Canzleydiener besonders darauf vereydet werden, 1) daß sie weder mit den Beambten, Magistraten, noch sonst Jemanden in Sachen, so beim Collegio erörtert werden, correspondiren, noch mündlich ihnen durch andere vor der Ausfertigung davon Nachricht geben, auch sich alles Sollicitirens vor eine oder die andere Parthey gäntzlich enthalten sollen; 2) daß sie ohne Ordre des Collegii niemanden außer den membris Acta originalia noch Copeyen oder Extrakte communiciren, die Deliberata aber und was sonst im Collegium proponiret wird, verschwiegen halten und weder mündlich noch schriftlich davon was propaliren wollen; und 3) daß sie die deßhalb an sie etwa einlaufende Briefe originaliter produciren und selbige gar nicht beantworten wollen."

In der verschiedensten Weise sucht der König und das Generaldirektorium für einen geordneten schnellen Geschäftsgang zu sorgen. Für jeden Beamten ist in den Instruktionen die Zeit seiner Amtsstunden, für jedes Kollegium sind die Sitzungstage bestimmt; „der dritte Tag in den hohen Festen soll so wenig gefeiert werden, als die sogenannten Bummelfeste." Und wie Sitzungstage und Arbeitsstunden, so sind die Referenten bestimmt. Von allen Kollegien werden dem König immer wieder Listen über die Art der Geschäftsvertheilung vorgelegt. Immer wieder werden die Gerichte ermahnt, die Processe zu beschleunigen, sie möglichst in einem Jahre abzumachen; für die übrigen Behörden ergeht das Reglement wegen Beschleunigung der Expeditionen auf allen königlichen Kanzleien vom 10. November 1716. Ueberall sollen ordentliche Registraturen eingerichtet werden; selbst den Domänenpächtern, welche das Lokalgericht und die Lokalpolizei handhaben, wird das genau vorgeschrieben (Reglement vom 24. Juni 1733). Aber niemals ist der König ganz zufrieden. Die Einsendung der erwähnten Extrakte über die in jedem Kollegium berathenen und beschlossenen Gegen-

stände scheint ihm nicht mehr genügend. In der Ordre vom 1. September 1738 schreibt er an die churmärkische Kriegs- und Domänenkammer: „Da Uns auch hinterbracht, daß verschiedene Räthe die ihnen zugeschriebene Sachen und Memoralia eine geraume Zeit lang ja wohl über Jahr und Tag bey sich liegen lassen, ohne davon beym Kollegio Vortrag zu thun, dergleichen nachlässiges, unverantwortliches und höchst straffbahres Verfahren aber nothwendig Unordnung, Confusion und Bedrückung der Pächter und Unterthanen nach sich ziehen muß; So wollen und befehlen wir, daß Ihr der Praesident und Director künftighin einen jeden beßer zu seiner Devoir anhaltet und Uns die Nachläßigen zur ohnfehlbaren Beahndung anzeiget; auf daß Unser General Directorium auch desto besser auf Beobachtung Unserer Ordre Acht haben könne, so wollen wir daß Monathlich bei Einsendung der vorgetragenen und expedirten Sachen auch zugleich das Journal von allen eingelaufenen Sachen mit Anzeigung derjenigen so noch nicht vorgetragen worden, nebst dem Protocoll, so in der Sessions-Stube gehalten wird, mit überreicht werde, um deutlich daraus zu ersehen, wer fleißig und nachläßig gewesen, auch sich zur gehörigen Zeit im Collegio eingefunden oder ausgeblieben."

Als erste wichtigste Pflicht wird allen Verwaltungsbehörden in den Instruktionen die Einhaltung der Etats eingeschärft. Bisher nachlässig aufgestellt und geprüft, waren sie auch nicht strenge beachtet worden. Jetzt sollte es ernst damit genommen werden. „Welcher Einnehmer oder Commissarius dawider (wider die Etats) handelt, derselbe thut es auf seinen eigenen Hazard und wird ihm in Rechnung nicht passirt." Die Instruktionen für die Kammern und Kommissariate, sowie für's Generaldirektorium schreiben auf's genaueste die Entwerfung der Special- und Gesammtetats, die Art ihrer Prüfung und Revision durch die höheren Behörden, die Vorlage zur Genehmigung an den König vor. Bei jeder Gelegenheit wird wiederholt, daß in der Ausgabe kein Plus angesetzt werden dürfe, viel weniger in der Rechnung passiren werde ohne allerhöchste schriftliche Ordre. —

Von den zahlreichen Mißbräuchen, die Friedrich Wilhelm nach und nach aus dem Beamtenthum zu entfernen suchte und zu entfernen wußte, sind diejenigen besonders hervorzuheben, welche sich auf den dauernden Wohnsitz der Beamten, auf das Beurlaubungswesen, die Amts- und Dienstreisen, sowie den Privatgewerbebetrieb der Beamten beziehen. Den höheren Beamten wurde erst unter seiner Regierung zur Pflicht gemacht, dauernd am Orte ihrer Amtsthätigkeit zu wohnen. So bestimmt die Instruktion vom 6. Mai 1712 für die Kriegs- und Steuerkommissare, daß jeder Kommissarius einen beständigen Wohnsitz mitten in dem Kreise, den

er zu respiciren habe, zu nehmen verpflichtet sei. Noch am 2. August 1738 muß ein Edikt für alle Mitglieder derer königlichen Regierungen und Justizkollegien, auch andere bei denen Untergerichten stehende Bediente einschärfen, daß sie künftig — mit Ausnahme der Ferien — nicht mehr auf ihren Landgütern, sondern in denen Städten, wo die Gerichte wirklich sind, mit ihren Familien wesentlich wohnen sollen. Bei den Verwaltungsbehörden war man schon früher strenger. Aber doch beschwert sich der König am 3. Juni 1716, es sei Klage bei ihm geführt worden, „daß die Mitglieder der Kammern sich unterstehen ohne legale Entschuldigung und Erlaubniß von ihm oder dem Präsidenten oder auch dem gesammten Collegio ihres Gefallens zu verreisen, etliche Wochen und Monate, auch wohl Jahre wegzubleiben, andern die Arbeit aufzubürden oder wohl die Akten nicht sonder Gefahr des Verlustes und anderer Fatalitäten nachkommen zu lassen." Es entstehe dadurch nicht geringe Hinderung, die der guten Ordnung und der allerhöchsten Intention zuwider sei. Eine weitere Verfügung vom 2. Dezember 1717 ordnet das Beurlaubungswesen; die Räthe sollen vom Präsidenten, diese vom König Urlaub erhalten. Wahrscheinlich sind es neue Unordnungen und Mißbräuche, welche dann zu dem fulminanten Rescript vom 11. August 1722 an sämmtliche Kammern führen, wonach kein Rath ohne königliche Erlaubniß auch nur eine Nacht abwesend sein soll, es sei denn auf Kommissionen oder Bereisung der königlichen Aemter. Die Kammern lassen darauf die eindringlichsten Vorstellungen an den Minister ergehen; die Räthe müßten von ihren Gütern doch mehrentheils leben; sie könnten dann nicht mehr, wie der König wünsche, den anderen zum Exempel guter Wirthschaft dienen und kämen durch Versäumung des Ihrigen in die Blame schlechter Wirthschaft vor der Welt; sie würden auf diese Weise ja viel unglücklicher sein, als die Räthe bei den Justizkollegien, welche doch in den Ferien reisen könnten. Die Minister antworten aber, des Königs Wille stehe fest, man dürfe nicht wagen, eine Aenderung des Erlasses vom 11. August 1722 zu beantragen. Aber auch unter dem Vorwande von Dienstreisen sollten die königlichen Diener nicht fortwährend abwesend sein. Die Controle der niederen Beamten verlangte Lokalinspektionen, Bereisungen der Städte und Aemter; aber der Mißbrauch lag auch nahe genug. Die Processe wurden theuer und wurden verschleppt durch die Kommissionen. Die Pächter und Bauern, wie die Städte, klagten über die Räthe und Kommissare, die immer dalägen und bewirthet sein wollten. Der König ist fortwährend ungehalten über „jene schlechten miserablen Räthe, so nur Diäten-Räthe sind."

Schon die Justizordnung vom 21. Juni 1713 tritt in ihrem Art. II.

diesen Mißbräuchen entgegen: jede Sache soll möglichst „bey denen ordentlichen Judiciis abgemacht und keine besondere Commissiones angeordnet werden.“ Weiter führt das die Verordnung vom 31. März 1716 aus; sie bestimmt, daß jedenfalls nicht zu viele Mitglieder eines Kollegiums auf einmal weggeschickt werden dürften; daß, wenn besondere Kommissionen gebildet würden, sie doch möglichst am Orte des Gerichts ihre Sitzung halten sollten, daß den Parteien nicht übermäßige Gebühren dafür angerechnet werden dürften. Das Recht, zu Dienstreisen von den Bauern Vorspann zu fordern, wird auf die beschränkt, welche eine königliche Ordre aufweisen können (Patent vom 16. October 1717). „Ich will nicht,“ erklärt der König, „daß meine Beamte mit meiner Bauern Pferde spazieren fahren.“ Doch hatten die Regierungen, sowie die Kriegs- und Domänenkammern solche vom König contrasignirte Vorspannpässe. In Bezug auf die Beamten, welche mit die meisten Dienstreisen zu machen hatten, die Fiskale, erschien ein besonderes Edikt vom 30. Januar 1737, das ihre Dienstreisen, Diäten, Vorspannpässe ordnet. Hauptsächlich wird darin aber eingeschärft, die Fiskale nicht unnöthig auf Dienstreisen zu schicken: „Es sollen die Collegia jedesmahl dahin sehen, daß sie in causis adhuc valde dubiis et levioribus nicht sogleich Fiscale zur Inquisition abschicken, sondern sich vielmehr der in vielen Orten befindlichen geschickten Richter, Beamten und anderer der Orten vorhandener Bedienten, wann es ohne sonderliches Bedenken geschehen kann, zur General-Inquisition in Städten und nahe gelegenen Dörfern gebrauchen, damit die Inquisitions-Kosten nicht ohne Noth und erhebliche Ursache gehäuft werden mögen; Gestalt denn auch die Accise- und Zollbefraudations- oder Malversationssachen nicht sowohl sofort durch Fiscale, als vielmehr regulariter durch die Commissarios locorum bei ihrer ordinären Bereisung der Städte untersuchet und ohne Weitläufftigkeit abgethan oder darüber mit Beyfügung der Akten und Protokolle berichtet werden muß.“ In Bezug auf die Dienstreisen der Kriegs- und Domänenräthe liegt eine königliche Ordre vom 20. April 1728 vor, dahin lautend, daß, wenn künftig Jemand aus den Kriegs- und Domänenkammer oder Collegiis in die Aemter geschickt werde, er sich nicht unterstehen solle, den Beamten (Pächtern) zur Last zu fallen und bei ihnen umsonst zu zehren, sondern er solle alles, was er nehme, bezahlen, dergestalt, daß der Beamte bei einer anzustellenden Untersuchung mit einem Eide behaupten könne, daß er nichts umsonst gegeben, sondern sich alles nach seinem Werthe bezahlen lassen. In Bezug auf Bereisung der Städte durch die Steuerräthe schreibt der König am 26. August 1739 an die churmärkische Kammer: „Weil Wir aber gar wohl wissen, daß ein und andere Commissarii locorum ganzer

3—4 Wochen in den Städten wohnen, theils ohne Noth liegen, sich mit den unter ihnen stehenden Bedienten zur Ungebühr familiarisiren und, wenn sie nur mit selbigen fleißig essen und trinken können, sich weder um Unsern Dienst noch der Städte Bestes groß bekümmern und dadurch ihre eigene authorität und Freiheit, die Wahrheit von den Fehlern ihrer Nachgesetzten zu schreiben, unvermerkt verlieren, so habt Ihr auf dergleichen Commissarios locorum insbesondere fleißig Acht zu haben und solchen auf die Haut zu gehen."

Die Frage, in wie weit das Beamtenthum fern zu halten sei von dem Getriebe des privatwirthschaftlichen Lebens und seiner egoistischen Interessen, die mit den Pflichten des Beamten leicht in Collision kommen können, ist immer eine schwierige. Die Führung einer eigenen Wirthschaft ist dem Beamten nicht zu verbieten; einzelne Geschäfte, bestimmte Erwerbszweige ihm zu verbieten, hat seine Schwierigkeit; es ist nicht möglich bei demjenigen, der ohne Entgelt ein Ehrenamt bekleidet; das ganze Mittelalter kam nicht so weit, hatte aber auch viel unter den Collisionen der Privatinteressen und der öffentlichen Pflichten seiner Beamten zu leiden. Jetzt handelte es sich überwiegend um ein berufsmäßiges Soldbeamtenthum, das, ganz im Dienste des Staates, keine Zeit haben durfte für einen privaten Gewerbebetrieb, das — auf's schlimmste corrumpirt — erst wieder zu erziehen war zu der Reinheit öffentlichen Dienstes. Hier mußte man also so streng als möglich sein. Daß die Kammerräthe eigene Güter hatten, daß manche Domänenbeamte, die noch Pachtungen hatten, in die Kammern gezogen wurden, das habe ich schon erwähnt; es war theilweise auch schlimm genug, zunächst jedoch nicht zu vermeiden. Aber auf's strengste „wird bei Vermeydung einer arbiträren Leibesstrafe verpönt (11. August 1722), daß die Kammerräthe ohne königl. Erlaubniß Anschläge und Einrichtung von adeligen, von partikulieren und frembden Gütern machen." Kein Rendant soll mit königlichen Geldern Geschäfte treiben, noch Privatgelder zur königlichen Kasse nehmen und mit jenen meliren (Edikt vom 11. Mai 1727). Kein Forstbedienter soll Holzhandel treiben (Holz-, Mast- und Jagdordnung vom 20. Mai 1720). Den Accisebedienten wird nachgelassen, von auswärtigen Geschäften Waaren zum Durchgang und zur Weiterexpedition an sich adressiren zu lassen, ihnen aber jeder Eigenhandel, jeder Bezug von Waaren, die zum Verbrauch am Orte bestimmt sind, strenge verboten (Art. 21 des Berliner Accisereglements vom 24. November 1733). Ferner erwartet der König von den Accisebeamten, daß sie selbst so viel Ehre im Leibe haben werden, confiscirte Waaren nicht zu kaufen; sie sollen nicht in Verdacht kommen, aus diesem Grunde die Confiscation vorgenommen zu haben. Höchstens, wenn

Kleinigkeiten an Viktualien und Consumptibilien gar nicht verkauft werden können, sollen sie sie zum wahren Werth an sich nehmen dürfen (eod. Art. 17). Den Thorschreibern wird bei Strafe der Kassation verboten, Viktualien von den zu Markte fahrenden Landleuten zu kaufen (Marktordnung vom 16. November 1713). Um alle Durchstechereien der Thorschreiber, alle Connivenz derselben gegen Vettern und Basen, Nachbarn und Freunde zu verhüten, sollen dieselben auf keinem Posten lange bleiben, immer wieder versetzt werden. Noch mehr als all das wird jede Annahme von Geschenken verboten; sie wird mit Kassation bedroht bei den höchsten Beamten wie dem letzten Polizeiausreiter (z. B. Justizordnung vom 21. Juni 1713 Art. XXVI, Instruktion für die Polizeiausreuter vom 30. September 1733). Den Zollbereitern in der Neumark wird für die Annahme des geringsten Accidenz und Trinkgeldes von den Frankfurter Meßcommercianten ein Jahr Karren in der Festung Küstrin in Aussicht gestellt (Patent wegen Abstellung der Zollplackereien in der Neumark vom 30. Januar 1737).

Wurde so eine damals unerhörte Integrität des Beamtenthums, auch in den untersten Kreisen, erreicht, so war eine gewisse Härte und Rücksichtslosigkeit der Beamten gegenüber dem Publikum um so naheliegender. Sie entsprach ohnedies den politischen Anschauungen, wie der derben Natürlichkeit der Zeit. Das strenge, auf Steigerung der Einnahmen bedachte Regiment mußte da und dort zu einer Plackerei des Publikums führen. Die Controle in Steuer- und Polizeisachen fiel einer großen Anzahl doch mehr und weniger ungebildeter Subalternbeamten zu, deren Diensteifer mit allen Mitteln gesteigert wurde. Den Polizeiausreutern (den damaligen Gensdarmen) wurde allgemein von den Strafen, die auf ihre Denunciation erkannt werden, der vierte Theil zugesichert (General-Instruktion vom 14. September 1713 Art. VIII). Das Publikum wurde angewiesen, den Ausreutern, wenn sie visitiren wollen, Haus, Stuben und Keller zu öffnen (Patent vom 6. März 1714). In dem geschärften Edikt wegen Bestrafung der Accisedefraudationen wurde den denuncirenden Beamten ein Viertheil der Strafe und nach Umständen Verschweigung ihres Namens versprochen. Falsche, gehässige Denunciationen waren die Folge; die Steuerbedienten wußten, daß sie sich durch das Plusmachen, wie man es hieß, beliebt machten, zur Beförderung empfahlen.

Friedrich Wilhelm war sich aber der Gefahr, die hierin lag, wohl bewußt. Er wollte in jeder Weise die Mißliebigkeit seines Regiments verhindern, die Unzufriedenheit mit dem steigenden Drucke finanzieller und militärischer Lasten ermäßigen. Ganz im Allgemeinen verlangt er daher von allen seinen Beamten, daß das etwa entstehende Odium, wenn es

trotz tadelloser Amtsführung nicht zu vermeiden sei, nicht auf ihn, sondern auf die Behörden oder das ein und andere Membrum derselben falle, da er die Liebe und Affektion seiner Unterthanen menagiren müsse. Er verlangt aber auch, daß möglichst die Unterthanen keine Ursache haben, sich zu beklagen. Die Bedrückung der Unterthanen durch die Beamten, „ihre Aussaugung durch Plackereyen, Subeleyen oder Sportuliren“ ist eine seiner wichtigsten Sorgen. „Wir haben angemerkt,“ schreibt er an die churmärkische Kammer, „daß im Lande große Plackereyen und Bedrückungen der Unterthanen vorgehen, wodurch viele Unterthanen ausfallen und zur Abtragung ihrer Unpflichten vor's Künfftige untüchtig werden, welches haubtsächlich daher rühret, daß Ihr der Präsident und die Cammer darauf nicht acht habt, Euch nicht darnach erkundigt, noch solche Plackereyen in Zeiten remidiret und gäntzlich abstellet, sondern darunter öffters connivirt wird. Weil wir aber durchaus alle Bedrückungen der Bürger und bäuerlichen Unterthanen sofort gäntzlich abgeschafft wissen wollen; Alß befehlen wir Euch hiemit auf das ernstlichste und nachdrücklichste auf alle Pressuren, Plackereyen und Bedrückung der Bürger und Unterthanen ein wachsames Auge zu haben und Euch deßfalls fleißig zu erkundigen, auch so offt dergleichen vorkommen, davon auf Ehre, Pflicht und Gewissen ohne das geringste Ansehen der Persohn, es mögen diejenigen, so die Plackereyen ausgeübt, vornehme oder geringe, Edelleute, Officiers oder gemeine Soldaten, Beamte oder andere Bediente, sie haben Nahmen, wie sie wollen, seyen, an Uns zu berichten, widrigenfalls Ihr dafür responsable seyn sollt, zumahl Euch nicht unbekannt seyn muß noch kann, was in der Provintz vorgehet.“

Den Subalternbeamten, welche hauptsächlich direkt mit dem Publikum zu verkehren haben, wird ein anständiges, zuvorkommendes Betragen eingeschärft. Die Berliner Polizeimeister (Chefs der Polizeidiener) z. B. sollen bei ihrem Amte vernünftig, unverdrossen und nicht brutal, am wenigsten aber commode, interessirt oder zänkisch sein (Instruktion vom 23. Mai 1735). Die Thorschreiber sollen sich aller Höflichkeit gebrauchen und bei den Visitationen mit den Sachen also wohl und behutsam umgehen, damit denen Leuten davon kein Schaden geschehe, auch sonsten was zunichte gemacht werde (Instruktion vor die Thorschreiber in den Landstädten vom 1. November 1718). Ein Schmäh- oder Schimpfwort, das sich ein Zollbedienter gegen die Kaufleute erlaubt, wird für's erste Mal mit 10 Thalern, für's zweite Mal mit Kassation bedroht (Patent wegen Abstellung der Zollplackereien in der Neumark vom 30. Januar 1737). Die Landreuter, d. h. die berittenen Executivbeamten der Gerichte, werden unter strenge Controle der Fiskale gestellt, und letzteren wird aufgetragen,

darüber zu wachen, „daß die Land-Reutere jemand mit Abforderung der Gebühren nicht übersetzen, auch daß sie und ihre Knechte bei denen Executionibus sich bescheidentlich aufführen und ohne Noth den Leuten nicht schwer fallen (Reglement vom 15. Juni 1715). Das Patent vom 30. Dezember 1716 bestimmt genau die Fälle, in welchen der Landreuter wegen der zu verrichtenden Visitationen und Exekutionen die Ortsobrigkeit begrüßen muß.

Dem übermäßigen Denunciren in Steuersachen wird schroff entgegengetreten, wie es z. B. in dem Accisereglement für Berlin heißt: „Was die Defraudationes und Unterschleife betrifft, darin muß Director jedesmahl unpartheyisch und sonder Eigennutz verfahren und denen ihm nachgesetzten Accisebedienten, auch in denen geringsten Kleinigkeiten interessiret zu handeln, nicht verstatten, sondern allemahl darauf halten, daß die Sache gehörig examiniret werde und auf der Unterbedienten blose Denunciationes sich so schlechterdings nicht verlassen; Gestalt Seine Königliche Majestät alles dasjenige, so nur den geringsten Schein der Ungerechtigkeit und Affecten in Bestraf- und Confiscirung mit sich führet, auf sein des Directoris Gewissen, lediglich hiemit wollen gebunden haben, und kein Theil an dem Unseegen nehmen, so zu gewarten, wenn unter dem gewöhnlichen, zuweilen beyn Haaren heran gezogenen Vorwand des Königlichen Interesses, ungerechte Strafen diktirt und in dero Kassen gebracht werden wollen."

In den Gang der Kriminaljustiz griff der König ab und zu ein, wenn er glaubte, dieselbe thue ihre Schuldigkeit nicht; aber er wollte nicht, daß die Processe einseitig im fiskalischen Interesse entschieden würden. Gleich der Art. I. der Justizordnung von 1713 lautet: „In allen Processen, welche den Fiskus betreffen, sollen die Richter lediglich die Justiz, als auf welche sie geschworen und beeydigt seyn, zum Augenmerk haben, ohne an darwieder lauffende Verordnungen, als welche allezeit vor erschlichen und mit dieser Unserer ernstlichen Willensmeinung streitend, zu halten, im mindesten sich zu kehren und ohne sich dadurch von den Wegen der Gerechtigkeit ablenken zu lassen, massen ihnen solche Verordnungen so wenig als Unser etwa vorgeschütztes interesse zu keiner Entschuldigung in diesem oder jenem Leben dienen." Als ein Kriegsrath dem König räth: er solle doch den Geheimen Justizrath besser für das königliche Interesse stimmen, wodurch es dann möglich sei, manches Plus zu gewinnen, schrieb Friedrich Wilhelm an den Rand: „Narr, Narr, Narr, wenn Du nicht eines Obersten Sohn wärest, würde ich Dir 100 Prügel geben lassen." Niemals hat der König in die Civiljustiz in seinem oder fiskalischem Interesse eingegriffen; er hielt nur strenge darauf, daß der Fiskus das, was

ihm gebühre, nicht durch Nachlässigkeit und zu Gunsten einzelner unverschämten Privaten verliere.

Nicht für alle Fälle waren durch diese Maßregeln und Grundsätze die Mißbräuche und Mißgriffe des Beamtenthums ausgeschlossen; aber so viel zeigen sie, daß Friedrich Wilhelm mit fester sicherer Hand das doppelte Ziel im Auge behielt: Steigerung der Pflichttreue und des Diensteifers der Beamten und Schutz der Unterthanen gegen jede ungerechte Gewalt von Seiten der Beamten; es ist ein Doppelziel, das nur auf haarscharfer Linie sich durchwindet durch die Doppelgefahr der Nachlässigkeit und Connivenz einerseits, der polizeilichen und sonstigen Quälerei der Unterthanen andererseits. Falsch ist nach den vorgelegten Beweisstellen jedenfalls die herkömmliche Ansicht, als habe Friedrich Wilhelm jede Mißhandlung des Publikums geduldet, wenn nur der Diensteifer der Beamten gewachsen sei, als sei ihm die Beamtenmaschine und ihr Dienst letzter und ausschließlicher Zweck gewesen. Sein eigener Diensteifer war stets gepaart mit einem seltenen Gerechtigkeitsgefühl und mit einem warmen Herzen für die Leiden, für die Bedrückung besonders des kleinen Mannes.

Die Controlen, die den Beamten überwachten, sollten nicht blos seinen Diensteifer lebendig erhalten, sie sollten auch das Publikum vor dem Beamten schützen. Einzelne der Controlanstalten und Maßregeln habe ich schon erwähnt, es ist aber nöthig, hiebei noch einen Moment stehen zu bleiben. Eine Hauptcontrole lag, um das zuerst zu erwähnen, in der Art, wie die Verantwortlichkeit der Beamten gefaßt wurde.

Die von Friedrich Wilhelm allgemein eingeführte kollegialische Verfassung für alle höheren Behörden war gepaart mit der strengsten kollegialischen Verantwortlichkeit. Das Generalkriegskommissariat war durch ein Reglement vom 7. März 1712 (wohl auch im Zusammenhang mit den vom damaligen Kronprinzen veranlaßten Reformen) in ein Kollegium verwandelt worden. Durch eine besondere Instruktion von 1713 wird die Besorgung aller auswärtigen und publiqen Affairen an Ilgen, Dohna und Printzen in der Weise kollegialisch übergeben, daß sie nur gemeinsam die Briefe eröffnen dürfen. Die ausgefertigten Concepte sogar sollen sie gemeinsam revidiren und vor deren Inhalt alle drei responsabel sein. Aehnlich geschah die Organisation der anderen Ministerien, später des Generaldirektoriums, der Kriegs- und Domänenkammern. Während die heutige laxe Anschauung die kollegialische Haftung gleichsam für ein nicht praktisch zu verwerthendes Beruhigungsmittel hält, um über schwierige Dinge leicht hinwegzukommen, thatsächlich nur den Referenten für verantwortlich ansieht, war damals die kollegialische Haftung ernstlich gemeint.

Immer wieder betonen die Instruktionen, daß einer vor alle und alle vor einen haften, „daß deßhalb auch jedem membrum ohne Einrede des Präsidenten oder Directoris sein liberum votum nach Pflicht und Gewissen mündlich und schriftlich in geziemenden Terminis abzugeben gestattet sein müsse." In der Ordre vom 8. Januar 1724 wird allen Kriegs- und Domänenkammern aufgetragen, specialem curam über die Kassen einem oder zwei Mitgliedern besonders aufzutragen, dabei aber besonders betont, „daß nichts desto weniger der Präsident sowohl als die sämmtliche membra des Colligii sambt und sonders vor die Cassen Sachen responsable bleiben." Schon in der allgemeinen Instruktion für die Kriegs- und Domänenkammern war ausgesprochen, da sie sämmtlich hafteten, so sei ihnen anzurathen, daß sie fleißig und unabläßig, ehe noch der Zahlungstermin einfalle, mahnen und antreiben, nicht aber dabei ohne inquietude und gleichsam schlafend seien. Die Kassenangelegenheit sei „eine der importantesten und also höchst nöthige Sache; daher denn jeder Chef bei dem Collegio mit ein paar membris sich wöchentlich zweimal nach der ihnen anvertrauten Kasse zu verfügen und nachzusehen habe, ob die Gelder auch richtig einkommen oder nicht."

Damit ist die zweite Seite der strengen Verantwortlichkeit schon berührt, die Haftung der Vorgesetzten für ihre Untergebenen. Am nachdrücklichsten wird diese Haftung ausgesprochen in Bezug auf die Rendanten und Einnehmer, welche auch durchgängig von den für sie haftenden vorgesetzten Behörden angestellt werden; das Generaldirektorium, die Kammern, die Landräthe und Steuerkommissare werden alle für ihre Rendanten verantwortlich gemacht. Auch für andere von ihnen angestellte Subalternen haften sie; daß sie in gewissem Sinne auch für die von ihnen zu Stellen vorgeschlagenen haften, wurde schon erwähnt. Im Einzelnen wird die Verantwortlichkeit noch in mannigfaltigster Weise specialisirt. Die Mitglieder der Oberrechenkammer haften für die richtige Arbeit der Calculatoren, ebenso die Mitglieder der Kammern soweit die Rechnungsprüfung bei ihnen stattfindet. Die Kammern und speciell der Kammerrath, in dessen Departement ein Amt liegt, haften dafür, daß die Gebäude und Inventarien der Domäne nicht deteriorirt werden, daß auf den Vorwerken und Ackerhöfen gute Misthöfe und Mistpfützen sind, daß das Stroh fleißig eingestreut wird. Die Haftung war gemeint als eine solche nicht blos für Schaden, sondern für jede selbst die geringste Nachläßigkeit, für jede unterlassene Verbesserung. Die geringste Verwahrlosung soll dem dolo gleich geachtet werden, heißt es in der Instruktion für die Kriegs- und Steuerkommissare vom 6. Mai 1712 (Art. VI). An einer andern Stelle erklärt der König einfach: Macht die Kammer einen Vor-

schlag nicht zu einer Verbesserung, die 600 Thaler eintrüge, „so ist die Kammer responsable, als wenn sie mir 600 Thaler gestohlen hette."

Die persönliche Garantie sollte durch die Mitverantwortlichkeit von Kollegen und Vorgesetzten erhöht werden, eine sachliche Garantie für die Verantwortlichkeit bot das Kautionssystem. Auch die Kautionen waren nichts ganz Neues. Einen ersten allgemeinen Erlaß, künftig ohne Kaution Niemanden eine Accise- oder andere Specialkasse anzuvertrauen, verzeichnet die Mylius'sche Gesetzessammlung im Mai 1698. Aber auch damit scheint man nicht durchaus Ernst gemacht zu haben. Den Steuer- und Kriegskommissaren wird 1712 in der mehr erwähnten Instruktion eine genaue Untersuchung des Kautionswesens und Berichterstattung darüber aufgetragen; auch ist in der Instruktion festgesetzt, daß die Steuerkommissare selbst eine Kaution von mindestens 2000 Thaler zu stellen haben. In dem heftigen Schreiben des Königs an die kurmärkische Amtskammer über den Mangel einer Instruktion ist der erste Punkt, den der König für die neue Instruktion betont, der, daß die Amtleute, Pächter und Zöllner gute Kaution zu stellen haben. In Bezug auf die Pächter verlangt die Instruktion für die Kriegs- und Domänenkammern von 1723 nur die Vorausbezahlung eines Quartales des Pachtgeldes als Kaution. Die Kautionen der eigentlichen Kassenbeamten werden sonst noch oft eingeschärft.

Ihre praktische Bedeutung bekam die strenge Verantwortlichkeit und das Kautionssystem durch die in mannigfaltiger Weise ausgeübte Beaufsichtigung. Neben der unermüdlichen Thätigkeit des Königs selbst sind es, wie bereits erwähnt, die vorgesetzten Behörden, die angewiesen werden, fortwährend selbst und durch Berichte sich von allem Kenntniß zu verschaffen. Den Kriegs- und Domänenkammer-Mitgliedern erklärt der König: es bleibt bei der Ordre, daß die Euch anvertrauten Städte fleißig bereist werden sollen; ebenso müßt Ihr auch Eure unterhabende Aemter, Vorwerke und Aemterdörfer öfter bereisen und Alles von Grund aus kennen lernen. Nach der Vereinigung der Kommissariate und Kammern zu den Kriegs- und Domänenkammern wird eine Verdoppelung der Controlen dadurch geschaffen, daß den Kriegsräthen aufgetragen wird, bei Bereisung der Städte zugleich auf die Aemter, Vorwerke, Domänenpächter und Zöllner mit acht zu haben und den Kammerräthen ein Gleiches in Bezug auf die Städte vorgeschrieben wird (Ordre vom 27. Januar 1723). Die außerordentlich genau specialisirten „Anweisungen für die Krieges- und Domänenräthe, was dieselben bei Bereisung der Städte und Aemter zu observiren," welche ich bei den Akten gefunden habe, geben das lebendigste Bild von der Verwaltung der damaligen Zeit. Außerdem aber werden vielfach besondere Kommissionen vom Generaldirektorium nach den

Provinzen gesandt, dort eine städtische Verwaltung, hier das Domänenwesen zu untersuchen. Das Generaldirektorium soll den Provinzialkammern scharf „auf dem Pelz sein," damit solche Untersuchungen nicht umsonst verliefen. Besondere Controlbeamte wurden eingeschoben, wo es nöthig schien. Die Generalinstruktion vor alle und jede Controleure vom 6. September 1713 beginnt mit den Worten: „Seine königl. Majestät, unser allergnädigster Herr haben zu Haltung besserer Richtigkeit bei der Accise und Verhütung der vielen Unterschleife nöthig erachtet, daß in allen Städten, wo die Accise introduciret ist, Controleurs bestellt werden sollen." In größern Städten, wie Berlin, wurden außerdem noch besondere Kassencontroleurs neben die Acciseeinnehmer gesetzt.

Die Steuer- und Kriegsräthe hatten über alle unter ihnen stehenden Personen Conduitenlisten zu führen; am 26. August 1739 schreibt der König an die kurmärkische Kammer: „Ihr habt den Commissariis locorum en general aufzugeben, diese Conduitenlisten nicht so obenhin zu traktiren und ihre monita nur bloß bei den kleinen Unterbedienten zu machen, in maßen es nicht sein kann, auch bekannt genug ist, daß unter den vornehmen Magistrats- und Accisebedienten oft sehr schlechte und liederliche Subjecta sind, welche, wenn sie pflicht- und gewissenmäßig angezeiget, entweder sich gewiß bessern oder selbst zur Absetzung Anlaß geben würden." Wie der König ermahnt, den Denunciationen nicht unbedingt Glauben zu schenken, sahen wir oben schon. Aehnlich spricht er sich auch in Bezug auf die Berichte der untern Beamten aus; in der Instruktion für die kurmärkische Kammer von 1723 sagt er: „Ihr habt auf Eurer Hut zu sein, auf der Beamten und anderer Subalternen Berichte Euch nicht zu verlassen, sondern die Sachen selbst, ob auch nicht menschliche affekten und intriguen darunter laufen, zu untersuchen oder doch sonst gründliche und ocularitor Erkundigung davon einzuziehen, in maßen wir die Entschuldigung, daß dieser oder jener Subalterne und Beamte die Sache dergestalt berichtet und vorgestellt und man darauf getrauet, nicht passiren lassen werden, sondern in dergleichen Fall Ihr Alle, Einer für Alle und Alle für Einen, responsable seyn sollet." Es ist derselbe Gesichtspunkt, von dem aus er den Mitgliedern des Generaldirektoriums vorschreibt, sekrete Correspondenz und Espions in den Provinzen zu haben, und zwar von allerhand partikuliere Personen, von Pächter, von Bürgern und Amtleuten, von Bauern und Schulzen und was dergleichen mehr sind. Unter diesen Nachrichten werde zwar sehr viel Falsches, indessen oft auch viel Wahres sein; über Vieles werden sie dadurch bessere Information von demjenigen, was in den Provinzien passiret, erlangen, als durch die Relationes der Kommissariate und Kammern.

Eine ganz sichere Controle über die Kassenführung und die Verwendung der öffentlichen Gelder und damit über die ganze Finanzverwaltung war übrigens nur dann zu erreichen, wenn zu der laufenden Beaufsichtigung eine geordnete Rechnungslegung und Rechnungsabnahme kam. In dieser Beziehung hatte es noch unter dem großen Kurfürsten schlimm genug gestanden. „Ich muß bekennen," schrieb damals der Minister Blumenthal an den Grafen von Waldeck, „daß ich wohl mein Lebtag nichts schlechter gefaßet gefunden, als die Expedition bei der Berliner Amtskammer; auch glaube ich nicht, daß bei 10 Edelleuten im ganzen Lande, ob sie wohl arme Leute sind, sich eine solche Armuth und Mangel finde, als jetzigen Zeit in der kurfürstl. Kaße; alle Rechnungen liegen von vielen Jahren unabgelegt und unjustifizirt; die Aemter sind nicht gehörig visitiret worden." Noch als Friedrich Wilhelm zur Regierung kam, sah es wirr genug im Rechnungswesen aus, wurde nachlässig genug die Rechnungsabnahme besorgt. Es muß den Behörden eingeschärft werden, in den Rechnungen „nicht ein Quartal noch ein Jahr in das andere zu werfen," vier Wochen nach Trinitatis jedes Jahres das letzt verflossene Jahr abzuschließen. Rechnuugen, welche nicht zusammengehören, sollen nun getrennt werden, z. B. die Baurechnungen und Forstrechnungen von den Amtsrechnungen; es wird angeordnet, die Rechnungen, hauptsächlich die Amtsrechnungen, so kurz zusammenzuziehen, daß sie leicht übersichtlich auf zwei Bogen stehen. Hauptsächlich aber werden alle vorgesetzten Behörden angewiesen, die Rechnungen von den ihnen untergeordneten Kassen abzunehmen. Die Steuerkommissare z. B. haben alle Lokal-, Accise-, Steuer-, städtischen Rechnungen abzunehmen (Instruktion vom 6. Mai 1712). Die Provinzialkammern sollen die Aemter-, Zoll- und andere Rechnungen abnehmen und prüfen. Im Jahre 1721 trägt die Magdeburger Kammer auf Errichtung einer besondern Rechnungsabtheilung oder Rechenkammer bei ihr an, was auch genehmigt wird. Zur Prüfung der Provinzial- und Hauptrechnungen hatte Friedrich Wilhelm schon am 2. Oktober 1714 eine besondere selbständige Behörde, die Generalrechenkammer, errichtet, an deren Spitze Creutz als General-Controleur stand; sie wurde 2. März 1723 mit einer neuen Instruktion versehen und in zwei Abtheilungen unter das Generaldirektorium gestellt.

Ueberall wird die Errichtung einer derartigen Behörde, welche nach Art eines Gerichtshofes mit einer gewissen Selbständigkeit das Finanzwesen controlirt, als der wichtigste Schritt zu einer reinen gesetzlichen Verwaltung bezeichnet. Von der Existenz der Generalrechenkammer an datirt auch in Preußen jene Gewissenhaftigkeit und Genauigkeit, die bei Rech-

nungen über Tausende und über Millionen jeden zu wenig gezahlten Pfennig nachfordert, jeden zu viel gezahlten zurückgiebt.

Die Krönung der sämmtlichen Controlanstalten bildet endlich das Fiskalat. Sowohl dem Generalfiskal als den einzelnen Hof- und Unterfiskalen wird durch das Edikt vom 22. Dezember 1716 eingeschärft, darüber zu wachen, daß die publicirten Mandata und Edikta gehalten würden, hauptsächlich daß die Beamten selbst sie strenge beobachteten. „Sollte der General-Fiscal bei denen Collegiis und Befehlshabern, oder auch bei seinen Subalternen Fiscalen einige Nachläßigkeit in Observirung unserer Edicte, Verordnungen und Befehle und daß sie ihr Amt dabei negligirten oder connivirten, wahrnehmen, hat er solches Uns immediate anzuzeigen, alsdann ihm darunter die starke Hand und Nachdruck durch ohnnachläßige Cassation, auch dem Befinden nach durch andere Exemplarische Strafen gebothen werden soll."

Es wird nöthig sein, von der Institution des Fiskalats, das den Nachlebenden gewöhnlich in so schwarzen Farben gemalt wird, noch etwas näher zu sprechen; es geschieht das aber besser im Zusammenhang mit den Strafen überhaupt und den Belohnungen, die von Friedrich Wilhelm gegenüber seinen sämmtlichen Dienern angewandt wurden. Ehe ich davon handle, möchte ich den vorstehenden Bemerkungen über Auswahl, Amtspflichten und Controlirung der gewöhnlichen Beamten noch einige Worte über den Stand der Offiziere und der Geistlichen hinzufügen. Sie gehören ja in weiterem Sinne auch zu den Beamten. Und auch für sie waren die Maßregeln Friedrich Wilhelm's bedeutungsvoll. Natürlich kann ich dabei weder auf die eigentliche Armee- noch auf die kirchliche Organisation als solche näher eingehen.

Gustav Schmoller.

Die Rüstungswochen.

Als in der zweiten Woche des Juli dem überraschten Europa unzweifelhaft klar wurde, daß Frankreich den Krieg wolle, daß die mit so gewaltigem Geräusch begrüßte Thronkandidatur eines Hohenzollern in Spanien nichts sei, als der Vorwand, um einen lange vorbereiteten Krieg vom Zaune zu brechen, da fürchtete man in ganz Europa und zumal in dem zunächst bedrohten Deutschland, daß dieser Krieg beginnen werde mit einem Ueberfall. Allgemein war man der Ansicht: die wohlvorbereitete französische Regierung, welche den Kriegsfall just in demjenigen Augenblick des Jahres herbeigeführt hatte, der ihr die eminent günstigsten militärischen Konjunkturen eröffnete, würde sofort zu einer Occupation unsere Rheinlande schreiten, hier unsere Mobilmachung zu stören suchen und mit dem gewonnenen Pfande in der Hand und in der Gewißheit, den Krieg nicht im eigenen, von schwerer Mißernte geschlagenen Lande führen zu müssen, von vornherein eine glänzende Stellung einnehmen, deren „Prestige" und unverkennbare Vortheile an und für sich schon als ein großer erster Sieg zu betrachten gewesen wären. — Fast nur in rein militärischen Kreisen traten entschiedene und ernste Bedenken gegen eine solche, in der That äußerst einleuchtende Ansicht auf. Man weiß, daß sich jedes Regiment der französischen Armee aus ganz Frankreich rekrutirt, daß also die Einziehung der Reserven viel schwieriger und zeitraubender ist als bei uns; und so schien es doch im hohem Grade gewagt, mit immobilen, noch auf Friedensstärke befindlichen Truppen in Feindesland einzurücken, sie hier einem, doch immerhin möglichen Fehlschlage auszusetzen und nachher nicht zu wissen — wohin mit den nachfolgenden führerlosen Reservemassen? woher Ersatz für die weitentfernten, vielleicht in ihren Verbindungen bedrohten oder gar abgeschnittenen Cadres nehmen? Diese Erwägungen ließen den sofortigen Einfall der Franzosen in das Rheinland mit immobilen Truppen zwar als möglich, aber doch als unwahrscheinlich erkennen. Man hielt geradezu die Franzosen für zu gute Soldaten zu einem solchen Va-banque-Spiel, und man hat sich hierin auch nicht getäuscht. Eine genauere Betrachtung der einschläglichen Verhältnisse wird dies erläutern und wird die wohlbegründete Zuversicht verstehen lassen, mit welcher die leitenden militärischen Kreise Preußens an die Ausführung einer ganz regelmäßigen Mobilmachung gingen, Verzicht leisteten auf jede eilfertige provisorische Aufstellung und „ohne Hast, aber auch ohne Rast" den Aufmarsch der Armee planmäßig durchführten.

Unmittelbar vor der Mobilmachung und der Konzentration war die Dislocation der französischen Armee folgendermaßen angeordnet:

In und bei Paris:

Das Garde-Corps.

1. Infanterie-Division Deligny: 1. Brigade Brincourt (Garde-Chasseur-Bat., 1. u. 2. Garde-Voltigeur-Regt.). 2. Brigade Garnier (3. und 4. Garde-Voltigeur-Regt.).

2. Infanterie-Division Picard: 1. Brigade Jeanningros (1. Grenadier-Regt., Zuaven-Regt.). 2. Brigade Le Poittevie de la Croix (2. und 3. Garde-Grenadier-Regt.).

Kavallerie-Division Desvaux: 1. Kavallerie-Brigade de Barail (Chasseurs und Guiden). 2. Brigade de France (Dragoner und Lanciers). 3. Brigade du Preuil (Karabiniere und Kürassiere).

Garde-Artillerie zu 12 Batterien von je 6 Geschützen.

Linien-Truppen.

Infanterie-Regimenter Nr. 7, 19, 29, 41, 59, 62, 69, 71, 81, 90, 95; ferner das 7., 15., 17., 18. und 19. Chasseur-Batll.; an Kavallerie das 3., 10. und 12. Chasseur-Regt., das 2., 5. und 7. Husaren-Regt.

Im Lager von Chalons:

1. Infanterie-Division Bergé.
   1. Brig. Tixier (3. Chasseur-Bat., Linien-Infanterie-Regtr. Nr. 32 und 55).
   2. Brig. Jolivet (Linien-Infanterie-Regimenter Nr. 76 und 77).
   2 Batterien, 1 Sappeur-Kompagnie.
2. Infanterie-Division Bataille.
   1. Brig. Pouget (12. Chasseur-Bat., Linien-Infanterie-Regtr. Nr. 8 und 23).
   2. Brig. Péchot (Linien-Infanterie-Regimenter Nr. 66 und 67).
   2 Batterien, 1 Sappeur-Kompagnie.
3. Infanterie-Division Ducrot.
   1. Brig. Maudhuy (10. Chasseur-Bat., Linien-Infanterie-Regtr. Nr. 2 und 63).
   2. Brig. Micheler (Linien-Infanterie-Regtr. Nr. 24 und 40).
   1 Marine-Infanterie-Regt., 2 Batterien, 1 Sappeur-Kompagnie.

Kavallerie-Division Lichtlin.
   1. Brig. de Valabrègue (4. und 5. Chasseur-Regt.).
   2. Brig. Bachelier (7. und 12. Dragoner-Regt.).
   3. Brig. Girard (1. und 4. Kürassier-Regt.).

Artillerie-Res. 2 fahrende und 2 berittene Batterien.

1 Komp. Artillerie-Train, 2 Sappeur-Komp., 1 Mineur-Komp., 3 Komp. Train.

Im nordöstlichen Frankreich:

Infanterie-Regtr. Nr. 1, 6, 15, 44, 50, 54, 57, 60, 65, 73, 75, 80, 85, 91, die Chasseur-Bat. Nr. 5 und 11; an Kavallerie: das 10. Kürassier-Regt., 2., 4., 5., 8., 11. Dragoner-Regt.

Im Elsaß und östlichen Frankreich:

Infanterie-Regtr. Nr. 18, 45, 53, 74, 78, 84, 96, die Chasseur-Bat. Nr. 13, 16; an Kavallerie: 2., 3., 7., 8., 9. Kürassier-Regt., das 3. und 6. Dragoner-Regt., 2., 3., 5., 6. Lanciers-Regt.

In und bei Lyon:

Infanterie-Regtr. Nr. 11, 17, 27, 30, 46, 49, 61, 68, 86, 88, 97, das 4. und 14. Chasseur-Bat.; an Kavallerie: das 4., 7. und 8. Lanciers-Regt., das 3. Husaren-Regt., das 11. Chasseur-Regt.

Im südlichen Frankreich:

Infanterie-Regtr. Nr. 3, 4, 5, 36, 48, 56, 79 (in Bastia), 83, 87, 89, 99, 100; an Kavallerie: das 1. Dragoner-Regt., 4. Husaren-Regt.

In Savoyen und Nizza:

Infanterie-Regtr. Nr. 21, 37, 47.

An den Pyrenäen:

Infanterie-Regtr. Nr. 20, 22, 31, 34, 52, 58, 72, 82, die Chasseur-Bat. Nr. 8 und 19; an Kavallerie: das 2., 6., 8. Chasseur-, 6. Husaren-Regt.

Im nordwestlichen und mittleren Frankreich:
Infanterie-Regtr. Nr. 9, 10, 12, 13, 14, 25, 26, 28, 33, 43, 64, 70, 93, 94, 98; die Chasseur-Bat. Nr. 1, 2, 20; an Kavallerie: das 1. Husaren-Regt., 5., 6., 7. Kürassier-Regt., 9., 10. Dragoner-Regt., 1. Lanciers-Regt.

In Civita vecchia:
Infanterie-Regtr. Nr. 35, 42, das 6. Chasseur-Bat.; an Kavallerie: 2 Esk. des 7. Chasseur-Regts.

In Algerien:
Infanterie-Regtr. Nr. 16, 38, 39, 92, das 9. Chasseur-Bat., das 1., 2. und 3. Zuaven-Regt., das 1., 2. und 3. Bat. leichter afrikanischer Infanterie (Zephyrs, Verbrecher-Bataillone), das Fremden-Regt., 1., 2. und 3. Regt. Turcos; an Kavallerie: das 8. Husaren-Regt., das 1. und 9. Chasseur-Regt., das 1., 2., 3. und 4. Regt. Chasseurs d'Afrique, das 1., 2. und 3. Regt. Spahis (geworbene Reiterei).

Von diesen Truppen stehen beständig auf Kriegsfuß und konnten also sofort bei Ausbruch des Krieges als marschfertig betrachtet werden: die Infanterie des Garde-Corps,*) ferner die 3 Regimenter Zuaven, 3 Regimenter Turcos und das Fremden-Regiment, d. h. ungefähr 22 bis 23,000 Mann — eine Infanterie-Macht, welche unter Beigabe der nöthigen Spezialwaffen, auf deren Mobilmachung man vorläufig wohl oder übel hätte verzichten müssen, allerdings im Stande gewesen wäre, eine recht unbequeme Invasion zu machen — wenn sie beisammen und nahe genug gewesen wäre. Aber die mitgetheilte Dislokations-Uebersicht zeigt, daß diese bereiten Truppen zur Hälfte in Paris, zur Hälfte in Afrika standen. Die letzteren fallen also von vornherein aus der Rechnung; was aber die Garde betrifft, so wäre es ganz gegen die Napoleonische Tradition, diese Hauptstütze des persönlichen Regiments an ein Abenteuer zu wagen.

Wenn man aber mit immobilen Truppen einen Einfall in Preußen beabsichtigte, so standen dazu in erster Reihe zu Gebot: die Truppen des Lagers von Chalons, sowie die im Elsaß und im nordöstlichen und östlichen Frankreich. Zu baldigem Nachschube, noch vor Eintreffen der Reserven, hätten die Linien-Truppen der Armee von Paris und die Armee von Lyon verwendet werden können, wobei es freilich höchst fragwürdig bleibt, woher die entschieden nothwendigen Bespannungen für die Munitionskolonnen und Trains hätten genommen werden sollen. Doch, man kann annehmen, da sei in aller Stille Vorsorge getroffen. Im Ganzen wären also an 80,000 Mann Infanterie und 14,000 Pferde, d. h. mit den dazu gehörigen Spezialwaffen gegen 100,000 Mann, zu einer momentanen Invasion verwendbar gewesen.**) Es fragt sich, welche Folgen dies gehabt

*) Diese kann sich wenigstens aus der unmittelbarsten Umgebung von Paris sofort complet machen. Sie steht au pied de rassemblement.

**) Die Infanterie-Bataillone sind bei dieser Berechnung natürlich nur zu je 6 Kompagnien auf Friedensstärke, die Kavallerie-Regimenter zu je 4 Eskadrons angenom-

hätte. Angenommen, daß seitens der vielen betheiligten Civil- und Militär-Behörden für den Eisenbahn-Aufmarsch jenes Invasions-Corps Alles in der höchstmöglichsten Vollkommenheit vorbereitet gewesen wäre, so würden doch — von dem Tage der ersten beiderseitigen Kriegsbewegungen an gerechnet — wenigstens 5 Tage verflossen sein, ehe die 100,000 Mann auf der die preußische Landspitze umfassenden Bahnlinie: Saargemünd-St. Avold-Metz-Diedenhofen hätte ausgeschifft sein können. Fanden sie nun keinerlei Widerstand irgend einer Art, so blieb doch, um die Rheinlinie und mit ihr ein nennenswerthes Resultat dieser gewagten Diversion zu erreichen, noch ein Fußmarsch von über zwanzig Meilen zurückzulegen, der ihnen selbst bei ausgezeichnetster Leistungsfähigkeit mindestens 6 Tage gekostet hätte. Dies macht in Summa 11 Anmarschtage. Am 11. Mobilmachungstage aber hatten wir in Wirklichkeit allein 118,000 Mann mobiler preußischer Truppen in der Linie Call-Koblenz-Mainz-Landau, die sich, gestützt auf unsere Festungen, täglich um mehrere Zehntausende verstärkten. So wäre denn das Invasions-Corps unfehlbar erdrückt worden; der größeste und beste Theil der französischen Armee wäre niemals dazu gekommen, auch nur auf Kriegsstärke zu gelangen, und ohne Anhalt, ohne Führerschaft hätten seine Reserven bei den Depots in der Luft geschwebt. Und was wäre erreicht gewesen? Eine vorübergehende Störung der Mobilmachung eines einzigen (des VIII.) Armee-Corps, eine Ausfouragirung des unteren Mosellandes und der armen Eifel und — ein Grab in deutscher Erde.

Nein — es mag wol sein, daß solche abenteuerlichen Pläne als „spanische Schlösser" im Boudoir der Kaiserin entworfen und ausgebaut worden sind — im Dépôt de la guerre und im Marschallsrathe des Kaisers hat man das Project wol kaum ernsthaft in Erwägung gezogen; man ging auch in Frankreich den Weg der formgerechten, wenn auch ersichtlich überstürzten Mobilmachung, und der preußische Generalstab hatte gewiß Recht, auf jene Anwandlungen gar keine Rücksicht zu nehmen.

Schon am 8. Juli scheint, wenn auch zunächst ganz unter der Hand, die Einziehung der französischen Reserven begonnen zu haben.

Die Reserve, deren Vermehrung und Umgestaltung sich das Gesetz vom 1. Februar 1868 zur Aufgabe gestellt, genießt die Früchte dieser Reform erst zum kleinen Theile. Sie bestand beim Ausbruch des Krieges aus einer I. Portion ausgebildeter gedienter Mannschaft von 32,800

---

men, da die Depot-Kompagnien der ersteren, die Depot-Divisionen und Ersatz-Eskadrons der letzteren unbedingt hätten zurückbleiben müssen, weil andernfalls eine Aufstellung der während der Invasion einzuziehenden Reserven geradezu eine Unmöglichkeit gewesen wäre.

und einer II. Portion halb ausgebildeter Krümper (Fünfmonatssoldaten) von 90,000 Mann Stärke. Diese 122,800 Mann sollten derart vertheilt werden, daß 40,000 Mann zur Verstärkung der activen Armee, der Rest aber bei Aufstellung von Ersatz-Truppen Verwendung fände.

Es bildeten sich nun:

Bei der Infanterie:

Pro Regiment:
- 3 Feld-Bataillone zu 700 Mann in 6 Kompagnien.
- 1 viertes Bataillon activer Mannschaft.*)
- 2 Depot-Kompagnien, welche durch Zutheilung von Mobilgardisten zu einem Depot-Bataillon von 900 Mann ergänzt werden sollen.

Pro Jäger-Bataillon:
- 1 Feld-Bataillon (gleich dem der Infanterie).
- 1 Depot-Division (2 Kompagnien).
- Aus je 2 Depot-Divisionen: 1 kombinirtes aktives Bataillon zu 4 Kompagnien.

Bei der Kavallerie:

Pro Garde- und leichtes Kavallerie-Regiment:
- 4 Feld-Eskadrons zu je 125 Säbeln.
- 1 Depot-Division (2 Eskadrons).

Pro schweres und Linien-Kavallerie-Regiment:
- 4 Feld-Eskadrons zu je 125 Säbeln.
- 1 Depot-Eskadron.

Für die Feld-Armee erfolgte eine große Zahl von Ernennungen und Beförderungen. Ihren Oberbefehl übernahm der Kaiser Napoleon. Zu seinem Major-General (Chef des Generalstabs der Armee) ernannte er den bisherigen Kriegsminister, Marschall Le Boeuf, als dessen Stellvertreter im Ministerium der Divisions-General Dejean bezeichnet wurde. Als Generaladjutanten des Kaisers wurden die Divisions-Generale Lebrun und Jarras dem großen Generalstabe des Hauptquartiers zugetheilt, während ebendaselbst die Divisions-Generale Coffinières de Nordeck und Soleille als erste Offiziere des Genies, respective der Artillerie fungiren. — Zum Hauptquartier gehören außerdem die Eskadrons der Cent-Gardes und der Elite-Gendarmen, ungefähr 300 Reiter.

---

*) Ein solches war durch das Gesetz vom 22. Januar 1868 nicht vorgesehen, welches vielmehr 6 Depot-Kompagnien aufgestellt wissen will. Erst am 14. Juli d. J. befahl der Kaiser, daß die siebenten Kompagnien der drei Bataillone jedes Regiments und die achte Kompagnie des 1. Bataillons zu einem vierten Bataillon von 4 Kompagnien zusammentreten sollten, während sich aus den achten Kompagnien des 2. und 3 Bataillons und 2 neu zu errichtenden Kompagnien das Depot des Regiments zu formiren habe. Es ist die Frage, inwieweit jenes vierte Bataillon wirklich verwendbar ist, noch fraglicher aber ist es, ob die Depot-Truppen in ihrer unvorhergesehenen Verfassung ausreichen werden, den Ersatz für die 3 im Feuer gestandenen Feld-Bataillone wirklich zu leisten.

Ordre de Bataille der französischen Feld-Armee.*)

Garde.

D. G. Bourbaki.
(20,000 M. Infanterie,**) 3600 Pferde und 12 Batterien.)

1. Division. D. G. Deligny.
 1. Brig. G. Brincourt (Garde-Jäger, 1. u. 2. Garde-Voltigeur-Regt.).
 2. Brig. G. Garnier (3. u. 4. Garde-Voltigeur-Regt.).
2. Division. D. G. Picard.
 1. Brig. G. Jeanniegros (Garde-Zuaven, 1. Garde-Grenadier-Regt.).
 2. Brig. G. Poitevin (2. u. 3. Garde-Grenadier-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G. Desveaux.
 1. Brig. G. Halma de Frétay (Guiden- u. Chasseur-Regt.).
 2. Brig. G. de France (Lancier- u. Dragoner-Regt.).
 3. Brig. G. de Preuil (Kürassier- u. Karabinier-Regt.).

I. Corps.

Marschall Mac Mahon, Duc de Magenta. Chef des Stabes: Gen. Colson.
(36,400 M. Infanterie, 3500 Pferde und 18 Batterien.)

1. Division. D. G. Ducrot.
 1. Brig. G. Moreno (13. Chasseur-Bat., 18. u. 96. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Portis de Houlboc (45., 74. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. Douay.
 1. Brig. G. Peltier de Montmarie (16. Chasseur-Bat., 50., 78. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Pellé (1. Zuaven-, 1. Turcos-Regt.).
3. Division. G. Raoult.
 1. Brig. G. L'Hérillier (8. Chasseur-Bat., 36., 48. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Lefebre (2. Zuaven-, 2. Turcos-Regt.).
4. Division. D. G. de Lartigue.
 1. Brig. G. Fraboulet (1. Chasseur-Bat., 56., 87. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Lacretelle (3. Zuaven-, 3. Turcos-Regt.).
Kavallerie-Division. G. Duhesme.
 1. Brig. G. de Septeuil (3 Husaren-, 11. Chasseur-Regt.).
 2. Brig. G. de Nansouty (2. u. 6. Lancier-, 10. Dragoner-Regt.).
 3. Brig. G. Michel (8. u. 9. Kürassier-Regt.).

II. Corps.

D. G. Frossard. Chef des Stabes: Gen. Saget.
(27,300 M. Infanterie, 2000 Pferde und 15 Batterien.)

1. Division. D. G. Bergé.
 1. Brig. G. Letellier-Valazé (3. Chasseur-Bat., 32., 55. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Jolivet (76. u. 77. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. Bataille.
 1. Brig. G. Pouget (12. Chasseur-Bat., 8., 23. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Fauvart-Bastoul (66., 67. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. de Laveaucoupet.
 1. Brig. G. Doens (10. Chasseur-Bat., 2., 63. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Micheler (24., 40. Infanterie-Regt.).

---

*) Mit Ausnahme einiger Modificationen und Zusätze nach dem „Militär-Wochenblatt."
Im Allgemeinen sei bemerkt, daß die Spezialwaffen folgendermaßen vertheilt sind:
Artillerie:
 Bei jeder Division: 2 4pfündige und 1 Mitrailleur-Batterie.
 Bei jedem Armee-Corps als Reserve-Artillerie: 2 4pfündige, 2 reitende und 2 12pfündige (resp. 8pfündige) Batterien. — Ferner eine Ponton-Kolonne mit 1 Kompagnie Pontonniers und 1 Kompagnie Artillerie-Train. (Diese Truppen zählen in Frankreich zur Artillerie.)
Genie:
 Bei jeder Division: 1 Kompagnie Sappeure.
 Bei jedem Armee-Corps: 1 Kompagnie Sappeure, 1 Schanzzeug-Kolonne und 1 Telegraphen-Detachement.

**) Die Garde-Bataillone sind zu 800 Mann angenommen.

Kavallerie-Division. D. G. Lichtlin.
1. Brig. G. Balabrègue (4., 5. Chasseur-Regt.).
2. Brig. G. Bachelier (7., 12. Dragoner-Regt.).

III. Corps.

Marschall Bazaine. Chef des Stabes: Gen. Manèque.
(36,400 M. Infanterie, 3500 Pferde und 18 Batterien.)

1. Division. D. G. Montaudon.
1. Brig. G. Aymard (18. Chasseur-Bat., 51., 62. Infanterie Regt.).
2. Brig. G. Clinchant (81., 95. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. Castagny.
1. Brig. G. Cambriels (15. Chasseur-Bat., 19., 41. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Duplessis (69., 90. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. Metmann.
1. Brig. G. de Potier (7. Chasseur-Bat., 7., 29. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Arnaudeau (59., 71. Infanterie-Regt.).
4. Division D. G. Decaen.
1. Brig. G. de Bauer (11. Chasseur-Bat., 44., 60. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Sanglé de Ferrières (80., 85. Infanterie-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G de Clerambault.
1. Brig. G. Bruchard (2., 3., 10. Chasseur-Regt.).
2. Brig. G. Maubrunches (2., 4. Dragoner-Regt.).
3. Brig. G. de Juinac (5., 8. Dragoner-Regt.).

IV. Corps.

D. G. de l'Admirault. Chef des Stabes: Gen. Desaint de Marthille.
(27,300 M. Infanterie, 2000 Pferde und 15 Batterien.)

1. Division. D. G. de Cissey.
1. Brig. G. Brayer (20. Chasseur-Bat., 1., 6. Infanterie-Reg.),
2. Brig. G. de Golbert (57., 73. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. Rose.
1. Brig. G. Bellecourt (5. Chasseur-Bat., 13., 43. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Pradier (64., 98. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. de Loreucey.
1. Brig. G. Pajol (2. Chasseur-Bat., 15., 33. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Berger (54., 65 Infanterie-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G. Legrand.
1. Brig. G. de Montaigne (2., 7. Husaren-Regt.).
2. Brig. G. de Gondrecourt (3., 11. Dragoner-Regt.).

V. Corps.

D. G. de Failly. Chef des Stabes: Gen. Blesson.
(27,300 M. Infanterie, 2000 Pferde und 15 Batterien.)

1. Division. D. G. Goze.
1. Brig. G. Grenier (4. Chasseur-Bat., 11., 46. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Nicolas (61., 86. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. de l'Abadie d'Aydrien.
1. Brig. G. Lapanet (14. Chasseur-Bat., 49., 84. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. de Maussion (88., 97. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. Guyot de Lespars.
1. Brig. G. Abbatucci (19. Chasseur-Bat., 17., 27. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. de Fontanges (30., 68. Infanterie-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G. Brabaut.
1. Brig. G. de Bernis (5. Husaren-, 12. Chasseur-Regt.).
2. Brig. G. de la Mortiere (3., 5. Lancier-Regt.).

VI. Corps.

Marschall Canrobert. Chef des Stabes: Gen. Henri.
(34,300 M. Infanterie, 3000 Pferde und 18 Batterien.)

1. Division. D. G. Tixier.
1. Brig. G. Pechot (9. Chasseur Bat., 4., 10. Infanterie-Regt.).
2. Brig. G. Le Roy de Dais (12., 100. Infanterie-Regt.).

2. Division. D. G. Bisson.
 1. Brig. G. Noel (9., 14. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Maurice (20., 31. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. Lafond de Villiers.
 1. Brig. G. Buquet de Saunay (75., 91. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Colin (93., 94. Infanterie-Regt.).
4. Division. D. G. Martimprey.
 1. Brig. G. de Marguenat (25., 26. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. de Chanabrielles (28., 70. Infanterie-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G. de Salignac Fénelon.
 1. Brig. G. Tilliard (1. Husaren-, 6. Chasseur-Regt.).
 2. Brig. G. Savaresse (1., 7. Lancier-Regt.).
 3. Brig. G. de Réville (5., 6. Kürassier-Regt.).

VII. Corps.

D. G. Felix Douay.

(26,600 M. Infanterie, 2500 Pferde und 15 Batterien.)

1. Division. D. G. Conseil-Dumesnil.
 1. Brig. G. Nicolai (17. Chasseur-Bat., 3., 21. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Maire (47., 99. Infanterie-Regt.).
2. Division. D. G. Liébert.
 1. Brig. G. Guiomar (6. Chasseur-Bat., 5., 37. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. de la Bastide (53., 89. Infanterie-Regt.).
3. Division. D. G. Dumont.
 1. Brig. G. Bordas (52., 79. Infanterie-Regt.).
 2. Brig. G. Cassivol de Précharsant (82., 83. Infanterie-Regt.).
Kavallerie-Division. D. G. Ameil.
 1. Brig. G. Cambriel (4. Husaren-, 4. u. 8. Lancier-Regt.).
 2. Brig. G. Joly Ducolombier (6. Husaren-, 6. Dragoner-Regt.).

Reserve-Kavallerie.

(6000 Pferde und 9 Batterien.)

1. Division (1., 2., 3., 4. Regt. Chasseurs d'Afrique).
2. Division (1., 2., 3., 4. Kürassier-Regt.).
3. Division (1., 9. Dragoner-, 7., 10. Kürassier-Regt.).

Feld-Eisenbahn-Abtheilung.

Nur in ganz geringer Stärke formirt, aber im Augenblick der Mobilmachung aus Mannschaften der Mobilgarde unter Führung militärischer Ingenieure sehr bedeutend verstärkt.

Die Gesammtstärke der Feld-Armee berechnet sich auf Grundlage dieser Ordre de Bataille und der früher angegebenen, sehr wahrscheinlichen Ausrückungsstärken der taktischen Einheiten auf:

Infanterie . . .	235,600 Mann	
Kavallerie . . .	28,400 Reiter	
Artillerie . . .	23,300 Mann	(darunter ca. 3000 Pontonniere und Artillerie-Train) mit 135 Batterien (incl. 26 Mitrailleur-Batterien) = 810 Geschütze
Genie.	ca. 5,000 Mann	
Train	ca. 4,800 Mann	
Gesammtkopfstärke	297,100 Mann.	

Besatzungs- und Ersatz-Truppen.

A. Linien-Truppen.

In Frankreich: Zu freier Verfügung im Osten: An Kavallerie: das 8. Husaren- u. 11. Chasseur-Regt., das 2., 4., 5. u. 8. Dragoner-Regt An Artillerie: 42 Batterien (3000 Reiter u. 6300 Artilleristen).

Festungs-Truppen: Artillerie u. Genie: ca. 10,000 Mann.

An der spanischen Gränze: Die Infanterie-Regtr. No. 22, 34, 58 u. 72; an Kavallerie: das halbe 7. und das 8. Regt. Chasseurs; an Artillerie: 3 Batterien (8400 M. Infanterie, 750 Reiter, 450 Artilleristen).

Im Kirchenstaat: Die Infanterie-Regtr. Nr. 35 u. 42; an Kavallerie: das halbe 7. Chasseur-Regt.; an Artillerie: 2 Batterien (4200 M. Infanterie, 250 Reiter, 300 Artilleristen).

In Algerien: Die Infanterie-Regtr. Nr. 16, 38, 39, 92, das Fremden-Regiment, die „Zephyrs;" an Kavallerie: das 8. Husaren-, das 1. u. 9. Chasseur-Regt. u. 3 Regimenter Spahis; an Artillerie: 8 Batterien (14,000 M. Infanterie, 3000 Reiter, 1200 Artilleristen).

Summe der zurückgebliebenen Linien-Truppen: 26,600 M. Infanterie, 7000 Reiter, 18,250 M. Artillerie- u. Genie-Soldaten.

B. Depot-Truppen.

119 Vierte-Bataillone und combinirte Jäger-Bataillone, in Stärke von ungefähr je 500 Mann = 60,000 Mann. — Diese Bataillone werden mit den zu freier Verfügung in Frankreich zurückgebliebenen Kavallerie-Regimentern und Batterien 3 Reserve-Armee-Corps bilden.

Die Depot-Kompagnien mit einem Krümperstamm von ca. 12,000 Mann und bevorvorstehender, hier nicht zu berechnender Ergänzung aus der Mobilgarde.

Die Depots der Chasseurs z. F. = ca. 1700 Mann.

60 Kavallerie-Depots zu 1 Eskadron = 7500 Mann und 3000 Remontereiter.

21 Artillerie-Depots zu 400 Mann = 8400 Mann.

3 Depots für Genie, 2 für Train, 5 für Equipage, 15 für Administration = 3000 M.

Summe der Reserve- resp. Depot-Truppen: 95,600 Mann.

C. Polizei-Truppen.

Garde-de-Paris 2 Bataill. u. 4 Eskadrons = ca. 1500 M. Infanterie u. 300 Reiter.

Regiment Sappeurs-Pompiers = 2000 Mann.

Departemental-Gendarmerie in 26 Legionen u. 92 Kompagnien = ca. 7500 M. Infanterie u. 12000 Reiter.

Summe der Polizei-Truppen: 23,300 Mann.

D. Mobilgarde.

Für diese in ihrem Werthe höchst zweifelhafte Truppe hatte noch im letzten Augenblicke das Möglichste geschehen sollen. Am 9. Juli richtete der Kriegsminister an alle Corpsführer ein Rundschreiben, welches sie aufforderte, in kürzester Frist ein namentliches Verzeichniß derjenigen Offiziere mitzutheilen, welche, wegen angegriffener Gesundheit beurlaubt, mit ihrem, oder einem höheren Grade in die Mobilgarde einzutreten wünschten. Von dieser „Volkswehr" sollten zunächst 143 Bataillone der Osthälfte Frankreichs aufgestellt werden,*) auf deren Formation allerdings nur theilweise schon früher Bedacht genommen war. — Als am besten organisirt und geschult galt die Mobilgarde des Seine-Departements (Paris), welche in 6 Regimenter Infanterie und 1 Artillerie-Regiment formirt

*) Nämlich die der 1. bis 7. Militär-Division.

werden sollte.*) Zur Beschleunigung dieser Neubildungen war beabsichtigt, diese sämmtlichen Truppen in den Lagern von Chalons, Lannemezan, St. Maur, Sathonay und Pas des Lanciers zusammenzuziehen. Eine solche Maßregel war auch durchaus nothwendig, um der Mobilgarde wenigstens einigermaßen die Grundelemente militärischer Haltung beizubringen. Diese fehlten ihr beim Ausbruch des Krieges noch gänzlich. Denn die Mannschaft**) dieser Neuschöpfung, vorher niemals ausgebildet, darf ja jährlich höchstens zu 15, jedesmal nur einen Tag in Anspruch nehmenden Uebungen herangezogen werden; selbst diese Uebungen haben aber kaum hie und da stattgefunden, sodaß man sogar von der Pariser Mobilgarde wenig Besseres sagen darf, als daß ihre Mannschaften wenigstens in die Listen eingetragen und der größte Theil der Offiziere ernannt war. Bekleidung und Ausrüstung scheint für die Pariser Mobilgarde und die der östlichen Departements vorhanden zu sein. Als Bewaffnung sollen die Gardisten das umgeänderte alte Gewehr (fusil à tabatière) erhalten, mit welchem sie freilich nicht ausgebildet sind, zu dem sie kein Zutrauen haben und von dem sehr zweifelhaft ist, ob die genügende Munition für dasselbe vorhanden ist; denn die der Chassepot-Gewehre kann es nicht brauchen. So flößte denn dieser Theil der französischen Nationalbewaffnung den leitenden Persönlichkeiten in Frankreich selbst nur ein höchst geringes Vertrauen ein, und er schien vorzugsweise dazu verwendet werden zu sollen, durch große Zahlen auf dem Papiere zu imponiren, an welchem bequemen Selbsttäuschungs- und Einschüchterungsmittel es die kaiserliche Publizistik denn auch nicht hat fehlen lassen. In Wahrheit aber wird man vermuthlich noch allzuhoch greifen, wenn man für die bei Beginn des Krieges aufgestellten Mobilgarden eine Gesammtkopfstärke von 150,000 Mann in Rechnung stellt.

Unter dieser Annahme ergeben sich für die französische Landmacht folgende Totalsummen:

Feld-Armee	297,100	Mann
Reserve-Armee, Depots und Polizei-Truppen	170,750	Mann
Mobilgarde	150,000	Mann
Total . .	617,850	Mann.

*) Dies wird wol überhaupt die Normalformation sein; denn auch die Mobilgarde des Saone-Departements ist in 6 Regimenter Infanterie und 6 Batterien eingetheilt. Ein großer Theil der Mobilgarde dürfte indessen, wie schon erwähnt, gar nicht selbständig formirt, sondern zur Ergänzung der durch Errichtung der vierten Bataillone entstandenen Lücken in die Depots eingereiht werden.

**) Sie besteht aus den Freigelooſten des jährlichen Contingents, aus denen, welche sich in der aktiven Armee vertreten ließen, und aus denen, welche als Söhne von Wittwen u. dgl. gesetzlich vom Heerdienst befreit sind.

Blicken wir noch einmal auf die Gesammtanordnung der französischen Streitkräfte zurück, so ist ersichtlich, daß für die Feldarmee Alles in Anspruch genommen ist, was nur irgend herangezogen werden konnte. Der Spectateur militaire hat in einer nicht allzulange vor dem Kriege veröffentlichten Schätzung der Militärmacht Frankreichs für entschieden nothwendig erklärt, daß 60,000 Mann in Algier zurückblieben; man sieht jedoch, wie tief das französische Kriegsministerium unter diese Ziffer hinabgegangen ist. — Wichtiger aber ist noch eine andere Bemerkung. Außer der Armee in Algier und außer den geringen der romanischen Politik in Spanien und Italien dienstbaren Truppen-Corps an den Pyrenäen und in Rom, ist notorisch die gesammte stehende Armee Frankreichs in die Ordre de Bataille eingereiht, oder zur Complettirung der Reserve-Armee-Corps bestimmt. Nun war, während der Krieg drohte, so laut und bestimmt die Rede von einem bereits formirten 40,000 Mann starken Landungs-Corps, welches unter den Befehlen des Grafen Palikao an den deutschen Küsten agiren sollte, daß die Sorge vor einem maritimen Ueberfall in manchen Kreisen noch stärker war, als die vor einer überraschenden Invasion in das rheinische Land. Diese Befürchtungen waren, wie die Ordre de Bataille lehrt, zunächst unbegründet; es ist kein Landungs-Corps formirt worden, und es blieben auch keine anderen Truppen dafür verfügbar als 12 Bataillone Marine-Infanterie, eine Macht, welche sich freilich aus den ziemlich bedeutenden Reserve-Beständen an Seetruppen ohne Schwierigkeit mehr als verdoppeln läßt. Eine solche Maßregel aber, welche sich über die weitausgedehnte Küste ganz Frankreichs erstreckt, ist ziemlich zeitraubend, und dieser Umstand, sowie die Unzulänglichkeit der Transportflotte erklären es, daß der Besieger der Chinesen noch in Paris anwesend war, als in Folge der unvermutheten Ereignisse in Lothringen an ihn der Ruf erging, statt an Bord zu gehen an die Spitze des Ministeriums zu treten.

Am 8. Juli scheint, wie schon erwähnt, die Einziehung der französischen Reserven begonnen zu haben. Offiziell ausgesprochen wurde sie erst am 14ten desselben Monats. Alle verfügbaren Transportschiffe begaben sich gleichzeitig an die algerische Küste, wo sofort die Einschiffung der für die Feld-Armee bezeichneten afrikanischen Truppen begann. — Da die Remontirung in Frankreich früher stets auf Schwierigkeiten gestoßen war, so hatte man seit Jahren consequent das Prinzip verfolgt, die Pferde an den Landmann „auszuleihen,“ um sie in jedem Augenblicke bei der Hand zu haben, und unterstützt durch einen außerordentlich hohen Pferde-Etat, beständig in der Lage zu sein, die Operationen so schnell als irgend möglich zu eröffnen. Als es aber nun an die

Einforderung der Pferde ging, ergab es sich trotz alledem, daß sie sowol an Qualität als an Quantität unzureichend seien; die Verlegenheit war groß; die Zufuhr von England reichte nicht aus, und so nahm man denn keinen Anstand, die Pferde der Gendarmerie zum großen Theile für die Bespannungen der Batterien, der mobilen Schwadronen und des train des equipages heranzuziehen: eine zweischneidige Maßregel; denn da man in Frankreich die Polizei-Truppen zur Kriegsmacht rechnet, so beraubte man sich durch dies Fortnehmen ihrer Pferde einer gar nicht verächtlichen Reserve-Kavallerie, gleichzeitig aber — und dies war schlimmer — des wirksamsten Polizeimittels für die geordnete und beschleunigte Durchführung der Mobilmachung, die denn auch durchaus nicht so prompt von Statten ging, wie wol erwartet worden.

Die französischen Eisenbahnverwaltungen waren benachrichtigt, daß am 10. Juli mit Truppentransporten begonnen werden solle. Das verfügbare Bahnnetz erfreute sich von jeher wegen seiner strategischen Vorzüglichkeit europäischen Rufes. Aus einem einheitlichen Gesichtspunkte bearbeitet, durchaus excentrisch angelegt, durchweg doppelgeleisig, auf allen bedeutenderen Strecken mit unterirdischen Telegraphenleitungen versehen, durch gute Transversalstrecken verbunden und überall conform in seinen Einrichtungen — so kann es in der That vom militärischen Standpunkte aus als ein Muster derartiger großer länderüberspannender Anlagen gelten; und namentlich Deutschland, wo ja bisher stets der einheitliche Wille fehlte, und wo dem subjectiven Belieben jeder einzelnen Gesellschaft, ja jeder Person ein unglaublich breiter Tummelplatz gestattet wird, stand in dieser Beziehung ohne jede Frage weit hinter Frankreich zurück. Der Moment, ihr Uebergewicht zur vollen Geltung zu bringen, war jetzt für die französischen Eisenbahnen gekommen.

Zuerst von allen Corps brach das II. Armee-Corps (General Frossard) nach der Grenze auf. Nicht nur seine vorgeschobene und concentrirte Stellung im Lager von Chalons, sondern vor Allem der Umstand befähigten es dazu, daß — abgesehen von der Garde — nur bei ihm schon vor der Mobilmachung die Truppen im Divisionsverbande standen, während dieser bei allen anderen Linien-Corps erst in demselben Augenblicke eingerichtet wird, in welchem sie auf Kriegsfuß kommen. Außerdem befanden sich die Truppen Frossard's an und für sich schon auf dem erhöhten Friedensfuße der Uebungslager. Dennoch ist das II. Corps unzweifelhaft incomplet aufgebrochen und hat den größten Theil der Reservisten erst an der Grenze in seine Bataillone eingereiht. Frossard bildete das linke Centrum der ersten französischen Aufstellung. Sein Hauptquartier war St. Avold. Der Transport von Chalons dorthin

scheint eine ausgezeichnete Leistung der französischen Ostbahn gewesen zu sein.

Dem Corps Frossard zeitlich und örtlich zunächst rückte das V. Armee-Corps (General de Failly) in seine Stellung als rechtes Centrum der ersten Linie mit dem Hauptquartier in Bitsch. Es bestand fast durchweg aus der Armee von Lyon, war also bereits gut geschlossen und vermochte, da es auf eine ganz andere Bahn angewiesen war als das Corps Frossard, fast gleichzeitig mit diesem in die Front zu rücken.

Nur wenig später nahm das I. Armee-Corps (Marschall Mac Mahon) seine Stellung ein. Es bildete den rechten Flügel der ersten Linie mit dem Hauptquartier in Straßburg. Ihm kam zu Statten, daß es sich zur Hälfte aus Truppen zusammensetzte, welche im Elsaß garnisonirten, während es die andere Hälfte (abgesehen von einigen südfranzösischen Truppentheilen) über Lyon her fertig aus Algier empfing.

Den linken Flügel der ersten Linie formirte das IV. Armee-Corps (General de l'Admirault). Sein Hauptquartier war Diedenhofen (Thionville). Es trat etwas später in die Reihe als die vorgenannten Corps, weil es seine Truppen nur zum Theil aus dem Nordosten, zum Theil dagegen aus dem mittleren Frankreich empfing und abzuwarten hatte, bis sie dort complettirt worden waren.

Hinter diesen 4 Armee-Corps der ersten Reihe standen in der Stellung Metz-Nancy als erste große Reserve 2 Corps, deren Truppen bisher die Armee von Paris gebildet hatten: rechts bei Nancy die kaiserliche Garde (General Bourbaki), links bei Metz, verstärkt durch einige Kavallerie-Regimenter des Nordosten, die Pariser Linien-Truppen: das III. Armee-Corps (unter dem Marschall Bazaine). In den letzten Julitagen zog Marschall Bazaine sein Corps weiter vorwärts nach Bolchen (Boulay), während der größere Theil des Garde-Corps von Nancy nach Metz dirigirt ward.

Die beiden anderen Armee-Corps sah man sich veranlaßt, noch weiter rückwärts aufzustellen. Das VI. (Marschall Canrobert) wurde bei Chalons aus denjenigen Truppen formirt, welche bisher im Nordwesten Frankreichs gestanden hatten. In den letzten Julitagen wurde es gegen die mittlere Mosel (Toul-Nancy) vorgeschoben: schwerlich in voller Stärke; von dreien seiner Regimenter wenigstens (dem 14., 25. und 26.) weiß man, daß sie noch um Mitte August sich in Paris befanden, wahrscheinlich an diesem Platze festgehalten in Folge der bedrohlichen Stimmung der Bevölkerung. — Das andere, das VII. Armee-Corps (General Donay), nahm sein Hauptquartier wechselnd in Lyon, Besançon und Belfort, eifrig bestrebt, die etwas disparaten Elemente zusammenzuziehen

und zu ordnen, welche ihm zugewiesen waren. Denn nicht nur aus dem schönen midi de France, sondern auch aus Savoyen und Corsica, aus dem Elsaß und von den Pyrenäen her, aus Rom und endlich später noch aus Algier waren dem Douay'schen Armee-Corps Truppentheile überwiesen worden. Ihre Zusammenstellung und Einrangirung in die Ordre de Bataille wurde erst vollendet zu einer Zeit, in welcher die unerwarteten großen Schläge im Elsaß und an der Saar und Mosel bereits gefallen waren.

Die Länge der französischen Aufstellung, d. h. die gerade Linie von Diedenhofen nach Straßburg betrug 20 Meilen, ihre Tiefe, d. h. die Entfernung von einem Punkt des Centrums zwischen St. Avold und Bitsch (Saargemünd) nach Nancy einerseits und Belfort andererseits 13, resp. 23 deutsche Meilen. — Diese weitausgedehnte Stellung war das sehr unerwartete Resultat des mit so vielen Geräusche angekündigten strategischen Aufmarsches der Franzosen, diese in der That Erstaunen erregende Position, von der wol nur österreichische Bewunderer, wie der famose „Kamerad," behaupten konnten, daß sie „bewunderungswürdig concentrirt und gleich geschickt sei zum Angriff wie zur Vertheidigung," — war also das „kaudinische Joch," von dem das „Pays" behauptete, daß sich die Preußen darunter beugen müßten, „und zwar ohne Kampf besiegt und entwaffnet, wenn sie es nicht wagen sollten, einen Kampf aufzunehmen, dessen Ausgang nicht zweifelhaft ist."

Fassen wir nun die deutschen Heere in's Auge! König Wilhelm sprach in der Nacht vom 15. zum 16. Juli die Mobilmachung der preußischen Armee aus, und getreu den Alliance-Verträgen von 1866 folgten seine süddeutschen Bundesgenossen dieser Maßregel sofort. Dank den trefflichen Einrichtungen, Dank der treuen Hingebung jeder Behörde und der aufopferungsvollen Thatenfreudigkeit des Volkes vollzogen sich alle durch jenen Befehl hervorgerufenen, gerade in Deutschland, dem Lande der allgemeinen Wehrpflicht, so unendlich tief greifenden Bewegungen mit einer Genauigkeit und Bestimmtheit, die an keiner Stelle etwas zu wünschen übrig ließ. Der Strom der Volkskraft, die Begeisterung der Massen — gerade dadurch kamen sie zu ihrer vollen Geltung, daß ihnen das Bett, in dem sie fließen sollten, vorbereitet und geregelt war, und die „Freiwilligkeit," ein Begriff, der in Preußen seit der Wehrverfassung Scharnhorst's so viel bedeutet als „der freie Wille, seine volle Pflicht zu thun," diese Freiwilligkeit feierte überall in Deutschland, in Nord und Süd ihren schönsten Triumph in opferfreudiger und zugleich einmüthiger Thätigkeit.

Norddeutsches Bundesheer.

Die Armee Norddeutschlands ist im Frieden ungefähr 300,000 Mann stark. Um auf volle Kriegsstärke zu kommen, bedarf dieselbe die Einziehung von circa 640,000 Mann Beurlaubter, theils Reservisten, theils Landwehrleute. Vorhanden und disponibel sind an solchen ausgebildeten wehrfähigen Mannschaften 9 Jahrgänge von je 90,000 Eingestellten, d. h. 810,000 Mann, außerdem 20,400 Einjährig-Freiwillige, also in Summa: 830,400 Mann. Unter Abrechnung des erfahrungsmäßigen Abgangs von 15 Prozent für 9 Jahre ergibt dies effectiv 695,400 Mann. Es war somit beim Ausbruch des Krieges ein Ueberschuß von 55,400 Mann ausgebildeter und gesetzlich disponibler Soldaten vorhanden, der zunächst nicht zur Einstellung kam. Wirklich aufgestellt wurden:

I. Feld-Armee.

13 Armee-Corps und 1 Division, nämlich 1 Garde-Corps, 11 Provinzial-Corps, das königl. sächsische Corps und die großherzogl. hessische Division. Jedes Armee-Corps setzt sich im Allgemeinen wie folgt zusammen:

2 Infanterie-Divisionen, jede in Stärke von:
- 2 Infanterie-Brigaden = 4 Regimenter
- 1 Kavallerie-Regiment = 4 Eskadrons
- 1 Artillerie-Fuß-Abtheilung = 4 Batterien

} also zusammen 8 Infanterie-Regtr., 8 Eskadrons und 8 Batterien.

1 Kavallerie-Division, in Stärke von:
- 2 Kavallerie-Brigaden = 16 Eskadrons.
- An reitender Artillerie = 1 Batterie.

Reserve-Artillerie, in Stärke von:
- 1 Artillerie-Fuß-Abtheilung = 4 Batterien.
- An reitender Artillerie = 2 Batterien.
- 5 Artillerie-Munitions-Kolonnen.
- 4 Infanterie-Munitions-Kolonnen.

1 Jäger-Bataillon.
1 Pionier-Bataillon mit Schanzzeug-Kolonne, Ponton-Kolonne und leichtem Feld-Brücken-Train.
1 Train-Bataillon und 1 Train-Begleitungs-Eskadron.
Feld-Intendantur mit 4 Feld-Intendantur-Abtheilungen.
5 Proviant-Kolonnen.
1 Feld-Bäckerei-Kolonne.
1 Pferde-Depot.
3 Sanitäts-Detachements.
12 Feld-Lazarethe unter einem Feld-Lazareth-Director.
1 Feld-Haupt-Proviant-Amt und 4 Feld-Proviant-Aemter.
1 Feld-Bäckerei-Amt.
1 Kriegskasse.
1 Feldpost-Amt mit 4 Feldpost-Expeditionen.

Es ergeben sich daraus folgende Durchschnittsstärken für ein Armee-Corps:

Stäbe des Generalkommandos, der Divisionen und der Corps-Artillerie, nebst Stabswache, Gendarmerie und Branchen: 31 Offiziere, 100 Beamte, 399 Mann, 468 Pferde und 47 Fahrzeuge.

Infanterie: 4 Brigaden, 8 Regiments-Stäbe und (incl. der Jäger) 25 Bataillone: 657 Offiziere und Beamte, 25,795 Mann, 1262 Pferde, 242 Fahrzeuge.

Kavallerie: 2 Brigade-, 6 Regiments-Stäbe und 24 Eskadrons: 166 Offiziere und Beamte, 3914 Mann, 4306 Pferde, 68 Fahrzeuge.
Artillerie: 4 Abtheilungs-Stäbe, 15 Batterien und 9 Munitions-Kolonnen: 119 Offiziere und Beamte, 3857 Mann, 3798 Pferde, 90 Geschütze, 299 Fahrzeuge.
Pioniere: 3 Kompagnien mit Schanzzeug-Kolonne, Ponton-Kolonne mit Begleitkommando und leichter Feld-Brücken-Train: 27 Offiziere und Beamte, 926 Mann, 415 Pferde, 72 Fahrzeuge.
Train: Bataillons-Stab und Eskadron: 11 Offiziere und Beamte, 122 Mann, 129 Pferde, 2 Fahrzeuge.

Summe der Fechtenden: 1111 Offiziere und Beamte, 35,018 Mann, 10,378 Pferde, 90 Geschütze und 730 Fahrzeuge.

Hierzu kommen:
5 Proviant-Kolonnen und Feld-Bäckerei: 17 Beamte, 621 Mann, 835 Pferde, 162 Fahrzeuge.
Pferde-Depot: 3 Offiziere, 93 Mann, 170 Pferde, 1 Fahrzeug.
Sanitäts-Detachement und Lazarethe: 156 Offiziere, resp. Aerzte und Beamte, 1851 Mann, 359 Pferde, 102 Fahrzeuge.

Demnach Gesammtsumme für das Armee-Corps:
1287 Offiziere, Aerzte und Beamte, 37,578 Unteroffiziere und Mannschaften, 11,734 Pferde, 90 Geschütze und 995 Fahrzeuge.

Unter Berücksichtigung der Verschiedenheiten bei einzelnen Armee-Corps, namentlich bei der Garde und den Sachsen, sowie unter Hinzurechnung der großherzogl. hessischen Division, ergeben sich für die norddeutsche Feld-Armee folgende Gesammtzahlen:

	Offiz.	Beamte	M.	Pfrd.	Fahrz.
Höhere Stäbe . . .	543 Offiz.,	31 Beamte,	3754 M.,	4203 Pfrd.,	187 Fahrz.
Infanterie u. Jäger .	8538 „	1116 „	384656 „	14998 „	2152 „
Kavallerie	1748 „	304 „	51476 „	55893 „	532 „
Artillerie mit Kolonnen	1200 „	277 „	49802 „	50061 „	5129 „
Pioniere *)	323 „	98 „	13554 „	6164 „	924 „
Trains	410 „	3331 „	30233 „	24284 „	4012 „
Reserve-Munit.-Park .	15 „	1 „	583 „	97 „	259 „

Summe: 12,777 Offiziere und 5158 Beamte.
534,058 Mannschaften.
155,896 Pferde.
1212 Geschütze.
13,195 Fahrzeuge.

II. Ersatz-Truppen.

Höhere Stäbe: 202 Offiziere, 327 Beamte, 166 Mann, 303 Pferde.
Infanterie: 122½ Bataillon und 18 Jäger-Kompagnien = 2196 Offiziere, 390 Beamte, 123,462 Mann, 354 Pferde. Die Bataillone können nach Ausscheidung von je 200 Rekruten in jedem Augenblick in Stärke von 800 Mann als Feld-Truppen (vierte Bataillone) verwendet werden.
Kavallerie: 76 Eskadrons = 381 Offiziere, 218 Beamte, 15,276 Mann, 16,115 Pferde.
Artillerie: 39 Batterien = 143 Offiziere, 52 Beamte, 7215 Mann, 2925 Pferde und 234 Geschütze.
Pioniere: 13 Kompagnien = 52 Offiziere, 26 Beamte, 2717 Mann.
Trains: 13½ Abtheilung = 162 Offiziere, 41 Beamte, 6804 Mann, 2848 Pferde.
Handwerks-Abtheilungen = 144 Offiziere, 27,382 Mann.

Summe: 3280 Offiziere und 1054 Beamte.
182,940 Mannschaften.
22,545 Pferde.
234 Geschütze.

*) Nebst Feld-Eisenbahn-Abtheilung und Feld-Telegraphen-Abtheilung.

III. Besatzungs-Truppen.

Infanterie: 218 Landwehr-Bataillons und 18 Landwehr-Jäger-Kompagnien = 4698 Offiziere und Beamte, 139,226 Mann.
Kavallerie: 16 Reserve-Regimenter = 480 Offiziere und Beamte, 9728 Mann, 10,736 Pferde.
Artillerie: 10 Festungs-Artillerie-Regimenter (22 Abtheilungen) mit 176 Festungs-Kompagnien und 39 Reserve-Fuß-Batterien = 1018 Offiziere und Beamte, 42,524 Mann, 4953 Pferde, 234 Feld-Geschütze. (Die Zahlen der Festungs-Geschütze und der Belagerungs-Parks sind nicht aufzuführen.)
Pioniere: 36 Festungs-Kompagnien = 180 Offiziere, 7200 Mann.

Summe: 6376 Offiziere und Beamte.
198,678 Mannschaften.
15,689 Pferde.
234 Geschütze.

Gesammtkriegsstärke des Norddeutschen Heeres:
28,645 Offiziere und Beamte, 915,676 Mannschaften, 193,930 Pferde, 1680 Feldgeschütze und ca. 18,000 Fahrzeuge.

Bayerisches Heer.

I. Feld-Armee.

Die bayerische Armee bildet 2 Armee-Corps, jedes zu 2 Divisionen. Jede der Divisionen besteht aus zwei Infanterie- und einer Kavallerie-Brigade. Jede Infanterie-Brigade setzt sich aus 2 Infanterie-Regimentern und 1 bis 2 Jäger-Bataillonen zusammen. Die Kavallerie-Brigade zählt 2 bis 3 Reiter-Regimenter. An Artillerie sind jedem Armee-Corps 14 fahrende und 2 reitende Batterien, 2 Park-Fuß-Batterien und 2 Fuhrwesen-Eskadrons zugetheilt. An Genie-Truppen zählt jedes Corps eine Feld-Genie-Division zu 3 Kompagnien und 1 Fuhrwesen-Abtheilung. Dazu kommt für jedes Armee-Corps eine Verpflegungs-Abtheilung.

Auf Grund dieser Eintheilung ergeben sich für die bayerische Feld-Armee folgende Gesammtzahlen:

Höhere Stäbe: 206 Offiziere u. Beamte, 500 Mann.
Infanterie u. Jäger: (50 Bataillone) 50,626 Mann.
Kavallerie: (40 Eskadrons) 5830 Mann.
Artillerie: (32 Batterien) 7076 Mann u. 192 Geschütze.
Genie: (6 Kompagnien) 1444 Mann.
Administration u. Trains: 3382 Mann.

Summe: 1812 Offiziere, 508 Beamte, 66,644 Mann.
14,832 Pferde, 192 Geschütze, 1994 Fahrzeuge.

II. Ersatz-Truppen.

Höhere Stäbe: 336 Offiziere u. Beamte, 191 Mann.
Infanterie u. Jäger: (16 Bataillone u. 10 Kompagnien) 20,724 Mann.
Kavallerie: (10 Eskadrons u. 1 Depot) 1750 Mann.
Artillerie: (8 Batterien u. 4 Eskadrons) 2124 Mann.
Genie: (2 Kompagnien) 364 Mann.
Trains rc.: 268 Mann.

Summe: 471 Offiziere, 289 Beamte, 24,997 Mann.
2404 Pferde, 48 Feldgeschütze.

III. Besatzungs-Truppen.

Infanterie: (8 Feld-Bataillons zur Mitbesatzung der süddeutschen Festungen und 16 Landwehr-Bataillons) 18,352 Mann.
Kavallerie: —.
Artillerie: (16 Festungs-Batterien) 3272 Mann.
Genie: (4 Festungs-Kompagnien) 840 Mann.
Administration: 150 Mann.

Summe: 564 Offiziere, 68 Beamte und 21,962 Mann.

Gesammtsumme der bayerischen Kriegsmacht:
2847 Offiziere, 965 Beamte, 113,503 Mann,
ca. 17,500 Pferde, 240 Feldgeschütze, ca. 2000 Fahrzeuge.

Würtembergische Armee.

I. Feld-Division.

Die würtembergische Feld-Division besteht aus 3 Brigaden, welche 6 Infanterie-Regimenter zu je 2 Bataillonen und 3 Jäger-Bataillone umfassen. — Die Reiterei zählt 1 Feldjäger-Eskadron und 4 Linien-Regimenter. Zur Artillerie gehören 1 Feld-Artillerie-Regiment und 2 Train-Abtheilungen. Der Feldsanitätsdienst gebietet über 3 Sanitäts-Züge, 3 Spital-Abtheilungen und 3 Feld-Hospitäler. — Auf dieser Grundlage ergeben sich folgende Stärkezahlen für die Division:

Höhere Stäbe: 30 Offiziere, 22 Beamte, 194 Mann.
Infanterie: (15 Bataillons) 16,062 Mann.
Kavallerie: (13 Eskadrons) 2200 Mann.
Artillerie: (9 Batterien) 1881 Mann mit 54 Geschützen.
Pioniere: (2 Kompagnien) 347 Mann.
Trains: 1340 Mann.

Summe: 449 Offiziere, 140 Beamte, 21,487 Mann.
6262 Pferde, 54 Geschütze, 570 Fahrzeuge.

II. Ersatz-Truppen.

Höhere Stäbe: 9 Offiziere, 9 Beamte, 24 Mann.
Infanterie: (5 Bataillons) 5241 Mann.
Kavallerie: (3 Eskadrons) 596 Mann.
Artillerie: (3 Batterien) 527 Mann mit 12 Geschützen.
Pioniere: 66 Mann.
Train-Ersatz-Abtheilung und Depot: 71 Mann (3 Ersatz-Feld-Hospitäler).

Summe: 139 Offiziere, 16 Beamte, 6395 Mann.
368 Pferde, 12 Geschütze, 92 Fahrzeuge.

III. Besatzungs-Truppen.

Gouvernementsstab von Ulm: 13 Offiziere, 19 Beamte, 58 Mann.
Infanterie: (4 Feld-Bataillone) 4230 Mann. (4 Landwehr-Bataillone) 2800 Mann.
Kavallerie: (1 Eskadron) 167 Mann.
Artillerie: (4 Festungs-Batterien) und 2 Arsenal-Kompagnien) 1140 Mann.
Pioniere: (1 Kompagnie) 210 Mann.
Trains: 226 Mann.

Summe: 185 Offiziere, 35 Beamte, 8708 Mann.
520 Pferde, 35 Fahrzeuge.

Gesammtsumme der würtembergischen Kriegsmacht:
773 Offiziere, 191 Beamte, 36,590 Mann.
7150 Pferde, 68 Feldgeschütze und 697 Fahrzeuge.

Badische Armee.

I. Feld-Division.

Die badische Feld-Division besteht aus 3 Infanterie- und 1 Kavallerie-Brigade. Jede Infanterie-Brigade zählt 5 Bataillone, die Kavallerie-Brigade 3 Dragoner-Regimenter zu 4 Eskadrons, das Feld-Artillerie-Regiment hat 9 Batterien und 1 Train-Abtheilung, die Pionier-Abtheilung 2 Kompagnien. Dazu kommt eine Sanitäts-Kompagnie, und auf dieser Grundlage ergeben sich folgende Stärkezahlen für die Division:

Höhere Stäbe: 174 Mann.
Infanterie: (10 Bataillons) 10,642 Mann.
Kavallerie: (12 Eskadrons) 2808 Mann.
Artillerie: (9 Batterien) 1887 Mann mit 54 Geschützen.
Pioniere: (2 Kompagnien) 339 Mann.
Trains: 806 Mann.

Summe: 405 Offiziere, 148 Beamte, 16,103 Mann.
5841 Pferde, 54 Geschütze, 439 Fahrzeuge.

II. Ersatz-Truppen.

Infanterie: (3 Bataillons u. 3 Handwerker-Abtheilungen) 3570 M.
Kavallerie: (3 Eskadrons) 321 Mann.
Artillerie: (1 Batterie) 104 Mann mit 4 Geschützen.

Summe: 76 Offiziere, 15 Beamte, 3904 Mann.
340 Pferde, 4 Geschütze.

III. Besatzungs-Truppen.

Infanterie: (8 Feld-Bataillone) 8303 Mann. (10 Landwehr-Bat.) 7939 Mann.
Kavallerie: (1 Eskadron) 106 Mann.
Artillerie: 1 Festungs-Bataillon (1 Ausfall- und 4 Festungs-Kompagnien) 1069 Mann mit 6 Feldgeschützen.
Pioniere: 162 Mann.

Summe: 350 Offiziere, 26 Beamte, 17,360 Mann.
246 Pferde, 6 Feldgeschütze.

Gesammtsumme der badischen Kriegsmacht:
831 Offiziere, 189 Beamte, 37,397 Mann.
6427 Pferde, 64 Feldgeschütze, ca. 500 Fahrzeuge.

Gesammtsumme der süddeutschen Feld-Armee:
2666 Offiziere, 896 Beamte, 104,234 Mann.
26,935 Pferde, 300 Geschütze, 3003 Fahrzeuge.

Gesammtsumme der süddeutschen Kriegsmacht:
4451 Offiziere, 1345 Beamte, 187,490 Mann.
31,077 Pferde, 372 Feldgeschütze, 3197 Fahrzeuge.

Gesammtsumme der ganzen deutschen Feld-Armee:
15,443 Offiziere, 6054 Beamte, 638,292 Mann.
182,831 Pferde, 1512 Geschütze, 16,198 Fahrzeuge.*)

*) Ein Heeres-Ausrüstungs-Gegenstand, wie er bisher noch niemals in solchem Umfange irgend einer Armee zu Theil geworden, begleitet diesmal die deutschen Heere

Gesammtsumme der ganzen **deutschen Kriegsmacht:**
25,609 Offiziere, 8087 Beamte, 1,103,166 Mann.
225,007 Pferde, 2052 Feldgeschütze, ca. 18,000 Fahrzeuge.

Alle in diesen Zahlen aufgeführten Mannschaften sind ausgebildete Soldaten. Daß aus den Ersatz-Truppen des Nordbundes in jedem Augenblick 122 fertige vierte Feld-Bataillone verfügbar sind, ist bereits erwähnt. Aus der Masse der norddeutschen Landwehr sind nicht minder zu jeder Stunde wenigstens 100 Bataillone, mit der entsprechenden Kavallerie und Artillerie zu Divisionen verbunden, jenseits der Grenze zu verwenden, und ebenso sind von den süddeutschen Armeen diejenigen 20 Feld-Bataillone, welche als Festungsbesatzungen aufgeführt sind, zu gleichem Zweck verfügbar. Es kann somit die Feld-Armee, ohne auch nur irgend eine Neuformation vornehmen zu müssen, in jedem Moment um ca. 200,000 Mann tüchtiger Truppen verstärkt werden.

Diese großen gewaltigen Truppenmassen galt es nun zu befördern. Zunächst waren die Reservemannschaften und Augmentationspferde ihren Truppentheilen zuzuführen, nachdem sie von den Landwehr-Bataillonskommandos einberufen oder von den Remonte-Commissionen angekauft worden waren. Noch während diese ersten großen Vorbereitungen im Gange waren, bei vielen Truppentheilen schon am 8. Mobilmachungstage! *) (23. Juli) begannen die großen Truppentransporte zum strategischen Aufmarsch der Armee. Diese wurden einheitlich geleitet durch eine Königl. Executiv-Commission, welche aus dem Ministerial-Director Weishaupt vom Handelsministerium und dem Chef der Eisenbahn-Abtheilung im großen Generalstabe, Oberstlieutenant v. Brandenstein besteht. Auf 10 Linien geschah in Nord-Deutschland, auf 3 Linien in Süd-Deutschland die Beförderung. Jeder dieser Linien war eine Linien-Commission vorgesetzt, welche aus einem Generalstabsoffizier und einem technischen Rathe bestand und für die Dauer der Transporte den betreffenden Eisen-

---

in's Feld. Nicht nur jeder General und Stabsoffizier, sondern jeder Batterie- und Schwadrons-Chef, sowie jeder Führer eines Halbbataillons verfügt über einen vortrefflichen Umdruck der französischen Generalstabskarte i. M. 1:80,000, der, was er etwa dem Original gegenüber an Eleganz und Schärfe eingebüßt hat, ersetzt durch die sorgfältigste Nachtragung aller die Wegbarkeit betreffenden Momente und durch Eintragung der Einwohnerzahlen jedes Ortes bis zum geringsten Weiler herab, eine Bereicherung des französischen Originals, welche nicht nur für die Dislocation von hohem Werthe ist, sondern auch einen wesentlichen Anhalt zur allgemeinen vorläufigen Beurtheilung einer Ortschaft gewährt. Außer dieser Spezialkarte ist vom Generalstabe auch für weiteste Verbreitung trefflicher Generalkarten gesorgt.

*) Eine außerordentliche Leistung, da früher als Tag des Ausmarsches stets der 14. Mobilmachungstag galt. Es will etwas heißen, binnen 8 Tagen 640,000 Mann einzuberufen, einzukleiden, auszurüsten und beritten und bespannt fertig zu stellen.

bahn-Directionen, sowie den auf den Hauptstationen etablirten Etappen-Commissionen übergeordnet wurde. Diese Linien-Commissionen arbeiteten nun spezielle Dispositionen und Fahrpläne aus, durch welche die Fahrt jedes einzelnen Zuges von Anfang bis zu Ende mit allen Ruhe- und Verpflegungsstationen, die Rückzüge und Wiederbenutzung des leergewordenen Materials u. s. w. unter genauester Zeitangabe festgestellt wurden; sie überwachten auch die Innehaltung dieser Dispositionen und die richtige Distance der Züge während des Transportes und griffen überall persönlich ein, wo Reibungen oder Stockungen eingetreten waren, oder einzutreten drohten. — Mit Hülfe dieses feststehenden, klargeordneten Verwaltungsapparats wurde eine Leistung möglich, wie sie bis dahin — auch im amerikanischen Kriege — noch niemals vorgekommen ist und die gewiß noch die Bewunderung Europas erwecken wird, wenn erst einmal die Ruhe und Sammlung zurückgekehrt sind, welche zur Würdigung derartiger Erscheinungen gehören. Ein mobiles Armee-Corps mit allen seinen etatsmäßigen Kolonnen und Trains (die wir oben näher auseinandergesetzt), bedarf zu seiner Fortschaffung, je nach der Zusammenstellung der Züge, 90 bis 100 Züge in Maximal-Stärke von je 100 Achsen. Es ist dabei gerechnet, daß pro Zug transportirt werden: 1 Bataillon oder 1 Batterie oder 1 bis 1½ Schwadronen. Es handelt sich also nun darum, wieviel Züge an einem Tage abgelassen werden können. Ein mit vieler Kenntniß im vorigen Jahre geschriebener Aufsatz über die militärische Benutzung der Eisenbahnen *) sagt in dieser Beziehung: „Im mittleren Maßstabe rechnet man bei längeren Transporten den Abgang von täglich 8 Truppenzügen auf einer eingleisigen und 12 auf einer zweigleisigen Bahn, wobei noch darauf Rücksicht genommen ist, daß außerdem täglich 2 Züge in beiden Richtungen für den Bahn- und Postdienst und zum Transport von Victualien und Fourage befördert werden können. Wenn es auch möglich wäre, eine noch größere mittlere Leistung der Eisenbahnen auf längere Dauer zu erreichen (und man rechnet wol in neuester Zeit täglich 10 Züge auf einer eingleisigen und 14 auf zweigleisiger Bahn), so wird man doch hierauf verzichten müssen, um nicht durch übermäßige Anstrengung des Bahnpersonals die Sicherheit und Pünktlichkeit des Verkehrs in Frage zu stellen.“ Diese ernsten Betrachtungen zeigen — was es bedeutet, wenn bei dem strategischen Aufmarsch unserer Armee weit über alle jene Zahlen hinausgegangen und fast durchweg auf eingleisigen Bahnen mit 14, auf zweigleisigen mit 18 Zügen gefahren worden ist. Dennoch ist nur ein einziger bedeutender Unfall (der von Wallhausen in Folge falscher

*) Allgemeine Militär-Encyclopädie IV. Band. 1869.

Weichenstellung) zu beklagen gewesen — ein Ereigniß, wie es ja auch unter den normalsten Friedensverhältnissen von Zeit zu Zeit eintritt, und dessen Opferzahl die statistischen Durchschnitts-Verlustziffern des laufenden Dezenniums nur sehr wenig steigern werden. Auch diese Opfer sind für das Vaterland gefallen; denn das ist gar keine Frage: nicht nur unsere bewunderungswürdig schnelle und geordnete Mobilmachung, sondern namentlich auch dieser rapide, jede Erwartung weit hinter sich zurücklassende strategische Aufmarsch der Armee haben uns von vornherein ein Uebergewicht über die Franzosen gegeben, welches gar nicht hoch genug angeschlagen werden kann. Auf diesen beiden Leistungen, die allein das treuste Zusammenwirken der bürgerlichen und militärischen Behörden ermöglicht hat, beruhen alle späteren Erfolge der fechtenden Armeen.

Den oben mitgetheilten Zahlen gemäß würde ein Armee-Corps, wenn es auf einer Linie transportirt würde, ungefähr 6 Tage Fahrzeit brauchen. — Faßt man zunächst die norddeutsche Armee in's Auge, so waren von dieser in erster Reihe 9½ Armee-Corps an und über den Rhein zu schaffen, nämlich das VII. (Westphalen), das halbe IX. (Schleswig-Holstein), das X. (Hannover), das XI. (Hessen-Nassau), das IV. (Magdeburg-Thüringen), das III. (Brandenburg), das Garde-Corps, das V. Corps (Posen), das XII. (Sachsen) und das I. (Ost-Preußen). — Am Rhein selbst nämlich standen schon und rückten durch Fußmarsch in die ihnen angewiesenen Stellungen: das VIII. Corps (Rheinland) und die 25. Division (Hessen bei Rhein). Das halbe IX. Corps aber (die Mecklenburg. Division) blieb zum Küstenschutz zurück, während das II. Corps vorläufig bei Berlin concentrirt, das VI. zunächst in Schlesien zurückgehalten wurde, vermuthlich bis sich die politische Situation Oesterreich gegenüber völlig geklärt haben werde. — Jene 9½ Corps nun wurden westwärts nach 5 Hauptlinien befördert, das VII. Corps bis Call, die anderen theils bis Neunkirchen, Homburg i. d. Pf. und Landau, theils bis Mainz. Aber nicht nur diese Corps wurden befördert, sondern gleichzeitig mit ihren Fahrten erfolgte die Besetzung unserer Küsten durch die Landwehr und die Concentration größerer Landwehrmassen in geschlossene Divisionen, und zwar ebenfalls auf der Eisenbahn, während die Dislocirung der Ersatz-Bataillone, welche meist aus den bisherigen Garnisonsorten in Festungen verlegt wurden, gewöhnlich zu Fuß erfolgte. — Am 5. August, also noch nicht 14 Tage nach Beginn der ersten großen Transporte, war die Concentration jener 9½ Armee-Corps vollendet. Unterdeß waren aber auch die Beziehungen zu Oesterreich in ein Stadium getreten, welches es gestattete, die beiden noch zurückgelassenen Armee-Corps den bisherigen Transporten unmittelbar und ohne Zeitverlust anzuschließen, sodaß ungefähr am 10. August die

gesammte norddeutsche Feld-Armee im Mosellande und in der Pfalz vereinigt war.

Weniger schwierig als der durch die Kreuzung der verschiedenen Linien höchst verwickelte Transport des norddeutschen Heeres gestaltete sich der der süddeutschen Armeen. Von diesen befand sich die eine, die badische, schon eigentlich unmittelbar auf dem Kriegsschauplatze; sie stand zuerst, schon am 7. Mobilmachungstage, völlig gerüstet als geschlossene Division, auf der „Wacht am Rhein" und nahm, auf Rastatt gestützt, eine concentrische Stellung ein, von der aus sie dem etwaigen Vordringen feindlicher Streif-Corps leicht entgegentreten konnte.*) — Die würtembergische Division und die beiden bayerischen Corps wurden auf drei Haupt-Eisenbahnlinien in die Aufstellung Heidelberg-Bruchsal-Karlsruhe befördert und dürften dort spätestens am 16. Mobilmachungstage (31. Juli) vollständig vereinigt gewesen sein.

Die so beförderten Heeresmassen gliederten sich nun im Allgemeinen in folgender

Ordre de Bataille.**)

I. Armee.

General der Infanterie v. Steinmetz.
Chef des Generalstabs: General-Major v. Sperling.

VII. Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie v. Zastrow.
Chef des Generalstabs: Oberst-Lieutenant v. Unger.
13. u. 14. Infanterie-Division.

VIII. Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Göben.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Witzendorf.
15. u. 16. Infanterie-Division.

I. Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie v. Manteuffel.
Chef des Stabes: Oberst-Lieutenant v. d. Burg.
1. u. 2. Infanterie-Division.

II. Armee.

General der Kavallerie Prinz Friedrich Karl von Preußen.
Chef des Generalstabs: General-Major v. Stiehle.

Garde-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie: Prinz August von Würtemberg.
Chef des Generalstabs: Oberst v. Dannenberg.
1. u. 2. Garde-Infanterie-Division.

*) Um solchen Streifpartien zu begegnen, die namentlich in Gestalt von Razzias zur Fouragirung und Verpflegung des notorisch hungernden Mac-Mahon'schen Corps bei Straßburg, höchst wahrscheinlich waren, wurde auch badischerseits die Rheinbrücke bei Kehl gesprengt.

**) Eine genaue Ordre de Bataille unserer Armee zu veröffentlichen, ist in diesem Augenblicke noch unstatthaft, da dies dem Feinde Nutzen bringen könnte. Ja, obgleich wir wissen, wie unbedingt nothwendig eine Uebersicht der Heereseintheilung für Jeden ist, der den Operationen mit Verständniß folgen will, würden wir doch sogar die nachfolgenden Notizen nicht geben, wenn sie nicht bereits durch die Zeitungen bekannt geworden wären.

III. Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Alvensleben.
Chef des Stabes: Oberst v. Voigts-Rhetz.
5. u. 6. Infanterie-Division.

X. Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie v. Voigts-Rhetz.
Chef des Stabes: Major v. Caprivi.
19. u. 20. Infanterie-Division.

IX. (combinirtes) Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie v. Manstein.
Chef des Stabes: Oberst-Lieutenant Bronsart v. Schellendorf.
18. u. 25. (großherzogl. hessische) Infanterie-Division.

XII. (königl. sächsisches) Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie Kronprinz von Sachsen.
23. u. 24. Infanterie-Division.

IV. Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Infanterie v. Alvensleben.
Chef des Stabes: Oberst-Lieutenant v. Thiele.
7. u. 8. Infanterie-Division.

II. Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Fransecky.
Chef des Stabes: Oberst v. Wichmann.

III. Armee.

General der Infanterie Kronprinz von Preußen.
Chef des Generalstabs: General-Lieutenant v. Blumenthal.

V. Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Kirchbach.
Chef des Stabes: Oberst-Lieutenant v. d. Esch.
11. u. 12. Infanterie-Division.

XI. Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Bose.
Chef des Stabes: Oberst Stein v. Kaminski.
21. u. 22. Infanterie-Division.

I. bayerisches Armee-Corps.
Kommandirender General: General v. Hartmann.
1. u. 2. Armee-Division.

II. bayerisches Armee-Corps.
Kommandirender General: General v. d. Tann.
3. u. 4. Armee-Division.

Combinirtes Armee-Corps.
Kommandirender General: General-Lieutenant v. Werder.
Königlich württembergische Division.
Großherzoglich badische Division.

VI. Armee-Corps.
Kommandirender General: General der Kavallerie v. Tümpling.
Chef des Stabes: Oberst v. Salviati.

Formation der norddeutschen Kavallerie.

1. Kavallerie-Division: General-Lieutenant v. Hartmann.
2. Kavallerie-Division: General-Lieutenant Graf zu Stolberg-Wernigerode.
3. Kavallerie-Division: General-Major Graf v. d. Gröben.
4. Kavallerie-Division: General der Kavallerie Prinz Albrecht von Preußen.
5. Kavallerie-Division: General-Lieutenant Baron v. Rheinbaben.
6. Kavallerie-Division: General-Major Herzog Wilhelm von Mecklenburg-Schwerin.

Jede dieser Kavallerie-Divisionen besteht aus 2 bis 3 Brigaden und ebensoviel reitenden Batterien.

Wenn dies die allgemeine Gliederung der unmittelbar gegen Frankreich zu verwendenden Feld-Armee war, so wurden auch im Innern des Reiches große militärische Kommando-Bezirke eingerichtet, theils (in den Küstengebieten) um unter einheitlicher Oberleitung jeder Gefahr einer Landung schnell und auf kürzestem Wege entgegentreten zu können, theils (in den Binnenprovinzen) um die Weiterführung der Rüstungen, das Ineinandergreifen der großen Verkehrs- und Verpflegungs-Einrichtungen und die Durchführung derjenigen politischen Maßregeln zu leiten und zu überwachen, welche durch den Kriegszustand nothwendig geworden waren oder etwa nothwendig werden konnten. Diese Oberbehörden heißen General-Gouvernements. Es sind die folgenden:

I. Im Bereich des III. u. IV. Armee-Corps. Sitz in Berlin. General-Gouverneur: General der Infanterie v. Bonin.
II. Im Bereich des V. u. VI. Armee-Corps. Sitz in Posen. General-Gouverneur: General-Lieutenant v. Löwenfeld.
III. Im Bereich des VII., VIII. u. XI. Armee-Corps. Sitz in Coblenz. General-Gouverneur: General der Infanterie Herwarth v. Bittenfeld. Chef des Stabes: Major v. Scheliha.
IV. Im Bereich des I., II., IX. u. X. Armee-Corps (Küstenprovinzen). Sitz in Hannover. General-Gouverneur: General der Infanterie Vogel v. Falkenstein. Chef des Stabes: Oberst Veith.

Neben diesem letzteren General-Gouvernement besteht für dasselbe Gebiet auch noch ein General-Kommando.

Kommandirender General: General der Infanterie Großherzog von Mecklenburg-Schwerin. Chef des Stabes: Oberst-Lieutenant v. Krenski.

Als Truppen standen diesem General-Kommando zur nächsten Verfügung die an der Küste vorzugsweise wol gegen etwaige dänische Gelüste zurückgebliebene 17. Infanterie-Division, welcher auch die großherzogl. mecklenburgische Brigade angehört, und dann drei Landwehr-Divisionen, und zwar:

Die Garde-Landwehr-Division in Hannover: 12 Garde-Landwehr-Bataillone, das 2. Reserve-Husaren-Regt. und 3 Garde-Reserve-Batterien.
Die 2. Landwehr-Division in Bremen: 16 märkische Landwehr-Bataillone, das 2. Reserve-Ulanen-Regt. und 3 Reserve-Batterien 10. Regts.
Die 1. Landwehr-Division in Stettin: 12 pommersche Landwehr-Bataillone, 1 Reserve-Kavallerie-Regt. und 3 Reserve-Batterien.

Diese 4 Divisionen allein ergeben eine Macht von gegen 55,000 Mann; aber sie standen zur Küstenvertheidigung doch nur in zweiter Reihe — denn weithinaus vorgeschoben, die ganze, beinahe 200 Meilen ausgedehnte Strandlinie entlang, von Emden bis Romö, von Alsen bis Memel, hielt die Landwehr Wacht (Landwehr hier im eigentlichen Sinne des Wortes!). Und zwischen diesen auch die entlegenste Düne schützenden Posten wurden auf allen gefährdeten Punkten Strandschanzen aufgeworfen und mit Geschütz befahren; alle Küstenfestungen wurden fortificatorisch und artilleristisch gegen den gewaltsamen Angriff armirt, und während

die Leuchtschiffe ihre Stationen verließen und die Seezeichen aufgenommen wurden, versenkte man Torpedos vor den sonst so gastlichen Ufern, und über das helle Fahrwasser unserer handelsfrohen Häfen lagerte sich der Schrecken und das Grauen. — Vor dieser furchtbaren Linie aber kreuzten unsere Schiffe und harrten des Feindes, und hinter ihr arbeiteten die Ersatz-Bataillone unermüdlich fort an der Weiterausbildung unserer jungen Mannschaft, ja, mehr, viel viel mehr!! hinter jener Linie da arbeiteten im ganzen Vaterlande viele Millionen treuer Hände und Herzen, um die bevorstehenden Leiden des Krieges zu lindern und die Wunden, die geschlagen werden sollten, zu heilen, und tausend beredte feurige Zungen sprachen zum Volke und lehrten es, die große Zeit verstehen, in der es lebte, und lehrten es, sich sein Ziel hoch und stolz zu stecken, damit die Arbeit, die doch gethan werden muß, auch gut und vollendet sei, wenn einst die Hand vom Werk gezogen wird.

Deutschland stand in voller Rüstung! Es war der feierliche Augenblick gekommen, in dem der Oberfeldherr aller Deutschen zu seinem Heere abzugehen beschloß.

König Wilhelm war am 15. Juli von Ems nach Berlin zurückgekehrt. Am 19ten hatte er den Reichstag des Norddeutschen Bundes eröffnet, dessen kurze Sitzung die Einmüthigkeit und Opferfreudigkeit der Nation so herrlich offenbaren sollte. An demselben 19. Juli wurde die Kriegserklärung Frankreichs übergeben, dieses Schriftstück ohne Gleichen in der Geschichte, dessen Nichtswürdigkeit nur übertroffen wird von seiner Inhaltlosigkeit. Und dieser selbe 19. Juli war der sechzigjährige Todestag der Königin Luise, und in derselben Stunde, in welcher die Kriegserklärung zu Berlin überreicht ward, betete der König zu Charlottenburg am Grabe seiner Mutter — seiner Mutter, der einst der erste Napoleon das Herz gebrochen hatte. — Und nun folgten für den greisen König Tage rastloser Arbeit, unaufhörlicher Erregungen, schwerer Sorgen, aber auch stets wachsender Zuversicht: die Rüstungswochen; und am letzten Abende des Julimonats brach der König auf zu seinem Heere. — Als er dort eintraf standen bereits 14 deutsche Armee-Corps in Front gegen den Feind. Zwei andere folgten ihm auf dem Fuße: eine Feld-Streitmacht von mehr als 600,000 Mann. „Niemals, selbst zu Otto's des Großen Zeiten nicht, hatten die Deutschen ihrem Könige solche Heeresfolge geleistet!" Das Wort der Thronrede König Wilhelm's, wol wurde es wahr: „Hat Deutschland Vergewaltigungen seines Rechts und seiner Ehre in früheren Jahrhunderten schweigend ertragen, so ertrug es sie nur, weil es in seiner Zerrissenheit nicht wußte, wie stark es war. Heut, wo das Band geistiger und rechtlicher Einigung, welches die Befreiungskriege zu

knüpfen begannen, die deutschen Stämme je länger desto inniger verbindet, heut, wo Deutschlands Rüstung dem Feinde keine Oeffnung mehr bietet, trägt Deutschland in sich selbst den Willen und die Kraft der Abwehr erneuter französischer Gewaltthat!"

Deutschland in der französischen Zeit.

Trübe und dumpfe Tage lagerten auf unserm Vaterlande, als die Stürme der französischen Revolution losbrachen. Nur hohle Form hatte sich erhalten, wo früher reges Leben war. Unser Volk, gesittet und gebildet wie kein anderes, schien erschlafft an Kraft und Willen; ihm fehlte Muth und Selbstbewußtsein, auch wo die Gunst der Verhältnisse gestattet hätte, aus unwillig ertragenen Zuständen herauszutreten.

Jubelnd aber begrüßten die Besten der Nation die starke Bewegung der Nachbarn. Ein Morgen goldner Freiheit und Selbstentäußerung, ein frischer Luftzug neuen Völkerglückes schien ihnen der ganzen Welt und also auch für Deutschland gekommen zu sein.

Die Schrecken der Revolution haben dann das Urtheil bald gewandt. In den Gemüthern der Masse blieb jedoch, einmal angeregt, das Bewußtsein der weiten Kluft zurück, welche zwischen den thatsächlichen staatlichen Zuständen des Vaterlandes und den Forderungen bestand, die von den Gebildeten der Nation an den Staat gestellt wurden. Als darauf Krieg unsere Fluren überzog, ging das alte Staatswesen unter stumpfer Gleichgültigkeit und ohne Theilnahme zu Grabe, und nur wenige sahen mit Angst und Sorge der unbekannten Zukunft entgegen.

Wir waren zu krank und zu zerrissen, um den jugendlich aufstrebenden Franzosen, deren Macht, ein Erbe ihrer ganzen Geschichte, ungetheilt gehandhabt wurde, widerstehen zu können. In den Friedensschlüssen zu Basel und Campo-Formio mußte das linke Rheinufer abgetreten werden, und als Oestreich von neuem die Waffen erhob, um günstigere Erfolge zu erzielen, wurde es bei Marengo und Hohenlinden gewaltsam zu Boden geschlagen, worauf der Frieden von Lüneville das frühere Opfer mit neuen vermehrte. Daneben legten die Siege unserer Feinde ihre starke Kraft in starke, bewährte Hände. Im Jahre 1804 wurde Napoleon Kaiser der Franzosen.

Des Siegers Uebermuth griff immer weiter. Er suchte sich in Hol-

land, in der Schweiz, in Spanien wie in Italien zum Herrn zu machen, und wußte, so weit sein Schwert reichte, die morschen Zustände für seine Zwecke zu nutzen. Gleich gewaltsam und herrisch gebot er in Deutschland. Napoleon konnte, zum Wahrzeichen seiner Gewalt, mitten im Frieden Hannover besetzen, weil der Herr des Landes zugleich über England gebot, mit dem Frankreich im Kriege begriffen. Bald auch suchte er Holland und Italien für immer an Frankreich, fester an sein Haus zu ketten. Da regte sich aber der alte Stolz der östreichischen Monarchie. Sie verbündete sich mit England und Rußland, das Uebergewicht des französischen Kaiserthums in Europa zu beseitigen, dessen Einfluß in Deutschland zu vernichten und die Fesseln zu brechen, mit denen alle Völker bedroht waren. Doch der rühmlichst unternommene Kampf endete mit der schmachvollen Niederlage bei Ulm und dem hart verderblichen Schlage bei Austerlitz. In jäher Furcht mußte der Friede von Preßburg geschlossen werden, der Oestreich noch mehr lahm legte, und dem gewaltigen Dränger unseres Volkes neue Macht in die Hand gab, das Vaterland zu unterjochen.

Zwischen Frankreich, Preußen und Oestreich lagen viele deutsche Territorien, die zu klein und zu schwach waren, ein selbständiges politisches Leben zu führen. Sie wandten sich, nachdem Oestreich zu Boden geschlagen, und Preußen in Unthätigkeit versunken, dem Schutz der Macht zu, von der sie am meisten bedroht wurden. Napoleon hielt es angemessen, für diese verkümmerten Staatsbildungen eine eigene Organisation zu schaffen. Er vereinigte die ihm ergebenen deutschen Fürstenthümer in den Rheinbund, erklärte sich zu dessen Protector und ließ die Gesandten der Fürsten am 17. Juli 1806 die ihnen fertig vorgelegte Bundesacte unterschreiben. Sechszehn deutsche Fürsten erkannten dadurch die strenge Obergewalt des französischen Kaisers an, versprachen ihm im Kriege Unterstützung, sagten sich von Deutschland los, und erhielten als Preis für das schmachvolle Verhältniß von dem fremden Gewalthaber Besitzungen deutscher Mitfürsten überwiesen, auch die Erlaubniß, in ihren Fürstenthümern schrankenlos herrschen zu dürfen, so weit Frankreichs Interesse es gestatte.

Das war der Todesstoß des morschen deutschen Reiches. Am 1. August 1806 kündigten die Rheinbundsfürsten ihren Austritt aus dem politischen Verband der Deutschen an, worauf der deutsche Kaiser, Franz II. von Oestreich, die Krone Karl des Großen am 6. August niederlegte.

Preußen mußte die Dinge geschehen lassen. Es erntete jetzt die bitteren Früchte der Zauderpolitik eines Haugwitz und seiner Genossen, die jedem Deutschen als Warnung für alle Zeiten unvergessen sein möge.

Sie führte Preußen, nachdem auch der Antheil am untergehenden Polen geschmälert, zu dem Frieden von Basel, der alle Völker mit Mißtrauen erfüllte und den Staat Friedrich des Großen auf lange Zeit seines Einflusses auf die europäischen Geschicke beraubte.

Eine feste Neutralität erschien als hohe Weisheit. In ihr glaubte Preußen sich vor den heranstürmenden Fluthen sichern zu können. Man verlor die Achtung vor sich selbst, und thöricht war es nun, sie von anderen zu erwarten. Es häuften sich die Beleidigungen durch Frankreich, bis noch im August 1806 der friedfertige König Friedrich Wilhelm III. endlich zum Kriege gedrängt wurde. Die Welt erfuhr nun erst, wie viel im preußischen Staat versäumt war, ihn auf der Höhe der politischen Entwickelung zu halten. Den unheilvollen Schlachten bei Jena und Auerstädt folgte eine gänzliche Auflösung des preußischen Heeres, fast des Staates selbst. Nur die Ueberreste der einst so glänzenden preußischen Armee, sogar jetzt noch überlegen an Mannheit und Ehre, brauchten von den Feinden bis in den äußersten östlichen Winkel des Staates gedrängt zu werden, um hier von ihrem Könige, dem Nachfolger Friedrich des Großen, am 9. Juni 1807 den Frieden von Tilsit zu erzwingen, der den preußischen Staat zertrümmerte.

Gar oft hat später Napoleon, noch da er gefangen auf dem fernen Felseneiland saß, hervorgehoben: in Tilsit habe er Preußen vernichten können. Er pflegte dann wol über seine Milde, seine Rücksicht auf den russischen Kaiser, eine Rücksicht, der, zu Preußens Hohne, in dem Friedensvertrag selbst Ausdruck gegeben war, zu klagen. Aber wahrlich: kein Gott hätte in seinem Zorn schärfer treffen können, als damals der gewaltige Corse den gebrochenen Staat geißelte.

Die Hälfte seines Gebietes wurde Preußen, dessen westliche Grenze hinfort die Elbe sein sollte, entzogen. Mit weniger als fünf Millionen Einwohnern konnte es nur noch ein Staat zweiten Ranges sein. Dazu trug der unerbittliche Sieger Sorge, daß auch noch in der kommenden Friedenszeit die volle Last des Krieges von dem schwer heimgesuchten, verwüsteten und ausgesogenen Lande getragen werden mußte. Während aller Verkehr in's Stocken gerathen, der Acker in weiten Strecken völlig verödet und wild lag, während zahllose Familien plötzlich verarmt, auf lange Zeit auch die Quelle alles Erwerbes für viele zerrüttet war, forderten die Franzosen, daß die Contributionen, welche in der Zeit des Krieges willkürlich auferlegt waren, berichtigt werden müßten, bevor ihre Truppen die preußischen Festungen und Städte, in denen sie hier zu verpflegen waren, räumten. Man forderte aber nahezu an 160 Millionen Franken: eine Summe, die für den kleinen Staat unerschwinglich war, und die,

zumal Napoleon über manche Domainen eigenwillig verfügt, kein Ende der feindlichen Occupation absehen ließ.

Dazu war der Staat gänzlich, auch im Innern, aufgelöst: er bedurfte eines Aufbaues von Grund auf. Das bisherige Regierungssystem und alles, was damit zusammenhing, die Bevormundung der Staatsbürger, die Erhaltung veralteter Einrichtungen neben der Schaffung neuer Organe, die bisherigen Behörden, die gesammte Verwaltung, alles hatte sich als untüchtig, als hemmend, als hindernd erwiesen. Selbst der König, sonst kein Freund der Neuerungen, sah die Nothwendigkeit des vollkommenen Neubaues ein. Gedemüthigt durch den gewaltigen Ernst der Zeit hob er sich selbst über persönliche Abneigung hinweg, um dem Manne den Staat anzuvertrauen, welchen jetzt gewichtige Stimmen als einen Retter in der Noth bezeichneten.

Es war der Freiherr von Stein, ungnädigst wie selten ein hoher Beamter vor wenig Monaten von der Leitung der Finanzen entlassen, der jetzt an die Spitze der Regierung gestellt wurde. Im December 1807 traf er in Memel, bis wohin der Hof geflüchtet war, ein, um sein großes Werk zu beginnen.

Eine ernste, harte Zeit strenger Arbeit ist dann gefolgt. Preußen riß sich, unter der Theilnahme des ganzen Volkes, des niedergebeugten durch unermeßliche Lasten, aus gänzlichem Verfall. Mit Bewußtsein bereitete hier der Staat die Erhebung der deutschen Nation vor: sein Werk war es, daß bald wieder nationale Freiheit an die Stelle der schmachvollen Knechtschaft treten konnte, in der ein großer Theil unseres Volkes an den Siegeswagen des französischen Imperators gekettet war. Schwer lastete, freilich eine sittliche Läuterung und Prüfung, das Joch der Fremdherrschaft auf deutschem Lande.

Die Abtretung der polnischen Provinzen Preußens brachte unser Danzig der That nach unter französische und gegen eine Million Deutsche abermals unter polnische Herrschaft. Ueber 3000 deutsche Beamte verloren Brod und Unterkommen, während sich ihre Stammesgenossen hinfort polnische oder oft französische Beamte gefallen lassen mußten. Auch über halb Pommern mit etwa 100,000 Deutschen gebot keine deutsche Regierung. Der König von Schweden war hier Herr und hatte bei der Auflösung des deutschen Reiches erklärt, das Land, welches freilich bis 1810 die Franzosen besetzt hielten und aussogen, solle hinfort einen Theil seines schwedischen Staates ausmachen. In Holstein hat die dänische Regierung in gleicher Zeit das Gleiche versucht. Freilich scheiterte der Plan, das Land, — dem die Engländer 1806 die Insel Helgoland entrissen — dem dänischen Staate einzuverleiben, an dem Widerstande erbberechtigter Prinzen;

aber die Dänen suchten hinfort gewaltsam aus Deutschen Dänen zu machen, und so begannen hier jene unglücklichen Plackereien, die ein unterdrücktes Volk sich gefallen lassen muß, so wurden in dem deutschen Lande künftighin Gesetze und Erlasse in dänischer Sprache bekannt gemacht und deren Kenntniß wurde für Kriegs-, Staats- und Kirchendienst verlangt. Es mag gut sein, an die frivole Aufforderung damaliger Zeit zu erinnern: „Dänen zu werden, damit die Einwohner doch etwas würden." Es mag auch gut sein zu gedenken, daß Schleswig, welches heute in deutsch-patriotischer Begeisterung und Opferfreudigkeit wogt, nicht einmal durch die Erinnerung an das einstige Reich deutscher Nation an Deutschland gefesselt war.

Gelinde aber wurden diese deutschen Lande, mit Schonung noch wurde Deutsch-Polen, wurde Pommern wie auch Holstein behandelt, wenn man ihr Schicksal mit dem anderer Gebiete Deutschlands vergleicht.

Der Sieger gebot unmittelbar über das deutsche Land von der Trave bis nach Holland.

Unsere Städte Lübeck, Hamburg, Bremen, Stätten großer Erinnerungen, dazu das ganze nördliche Hannover, wurden, wie auch Schwedisch-Pommern, von 1806—1810, durch die Franzosen besetzt gehalten, ohne eine bestimmte Entscheidung über die Lande zu treffen. Alle Welt litt, — noch wissen unsere Väter davon zu erzählen, — unter dem unsäglichen, durch Willkür unbegrenzten Druck. Am meisten aber hatten jene Metropolen unseres Handels zu ertragen und zu dulden. Um England zu schaden, wurden sie zu Grunde gerichtet. In Hamburgs Hafen moderten mehr denn dreihundert Schiffe. Die Stadt mit ihrem Gebiete zählte etwa 130,000 Einwohner; sie hatten nun an Frankreich innerhalb jener Zeit über 44 Millionen Franken an Contributionen zu erlegen. Nicht besser stand es in Lübeck, schlimmer wohl noch, da die Handelssperre hier strenger gehandhabt wurde, in Bremen. Nur weil die folgenden Zeiten noch schwerer auf den Städten, vor allem Hamburg, lasteten, erschienen diese Jahre des schwankenden Zustandes später in günstigerem Lichte. Ein mit Gefahren verbundener unerlaubter Handel war noch eine, wenn auch unsichere Quelle des Erwerbes, und noch schützten die alten Verfassungen, welche der wechselnde Plan des französischen Machthabers einstweilen unangetastet ließ, vor Bedrohung der Nationalität selbst.

Wie in den Hansestädten die alten Behörden, so blieb in Oldenburg eine Weile noch der Herzog. Doch mußte derselbe 1808 dem Rheinbunde beitreten, sein Land, zu Gunsten Frankreichs, mit schweren Lasten und Contributionen beschweren und eine dauernde Einquartierung französischer Truppen dulden, welche die Aussaugung des Herzogthums zugleich bewirkten und beaufsichtigten.

Auch in Hannover, dessen südlicher Theil im August 1807 mit dem Königreich Westfalen vereinigt worden, bestand für die nördlichen Provinzen das alte Landesdeputations-Collegium einstweilen fort. Da es sich aber lässig in der Eintreibung der ausgeschriebenen gewöhnlichen Contribution von 120,000 Franken monatlich und der außerordentlichen Kriegscontribution von 1,200,000 Franken zeigte, wurde bald eine neue Commission gebildet; sie begann ihre Thätigkeit mit der Eintreibung von 16 Millonen Franken Kriegscontribution. Und während nun auch hier das Land durch beständige und zahlreiche französische Einquartierung, die große Anforderungen der unredlichsten Art stellte, heimgesucht wurde, zogen die Unterdrücker gleichzeitig das ansehnliche Domanium ein, um mit dem Landeseigenthum das Verdienst von Feldherren und Staatsmännern um Frankreich und seinen Kaiser zu belohnen. Die Gesammteinkünfte dieser Dotationen betrugen im Jahr 1809 jährlich mehr denn 4½ Millionen Franken. Durch Auflagen hatten die Unterthanen die dem Landeseinkommen entzogenen Mittel zu ersetzen.

Bald kamen aber für das Land noch schlimmere Zeiten, von denen aus auf jenes Provisorium als auf einen Zustand der Ruhe und des Glückes zurückgesehen wurde.

Im Januar 1810 wurde der Rest, die nördlichen Gegenden von Hannover, mit dem Königreich Westfalen vereinigt, und König Hieronymus nahm bald darauf die feierliche Huldigung derselben entgegen. Allein fast zur gleichen Zeit zerfiel Napoleon mit dem Bruder, den er zum König von Holland gemacht, und als dann dieses Königreich, mit dem auch unser Ostfriesland verbunden, mit Frankreich vereinigt, wurden jene neuen Gebiete meistens wieder von Westfalen getrennt, um im December 1810, nebst den drei Hansestädten und den Landen des Herzogs von Oldenburg, sowie zweier anderen Fürsten des Rheinbundes, durch einen Machtspruch Napoleon's dem französischen Reiche einverleibt zu werden. Etwa eine Million Deutsche kamen so widerwillig unter die unmittelbare Herrschaft Frankreichs. Damals erging das frevelnde Wort: „Hamburg, durch Karl den Großen erbaut, solle nicht länger des angestammten Glückes entbehren, seinem größeren Nachfolger anzugehören.“ Das Glück äußerte sich zunächst in der Beseitigung der alten Verfassung, in der Einführung französischer Gesetze, der Gerichtsverfassung, der Conscription und der gesammten entsittlichenden Wirthschaft des französischen Kaiserthums. In fremder Sprache wurde jetzt vor dem höchsten Gericht in Hamburg, der Cour impériale, verhandelt. Das gesammte Einkommen der Stadt fiel dem französischen Staate zu, der nun auch seine Beamten, an der Spitze den habgierigen Marschall Davoust, in der alten Hansestadt einsetzte, und ihre

früheren Diener, ohne alle Entschädigung, entließ. Wie diesen Beamten gegenüber, so erkannte der Staat auch die Verpflichtung gegen die Gläubiger der Stadt nicht an. Die Gelder, welche ihr einst, zum nicht geringen Theil für Witwen und Waisen, dargeliehen waren, schienen für alle Zeiten mit der Selbständigkeit der Stadt verloren zu sein. „Vous êtes réunis pour toujours à l'empire", hatte der mächtige Kaiser der hanseatischen Deputation erwidert, welche abgesandt war, um ihm in vorgeschriebenen Phrasen den Dank der Einwohner zu überbringen.

Alte Männer wissen noch zu erzählen, wie Handel damals in diesen Landen nur durch einen Schmuggel möglich war, der entweder mit abenteuerlicher Verwegenheit oder durch Bestechung der französischen Beamten bewerkstelligt wurde. Das eine wie das andere wirkte entsittlichend; der innerste gesunde Kern unseres reinen Volkslebens wurde bedroht. Die Zeiten sind noch nahe, wo im nördlichen Deutschland Männer, die in der allgemeinsten und gerechtesten Hochachtung standen, allerlei zu verschweigen hatten, oder wo sie mit den Worten: „Ja, das war in der französischen Zeit!" auch wohl von sich und anderen eine Schuld der Jugend auf Zustände abwiesen, unter denen sie gelitten, und deren entwürdigendem Einfluß sie sich nicht hatten entziehen können. Es waren die Zeiten, wo den Franzosen gelingen konnte, ein schmachvolles Spionirsystem, das zersetzend sich zwischen die geheiligtsten Familienbande einschob, in unserm Lande zu organisiren. Unglück über Unglück hat dasselbe damals verbreitet; wenig angesehene Familien blieben davon frei. Wenn wir aber ferner blicken und die Anfänge der Männer betrachten, die später der tollen Verfolgungssucht dienten, welche deutsche Regierungen ergriffen, so bemerken wir leicht, daß viele von ihnen ihre erste politische Schule damals unter französischer Herrschaft durchgemacht. Die Fremdherrschaft war es, die sie den Begriffen deutscher Ehre und Rechtlichkeit entfremdet.

In das innerste Mark deutscher Volksthümlichkeit wurde somit Gift geträufelt. Allein bedenklicher noch für den Fortbestand unserer Nationalität, deutschen Denkens und Schaffens, waren die französischen Einrichtungen in dem deutschen Lande. Verwaltung und Gerichtswesen, Steuern, Polizei, die Wahrung wirthschaftlicher Interessen: alles war bei uns zu sehr vernachlässigt; Forderungen der Gegenwart kämpften seit lange mit Rechten und Vorurtheilen eines vergangenen Lebens. Um so gefährlicher war es, daß hier jetzt durch Machtspruch nach französischer Schablone Ordnung geschaffen wurde. Die Beseitigung zahlreicher Mißbräuche hat damals weite Kreise grunddeutsch gesinnter Männer einer Aussöhnung mit der französischen Herrschaft nahe gebracht. Ein Zustand der Zufriedenheit wurde geschaffen, der eine große Gefahr für unser Volk, besonders zu

einer Zeit in sich barg, wo die Gemeinde dem Staate vollständig untergeordnet, und somit einem selbständigen öffentlichen Leben entzogen war, das, wie in politischer, so auch in nationaler Hinsicht, der Allmacht des Staates gegenüber stets der beste Factor der Entwickelung einer gesunden Volksthümlichkeit ist.

Freilich, weit mehr als die Deutschen in dem Gebiete, das December 1810 mit dem französischen Reiche verbunden wurde, und das sich, bei Lübeck beginnend, Lauenburg umfassend, nördlich von Hannover und südlich von Münster bis nach Wesel, der früher bergischen, jetzt französischen Festung erstreckte, weit mehr als die Deutschen dieses Gebietes war die Nationalität der Bewohner des linken Rheinufers bedroht.

Hier hatte die traurige Wirthschaft von hundertundsieben kleinen Landesherren, welche, abgesehen von den Reichsrittern, zur Zeit des deutschen Reiches im Lande gehaust, früher schon das Bewußtsein der Deutschheit fast erlahmen und erkalten lassen unter dem Druck feudaler Lasten und einem Wust erschwerender Mißbräuche. Als daher im Jahre 1792 die französische Herrschaft dort zuerst festeren Fuß gefaßt, gab es viele, die ihr entgegen jubelten und von ihr durchgreifende und dauernde Besserung der unerträglichen heimischen Verhältnisse erwarteten. Bald auch verschwanden die verhaßten Feudallasten, die Exemtionen und Privilegien von Adel und Klerus, eine Menge von Einrichtungen, welche dem Wohlstande des Volkes widerstrebten. Auch hier dann jene gefährliche Zufriedenheit. Das Land aber blieb bis 1802 in einer Ausnahmsstellung, die unerträglich war, aber manches zu entschuldigen schien. Trug, Bestechung und allerlei Mißbräuche zogen ein, und vergebens war es, wenn in Paris harte Klagen darob ergingen. Das französische Steuersystem und die verhaßte Conscription begannen darauf ihren Druck zu üben, bis jenes Jahr auch die französische Gesetzgebung und Verwaltung brachte, und das Land mehr noch denn früher von Deutschland trennte.

Die größte Gefahr aber entstand, nachdem nunmehr das linke Rheinufer schon in die Organisation des französischen Staates einverleibt, durch die Aufrichtung des Kaiserthums im Jahr 1804. Die Gleichheit aller vor dem einen Gewalthaber erforderte jetzt eine noch viel planmäßigere Unterdrückung aller Sonderheiten in dem weiten Reiche, also namentlich in den neuen deutsch redenden Departements. Napoleon konnte dazu große Mittel benutzen, da bereits das alte Frankreich die Gemeinden von dem Staate durchaus abhängig gemacht, und die Revolution demselben auch Kirche und Schule untergeben hatte. Am linken Rheinufer wurde jetzt der Code Napoléon mit dem ganzen französischen Gerichtsgebrauch eingeführt. Mit einem Schlage wurde auf solche Weise vieles vernichtet,

was bisher eine Trennung zwischen Frankreich und den deutschen Landen aufrecht erhalten. Französische Verwaltung, die allerorten willkürlich eingriff und die Gemeindebeamten nur zur Ausführung des Willens der Regierung benutzte, sowie französische Polizei, die gleich wachsam, entschlossen und durchgreifend war, wirkten nun durch Unterdrückung der deutschen Nationalität für Gleichstellung der Lande mit Frankreich. Vorzüglich wurde aber das deutsche Element durch die Art und Weise bedroht, wie Napoleon Kirche und Schule für seine Zwecke zu benutzen wußte. Schon zur Zeit der Republik war denselben ihr eigenes Vermögen entzogen und sie dadurch von der Regierung abhängig gemacht worden. Napoleon brachte denn zunächst die Kirche in strenge Dienstbarkeit. Alle höheren Geistlichen wurden von ihm angestellt, und sie hatten ihm für die Ergebenheit der niederen zu sorgen. Der im Jahr 1806 in den rheinischen Departements eingeführte „kaiserliche Katechismus" beschränkte sich nicht darauf, unbedingten Gehorsam gegen die Obrigkeit zu lehren, sondern er machte den Kindern auch eine fast göttliche Ehrfurcht vor dem Kaiser selbst und unweigerliche Erfüllung der Forderungen des Staates zur strengen religiösen Pflicht. Weit schwerer wog, besonders für den deutschen Theil des Reiches, daß, wie die Kirche, so auch die Schule seit dem Jahre 1808 allein schon durch ihre Organisation dem Staate unbedingt untergeordnet war. Sie wurde in einen starren Mechanismus gezwängt, der jede selbständige Geistesrichtung unterdrücken mußte. Die Schule erhielt eine straffe, militärische Organisation. Ein Großmeister in Paris stand an der Spitze aller Schulen, die Lehrerarmee zu befehligen. Strenger Gehorsam gegen ihn wurde von allen, besonders den nächsten Untergebenen (Recteurs) gefordert, und eigene Beamte (Inspecteurs) hatten das ganze Reich stets zu durchreisen, um sich von der herrschenden Disciplin zu überzeugen. Die Lehrer, deren Gesammtheit entweder angestellt oder concessionirt war, standen unter dem Großmeister, und der allein hatte für ganz Frankreich, also auch für die Rheinlande und später ebenso für das nördliche Deutschland, die Entscheidung darüber, ob die Privatlehrer, nach bestandenem Examen, zuzulassen seien oder nicht. Die öffentlichen, zumal höheren Schulen waren völlig militärisch eingerichtet: Trommelschlag verkündete den Anfang, Trommelschlag das Ende des Unterrichts. Alle Schüler trugen Uniformen; sie durften nur durch den Censeur Briefe, Geld nur durch den Proviseur erhalten. Der Unterricht aber bezweckte, soweit die Lehre vom Gehorsam gegen den Kaiser noch Platz ließ, die französische Geschichte und Literatur als die höchste Entfaltung des menschlichen Geistes erscheinen zu lassen.

Das Deutsche wurde in den deutschen Landen gewaltsam und mit

Absicht unterdrückt. Alle Lehrbücher mußten in französischer Sprache abgefaßt sein und diese allein sollte beim Unterricht Anwendung finden. Der Gebrauch der deutschen Sprache, auch nur zur Aushilfe, war auf den höheren Schulen streng untersagt. Die befähigteren deutschen Schulmänner suchten daher, selbst wenn der Großmeister sie unbehelligt ließ, sich lieber ganz vom Unterricht zurückzuziehen. Die deutschen Universitäten wurden, als Pflanzstätten feindseligen Geistes, aufgehoben und gleichzeitig der Besuch auswärtiger Hochschulen verboten.

Ganz besondere Aufmerksamkeit widmete Napoleon aber in den deutschen Landen der Ueberwachung der Literatur. Die erbärmliche Regierung der geistlichen Herren hatte freilich schon vor der französischen Zeit das linke Rheinufer vor Antheil an dem großen geistigen Aufschwung unseres Volkes, der sich in der Literatur kund that, zu bewahren gewußt: allein die Franzosen suchten jetzt deutsche Wissenschaft und Sprache gleich einer Drachensaat in ihren deutschen Departements zu vernichten. Auch hier jener ertödtende Mechanismus. Für Durchführung strenger Ueberwachung, namentlich für Handhabung der Censur, sorgte ein Generaldirector in Paris. Alle Buchhändler und Buchdrucker wurden gleichsam angestellt und auf die Censurvorschriften vereidigt. Das Erscheinen politischer Zeitungen und Zeitschriften wurde in den rheinischen Departements selbst überall nicht gestattet; die Verbreitung deutscher Zeitungen, sogar der ganz unschuldigen benachbarten Regierungsblätter, war geradezu streng verboten. Die Erlaubniß zur Einbringung deutscher Bücher war an sechszehn Instanzen gebunden; und wenn dieselben auch mit Geld und guten Worten unschwer zu umgehen waren, so blieben politische Schriften doch selbst dann ausgeschlossen. Im Jahre 1810 erschien, um das Maß vollzumachen, noch ein Erlaß, wonach alle Vorladungen, alle Anschlagszettel, die Benennungen der Plätze, Straßen, Thore, auch die ausgehängten Zettel, Schilder und Tafeln in französischer Sprache abgefaßt sein mußten. Als Vergünstigung ward die Erlaubniß betrachtet, eine deutsche Uebersetzung beifügen zu dürfen. Es war eine neue Quelle für die schon seither so zahlreichen französischen Plackereien, die in ihrer Gesammtheit eine große nahe Gefahr für die deutsche Nationalität in den deutschen Landen darstellten. Sie lag wohl noch weniger in der Bedrohung der deutschen Sprache, als in der vollständigen Abschließung von Deutschland. Erst nachdem Napoleon 1813 sich gänzlich geschlagen dem Rhein näherte, erfuhren die Deutschen am linken Ufer des deutschen Stroms, daß der Kaiser seit Monaten nicht glücklich gekämpft, und daß ihre Erlösung zu erwarten sei.

Das Gefährlichste dieser Lage bestand aber — es ist schon mehrfach gesagt — einmal darin, daß dieselbe die deutschen Lande Frankreich völlig

gleich stellte, sodann, daß dadurch Zustände geschaffen wurden, die gleichzeitig auf den Ruin des deutschen Wesens hinarbeiteten und einen größeren Wohlstand hervorriefen. Mochte auch über die Conscription, über den Stillstand von Handel und Verkehr, über Steuerdruck u. a. viel geklagt werden: immer war der Zustand viel leidlicher als früher unter deutscher Herrschaft und als er jetzt in vielen andern deutschen Landen statthatte. Während das übrige Deutschland schwer durch Krieg heimgesucht wurde, blieb das linke Rheinufer über zwanzig Jahre davon verschont, hatte vielmehr aus den häufigen Truppendurchzügen manchen Gewinn zu ziehen. Das Land mußte dadurch aber auch wieder werthvoller für den Bedränger unseres Vaterlandes werden. Er konnte nun die gesteigerten Kräfte des linken Rheinufers gegen unsere, gegen die Nation der eigenen Bewohner verwenden. Sie folgten aber nur unter dem Druck der Fremdherrschaft. Der größte Theil Deutschlands wurde gar von den eigenen deutschen Fürsten gegen die deutsche Nation in Waffen gehalten. Sie waren verbunden in dem schmachvollen Rheinbunde.

Die direct dem französischen Reiche einverleibten Lande hatten Ende des Jahres 1810 etwa eine gleiche Einwohnerzahl als Preußen. Der Rheinbund umfaßte in derselben Zeit gegen 14,000,000 Seelen. Alle diese Deutschen dienten unmittelbar, wenn auch widerwillig, dem französischen Interesse.

Der Rheinbund, kurz zuvor gegründet, wurde durch Napoleon's glücklichen Feldzug gegen Preußen sehr erweitert: Sachsen, die kleinen thüringischen und sächsischen Fürstenthümer, Mecklenburg, Oldenburg, kurz alle deutsche Staaten mit Ausnahme von Preußen, Oestreich und denen, deren politische Selbständigkeit durch die Franzosen vernichtet war, traten ihm bei. Aus den aufgehobenen Fürstenthümern Braunschweig und Hessen-Cassel, mit denen andere, namentlich ehemals hannoversche und preußische Gebiete verbunden wurden, machte Napoleon das Königreich Westfalen unter dem denkwürdigen Andenken seines Bruders Hieronymus. Es umfaßte 688 Quadratmeilen mit ungefähr zwei Millionen Einwohnern.

Den Rheinbund hat Napoleon nur gestiftet, weil er überzeugt war, daß auf solche Weise die Kräfte der Deutschen besser für seine Zwecke auszunutzen seien, als wenn er diese Gebiete fest mit Frankreich vereinige. Doch ist auch an einen Uebergang, an eine spätere Einverleibung gedacht. Danach waren die Maßregeln berechnet, die der Kaiser für diese Lande ergriff. Ihm kam es nur darauf an, Geld und Soldaten heraus zu ziehen. Unermeßlich waren die Kriegslasten, die er von den Fürsten des Rheinbundes ertrotzte; er verfügte über ihre Domänen, er ließ sie große Festungen für sich bauen und verlangte Hülfe nicht nur gegen die beiden

deutschen Großmächte, sondern auch gegen seine übrigen Feinde, gegen Rußland und Schweden, in Spanien und Italien. Umsonst klagten die deutschen Fürsten, umsonst vornehmlich der edle Carl Friedrich von Baden: Frankreichs Vortheil gebot die auferlegten großen Lasten.

Früher hatten die Truppen mancher dieser kleinen Herren den schlechtesten Theil der schlechten deutschen Reichsarmee gebildet; Napoleon wußte sein Material besser zu verwerthen: französische Uniform und Taktik schafften, unter französischem Commando, bald vortreffliche Truppen daraus, die dann unter französischen Befehlshabern für französische Interessen sehr gut zu gebrauchen waren.

Doch wurde nicht nur durch das Heer für Frankreich gewirkt. Drei Rheinbundsregierungen: Westfalen, Cleve-Berg und Frankfurt waren nicht viel mehr als französische Präfecturen. König Hieronymus mußte unbedingt die Befehle seines mächtigen Bruders vollziehen, viele der Verfügungen, die seinen Namen trugen, bekam er erst bei der Bekanntmachung zu sehen; Cleve-Berg stand direct unter französischer Verwaltung und der Fürstprimas Dalberg von Frankfurt war wiederum nicht weniger von der Gnade des großen Mannes abhängig, wie dessen Bruder, der genannte König von Westfalen. Aber auch in Baden, Hessen, Nassau u. a. wurde französisches Recht und französisches Gerichtsverfahren eingeführt, ja Napoleon strebte sogar danach, daß solches aus politischem Interesse in allen Rheinbundsstaaten geschehe; die Zeit hat es verhindert. Wohl aber wurden in fast allen Staaten den Franzosen einzelne Einrichtungen nachgemacht, die bedeutend auf eine Umgestaltung der deutschen Verhältnisse hinarbeiteten, um wiederum Frankreich im Laufe der Zeit zu statten zu kommen, und die besonders auch hier jene Gefahr enthielten, welche in der Besserung verborgen lag. Es ist dahin vor allem die neue Eintheilung einzelner Länder, namentlich Westfalens und Baierns zu zählen, die das Herkommen unbeachtet ließ und sich nur an die von der Natur gegebenen Grenzen, Flüsse, Gebirge u. a., anschloß. Es sind ferner dahin die Beseitigung zahlreicher Feudallasten, feudaler Scheidungen der Stände, verkommener Zünfte und einseitiger religiöser Beschränkungen zu rechnen. Viel wurde geändert und viel auch gebessert.

Die Neuerungen und Verbesserungen mancherlei Art in den französischen Vasallenstaaten haben eine gewisse Aehnlichkeit mit den durchgreifenden Reformen, die gleichzeitig in Preußen begegnen. Doch war zwischen beiden ein großer Abstand. Während dort das gesammte Streben darauf gerichtet war, das Uebergewicht des Staates fester zu begründen, seiner Allmacht und Willkür die Kräfte des Volkes ohne Unterschied zur Verfügung zu stellen, erzielte Preußen eine sittliche und materielle He-

dung des Volkes, damit sich dieses als Träger des Staates fühlen, des Staates Sache als seine eigne ansehen sollte. Daher der hohe Ernst, der alles im preußischen Staat durchdrang, und der gewaltig abstach gegen die Frivolität und den leichtfertigen Wandel, der an den Höfen mancher Rheinbundsfürsten zur Schau getragen wurde, um vergiftend auf die Moral des Volkes zu wirken. Freilich erregte die offenkundige Sittenlosigkeit am Hofe des üppigen Hieronymus in weiten Kreisen der strengen Norddeutschen eine Entrüstung, die das Königreich Westfalen selbst überlebte, und die unsinnige Verschwendung anderer Fürsten und Könige, von denen der von Sachsen allein 106 Kammerherren hielt*), stand in zu scharfem Gegensatz zu den schweren Leiden der Zeit, als daß sie ohne Unwillen hätte bemerkt werden können. Allein das böse Beispiel hat trotzdem für Menschenalter entnervend und entsittlichend gewirkt, und nur der Tüchtigkeit der Bevölkerung ist es zu danken, daß auch sie, die Schwere der Zeit empfindend, geläutert und erhoben aus dieser Rheinbundszeit hervorging. Wohl gab es damals freilich Schwächlinge genug, die in Procenten berechneten, um wie viel besser sich die abhängigen Rheinbundsstaaten ständen als das gedemüthigte Preußen. Aber manches Herz schlug doch auch in jenen Gebieten, schmerzlich bewegt über das Unglück des Vaterlandes, warm für die deutsche Sache, und häufige Aufstände in Hessen, sowie das allgemeine Unbehagen, das in all jenen Ländern französische Polizei, mit ihrer Aufpasserei, Spionage und Verletzung des Briefgeheimnisses zur Nothwendigkeit machte, wiesen doch deutlich darauf hin, daß das Bewußtsein der traurigen Gegenwart nicht durch den scheinbar größeren Wohlstand vernichtet werde.

Wer mag aber berechnen, wie weit die Schmach damaliger Tage zerrüttend, zersetzend auf das Mark unseres Volkes eingewirkt, wenn nicht Preußen sich inmitten des tiefen Verfalles zu einer Höhe der Entwickelung erhoben hätte, durch die es bald sich selbst und Deutschland aus drückender und entehrender Lage befreien konnte!

Die stumpfe Gleichgiltigkeit des Volkes, unter der der Staat Friedrich des Großen zusammengebrochen, sein Heer vernichtet, seine Gefilde vom Feinde überfluthet waren, hatte mit einem Schlage die schädlichen Folgen eines Systems der Bevormundung und geschäftigen Leitung aller Angelegenheiten in ihm aufgedeckt, welches die Masse der Staatsbürger vom öffentlichen Leben und dem Interesse an ihm ausgeschlossen. Obwohl gerade in bürgerlichen Kreisen ein hoher Grad von Intelligenz vorhanden, so waren sie bisher doch ohne Einfluß auf den Staat, selbst auf die Leitung der Gemeinde, deren Obrigkeit fast unabhängig von der Bürgerschaft

*) Napoleon selbst hatte früher 19, später 60 Kammerherren.

dastand, dahingegen treugehorsam dem Staate unterthan war. Die Zustände konnten kein Interesse für das allgemeine Wohl einflößen. Als aber über den alten Staat das schwere Geschick herein gebrochen, da zeigte sich in den weitesten Kreisen seiner Angehörigen der gesunde, bis dahin niedergehaltene Bürgersinn. In seiner eigenen Lebenssphäre empfand ein jeder, daß Glück und Wohlbehagen des Einzelnen von der Blüthe der Gesammtheit abhänge, und die Lenker des Staates erkannten, den schweren Schicksalsschlägen gegenüber, daß in der Masse des Volkes nur durch Selbstthätigkeit in Gemeinde- und Staatsangelegenheiten eine feste Liebe und Anhänglichkeit für das gemeine Wesen, eine freudige Hingabe und Opferbereitwilligkeit für den Staat zu erwecken und zu erhalten sei.

Stein hatte die Uebelstände im preußischen Staatswesen bereits vor Ausbruch der Krisis sehr wohl erkannt. Vergebens erhob er aber damals warnend seine Stimme. Der König Friedrich Wilhelm III. war zu sehr verkörpert mit dem militärischen Schalten und Herrschen über alle öffentlichen Dinge, als daß er zu der Einsicht hätte kommen können, dem Staate gereiche dieses Regierungssystem zu Nachtheil. Gerade sein fester Wille und seine reine Absicht, nur das Beste des Volkes zu wollen, hinderten ihn, die Macht zur Erreichung dieses Zieles zu schmälern. Als er aber eingesehen, daß das alte absolutistische Herrschen den Staat in's Verderben gebracht, als er selbst tief niedergebeugt war durch die Fülle des Unglücks, da verfiel er in äußerst schwermüthige Resignation, in die Ueberzeugung, ihm gereiche alles, was er unternehme, zum Nachtheil, und damit war denn auch das stolze Herrscherbewußtsein überwunden, das erforderlich ist zur Ausübung einer unbeschränkten Regierungsgewalt in tief bewegter Zeit. Der König hielt sich jetzt still zurück, und gab den Männern, denen er den Neubau des Staates anvertraut, einen wenig gehinderten Raum, ihre wohlthätigen Pläne auszuführen. Der Freiherr von Stein erhielt eine Stellung, wie nie vorher oder nachher ein preußischer Staatsdiener sie eingenommen. Ihm waren alle oberen Behörden, selbst die anderen Ministerien, untergeben und er hatte das Recht, von allen Behörden des Landes Auskunft zu fordern.

Stein wurde in seinem edlen Streben von einer Reihe von Männern unterstützt, deren Uneigennützigkeit und reiner Patriotismus mit dem seinigen wetteiferte, und die, ihn eifrig unterstützend, oder jeder auf seine Weise, die Erreichung des hohen Ziels förderten. Es war da ein Kreis der Edelsten und Besten aus der ganzen deutschen Nation vereinigt: neben Stein aus Nassau wirkten Scharnhorst und später Hardenberg aus Hannover, Blücher aus Mecklenburg, Gneisenau aus Sachsen, ferner die Preußen Wilhelm von Humboldt, Schön, Boyen, Grolmann, auch Niebuhr

aus Holstein, Vincke aus Westfalen, Arndt aus Pommern. Alle waren eifrig bestrebt, das Vaterland zu stärken und zu befreien. Stein fand freudige Zustimmung, wenn er als Ziel der Reformen hinstellte: „einen sittlichen, religiösen, vaterländischen Geist in der Nation zu heben, ihr wieder Muth, Selbstvertrauen, Bereitwilligkeit zu jedem Opfer für die Unabhängigkeit und für die Nationalehre einzuflößen und die erste, günstige Gelegenheit zu ergreifen, den blutigen, wagnißvollen Kampf für beides zu beginnen.“ Nicht selten fanden sich freilich große Meinungsverschiedenheiten im Kreise der leitenden Männer. Doch fügte der Einzelne leichter als sonst geschieht seine Ansicht der der anderen unter, und selbst aus dem Zwiespalt der Meinungen erwuchs dann wohl dem Vaterlande Nutzen.

Bereits ehe Stein am Hofe zu Memel eintraf, war ein sehr wesentlicher Schritt gethan, in dem gebrochenen Staat neues Leben zu schaffen. Durch ein Gesetz vom 9. October 1807 ward die Gebundenheit des Bodens und damit auch die feudale Scheidung der Stände aufgehoben. Aller Grundbesitz wurde an Rechten gleich gestellt, er sollte zusammengelegt, auch getheilt, und seine Erwerbung jedem zugängig gemacht werden dürfen. Dem Adel wurde der ihm bis dahin untersagte Betrieb bürgerlicher Gewerbe, dem Bauern- und Bürgerstand der Uebertritt aus dem einen in den anderen gestattet. Das Unterthänigkeitsverhältniß alles erblichen Grundbesitzes sollte beseitigt und dadurch der Bauer von drückenden Feudallasten befreit werden. Bald darauf wurde die Leibeigenschaft und jede Erbunterthänigkeit für alle Domänen des Staates aufgehoben. Diese Maßregeln wirkten auf das Volk wie ein erfrischender Hauch. Es war ja dadurch ein wesentlicher Schritt gethan, die ursprünglichste Freiheit des Einzelnen, die Freiheit der Arbeit herzustellen und die Scheidung zwischen Stadt und Land und zwischen einzelnen Klassen der Volksgenossen zu beseitigen. Und bald verkündete dann noch ein unter Stein's Einfluß erlassenes Gesetz, daß künftighin in den östlichen Provinzen alle königlichen Bauern ihr Land als völlig freies Eigenthum besitzen sollten. Der treffliche Kern im Bauernstande erhob sich jetzt aus stumpfer Gleichgültigkeit zu lebensvoller Theilnahme.

Alle diese Maßregeln hatten aber nicht nur die sittliche Hebung der Nation, sondern auch die materielle Besserung ihrer Zustände zum Zweck. Doppelt war dieses erforderlich! Das Land hatte furchtbar durch den Krieg gelitten; weite Strecken waren gänzlicher Verödung anheim gefallen, viele Familien irrten obdachlos umher; der letzte Feldzug hatte über die östlichen Provinzen, die Belagerung von Colberg über Pommern, die Aussaugung durch die Franzosen über Brandenburg entsetzliche Verheerung, Störung des Verkehrs und fast gänzliches Darniederliegen aller

Bodencultur und alles Handels gebracht. Selbst jetzt in der dringenden Noth des Staates wurde es erforderlich, den Grundbesitzern Erleichterungen in ihren Verpflichtungen gegen den Staat zu geben. Fehlte es doch sogar an Saatkorn. Dazu kam nun noch die stete Gegenwart der Franzosen, die dem Friedensvertrage gemäß die Städte und Festungen des Landes fortdauernd besetzt hielten und die sich jetzt, auch nach dem Frieden, die gewaltsamsten Eingriffe in alle Verhältnisse des Staates, einzelner Gemeinden und Privatpersonen erlaubten. Stein strebte vor allen Dingen, das Land von ihrer Gegenwart zu befreien.

Napoleon's Haß gegen Preußen kannte keine Grenzen. Nach einem Vertrage hatten seine Truppen Preußen zu verlassen, wenn die ungeheure Contribution erlegt sei, die der Staat noch zu zahlen hatte. Sein Gesandter Daru in Berlin glaubte, mit 33 Millionen Franken werde der Kaiser befriedigt sein. Napoleon befahl ihm 150, oder besser noch 200 Millionen zu fordern. Umsonst waren alle Verhandlungen, umsonst alle Gegenrechnungen, die Rücksicht auf die Erpressungen der Franzosen nehmen wollten: Napoleon blieb unerbittlich. Stein verzagte nicht. Der König kam ihm gerade in diesen Finanzfragen auf das bereitwilligste entgegen. In einer Zeit, wo all die kleinen deutschen Könige und Fürsten durch übermäßigen Luxus die nationale Schande zu verdecken suchten, lebte Friedrich Wilhelm III. in größter Einfachheit, in bürgerlicher Anspruchslosigkeit. Kostbarkeiten aller Art ließ er verkaufen, auch die Domänen wollte er opfern, um die harten Lasten seines Volkes zu erleichtern. Mochten jedoch die Einschränkungen auch noch so groß, und die Zuschüsse aus dem Krongut von Bedeutung sein, mochte auch in allen Zweigen des Staatslebens noch so sehr gespart werden: die Forderungen Napoleon's waren zu erheblich, um durch derartige Maßnahmen befriedigt zu werden. Der Staat war nur durch tiefer greifende Mittel zu erretten; auch die Finanzlage konnte auf die Dauer nur durch die Aufrichtung des Volkes gehoben werden.

Stein suchte zunächst die Verwaltung umzugestalten, zu vereinfachen und durch sie den Bürgern mehr Interesse für die öffentlichen Dinge einzuflößen. Von den Ministerien an bis zu den unteren Behörden wurde der Geschäftsgang verbessert. Gleichzeitig wurde die neue Städteordnung vom 19. November 1808 vorbereitet. Nach Stein's Entwurf wurde den Bürgern die freie Wahl ihrer Magistrate überlassen und diese jener früheren Vormundschaft und der fast unbedingten Abhängigkeit vom Staate entzogen. Die Bürgerschaft erhielt die Berechtigung, an der Stadtregierung thätigen Antheil zu nehmen, die Verwendung der städtischen Einnahmen durch ihre Stellvertreter zu leiten und von den Verwaltern derselben Rechenschaft

zu fordern, „um durch diese Mitwirkung den so achtbaren Bürgersinn wieder zu beleben und dessen wohlthätige Wirkungen zu erhöhen." Auch beabsichtigte Stein, Provinzialstände einzuführen, in denen die bedeutendsten Grundbesitzer, ohne Rücksicht auf Geburtsunterschiede, über die wichtigsten Interessen ihrer Provinz berathen und beschließen sollten. Ernstlich wurde dann von den Männern der Reform, außer Stein besonders auch von dem Präsidenten Vincke, erwogen, wie wohl am besten Reichsstände einzurichten seien. Darüber, daß solche das Reformwerk schließen müßten, war keine Meinungsverschiedenheit.

Ganz in seinem Streben mit Stein einverstanden, beseelt von demselben Geist, suchte zu gleicher Zeit der General Scharnhorst das preußische Heer in zeitgemäßer Weise umzugestalten. Scharnhorst war ein hannoverscher Bauernsohn. Aber schon früh in preußische Dienste getreten, arbeitete er sich bald zu einflußreichen Stellen im Heere empor. Auch dem Könige trat er nahe. Ihn machte freilich Scharnhorst's eckiges Wesen und sein nachlässiges Aeußere zuweilen ungeduldig, doch wußte er sein Verdienst zu schätzen. Eine hohe Gesinnung, eine feurige Hingabe an's Vaterland war bei dem stillen Manne mit jener Vielseitigkeit des Geistes verbunden, die unter außerordentlichen Verhältnissen die Elemente neuen Lebens zu erkennen und zu gestalten, und selbst Gegner durch den Zauber der tüchtigen Persönlichkeit zur Verwendung bei der Durchführung der eigenen Plane zu gewinnen weiß.

Nach Scharnhorst's Ideen wurde die Armee von schlechten Elementen befreit, auf's neue kriegstüchtig gemacht und in engen Einklang gesetzt mit dem Geiste, der jetzt das gesammte Staatswesen durchdringen sollte. Wie Stein den Neubau des Staates nicht von einer erhöhten mechanischen Vollkommenheit der Verwaltung und Regierung, vielmehr von einer sittlichen Wiedergeburt des Volkes erwartete, so auch Scharnhorst die erhöhte Tüchtigkeit der Armee. „Man muß der Nation," schrieb er, „das Gefühl der Selbständigkeit einflößen, man muß ihr Gelegenheit geben, daß sie mit sich selbst bekannt wird, daß sie sich ihrer selbst annimmt, nur erst dann wird sie sich selbst achten und von Andern Achtung zu erzwingen wissen. Darauf hinzuwirken, dies ist alles, was wir können. Die Bande des Vorurtheils lösen, die Wiedergeburt leiten, pflegen und sie in ihrem freien Wachsthum nicht hemmen: weiter reicht unser hoher Wirkungskreis nicht."

Die Umgestaltung, oder eigentlich Umschaffung der Armee begann mit einer sorgfältigen Auswahl der Offiziere. Es wurde ein Ehrengericht niedergesetzt, vor dem sich jeder wegen seines Verhaltens in dem jüngsten Kriege verantworten mußte. Das Heer wurde so geläutert, und für die

zukünftige kleine Armee blieben die besten Kräfte beibehalten. Das Vorrecht des Adels auf die Offizierstellen wurde alsdann abgeschafft und für das Avancement bestimmten neue Vorschriften die Berücksichtigung der persönlichen Tüchtigkeit. Daneben führte Scharnhorst eine der neuen Kriegsart entsprechende Eintheilung, Bewaffnung und Ausrüstung ein, wodurch mancher Tand beseitigt und durch Zweckmäßigkeit ersetzt wurde. Um aber die Veredlung der Bestandtheile und Erhebung des Geistes im Militair zu erreichen, ward das verderbliche System der Anwerbung von Ausländern abgeschafft, dagegen eine Annäherung an die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst hergestellt und durch gute militairische Bildungsanstalten sowie humanere Behandlung der Soldaten dem Heere der rohe Geist ausgetrieben, der es bisher vielfach vom Volke getrennt. Damals kam, wie Gneisenau scherzend sagte, die Freiheit des Rückens auf, die entehrende körperliche Züchtigung der Soldaten wurde abgeschafft. Bei der neuen taktischen Ausbildung, die von Scharnhorst bereits vor dem letzten unseligen Kriege gelehrt worden, wurden in der preußischen Armee sorgfältig die Erfahrungen der jüngsten Zeit zu Rathe gezogen, und so ist später Napoleon mit einer von ihm selbst abgelernten Art der Kriegführung geschlagen.

Ein Hauptverdienst erwarb sich Scharnhorst aber durch die numerische Stärke, welche er der jungen Armee gab. Die von ihm beabsichtigte allgemeine Wehrpflicht blieb freilich zunächst noch unausgeführt, allein er wußte doch, trotz der Schonung, welche die Lage der Einwohner erforderte, Mittel zu schaffen, um in dem kleinen Staate ein ganz unverhältnißmäßig zahlreiches, von dem besten Geiste beseeltes Heer zu schaffen. Vorzüglich um das stete Mißtrauen Napoleon's nicht zu steigern, später auch, um, einem schimpflichen Vertrage zum Trotz, den Staat wehrfähig zu machen, war freilich immer nur eine kleine Armee bei den Fahnen: aber alle drei Monate wurde eine Anzahl Recruten eingezogen, eingeübt und als s. g. Krümper wieder entlassen, um mit anderen das Gleiche zu beginnen. Ein großes schlagfertiges Heer wurde dadurch in der Stille gebildet, um bereit zu sein, wenn die Stunde der Befreiung für das Vaterland schlug.

Die Vortheile der Heeresreform zeigten sich bald. Schon im Jahre 1809 war die Armee, wie der kundige Clausewitz schreibt, dem Volke näher gebracht, und man durfte sie als eine Schule zur kriegerischen Ausbildung und Erziehung des Nationalgeistes betrachten.

So arbeitete Stein, so wirkte Scharnhorst für die Aufrichtung unseres Vaterlandes! König Friedrich Wilhelm III. aber ließ sie schalten; auch sein Sinn war nur auf die Besserung der Zustände gerichtet und verächtlich wies er alle Vorschläge von sich, wodurch ihm persönliche Erleichterungen auf Kosten des Staates geworden wären.

Die hochherzigen Bestrebungen der Männer der Reform fanden Wiederhall im ganzen Volke. Die bittere Noth der Zeit, unter der Jeder zu leiden hatte, bewirkte eine sittliche Läuterung, von der kein Stand, kein Kreis, keine Familie der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen blieb. Wenige ergingen sich in unnützen Klagen über die alte Leitung des Staates, die all dieses Unglück herbeigeführt; Jeder fühlte an sich selbst, daß jetzt zu handeln, nicht zu klagen sei, und daß sein eigenes Wohl eng mit dem des Staates zusammenhänge; alle wurden aus der stumpfen Gleichgültigkeit zu lebensfrischem Antheil am öffentlichen Leben emporgehoben. Das Treiben des Einzelnen, das der Familie trat in den Dienst der Befreiung des Vaterlandes. Auch Kunst und Wissenschaft sagten sich los von selbstbeschaulicher Genügsamkeit, wandten sich den praktischen nationalen Zielen zu, und auch sie haben sodann nicht wenig gewirkt, um unser Volk aus tiefer Erniedrigung wieder aufzurichten.

Da war der Philosoph Fichte, der in seinen Reden an die deutsche Nation mit furchtbarem Ernst auf die Nothwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt durch nationale Erziehung hinwies; da war der Theologe Schleiermacher, der, indem er Frivolität und Frömmelei verdrängte, in vieler Herzen echte Inbrunst und tiefen religiösen Sinn weckte; da war auch E. M. Arndt, dessen kräftiger Geist Dichtung und Geschichte benutzte, um den Haß gegen den corsischen Gewalthaber anzufachen; da waren J. Grimm, Steffens, Wolf und viele andere, die sämmtlich ihre Wissenschaft zur Erweckung vaterländischen Geistes, im Sinne der Befreiung, der Erhebung unseres Volkes benutzten. Und weit über die Hörsäle, und weit über den Kreis der Leser ihrer Bücher schallten die Worte und Anschauungen, die Bestrebungen und Hoffnungen dieser Besten unseres Volkes wieder: sie zündeten Begeisterung und erregten gleicherweise Haß gegen den Bedrücker und strenge Buße an sich selbst. Gar viele dachten, wie der Turnvater Jahn, der alles Ernstes lieber jeder Cultur den Scheidebrief geben wollte, um in den germanischen Urwäldern freies und frommes Deutschland zu genießen, als sich vor den wälschen Drängern beugen. „Wehe, rief er, wehe dem, der nicht ein ganzer Mann ist.“

So führte die furchtbare Zeit, so das entsetzliche Elend aller eine ernste Sühne und Reinigung herbei, die Festigung des Charakters, wahre Männlichkeit und Weckung des höheren Stolzes auf den deutschen Namen zur Folge hatte. Alle edlen und tiefen Gedanken, alles Forschen und Trachten in der Wissenschaft, im Staate, im Leben, in der Kirche gehörte der Befreiung des Vaterlandes an, in dessen Dienst eben alles Denken trat.

Nur ein Zeichen dieses hehren Geistes, der alle Schichten des Volkes durchdrang, war es, wenn damals ein Netz geheimer Gesellschaften ent-

zukünftige kleine Armee blieben die besten Kräfte beibehalten. Das Vorrecht des Adels auf die Offizierstellen wurde alsdann abgeschafft und für das Avancement bestimmten neue Vorschriften die Berücksichtigung der persönlichen Tüchtigkeit. Daneben führte Scharnhorst eine der neuen Kriegsart entsprechende Eintheilung, Bewaffnung und Ausrüstung ein, wodurch mancher Tand beseitigt und durch Zweckmäßigkeit ersetzt wurde. Um aber die Veredlung der Bestandtheile und Erhebung des Geistes im Militair zu erreichen, ward das verderbliche System der Anwerbung von Ausländern abgeschafft, dagegen eine Annäherung an die allgemeine Verpflichtung zum Kriegsdienst hergestellt und durch gute militairische Bildungsanstalten sowie humanere Behandlung der Soldaten dem Heere der rohe Geist ausgetrieben, der es bisher vielfach vom Volke getrennt. Damals kam, wie Gneisenau scherzend sagte, die Freiheit des Rückens auf, die entehrende körperliche Züchtigung der Soldaten wurde abgeschafft. Bei der neuen taktischen Ausbildung, die von Scharnhorst bereits vor dem letzten unseligen Kriege gelehrt worden, wurden in der preußischen Armee sorgfältig die Erfahrungen der jüngsten Zeit zu Rathe gezogen, und so ist später Napoleon mit einer von ihm selbst abgelernten Art der Kriegführung geschlagen.

Ein Hauptverdienst erwarb sich Scharnhorst aber durch die numerische Stärke, welche er der jungen Armee gab. Die von ihm beabsichtigte allgemeine Wehrpflicht blieb freilich zunächst noch unausgeführt, allein er wußte doch, trotz der Schonung, welche die Lage der Einwohner erforderte, Mittel zu schaffen, um in dem kleinen Staate ein ganz unverhältnißmäßig zahlreiches, von dem besten Geiste beseeltes Heer zu schaffen. Vorzüglich um das stete Mißtrauen Napoleon's nicht zu steigern, später auch, um, einem schimpflichen Vertrage zum Trotz, den Staat wehrfähig zu machen, war freilich immer nur eine kleine Armee bei den Fahnen: aber alle drei Monate wurde eine Anzahl Recruten eingezogen, eingeübt und als s. g. Krümper wieder entlassen, um mit anderen das Gleiche zu beginnen. Ein großes schlagfertiges Heer wurde dadurch in der Stille gebildet, um bereit zu sein, wenn die Stunde der Befreiung für das Vaterland schlug.

Die Vortheile der Heeresreform zeigten sich bald. Schon im Jahre 1809 war die Armee, wie der kundige Clausewitz schreibt, dem Volke näher gebracht, und man durfte sie als eine Schule zur kriegerischen Ausbildung und Erziehung des Nationalgeistes betrachten.

So arbeitete Stein, so wirkte Scharnhorst für die Aufrichtung unseres Vaterlandes! König Friedrich Wilhelm III. aber ließ sie schalten; auch sein Sinn war nur auf die Besserung der Zustände gerichtet und verächtlich wies er alle Vorschläge von sich, wodurch ihm persönliche Erleichterungen auf Kosten des Staates geworden wären.

Die hochherzigen Bestrebungen der Männer der Reform fanden Wiederhall im ganzen Volke. Die bittere Noth der Zeit, unter der Jeder zu leiden hatte, bewirkte eine sittliche Läuterung, von der kein Stand, kein Kreis, keine Familie der bürgerlichen Gesellschaft ausgeschlossen blieb. Wenige ergingen sich in unnützen Klagen über die alte Leitung des Staates, die all dieses Unglück herbeigeführt; Jeder fühlte an sich selbst, daß jetzt zu handeln, nicht zu klagen sei, und daß sein eigenes Wohl eng mit dem des Staates zusammenhänge; alle wurden aus der stumpfen Gleichgültigkeit zu lebensfrischem Antheil am öffentlichen Leben emporgehoben. Das Treiben des Einzelnen, das der Familie trat in den Dienst der Befreiung des Vaterlandes. Auch Kunst und Wissenschaft sagten sich los von selbstbeschaulicher Genügsamkeit, wandten sich den praktischen nationalen Zielen zu, und auch sie haben sodann nicht wenig gewirkt, um unser Volk aus tiefer Erniedrigung wieder aufzurichten.

Da war der Philosoph Fichte, der in seinen Reden an die deutsche Nation mit furchtbarem Ernst auf die Nothwendigkeit einer sittlichen Wiedergeburt durch nationale Erziehung hinwies; da war der Theologe Schleiermacher, der, indem er Frivolität und Frömmelei verdrängte, in vieler Herzen echte Inbrunst und tiefen religiösen Sinn weckte; da war auch E. M. Arndt, dessen kräftiger Geist Dichtung und Geschichte benutzte, um den Haß gegen den corsischen Gewalthaber anzufachen; da waren J. Grimm, Steffens, Wolf und viele andere, die sämmtlich ihre Wissenschaft zur Erweckung vaterländischen Geistes, im Sinne der Befreiung, der Erhebung unseres Volkes benutzten. Und weit über die Hörsäle, und weit über den Kreis der Leser ihrer Bücher schallten die Worte und Anschauungen, die Bestrebungen und Hoffnungen dieser Besten unseres Volkes wieder: sie zündeten Begeisterung und erregten gleicherweise Haß gegen den Bedrücker und strenge Buße an sich selbst. Gar viele dachten, wie der Turnvater Jahn, der alles Ernstes lieber jeder Cultur den Scheidebrief geben wollte, um in den germanischen Urwäldern freies und frommes Deutschland zu genießen, als sich vor den wälschen Drängern beugen. „Wehe, rief er, wehe dem, der nicht ein ganzer Mann ist."

So führte die furchtbare Zeit, so das entsetzliche Elend aller eine ernste Sühne und Reinigung herbei, die Festigung des Charakters, wahre Männlichkeit und Weckung des höheren Stolzes auf den deutschen Namen zur Folge hatte. Alle edlen und tiefen Gedanken, alles Forschen und Trachten in der Wissenschaft, im Staate, im Leben, in der Kirche gehörte der Befreiung des Vaterlandes an, in dessen Dienst eben alles Denken trat.

Nur ein Zeichen dieses hehren Geistes, der alle Schichten des Volkes durchdrang, war es, wenn damals ein Netz geheimer Gesellschaften ent-

stand, um auf die Erhebung des Volkes hinzuwirken. Sie verbreiteten sich über die alten preußischen Provinzen, über Hannover, ganz Norddeutschland. Es traten so patriotisch gesinnte Männer in engeren Verkehr mit einander, und vorsichtig näherten sich auch einzelne preußische Staatsmänner und Offiziere diesen Kreisen. Doch hat keine der bedeutenderen Persönlichkeiten einer solchen Verbindung, auch nicht dem „sittlich-wissenschaftlichen Vereine" angehört, der unter dem Namen „Tugendbund" bekannter ist und den die Franzosen und mehrere andere für einen alle bürgerliche Ordnung gefährdenden Bund ansahen. Stein aber sowohl wie auch Scharnhorst, und namentlich Gneisenau, freuten sich über den Geist, der diese Geheimbünde hervorgerufen. Eben damals war die Erhebung des spanischen Volkes gegen die Franzosen erfolgt und die Hoffnungen schienen nicht unberechtigt zu sein, daß auch das deutsche Volk sich auf ähnliche Weise seiner Fesseln entledigen würde, wobei denn gerade Verbindungen Einzelner, die vom vaterländischen Interesse ausgingen, von um so höherem Werthe waren, da sie in den französischen Theil Deutschlands hinüber reichten, und eine, besonders in Westfalen vorhandene Gährung unterstützten.

Mit Mißtrauen beachteten die Franzosen diese wenig greifbaren Zeichen der Feindschaft, über welche ihre offenen und geheimen Späher sie unterrichteten. Die preußische Regierung konnte nicht für dieselben verantwortlich gemacht werden. Da aber fand sich plötzlich ein erwünschter Anlaß, um durch die Anklage einer Unterstützung jener Umtriebe Stein zu stürzen.

Napoleon hatte schon seit längerer Zeit eingesehen, daß er sich in Stein, der mit seiner Genehmigung an die Stelle des ihm damals verhaßten Hardenberg an die Spitze der preußischen Regierung gestellt war, getäuscht habe. Er hatte weder die Beharrlichkeit erwartet, die Stein in den Verhandlungen über die Räumung des Landes zeigte, noch daß derselbe zu wirksamen Mitteln greifen werde, um den gänzlich niedergeworfenen Staat zu neuer Selbständigkeit zu erheben.

Eine harte Natur, wie Stein sie hatte, gehörte freilich auch dazu, um allen Schwierigkeiten gegenüber nicht zu verzagen. Die französischen Truppen im Lande setzten das Plünderungswerk des Krieges fort. Es war doch nicht zu ihrer Verpflegung zu rechnen, wenn die Offiziere Feste und Bälle anordneten, die von den Städten, in denen sie lagen, nicht minder zu bezahlen waren, als die großen Geldsummen, die sie unter allerlei Vorwänden für ihre Personen erpreßten. Dazu wurde mit Daru noch immer über die Contributionen verhandelt, und die Forderungen der feindlichen Dränger schienen sich von Tage zu Tage steigern zu wollen. Sie behaupteten ein Anrecht auf die Einkünfte des Staates zu haben, und es

bemächtigten sich wirklich zu Zeiten, ja sogar dauernd, an der Stelle königlicher Behörden französische Intendanten der öffentlichen Verwaltung der Staatsämter, wobei schamlose Uebergriffe zu Gunsten des eigenen Seckels an der Tagesordnung waren.

Nur eine Räumung des preußischen Gebietes konnte den Uebeln ein Ziel setzen. Aber die Verhandlungen über die Contribution, von deren Erlegung der Abzug der Franzosen zunächst abhing, mußten mit Vorsicht geführt werden, auch weil Preußen streben mußte bei dieser Gelegenheit eine Entschädigung für Hannover zu erlangen, zu der Frankreich vertragsmäßig verpflichtet, und die zu leisten es durch den Besitz von Danzig, Erfurt, dem nördlichen Deutschland vollständig in der Lage war. Um alle diese Angelegenheiten, besonders aber um die Höhe und Zahlung der noch rückständigen Contribution zu regeln, wurde Ende 1807 der Prinz Wilhelm, Bruder des Königs, in Begleitung Alexander von Humboldt's nach Paris gesandt, um neben dem dortigen Gesandten von Brockhausen die Verhandlungen zu betreiben. Auch Prinz Wilhelm richtete nichts aus. Auf Anträge wurde nicht erwidert, wohl aber ertönte hier und dort die brutale Drohung, Preußen zu vernichten. Noch weilte der Prinz in Paris, als ein für Preußen verhängnißvolles Ereigniß dessen Lage verschlimmerte.

Um Geldgeschäfte zu erledigen, wurde im August 1808 ein Assessor Koppe von Königsberg aus, wo die Regierung noch immer weilte, durch Stein an den Fürsten Sayn-Wittgenstein gesandt. Neben dem offiziellen Schreiben gab der Minister dem nicht ganz zuverlässigen Boten einen vertraulichen Brief mit, in dem „einige Bemerkungen über unsere Lage im Allgemeinen“ gemacht waren. Dieselben bezogen sich wesentlich auf den guten Geist, der sich in Deutschland zeige. „Die Erbitterung nimmt in Deutschland täglich zu, und es ist rathsam, sie zu nähren und auf die Menschen zu wirken.“ Durch unvorsichtige Aeußerungen erhielten die Franzosen Kunde davon, daß Koppe, der Berlin bereits glücklich passirt hatte, wichtige Papiere bei sich habe. Da befahl der Marschall Soult ihn bei Spandau zu ergreifen. Die vorgefundenen Briefe wurden nach Paris gesandt.

Napoleon hatte jetzt einen erwünschten Anlaß, um Preußen von neuem zu demüthigen und empfindlich zu treffen. Er ließ am 8. September 1808 im Moniteur, und später auch in einem Berliner Blatte, das aufgefangene Schreiben als „ein Denkmal der Ursachen des Gedeihens und des Sturzes der Reiche“ abdrucken und mit bitteren Bemerkungen begleiten. „Man wird, hieß es, den König von Preußen beklagen, ebenso ungeschickte als verkehrte Minister zu haben.“ Dann wurden auch an dem nämlichen 8. September der Prinz Wilhelm und der Gesandte durch heftige Drohungen

genöthigt, sofort einen Vertrag zu unterschreiben, der möglichst ungünstig für Preußen war. Von der früheren Entschädigung war keine Rede mehr; Preußen mußte aber noch einen Strich am rechten Elbufer um die westfälische Festung Magdeburg abtreten. Noch sollten 140 Millionen Franken zu zahlen sein und bis zu gänzlicher Abtragung die Festungen Küstrin und Stettin, bis zu der der Hälfte auch noch Glogau mit französischen Truppen besetzt gehalten werden, die Preußen zu unterhalten habe. Sieben Militärstraßen behielt Frankreich sich durch Preußen vor; diese hatten die Truppen zu verpflegen, die jene benutzten. Endlich aber, und das war das härteste, wurde bestimmt, daß Preußen hinfort nur 42,000 Mann als Heeresmacht halten dürfe, und auf alle weiteren Streitkräfte verzichten müsse.

Höhnisch verkündete darauf der Moniteur: alle zwischen Frankreich und Preußen noch bestandenen Mißhelligkeiten seien beigelegt.

Nicht einen Grund, aber einen Anlaß hatte der Leichtsinn jenes unglücklichen Briefboten hinaufbeschworen, um neues Unheil über den preußischen Staat zu bringen.

Stein bat sofort nach dem Bekanntwerden des Briefes um seine Entlassung. Allein der König erwiderte ablehnend. Er und viele andere hofften, daß Napoleon sich in Erfurt, wohin er sich gerade zu einer Zusammenkunft mit Kaiser Alexander begab, durch diesen werde beschwichtigen lassen. Doch wurde nur der Nachlaß von 20 Millionen der in jenem Vertrage vom 8. September ausbedungenen Contribution erlangt. Immer mißlicher aber wurde dann das fernere Verbleiben Stein's auf seinem hohen Posten. Es war zu befürchten, daß der mächtige Kaiser plötzlich seinen ganzen schweren Zorn auf den Staat fallen lassen würde, wenn Stein länger am Ruder bliebe. Auch regten sich am Hofe dessen alte und neue Gegner, Uebelwollende und Aengsterlinge. Da erfolgte am 24. November 1808 der Rücktritt des großen Ministers. „Stein ist gestürzt durch Cabale von innen und außen" schrieb Gneisenau.

Gar bald sollte sich zeigen, wie richtig Napoleon beurtheilt war. Am 16. December erließ der grimmige Gegner ein Dekret, wodurch „der Namens Stein, welcher Unruhen in Deutschland zu erregen sucht," zum Feind Frankreichs und des Rheinbundes erklärt, wodurch dessen Güter confiscirt und er selbst ergriffen werden sollte, wo er zu fassen sei. Da mußte der größeste und festeste Mann, den wir hatten, zum ewigen Zeichen der tiefen Schmach damaliger Tage, flüchtig über die Grenze eilen. Er fand in Oestreich eine nicht ungern gegebene Freistätte.

Auch Oestreich war damals durch die letzten erfolglosen Kriege in eine andere Richtung des staatlichen Lebens gekommen. Das starre Fest-

halten an dem Hergebrachten, wie es hier seit dem Tode Joseph II. geherrscht, wurde gemildert. Der liberal gesinnte Graf Stadion übernahm nach dem Frieden zu Preßburg für den östreichischen Kaiserstaat eine ähnliche Mission, wie sie Stein in Preußen hatte. Aber der Sturz war dort längst nicht so jäh wie hier gewesen, und so fand denn auch in Oestreich kein so gänzlicher Umschwung wie in Preußen statt. Allerdings wurde die Censur, auch die straffe Centralisation gemildert und manches andere Wohlthätige vorgenommen, aber im allgemeinen mußten sich die Bewohner des Kaiserstaates damit begnügen, daß eben jetzt ein besseres Regiment am Ruder war, daß sie volksthümlicher als früher regiert, und daß der geistigen Entfaltung jetzt nicht mehr durch den Staat so große Schwierigkeiten in den Weg gelegt wurden wie bisher.

Doch hatte schon dieser bessere Geist der Regierung große Folgen. Auch in Oestreich verschwand damals die träge Gleichgültigkeit gegen die Geschicke des Staates; ein frischer Zug ging durch alle Völker des Kaiserstaates, so daß erstarrte Vaterlandsliebe und erkaltetes Gefühl für die Ehre sich neu belebten. Bald zeigten sich herrliche Früchte. Der tüchtigste und zugleich volksthümlichste Prinz des Kaiserhauses, Erzherzog Carl, hatte das Kriegsministerium übernommen. Er entfaltete hier eine große Thätigkeit und bildete das Heer nicht allein dem neuern Kriegswesen mehr entsprechend aus, sondern brachte es auch dem Volke näher. Er begann die Organisation einer Landwehr. Freudig strömten jetzt von allen Seiten Freiwillige herbei. Ganze Regimenter wurden von Einzelnen errichtet. Aller Orten zeigte sich der geistige Aufschwung des Volkes und freudige Hingabe an den Staat. Alle Völker und alle Kreise des Reiches wußten auch sehr wohl, warum so große kriegerische Rüstungen, warum eine solche Heranziehung an den Staat gerade jetzt erstrebt wurde: es galt, zum vierten Male den Kampf gegen Frankreich aufzunehmen, um Oestreich, um Europa, um besonders Deutschland von der Herrschaft Napoleon's zu befreien.

Im April 1809 trat Oestreich rühmlichst und ehrenvoll in den Krieg ein. Uebertriebene Vorsicht von Seiten des Erzherzogs Carl ließ den Feind jedoch bald große Erfolge gewinnen. Dann aber gährte es vieler Orten in Deutschland. Dörnberg empörte sich in Cassel, Schill zog von Berlin aus, Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig stand sieggekrönt in Sachsen, Tyrol erhob sich für seinen Kaiser, wurde unterworfen und erhob sich wieder. Die deutsche Nation schien zu erwachen, um die Macht der Franzosen zu stürzen. Und nun erlitt der bis dahin unbesiegbare Schlachtenfürst am 21. Mai durch den Erzherzog, der sich kämpfend vor ihm zurückgezogen, bei Aspern und Eßlingen eine harte

Niederlage. Deutschland erwartete bald wieder frei zu sein. Preußen schien von neuem den Kampf beginnen zu wollen. Die Contribution wurde nicht fortgezahlt. Alle Besseren dachten wie Blücher: „Trage Fesseln wer da will, ich nicht," und drängten zum Losbruch. Auch der König schwankte. Aber er wollte noch einen Sieg abwarten. Anstatt dessen kam erst ein langer Waffenstillstand, dann die Niederlage der Oestreicher bei Wagram, der am 14. October 1809 der Friede zu Wien folgte. Die Hoffnungen der deutschen Vaterlandsfreunde waren getäuscht. Wohl ging Oestreich an Ehren vermehrt aus dem Kampfe: aber es versank auch wieder in das alte, starre Wesen. Graf Stadion wurde durch Graf Metternich verdrängt, der nur in unbedingtem Anschluß an Napoleon Heil für Oestreich sah, und der dann, ganz im Gegensatz zu der früheren Regierung, sich feindlich gegen jedes Auftauchen volksthümlichen Strebens bezeigte. Als Hochverrath galt jetzt, was früher Tugend war. Die Allianz mit Frankreich aber, dessen Gebieter sich nimmer besiegen lasse, sollte durch enge Familienbande für immer geknüpft sein.

Es war der tiefste Stand unserer Erniedrigung! Vielen schwand selbst die Hoffnung besserer Tage.

In Preußen schien der günstige Moment versäumt zu sein. Oestreich verfolgte jetzt ganz andere Ziele. In den Rheinbundsstaaten, die eng und fest mit Frankreich verbunden, schienen den Fürsten die Ketten leicht zu sein. Der Kaiser der Franzosen schaltete gewaltsamer denn je im deutschen Lande. Jetzt geschah, was oben erzählt wurde. Nach reiner Willkür wurde über weite Gebiete Deutschlands, sei es durch Vereinigung mit Rheinbundsstaaten, oder durch Trennung von ihnen, zu Gunsten Frankreichs verfügt. Jener Strich von Lübeck bis Wesel wurde mit Frankreich vereinigt, Berg von den Franzosen verwaltet, das unbedingt abhängige Westfalen von ihnen ausgesogen, aus hessischen und anderen Gebietstheilen wurde das Großherzogthum Frankfurt gebildet, das, nach dem Tode des jämmerlichen Fürst-Primas Dalberg, an Eugen Beauharnais fallen sollte und daher einstweilen schon die Einrichtungen einer französischen Präfectur erhielt. Kein Rheinbundsfürst war seines Landes sicher. Sie alle mußten sich Anweisungen französischer Feldherren auf ihre Einkünfte, willkürliche Erhöhungen der Frankreich pflichtigen Contingente, Controle und Eingriffe in die Verwaltung ihrer Länder durch die gewaltthätigen Kreaturen Napoleon's, sie alle mußten sich die Befehle des rücksichtslosen Gebieters gefallen lassen, durch dessen Gnade sie Könige und Fürsten waren.

In Festungen der Rheinbundsfürsten lagen französische Truppen. Auch Erfurt, worüber der Kaiser noch nicht verfügt, hielten sie besetzt. Polen war in ihrer Gewalt, und von Danzig aus bedrohten sie im Osten,

wie von Magdeburg aus im Westen, den Rest des preußischen Staates, der, noch immer der Willkür des Siegers preisgegeben, gleich den Vasallenstaaten Festungen seines Landes im Besitz des Feindes sah.

Diese schwersten Tage aber unter dem Fluche der Fremdherrschaft erweckten erst im deutschen Volke das Gefühl und die Achtung seiner selbst. Früher empfanden, zumal von Preußen abgesehen, nur wenige neben dem Drückenden auch das Schmachvolle der Lage des Vaterlandes. Jetzt mehrten sich, angeregt durch den Steuerdruck, die unaufhörliche Aushebung der jungen Mannschaft für französische Interessen und die Despotie, in der die Fürsten sich nach napoleonischem Muster gefielen, selbst in den Rheinbundsstaaten die Klagen über den Zustand der Dinge. Schlimmer aber als zuvor sollte derselbe noch für das nördliche Deutschland werden, das also, Holstein und Pommern ausgenommen, theils mit Frankreich vereinigt war, theils zum Rheinbunde (Mecklenburg), theils zu Preußen gehörte. Hier vermehrte sich der Druck der Continentalsperre, durch welche Napoleon den englischen Handel zu vernichten suchte. Hunger und Kummer wurde über reiche Familien, wohlhabende Städte, ganze Gegenden Deutschlands gebracht. Selbst dem Schmuggelhandel, der den Hansestädten wenigstens noch Nutzen gebracht, wußte der Gewalthaber jetzt zu steuern. Eine Einfuhrsabgabe, die im Durchschnitt fünfzig Procent betrug, wurde durch den berüchtigten Zolltarif von Trianon auf alle seewärts einlaufenden Colonialwaaren gelegt, und dadurch dem Staate gesichert, was früher der Schmuggler verdiente. Um so schärfer war nun die Controle, um so gewaltsamer die Eingriffe in die Verhältnisse der unterworfenen Lande. Dem Herzoge von Mecklenburg ließ Napoleon schreiben, er möge die englische Contrebande nicht zulassen, oder Frankreich werde sonst seine eigenen Zollwärter in's Land senden, dessen Vereinigung mit ihm alsdann freilich nothwendig sei. Gleiche Anforderungen, doch in gemäßigterem Tone, wurden an Preußen unter Berufung auf den Frieden von Tilsit gestellt, und so tief war der Staat Friedrich des Großen gesunken, daß sein Gesandter in dieser Zollangelegenheit erklären mußte, der König werde des Kaisers Willen zu seiner Leitung nehmen.

Die verschärften Maßregeln gegen den Handel Englands zerrütteten aber nicht allein die wirthschaftlichen Verhältnisse im Norden Deutschlands: sie boten auch Anlaß, die Habgier der Beamten, die politische Spionage, die polizeilichen Willküracte bis zu einem Grade zu erhöhen, dessen voraussichtliche Folgen selbst Hieronymus von Westfalen in seinen wüsten Orgien Sorge machten. Ein oft nur vorgebliches Suchen nach Contrebande öffnete nicht selten die Thür manches Hauses, aus dem nun der Friede verbannt, und an seine Stelle Furcht und Schrecken gesetzt wurde.

Willfährige Geschöpfe erhoben wahre oder falsche Anklagen, durch welche zahlreiche Familien um Vermögen, Haus und Hof, oft selbst um ihren Ernährer gebracht wurden, der nun in den Kasematten irgend einer Festung verschwand. Jede freie Meinungsäußerung war durch Aufpasserei, die sich bis zur systematischen Verletzung des Briefgeheimnisses erstreckte, durch streng gehandhabte Censur, hier und dort selbst durch ausdrückliches Verbot erschwert. Mißtrauen und Verdacht, Verstellung und Betrug waren die Folge: die Zeit der härtesten Prüfung unseres Volkslebens, von der oben gesprochen, war gekommen.

Hoffnungslos sahen selbst in Preußen viele der besten Patrioten der Zukunft entgegen.

Nach Stein's Entlassung hatte der Freiherr von Altenstein das wichtige Finanzministerium übernommen und war dadurch an die Spitze der Regierung gestellt. Er zeigte sich bald, obwohl vorher bei dem Neubau des Staates betheiligt, seiner Aufgabe nicht gewachsen. War früher die Befreiung des Vaterlandes das Endziel alles politischen Strebens, so trat jetzt an die Stelle der Pläne und Entwürfe von Stein, deren Durchführung freilich noch beabsichtigt blieb, ein stetes Zögern, ein Abfinden mit der jeweiligen Noth des Tages. Guter Wille reichte nicht aus, wo die starke Noth ihre Forderungen stellte. Mißmuthig zog sich einer der Freunde Stein's nach dem anderen zurück. Selbst Scharnhorst, sonst wohl geeignet, Gegensätze auszugleichen, dachte an Rücktritt. Die Reorganisation der Armee, welche er unausgesetzt betrieb, stieß auf Schwierigkeiten, und er fühlte auch wohl, daß die neuen Lenker des Staates sich leichter mit Napoleon glaubten verständigen zu können, wenn er seinen Posten verlasse. Doch nahm der König das Entlassungsgesuch nicht an, wie er denn überhaupt, obwohl er sich gern mit mittelmäßigen Köpfen umgab, sehr wohl einsah, daß diese Politik der kurzen Hand, wie sie das Ministerium handhabte und vor der Scharnhorst weichen wollte, nicht geeignet sei, den Staat wieder herzustellen.

In dem östreichischen Kriege hatte Preußens Haltung, seine halben Maßregeln, die Sistirung der Contributionszahlung, und mehr noch die offenkundige Gesinnung hervorragender Männer Napoleon gereizt, ohne durch diese wankelmüthige Politik die Hoffnungen und das Vertrauen zu rechtfertigen, in dem viele Patrioten zu dem Staate empor sahen. „Die Gutgesinnten," schrieb damals Gneisenau, „geben den Kampf auf, und diejenigen, die aus Bequemlichkeitsliebe, Genußsucht oder Feigherzigkeit immer gegen den Krieg sprechen, triumphiren." Napoleon aber drängte, sobald Oestreich niedergeworfen, auf Ausführung des Friedens von Tilsit, wie es immer hieß, also auf Zahlung der rückständigen Contribu-

lionen, noch immer 86½ Millionen Franken, sowie auf stricte Durchführung des Continentalsystems. Fast jede Mahnung oder Forderung erhielt ihren Nachdruck durch den Hinweis, daß die Besetzung des Landes nur durch Rücksicht auf Rußland noch nicht geschehen sei. In der dringenden Noth aber sah Altenstein keinen Ausweg. Die Finanzen waren in der „grausamsten Verwirrung." Alle Maßnahmen, welche eine Erhebung von Volk und Staat bezweckten, mußten darunter leiden, so daß Wilhelm von Humboldt, der als Sectionschef im Ministerium des Innern das Unterrichtswesen leitete, sein volles Ansehen einzusetzen hatte, um in Berlin die neue Universität in's Leben zu rufen, bei der doch allein schon die Namen Fichte und Schleiermacher von Anfang an ihre enge Verknüpfung mit dem Aufschwung des Vaterlandes anzeigten.

Den Anforderungen Napoleon's suchte der König zunächst durch ein Fristgesuch zu begegnen, das mit dem Glückwunschschreiben zu dem Frieden von Wien verbunden wurde. Es sei, meinte der König, ja schon bei der Unterzeichnung der Convention von 1808 anerkannt, daß die Ausführung derselben unmöglich sei. Der Corse antwortete kurz, kalt und abweisend. Neue Vorschläge nannte er lächerlich; wenn man Lager bilden und Pferde kaufen könne, könne man auch seine Schulden bezahlen. Immer dringender und dringender wurden alsdann die französischen Mahnungen, und in um so größere Verlegenheit gerieth das Ministerium Altenstein. Im Februar 1810 ließ dann Napoleon den Vorschlag machen, Preußen möge das ganze Jahr hindurch monatlich 4 Millionen abbezahlen, oder Glogau und einen anderen Theil Schlesiens abtreten. Damit war denn ein Wort ausgesprochen, das nun häufiger hingeworfen wurde, und wohl darauf berechnet war, den König in neuer, beständiger Sorge zu halten, das aber bei den Ministern nicht ungehört verklang. Altenstein reichte eine Denkschrift ein: „Steuern könne das Volk nicht geben; zu Anleihen im Lande fehle das Geld, zu Anleihen im Auslande der Credit; aus den Domänen seien keine Fonds zu beschaffen, das Maximum sei erreicht: die Abtretung Schlesien's sei das einzige Rettungsmittel aus der Noth."

Das Maß war erfüllt. Friedrich Wilhelm mußte in die unwiderrufliche Auflösung des Staates einwilligen, oder von neuem den Plänen Stein's folgen. Der König wandte sich, von verschiedenen verschieden berathen, an Hardenberg. Der hatte früher selbst vorgeschlagen, Altenstein, und nicht Schön, wie Stein wollte, an die Spitze der Finanzen zu stellen: jetzt aber erklärte er sich in allen Stücken gegen dessen Auffassung und Rathschläge. Altenstein's Politik konnte nicht schärfer verurtheilt werden, als indem ihr von Hardenberg entgegengestellt wurde: „Ein festes

politisches System wird den Kaiser Napoleon eher befriedigen als ein schwankendes; Aufrichtigkeit wird ihm eher genügen als Rückhalt. Daraus entsteht Sicherheit für das Bestehen des Staates, Credit im Auslande, Vertrauen im Inlande."

Der König entschloß sich, Hardenberg, und zwar, wie dieser verlangte, unter Entlassung der bisherigen Minister, an die Spitze der Regierung als Staatskanzler zu stellen. Doch war freilich eine große Schwierigkeit zu überwinden. Hardenberg stand früher bei Napoleon in ganz besonderer Ungunst. War dieses auch jetzt noch der Fall, so konnte nicht daran gedacht werden, ihn wiederum zum Minister zu machen. Der Kaiser schien jedoch die frühere Abneigung überwunden zu haben. Schon am 16. Mai 1810 beauftragte er seinen Gesandten in Berlin, sich, „wenn die Verhältnisse Preußens es nützlich für mich erscheinen lassen," zustimmend zu dem Eintritt Hardenberg's in's Ministerium zu erklären. Er sollte ihm alsdann aber eine Anweisung über eine correcte Haltung Preußens Frankreich gegenüber geben, zu der ihm ein Entwurf mitgetheilt wurde; es waren Rathschläge, die von neuem eine große Demüthigung, freilich aber auch eine nicht ungerechte Kritik der marklosen Politik Altenstein's enthielten.

Dann trat Hardenberg am 7. Juni als Staatskanzler an die Spitze der Regierung. Mit seltener Einmüthigkeit pflegt über ihn geurtheilt zu werden. Dem feinen und gewandten, aber auch bequemen Weltmanne fehlte es nicht an Einsicht in die Lage der Verhältnisse, wohl aber an Energie des Willens, an stolzer Entschlossenheit des Mannes, um mit ganzer Kraft und Rücksichtslosigkeit, auch bei Widerspruch, auf Wegen zu beharren, von denen der Glaube, daß sie zum Ziele führen, nicht erschüttert ist. Weich und nachgiebig, war er guten wie schlechten Einflüssen gleich sehr ausgesetzt. Erklärlich genug, daß manche ihm nur Mißtrauen entgegen brachten, und daß nicht nur Niebuhr, sondern auch andere meinten, jetzt sei die Lenkung des Staates auf eine „noch schlechtere Race" als zuvor übergegangen.

Andere urtheilten freilich anders. Unter ihnen besonders Stein, zu dessen Plänen Hardenberg zurückkehrte. „Das Bedürfniß der Reformen," hatte er dem Könige gesagt, „kann nie größer, der Wunsch der Nation nie dringender, der Augenblick nie günstiger sein." Und den Worten gab der Staatskanzler durch die That Nachdruck.

Zunächst galt es immer Mittel herbeizuschaffen, um durch Abzahlung der Contributionen an Frankreich wieder Herr im eigenen Lande zu werden. Durch neue Steuerumlagen und Papiergeld gedachte Hardenberg zum Ziel zu kommen. Seine Entwürfe stießen aber auf so entschiedenen Widerstand,

daß daran schon das ganze Werk zu scheitern schien. Die volle Rathlosigkeit der Lage trat hervor. Schön und Niebuhr bekämpften nicht allein den Minister, sondern weigerten sich sogar, über dessen Pläne mit ihm zu rathschlagen, obwohl sie in der dringenden Noth doch auch nichts anderes an die Stelle derselben zu setzen wußten. Niebuhr versagte, indem er zugleich mit einer Denkschrift sich hinter dem Rücken des Ministers an den König wandte, jede Discussion über die neuen Finanzpläne. Vergebens war es, wenn Hardenberg schrieb: „Ich halte mich wahrlich nicht für unfehlbar, ich bitte um Rath, ich höre gern jede Meinung, ich will nur das Rechte, das Wahre." Schön aber verzweifelte nun, da seine Ansicht von der Verwerflichkeit der neuen Pläne nicht durchdrang, so sehr an dem Staat, daß er auf Stein, der sich jenen nicht abgeneigt geäußert hatte, die Worte anwandte: „Jeder trägt Holz zum Brande, der Himmel steht höher als alle Vernunft, das Raisohnement kann nur dem Ereigniß folgen." Und so verhallte denn selbst Stein's mächtige Stimme wirkungslos, wenn er aus der Verbannung heraus mahnte: „Habt Ihr andere Mittel bei Krebs und Brand, als Schnitt, Schierling und Höllenstein, so sagt sie!"

Demnach gingen also über die bedenkliche Lage des Staates die Männer selbst auseinander, welche Willen und Kraft hatten, seine Wiederaufrichtung zu erstreben. Stein hatte doch nicht unrecht, wenn er in dem Verhalten von Schön und Niebuhr die Wirkung eines durch hohle Phrasen übertönten Egoismus sah, wie die Fremdherrschaft ihn in Deutschland erzeugt und wuchern lasse. Hardenberg aber mußte nun, der wesentlichsten Unterstützung beraubt, auf die er gerechnet, selbständig seine Aufgabe beginnen und durchführen. Nur Stein, mit dem er eine heimliche Zusammenkunft hatte, verlieh ihm seinen Rath, der denn auch mannigfache Modificationen der bisherigen Pläne und Entwürfe bewirkte.

Nun folgten rasch auf einander die wichtigsten Gesetze. Die Edicte vom 27. October 1810 gaben Hardenberg eine gleiche Stellung im Staate, wie Stein sie früher gehabt. Sie machten ferner Ernst mit der Zusage, die Domänen zu Gunsten des Staates zu veräußern; sie verkündeten Aufhebung der Grundsteuerbefreiung, Beseitigung des Zunftzwanges und eine gleichmäßige Heranziehung aller Einwohner zu den Lasten des Staates. Ein Zurückgehen auf die Reformen Stein's war damit thatsächlich schon gegeben, und auch für den hohen Werth, der von neuem auf die Gesinnung des Volkes gegen den Staat gelegt wurde, zeugte das Finanzedict jenes Tages, da es an die Zusage „einer Repräsentation sowohl in den Provinzen als für das Ganze" das Versprechen knüpfte, den Unterthanen „solle fortwährend die Ueberzeugung gegeben werden, daß der Zustand

des Staates und der Finanzen sich bessere, und daß die Opfer, welche zu dem Ende gebracht werden, nicht vergeblich sind.“ Es entsprach dieser gesammten Richtung, wenn jetzt sogleich ein neues Steuersystem mit Luxussteuern eingeführt, wenn gleichzeitig Gewerbefreiheit verkündet, Mühlen-, Bier- und Branntweinszwang beseitigt, wenn bald darauf die Naturallieferungen aufgehoben, später die Ablösung aller Domanial-Abgaben gestattet, auch eine neue zeitgemäße Gesindeordnung und allerlei Verfügungen erlassen wurden, um Handel und Gewerbe, den gesammten Verkehr des Landes zu heben.

Was Wohlthätiges unter dem Ministerium Altenstein angeregt oder weiter geführt worden, blieb auch jetzt unvergessen. Nicht vergebens war es, daß Wilhelm von Humboldt, der schon vor Altenstein's Rücktritt seine Entlassung erbeten, dem Staatskanzler die neue Universität in Berlin empfahl, von der er mit stolzem Bewußtsein sagen konnte, daß ihre Gründung ohne seinen wiederholten Antrag vielleicht unterblieben wäre. Nach mancherlei Verhandlungen konnte am 10. October 1810 die Universität eröffnet werden. Männer wie Schleiermacher und Fichte, wie Wolf und Böckh, wie Savigny und Niebuhr, der als Akademiker Vorlesungen ankündigte, wie Thaer, Reil, Hufeland, Bekker, Rühs u. a. ließen von Anfang an erkennen, daß es sich hier nicht nur um eine höhere Lehranstalt und eine Pflanzstätte der Wissenschaft handelte; die nationale Bedeutung wurde vielmehr auch über die Grenzen Preußens hinaus erkannt. „Diese geistige Wiedergeburt,“ bemerkte die geachtetste Zeitung Süddeutschlands, „eines politisch hart bedrängten Staates verdient gewiß die innigste Achtung und Theilnahme jedes Deutschfühlenden, er wohne an der Donau oder am Rhein.“

Vor allen Dingen wurden aber die militärischen Reformen fortgesetzt, oder vielmehr, mit dem Streben nach einer selbständigen auswärtigen Politik, noch schärfer in's Auge gefaßt. Hardenberg erfreute sich hier der ungeschmälerten Unterstützung der maßgebenden Offiziere, namentlich des braven General Scharnhorst, der seine Kräfte auch dann noch ungetheilt dem Staate widmete, als er, um einem förmlichen Antrag Frankreichs auf seine Entfernung zuvor zu kommen, von der Spitze des Kriegsdepartements zurücktrat. Er behielt als Chef des Generalstabs und des Ingenieurcorps auch ferner die hochwichtige Armirungsangelegenheit in der Hand, und es gelang ihm so, um mit Stein zu reden, „durch eine weise, vorsichtige Haltung, durch abgemessene, beharrliche und regelmäßige Thätigkeit, durch Selbstverläugnung einen wohlthätigen und glücklichen Einfluß zu bewahren, viel Gutes zu thun, und viel Uebles zu verhindern.“

Das Mißtrauen Napoleon's, dem Scharnhorst gewichen, galt insbe-

sondere der größeren Truppenzahl, welche Preußen, dem Vertrage von 1808 zuwider, unterhielt, und die Napoleon keineswegs entging. Wiederholt verlangte er von seinen militärischen Agenten genauere Angaben, namentlich über die Stärke der preußischen Compagnien, die maßgebend für die Gesammtzahl der Truppen sei. Auch die Erhebungspläne höherer Offiziere in dem gedemüthigten Staat werden dem französischen Kaiser schwerlich ganz unbekannt geblieben sein.

Napoleon stand jetzt auf der Höhe der Macht. Der hartnäckige Kampf auf der pyrenäischen Halbinsel schien sich seinem Ende zuzuneigen. Schon war für diesen Fall in Paris die Abdankungsurkunde des Schattenkönigs Josef, schon war die Bitte entworfen, welche der spanische Senat wegen Vereinigung des Landes mit Frankreich an den Kaiser richten sollte. Für Eugen war durch Schaffung des Großherzogthums Frankfurt anderweitig gesorgt. Er stand nicht mehr im Wege, wenn Italien als „Seite Frankreichs" wie Spanien und Portugal als dessen „Fortsetzung" mit der „großen Familie" vereinigt werden sollte: ein Glück, das Tessin und Wallis, das Holland, der „Anschwemmung Frankreichs", das, wie früher schon dem Westen, so jetzt auch dem Norden Deutschlands von Lübeck bis Wesel bereits zu Theil geworden.

Die Macht berauschte den nüchternsten Herrscher, welchen die Welt gesehen. Gern wurde von dem Reiche der 80 Millionen Bewohner gesprochen, „das der Kaiser unmittelbar oder durch seine Bündnisse regiere." Klage erging über die Menschheit, deren Aufklärung nicht mehr gestatte, etwas Großes zu thun, sich als „Sohn des ewigen Gottes" ausrufen zu lassen. Und wie hier gigantische Phantasmen, so erfüllten neue unermeßliche Pläne die Seele des Imperators, der, an einem glänzenden Ziele angekommen, das Werk erst zu beginnen gedachte.

Es hieß doch in die Natur der Kräfte eingreifen, wenn verkündet wurde: „der Kaiser will nur Handel zu Lande, keinen Seehandel." Dieser stand allein dem „anderen Reiche" der Welt, dem verhaßten England zu, das nun durch jene Kette von Maßnahmen gebrochen werden sollte, mit denen der Gewaltige die Völker des Continents geißelte, und sich selbst in neue weite Bahnen trieb. Was dem Wesen der Dinge widersprach: an Rußland, an der Macht schien es zu scheitern, die im Kampfe besiegt, aber nicht niedergeworfen, die nur in ein Bündniß getreten, und mit der eine Auseinandersetzung vorbehalten war. „Es muß," meinte da Napoleon, „doch einmal zum Kriege mit Rußland kommen, und deshalb, weil meine Kräfte noch frisch, meine Heere vortrefflich sind, so bald als möglich." Die Unersättlichkeit des Gewaltigen wähnte, nach der Niederwerfung Rußlands mit europäischen Völkerzügen die Gefilde Asiens überschwemmen,

und so ein Reich herstellen zu können, das an Ausdehnung die Monarchie Alexander des Großen und an Kraft die römische Republik übersteigen sollte.

Was schon länger erwartet war, begann sich im Anfang des Jahres 1811 zu entschleiern.

Der preußische Gesandte in Paris mahnte zur Vorsicht. „Kein Ereigniß liegt mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit.“ Während Preußen bei einem etwaigen Kriege mit Rußland den französischen Armeen jedenfalls die schmale Heeresstraße darbieten mußte, schwirrten auch allerlei dunkle Gerüchte über sein eigenes Schicksal umher. Murat, so hieß es, solle von Neapel nach Polen versetzt, Preußen im Osten und Westen noch mehr umspannt, vielleicht gar an Davoust gegeben werden. In Sachsen und Erfurt wurden Truppen zusammengezogen. Vergebens war es, wenn mißtrauisch dieserhalb in Paris um Auskunft gebeten wurde.

Man mußte in Berlin auf eigenen Schutz bedacht sein.

Zwei Wege standen offen, um den Gefahren der Zukunft zu begegnen. Ein engerer Anschluß an Frankreich konnte dem Staate weitere Dauer bringen, belastete ihn aber auch mit neuer Demüthigung und fernerer Zerrüttung. Dahingegen brachte eine muthige Erhebung entweder die verlorene Unabhängigkeit und Freiheit wieder, oder gestattete einen ehrenvollen Untergang.

Je nach ihrem Charakter und ihrer Anschauung der Dinge riethen Staatsmänner und Feldherren diesen oder jenen Weg einzuschlagen. Da mußte Hardenberg's Unselbständigkeit, trotz allen guten Willens, gar bald an den Tag treten.

Zunächst neigte der Staatskanzler sich kräftigen und entschlossenen Maßregeln zu. Er wandte sich durch Scharnhorst's Vermittelung an Gneisenau, der eben damals von einer Reise nach England heimgekehrt. Der feurige Krieger rieth, wenn der corsische Dränger sich gegen Wolga und Newa gewandt, einen Verzweiflungskampf in dessen Rücken zu beginnen. Hardenberg zeigte sich dem Plane nicht abgeneigt, besonders da auch er, wie Gneisenau es ausgeführt, davon überzeugt war, daß Frankreich Preußens Bündniß nicht wolle, um ihm keine Gewähr seiner Sicherheit zu geben. Dann wurde es, im Februar 1811, immer klarer, daß ein Krieg zwischen Rußland und Frankreich ganz nahe bevorstehe. Hardenberg und Gneisenau hatten eine heimliche Zusammenkunft, und es wurden nun Maßregeln in's Auge gefaßt, um den Staat mit Ehren aus seiner gefährdeten Lage zu bringen. Da, der Umsicht Scharnhorst's war es zu danken, genug Truppen vorhanden, sollten die acht vom Feinde freien Festungen des Landes stark besetzt und außerdem noch zwei Feld-

corps gebildet werden, um den Feind zu beunruhigen. Eine solche Macht könne derselbe auf dem Zuge gegen Rußland nicht im Rücken lassen, und auf jeden Fall werde Preußen auf solche Weise „Vertrauen und Achtung“ wieder gewinnen. Gneisenau setzt aber seinen Rathschlägen hinzu: „Was in diesem Sinne geschehen soll, muß bald, sogleich geschehen. Wenige Tage später ist es zu spät.“

Hier gingen beide Männer auseinander. Zu einem sofortigen Handeln war Harbenberg nicht geneigt, er folgte vielmehr, während Gneisenau noch meinte, er sei völlig mit ihm eins, lasse sich nur von „seiner civilistischen Umgebung“ überreden, „die Gefahr sei noch fern,“ dem ihm von anderer Seite gegebenen Rath, ein Bündniß mit Frankreich zu suchen. Der König schrieb selbst dieserhalb an Napoleon und seit Ende März war der preußische Gesandte in Paris für die Allianz thätig.

Nicht ohne Einfluß auf diese schwankende Politik Hardenberg's ist der tobende Widerstand gewesen, welchen seine Reformen fanden. Erregte schon die neue Steuergesetzgebung, besonders auch bei der ländlichen Bevölkerung, einen nicht geringen Unmuth, so sah der Bürgerstand daneben seinen Wohlstand durch die Aufhebung des Zunftzwanges bedroht, und fast der gesammte Adel Brandenburgs und Schlesiens protestirte laut gegen alle Reformen, da dieselben gegen seine Privilegien wären. In diesen Kreisen zeigte sich der bitterste Haß gegen Hardenberg, oder, wie es wohl hieß, gegen „die Catilinas, welche den König und den Adel ermorden werden.“ Der Staatskanzler ließ sich noch keineswegs von seiner Bahn abdrängen: allein, wie es seine Art war, suchte er durch halbe Maßregeln das Ziel zu erreichen. Gerade jetzt geschahen die ersten Schritte, um dem Volke die versprochene Repräsentation zu geben. Da sich die Rechte und Zusammensetzung derselben noch nicht so schnell bestimmen ließen, wurden vor der Hand im Februar 1811 Notabeln, „verständige, mit den örtlichen Verhältnissen bekannte Männer aus allen Provinzen und Ständen“ berufen, „um ihnen die neuen Verordnungen zur Prüfung vorzulegen.“ Es handelte sich nur um Begutachtung der Reformen, mit der diejenigen, welche eine wirksame Volksvertretung wollten, keineswegs zufrieden waren. Gneisenau nannte die Notabeln „einen Regierungsapparat, womit man dem Volke die neuen Auflagen und Einrichtungen in einem milderen Lichte erscheinen lassen will,“ — und er traf damit das Wesen der Sache. Aber auch diesem Zweck entsprach die Zusammensetzung der Versammlung, welche überwiegend aus Privilegirten, besonders Rittergutsbesitzern bestand, durchaus nicht. In ihren Reihen zeigte sich der schlechteste, ein weit schlechterer Geist, als sich hätte erwarten lassen. Nicht nur gegen die Regierung, sondern auch gegen den König wurden die bitter-

bösesten Reden geführt, und da sich in allen der krasseste Eigennutz, nicht eine Spur von Opferfreudigkeit kund gab, so mußte der Staatskanzler, zumal die Notabeln einen lebhaften Briefwechsel mit ihren Standesgenossen führten, wohl zu der Einsicht kommen, daß er von diesen hervorragenden Kreisen nicht die volle und ganze Hingabe für König und Vaterland erwarten durfte, welche die Annahme der Pläne Gneisenau's erforderte.

Gehindert im Innern, konnte Hardenberg auch nach Außen keine feste Stellung nehmen. Die gesammte Politik schwankte zwischen Gegensätzen. Während die Notabeln sich in hartnäckigem Widerstand ergingen, und der Minister sie monatelang von der Nothwendigkeit seiner Reformen vergebens zu überzeugen suchte, wurde gleichzeitig in Paris unterhandelt, und auch alles vorgerichtet, um den Verzweiflungskampf zu beginnen.

Die Schwierigkeit der Lage wurde durch das Verhalten Frankreichs erhöht. Auf jenes Erbieten zum Bündniß vom März ließ Napoleon friedlich ausweichend antworten, indem er, allen Thatsachen zum Trotz, die Möglichkeit eines Krieges mit Rußland in Abrede stellte. Am 27. April befahl darauf der Kaiser, es sollten geheime Agenten nach Preußen gesandt werden, um amtlich die militärischen Vorkehrungen zu überwachen. Der französische Gesandte in Berlin, Graf St. Marsan, mußte fast gleichzeitig über die Haltung Preußens Beschwerde führen und ihm daneben am 28. April ein Angriffs- und Vertheidigungsbündniß vorschlagen, wobei auch der Eintritt in den Rheinbund erwähnt wurde. Preußen nahm die Vorschläge trotzdem nicht ungünstig auf, verhandelte aber auch mit Rußland und richtete hoffnungsvolle Blicke auf England, mit dem es freilich seit dem Tilsiter Frieden in Kriegszustand sein mußte, aber nie alle Verbindungen abgebrochen hatte. Man umging sich gegenseitig mit Andeutungen und Anerbietungen, man that freundlich mit einander und trug bittere Feindschaft im Herzen.

Das Bedenklichste für Preußen war aber immer die Halbheit seiner Entschließungen. Auf jene Anträge St. Marsan's, denen die Klage über die Truppenbewegungen auf dem Fuße folgten, antwortete Preußen seinerseits am 14. Mai mit dem wiederholten Erbieten eines beschränkten Schutz- und Trutzbündnisses. In allen Kriegen, die nicht dem Interesse der preußischen Monarchie fremd seien, werde dieselbe Frankreich durch ein seinen Kräften entsprechendes Hülfscorps unterstützen, wogegen Frankreich alsdann die Unabhängigkeit und Integrität Preußens garantiren, und ihm für etwaige neue Leistungen Erleichterungen der Contributionen und andere Vortheile versprechen sollte. Der Vorschlag wahrte dem Staate noch eine gewisse Selbständigkeit. Kein Wunder, daß daher von vorn herein an der Annahme desselben gezweifelt wurde. Schon seit lange erklang

zt in dem Munde vieler Eingeweihten: Frankreich wolle kein Bündniß it Preußen, um dieses desto besser auszunutzen. Jetzt schien sich die nsicht zu bestätigen. Von Paris kam keine Antwort. Hardenberg stand enn auch, trotz der Annäherung an Frankreich, fort und fort noch den Plänen von Scharnhorst, Boyen, und besonders Gneisenau nahe. Durch Briefe mit verstelltem Namen — Hardenberg hieß Haug, Gneisenau Knoth, — in denen scheinbar über wirthschaftliche Dinge gehandelt wurde, wurden Rathschläge erbeten und gegeben. Auch die Rüstungen blieben im Gange. Die Klagen, welche Napaleon, vornehmlich auf Antrieb von Davoust, der von Hamburg aus Preußen überwachte, durch St. Marsan darüber vorbringen ließ, machten den Staatskanzler nicht irre. Es waren ja auch diese militärischen Vorbereitungen um so nothwendiger, da das Schweigen fast allgemein als eine Verhüllung der offenen Feindschaft aufgefaßt wurde.

Der Staatskanzler versuchte in der mißlichen Lage wiederum Vertrauen im Lande zu gewinnen. Nachdem die Notabeln entlassen, hatten ihre Führer die Anklagen gegen die Regierung nicht aufgegeben. Der König empfing heftige Schriften gegen dieselbe, unter andern mit jenem berühmten Satze, wonach die Reformen aus „unserm alten ehrlichen Brandenburgischen Preußen einen neumodischen Judenstaat" machen würden. Hardenberg schritt zuerst scharf ein. Dann aber ließ er wieder Milde walten, und als darauf die Notabeln im Juni 1811 ein zweites Mal zusammen traten, war er bereit zu einzelnen Aenderungen in dem Abgabensystem. Es zeigte sich ein besseres Verständniß und Einvernehmen. Nun konnte der Staatskanzler auch eine auswärtige Politik mit mehr Vertrauen zu der eigenen Kraft aufnehmen. Sie allein schien noch Rettung geben zu können.

Endlich war eine Antwort auf die preußischen Anträge von Paris eingetroffen. Die Form derselben, eine mündliche, mehr gelegentliche Aeußerung des Ministers Maret, Herzogs von Bassano, zeigte allein schon, daß Napoleon mit Preußen als einer selbständigen Macht nicht verhandeln wollte. Falls es zum Kriege mit Rußland komme, so hieß es, werde der Kaiser denselben mit der „ganzen Kraft Frankreichs, Deutschlands, Polens und Preußens unternehmen; übrigens wolle er für jetzt noch kein Bündniß mit Preußen." Seit Mitte Juli war man in Berlin auf alles gefaßt und raffte sich zu energischer Abwehr auf.

Gneisenau wurde mit dem Titel Staatsrath nach Berlin berufen. Er entfaltete hier die grosartigste Thätigkeit für seinen Plan, durch Ausrüstung der Festungen, durch insurrectionelle Bewegungen und Erhebung des ganzen Volkes den Verzweiflungskampf zu beginnen und ihm Nachdruck zu geben. „Ich will nicht," schrieb er, „daß man an Schlachttagen

in wenigen Stunden die Hoffnung der Völker vernichte, sondern meine Absicht geht dahin, den Krieg in die Länge zu ziehen." Boyen, Clausewitz u. a. unterstützten Gneisenau, während Scharnhorst, ohne die gesammte militärische Organisation aus dem Auge zu verlieren, besonders auch thätig war, um ein Einverständniß mit Rußland und Oesterreich herzustellen. Die Gewaltschritte, auf die alle Welt gefaßt war, veranlaßten, daß dem General York in Preußen umfassende Vollmachten gegeben wurden, und Größeres wird noch von dem „alten Poppe," wie Blücher in dem vorsichtig geführten Briefwechsel genannt wurde, erwartet sein, wenn auch die Lage erforderte, dem alten Haudegen, trotz seines Drängens und der Versicherung seiner Vorsicht, nichts anzuvertrauen, als was er jedem sagen konnte.

Frankreich war durch Späher und Anhänger über die Rüstungen gut unterrichtet. Am 30. August richtete St. Marsan dieserhalb eine Anfrage an Hardenberg. „Wir rüsten," bekam der Gesandte als männliche Antwort, „weil es besser ist mit dem Degen in der Hand zu sterben als mit Schande zu erliegen." Das müsse, hieß es alsdann mit verbindlicher Wendung, dem Kaiser berichtet werden. Auch durch einen Auftrag an den Gesandten General Krusemark in Paris forderte der Staatskanzler „endlich zu wissen, wie Preußen mit Frankreich stehe." Der unerträgliche Druck der Fremdherrschaft wurde dabei durch Hervorhebung der großen Opfer betont. Noch immer seien die drei Oderfestungen von Frankreich besetzt, obwol Glogau längst, dem Vertrage von 1808 entsprechend, hätte geräumt werden sollen. Monatlich seien bis Ende Juni die fälligen 2 Millionen Franken der Contribution abbezahlt. Allein nunmehr sei das unmöglich, da der Handel durch die französischen Maßregeln, besonders den Tarif von Trianon, völlig gelähmt, und da für Frankreich fünf und eine halbe Million Vorschüsse gemacht. Auch mußte der Gesandte nachdrücklich auf die Bedrohung hinweisen, der Preußen auf allen Seiten durch Frankreich ausgesetzt sei.

Dem Schweigen des Bedrängers stellte Preußen somit eine offene Darlegung seiner Beschwerden entgegen. Es leugnete auch seine Rüstungen nicht, und zeigte wie hierin, so auch in den fortgesetzten Verhandlungen mit anderen Mächten, jetzt besonders, trotz des Krieges, mit England, eine ungewohnte Energie des Willens.

Alles schien zum Losbruch bereit zu sein. Zum dritten Mal hatte Hardenberg die Notabeln versammelt. Er bezeichnete es als Frevel, die Grundlagen der neuen Reformen erschüttern zu wollen, war dann aber auch geneigt, Einzelnes zu ändern. In der Versammlung zeigte sich auch diesmal ein besserer Geist, so daß sie jetzt eher als früher mit einen Theil

des Ansehens bekleidet werden konnte, das für eine vollkommenere Volksvertretung in Aussicht genommen war. Auf die Opferwilligkeit des Volkes durften jetzt größere Hoffnungen gerichtet sein. Es gährte in weiten Kreisen. „Mit vielen Tapfern" hatte E. M. Arndt spanische und tyrolische Gedanken. Die Stimmen verklangen, welche früher nichts von dem guten Geiste der Bevölkerung hatten wissen wollen. Das Heer hatte durch Scharnhorst's Eifer, der unermüdlich in der Stille Truppen einübte, die geübten als Krümper entließ, um neue einzuüben, die Stärke von 124,000 Mann erreicht, konnte aber auf 300,000 Mann ergänzt werden. Nur Waffen fehlten. Gneisenau suchte sie mit Erfolg von England zu erhalten. Auch Rußland war der Sache günstig, obwohl freilich seine Erklärungen noch immer als ungenügend angesehen werden mußten. Seit Juli harrte man auf einen endgültigen Bescheid, wonach Scharnhorst sofort nach Petersburg eilen sollte, um die gemeinsamen Feldzugspläne festzustellen.

Doch hatten die preußischen Staatsmänner, besonders der weiche Hardenberg, und auch der König, noch die härteste Probe zu bestehen. Nach kurzen Verhandlungen, in denen die preußische Regierung fest geblieben, sandte Napoleon am 14. September einen Courier an St. Marsan mit dem gemessenen Befehl ab, wenn Preußen seine Rüstungen nicht einstelle, sofort abzureisen. Gleichzeitig wurde der Marschall Davoust beauftragt, sobald er von St. Marsan's Abreise benachrichtigt, sich auf Berlin zu bewegen, und jetzt schon alle Anstalten zu treffen, um von den durch die Franzosen besetzten Festungen Stettin, Danzig, Küstrin, Glogau, Magdeburg, von Westfalen, Sachsen und Polen aus Preußen mit allem Nachdruck anzugreifen und mit zusammengeballten Kräften zu überrennen. Keine Proklamation sei beim Einmarsch zu erlassen. Doch werde freilich Preußen seine Ohnmacht und die Thorheit seiner Forderungen wohl noch zur rechten Zeit einsehen, und demnach St. Marsan nicht abreisen.

Der Gesandte hatte am 20. September, sogleich nach dem Empfang des Auftrages, eine Unterredung mit dem Staatskanzler. Er verlangte sofortige Einstellung aller Schanzarbeiten und Rüstungen. Die Vollmacht zum Abschluß einer Allianz mit Preußen sei schon unterwegs, werde in drei Tagen eintreffen: allein wenn Preußen jener Forderung nicht nachkomme, solle er das Paket mit der Vollmacht gar nicht einmal öffnen, vielmehr unverweilt abreisen, und Davoust einrücken lassen.

Es war eine Forderung, wie der Uebermuth des Mächtigen sie nicht schroffer stellen konnte. Die nackte Thatsache wurde hingestellt, wenn Gneisenau, indem er zur Festigkeit mahnte, an Hardenberg schrieb: „Die Bedingungen unseres Unterwerfungsvertrages werden uns nicht bekannt gemacht, und uns dennoch gedroht, daß, wenn wir nicht im Vertrauen

auf diese uns unbekannten Bedingungen sogleich unsere Rüstungen einstellen, wir sogleich mit Krieg überzogen werden sollen. Was heißt dies anders, als uns unter jeder Bedingung, oder vielmehr ohne Bedingung auf Gnade oder Ungnade unterwerfen zu wollen? So etwas muthet man nicht einmal einer auf's äußerste gebrachten Besatzung zu, mit der man sich im Kriegsstand befindet." Gneisenau rieth, die Einstellung der Rüstungen offen zu verweigern, dieselben jetzt zu verdoppeln, und den König, durch sofortige Abreise von Berlin, unverzüglich aus dem Bereich der französischen Gewalt zu bringen.

Und Hardenberg? Und der König? Jetzt mußte es sich zeigen, ob Gneisenau Recht hatte, wenn er auf eine vertrauliche Anfrage wenige Tage zuvor mit Freimuth geantwortet: „Ich stehe nicht dafür, daß der König uns nicht einmal eines Tages alle fortjagt." Am 21. September hatte der Staatskanzler Vortrag beim Könige. Der fürchtete, durch schleunige Abreise die Kriegsflamme augenblicklich zu entzünden. Die Verantwortung schien ihm zu groß. Man überredete sich, man wolle fest, und zum Kriege auch ferner entschlossen bleiben; doch sei dem Gesandten einstweilen zu antworten: „Die Entschließungen des Königs entsprächen vollständig des Kaisers Verlangen." Am 22. sah St. Marsan, auf Hardenberg's Einladung, die Befehle ein, wonach die kriegerischen Vorbereitungen eingestellt werden sollten.

„So hat den die Drohung uns in 3 Tagen zu besuchen, würklich ihren Zweck nicht verfehlt!" schrieb zornerfüllt Blücher.

Es war wieder die feine Politik der Halbheit. Durch Ausflüchte suchte man Napoleon zu täuschen. Freilich wurde dann von anderer Seite versucht, den leichtbeweglichen Staatskanzler wieder umzustimmen. Er führte auch wirklich in den nächsten Tagen eine kräftigere Sprache gegen St. Marsan; verließ auch sogar die bisherigen Plane nicht; allein der Rückzug war doch angetreten, und bald mußte auch der Schein fallen.

Die drei Tage verstrichen. Die Vollmacht für St. Marsan blieb aus. Aber auch die lang ersehnte Entscheidung aus Petersburg, von der Hardenberg, besonders den Engländern gegenüber, den letzten Entschluß abhängig machte, traf nicht ein. Vergebens harrte Scharnhorst noch immer Tag für Tag des Befehls zur Reise nach Rußland. Mittlerweile wurden die Rüstungen, insbesondere die Schanzarbeiten, ostensibel eingestellt; man suchte aber unter dem Vorwande von Chausseearbeiten die Leute zusammen zu halten, um sie jeden Augenblick wieder heranziehen zu können. Auch Gneisenau durfte mit Vorsicht seine volle Thätigkeit in bisheriger Weise entfalten. Durch seine Vermittelung wurden jetzt mit Ompteda und Dörnberg, als Beauftragten Englands, bestimmte Verabre-

bungen getroffen. Ueber Colberg sollte, unter Blücher's Schutz, die englische Unterstützung zugeführt werden. Der feste Entschluß zum Losschlagen war noch immer da: allein auch noch immer keine Antwort aus St. Petersburg, ohne die das preußische Cabinet nicht vorgehen wollte.

Von Paris kam ebenfalls keine Antwort, oder es trafen nichtssagende Einwendungen und Vorwände ein. Endlich begann Frankreich wieder zu klagen. Es blieb nicht unbemerkt, daß die eingezogenen Mannschaften, trotz der Zusage vom 22. September, nicht entlassen waren. Am 4. October hatte St. Marsan Beschwerde darüber zu führen. Hardenberg gab wieder nach. Allein York und Blücher setzten, erhaltenen Winken folgend, nur mit um so größerer Beschleunigung die Arbeiten fort. Am 9. October waren, wie der junge „Poppe" (Blücher's Sohn) schrieb, in Colberg „die Arbeitermassen bereits in Bataillone getheilt, und die Bewaffnung sollte nach und nach erfolgen." Schon waren englische Schiffe mit den ersehnten Waffen eingetroffen. Die Franzosen suchten von Danzig und Stettin aus entgegen zu wirken. Am 9. October alsdann aber wiederum die erregende und die Kleinmüthigen verlockende Nachricht: die Vollmacht zum Abschluß des französischen Bündnisses werde nächstens eintreffen. Am folgenden Tage anstatt dessen heftige Beschwerden St. Marsan's über General Blücher, der die Arbeiten bei Colberg fortsetzen lasse. Seine Abberufung wurde verlangt. Dem Folge zu geben erklärte Gneisenau für einen moralischen Rücktritt. Allein Blücher wurde trotzdem abberufen und Tauenzien anf eine Stelle gesetzt. Das geschah wohl auf des Königs eigenste Entschließung.

Dem alten Blücher war es nicht zu verdenken, wenn er in übersprudelndem Unmuth schrieb: „Der König hat zu sich, allso auch zu andern, und zu der Nation kein Zutrauen; was macht er um Gottes willen in Berlin! Ich habe ihm die Gefahr, die ihm droht, deutlich vorgestellt; er wird nach allter Gewohnheit wohl nicht daruff antwohrten. Wehre ich doch so weit, das ich von Euch allen nichts mehr hörte und erfahren könnte, denn wüste ich, was mich übrig bliebe, und würde mich zu Lande und zu Wasser helffen."

Die Abberufung Blücher's, der sogar eine, wenn auch nicht ernstlich gemeinte Anklage folgte, machte allgemein den peinlichsten Eindruck. Auch York sah sich bedroht. „Wehe uns," schrieb er, „die Sachen werden wahrlich nicht besser, und selbst die Waffen der Verzweiflung werden uns beschränkt." Mit Recht wies Ompteda darauf hin, ein solches Verhalten könne kein Vertrauen bei den anderen Mächten erwecken. Wer konnte Rußland verdenken, daß es einer solchen Zweideutigkeit gegenüber vorsichtig war, und wenn eben jetzt die Waffenvorräthe aus England in reichem Maße in

Colberg zu erwarten waren, mußte nicht, bei der Haltung Preußens, trotz aller guten Worte, befürchtet werden, daß solche gegen England, zu französischen Zwecken benutzt werden würden?

Wiederum aber wußten Hardenberg und der König zu beruhigen; und die Männer der That, ganz erfüllt von den großen Plänen, zeigten von neuem Vertrauen zu dem guten Willen. Ihm müsse, so meinten sie wohl, die Lage der Dinge selbst Festigkeit geben.

Am 11. October hatte Boyen eine persönliche Unterredung mit dem Könige. Der Oberst wird sich befriedigt geäußert haben, denn Hardenberg meinte, der König habe ihm „jeden Schein von Besorgniß" genommen. Mochte das auch nicht ganz der Wahrheit entsprechen, so wurden doch von Gneisenau die Verhandlungen mit England fortgesetzt, und auch die anderen Männer entfalteten die bisherige Thätigkeit. Die Befürchtung, daß Tauenzien, der oft zur „französischen Partei" gezählt, anders als Blücher verfahren würde, zeigte sich bald als grundlos, und das entsprach einem Wort des Königs. So wurden auch jetzt die Rüstungen noch heimlich fortgesetzt, und selbst die Ausschiffung englischer Waffen unterblieb nicht.

Wie nach dieser einen, Frankreich abgeneigten Seite hin, die Politik verfolgt wurde, welche Hardenberg eine „weise" nannte, so aber auch nach der andern Seite hin. Und schon war es dahin gekommen, daß der Freund mit größeren Täuschungen umstrickt wurde als der Feind. Am 11. October hatte der König jene Unterredung mit Boyen. Am 12. schrieb er an Napoleon einen begütigenden Brief, der anhob mit der Versicherung, er vertraue auf des Kaisers Wort. Ein tiefes Geheimniß umhüllte die Absendung des Briefes.

Die Täuschung gelang aber weder hier noch dort. „Die Besorgniß," schrieb damals Boyen an York, „daß wir in Gefahr stehen, das Theuerste und Kostbarste zu verlieren, wächst bei mir mit jedem Tage," und St. Marsan erhob gleichzeitig neue Forderungen. Sein Gesandtschaftssecretär Lefevre, so begehrte er, solle umher reisen, um sich zu überzeugen, ob die Arbeiten an den Festungen eingestellt, und die überzähligen Leute entlassen seien. Hoch bäumte sich der preußische Stolz! Eben damals mag der sehnsüchtig erwartete Bescheid Rußlands endlich eingetroffen sein. Kaiser Alexander äußerte sich durch Schreiben vom 27. September günstig über die preußischen Anerbietungen und Scharnhorst eilte nun sofort nach Petersburg. Hardenberg raffte sich auf. Der Graf St. Marsan erhielt eine Note, worin seine jüngste Forderung bestimmt abgelehnt wurde. Als aber der Gesandte am 16. October den Minister Goltz „im tiefsten Geheimniß von günstigen Bedingungen des Kaisers" benachrichtigt hatte und

gewiß daran von neuem die abgeschlagene Forderung knüpfte, ertheilte dieser Minister „durch ein unglückliches Mißverständniß, ehe er den Willen des Königs kannte“ — so wurde gesagt! — den Reisepaß. Am 28. October reiste Lefevre ab.

Zwei Tage vorher waren für St. Marsan endlich Vollmachten und Anweisungen eingetroffen, um über das Bündniß mit Preußen zu unterhandeln. Am 29. fand zwischen dem Staatskanzler, dem Minister Goltz und dem französischen Gesandten die erste, sehr geheim gehaltene Verhandlung statt. St. Marsan begann mit der Erklärung, „daß der Kaiser an dem Wohlsein und der Wiederherstellung Preußens recht aufrichtig Theil nehme; er betrachte es immer als die erste unter den Mächten zweiten Ranges und habe mit Vergnügen gesehen, daß es sich durch eine weise Verwaltung mit Wiederherstellung seiner Verluste beschäftige.“ Den schmerzlich höhnenden Worten folgte dann die nackte Forderung: „Der Kaiser läßt Preußen die Wahl zwischen dem Beitritt zum Rheinbunde oder einem Angriffs- und Vertheidigungsbündniß mit ihm für alle Fälle und auf ewig.“ Also auch da, wo der Zweck des Krieges dem Interesse Preußens fremd, sollte, dem Vorschlage vom Mai entgegen, Preußen Kriegsfolge leisten! Alle übrigen Vorschläge bezogen sich auf die Unterwerfung unter den Willen, auf die Förderung des Nutzens Frankreichs. Strikte Durchführung der Handelssperre, größere Betheiligung an dem Kriege gegen England, außerdem Erfüllung des Friedens von Tilsit, so weit er Frankreich nützlich, dazu ungeheure Lieferungen, Weiterzahlung der Contributionen u. a. wurden verlangt: und fort und fort auf die thatsächliche Abhängigkeit hingewiesen.

Die Verhandlungen blieben weniger geheim als beabsichtigt war. Gneisenau sah nun den ganzen Zustand als vollkommen hoffnungslos an. Er beschwor Hardenberg, das Staatsruder, seiner selbst willen, nicht länger fortzuführen. Gleichzeitig war der König erzürnt gegen Scharnhorst, Gneisenau, Boyen u. a., die ihn in diese Verlegenheit gebracht. Und selbst, daß die englische Ostseeflotte durch Ompteda ihm zur Verfügung gestellt und damit eine wirksame Unterstützung bereits gegeben war, machte auf Friedrich Wilhelm wenig Eindruck.

„Freund, lieber Freund, es ist noch bei weitem nicht die Hoffnung verloren!“ bekam Gneisenau von dem Staatskanzler als Antwort. Kein Zweifel: nicht er war es, der jetzt zum Rückzug rieth. Am 2. November legte Hardenberg dem Könige eine Denkschrift über die Lage des Staates vor. Die Allianz mit Frankreich, so führte er aus, sei nichts als völlige Unterwerfung; sie sichere weder vor Gefahr, noch vor Vernichtung, lege aber dem ohnehin erschöpften Preußen große, unermeßliche Lasten auf,

während gleichzeitig alle Hilfsquellen versiegen müßten. Außerdem sei der König auch schon durch sein gegebenes Wort an Rußland geknüpft. Er rieth, mit dieser Macht baldmöglichst abzuschließen, obwohl auch dadurch ein sicherer Erfolg sich keineswegs voraussagen ließe. „Ein ehrenvolles, freies Privatleben, ohne Sorge für seinen Unterhalt und mit Hoffnungen für die Zukunft" bleibe ihm aber auch im ungünstigsten Falle, — sagte dem Könige, so schlimm war die Lage! sein erster Rathgeber.

Hardenberg glaubte selbst nicht, daß der König ihm zustimmen werde. Er erwartete seine Entlassung als „höchst wahrscheinlich." Auch ertheilte Friedrich Wilhelm schon am 4. November, gegen den Rath seines Ministers, Auftrag zu weiteren Verhandlungen über eine Allianz mit Frankreich. Hardenberg aber — blieb auf seinem Posten.

Nicht ohne Einfluß auf die Entschließung des Königs war die Antwort, welche Scharnhorst gerade jetzt aus Petersburg zurückbrachte.

Es war Rußland vorgeschlagen, den Krieg sofort durch Einmarsch in Preußen zu beginnen. Dazu war aber Kaiser Alexander wenig geneigt, weil er den Vorwurf, er habe das Kriegsfeuer entzündet, von sich abwehren wollte. Doch erklärte er sich bereit, bis zur Oder vorzugehen, doch wollte er sich dort nicht auf eine Schlacht einlassen. Auch versprach er dem Könige von Preußen zwei von seinen siebzehn Divisionen auf alle Fälle zur Verfügung zu stellen.

Dieses war kein unbedingtes Eingehen auf die preußischen Vorschläge, noch weniger aber eine Ablehnung derselben. Am Hofe, wo nach Gründen für das Bündniß mit Frankreich gesucht wurde, legte man jedoch gern die Antwort Rußlands so ungünstig wie möglich aus, und so kam es, daß der Bescheid, den Scharnhorst gebracht, nach beiden Seiten hin benutzt wurde, und also der unseligen Schaukelpolitik von neuem Halt und Stoff gab.

Während in Paris die Bereitwilligkeit zur Allianz angezeigt wurde, bereitete man nun in Berlin eine schon seit länger beabsichtigte Sendung Scharnhorst's nach Wien vor, um mit dem dortigen Cabinet nähere Verabredungen zu treffen. Die Aenderung, welche in Oestreichs politischem Systeme seit der Entlassung Stadion's eingetreten, gab aber von Anfang an wenig Hoffnung zu einer wirksamen Unterstützung. Scharnhorst durfte sogar erst abreisen, nachdem er sich dem östreichischen Gesandten in Berlin gegenüber von dem Verdacht gereinigt, Mitglied des Tugendbundes zu sein. Auch erreichte er in Wien, wo er sich sorgsam in einem Gasthofe zweiten Ranges verborgen hielt, nicht mehr als freundliche Worte. Man wollte, hieß es, neutral bleiben, könne es Preußen aber nicht verdenken, wenn es sich an Rußland anschließe. Und selbst diese Antwort kam erst nach mehreren Wochen.

So wenig günstig dieser Bescheid lautete, und obwohl ähnliche Verhandlungen mit Dänemark, schon weil Schweden sich enger an England anschloß, zu keinem besseren Erfolg führten: gewann scheinbar doch in Preußen wiederum die Politik der entschlossenen That, des Anschlusses an Rußland Uebergewicht. Frankreich verfolgte seine alte Politik: es schwieg über die Erwiderung auf seine Allianzbedingung, und ließ die preußischen Staatsmänner nur von Zeit zu Zeit seine Ueberlegenheit durch unerhörte Drohungen und Forderungen fühlen.

Dem Herrn Lefevre eilten bei seiner für Preußen so schmachvollen Inspectionsreise Couriere voraus, um zu befehlen, ihn nur das sehen zu lassen, was er sehen solle. Er wurde immer von preußischen Offizieren begleitet. Bald ergingen darüber die heftigsten Klagen, und Napoleon versäumte nicht schon am 5. November seinen Minister zu beauftragen, dieserhalb neue Drohnoten nach Berlin zu richten. Der Vertrag, über welchen St. Marsan verhandle, werde nicht unterzeichnet werden, wenn Preußen seine Worte nicht in besseren Einklang mit seinen Thaten setze.

In Berlin war die Rathlosigkeit und Zerfahrenheit größer denn je. Allerdings erhoben Gneisenau und seine Freunde das Haupt wieder stolzer, nachdem die Gefahr eines sofortigen Abschlusses mit Frankreich beseitigt. Auch wurde die Verbindung mit Rußland enger geknüpft. General York, dem vom Kaiser Alexander die Befugniß gegeben, „russische Armeecorps nach seiner Disposition zu gebrauchen," erhielt sogar von seiner Regierung die Vollmacht, von dieser Befugniß unter dringenden Umständen Gebrauch zu machen. Aber auch hier dann wieder die alte Halbheit. Während York Tag für Tag von Danzig und Warschau aus bedroht wurde, sollte er jedenfalls „zuvor die Bestätigung dieses entscheidenden Schrittes von Sr. Majestät einholen." Ende December verließ endlich auch die englische Flotte, mit den für Preußen reich beladenen Transportschiffen, die Ostsee. Eine rasche Bewaffnung, wie sie bei einem plötzlichen offenen Anschluß an Rußland erforderlich, war jetzt bedeutend erschwert: und doch hatte die preußische Regierung die Abfahrt selbst gewünscht.

Die Hoffnung, die unerträglichen Ketten sprengen zu können, wurde immer geringer. Der von Gneisenau befürchtete Fall, man werde sich „dem Teufel" ergeben, trat immer näher. Der Monat December verlief ohne Entscheidung, die eben nicht im Interesse Frankreichs lag, und auch von den preußischen Staatsmännern, dem „angenommenen System" zu Liebe, nicht herbeigewünscht wurde. „Es steht schlecht, sehr schlecht, schlecht," schrieb damals Gneisenau. „Alles was Glück und Einsicht uns anbieten, stoßen wir von uns, weil nichts uns genug ist. Ich bin noch nie so darnieder gewesen."

Von bedeutend geringerem Gewicht als heute war in jener Zeit die öffentliche Stimme. Sie wog aber trotzdem schwer genug, um es als Vortheil erscheinen zu lassen, wenn die Friedensstörung nach ihr dem Gegner zufiel. Wie der Kaiser Alexander daher jeden Schein des Friedensbruches meiden wollte, so suchte auch Napoleon sich dem Vorwurf zu entziehen, er bereite den Krieg vor. Rußlands Rüstungen, so mußten alle Zeitungen und Diplomaten des weiten Reiches und seiner Vasallenländer verkünden, zwängen den friedfertigen Kaiser Napoleon auf seinen Schutz bedacht zu sein. Jetzt aber war dem Kaiser noch ein anderer Vorwand geboten. Nach Auftrag vom 12. November mußte Rußland gegenüber über Preußen geklagt werden. Es zwinge Frankreich zu Vorsichtsmaßregeln, denn man könne nicht wissen, wie es handeln werde. Es zeige Entwaffnung an und setze die Rüstungen in einer Weise fort, daß man nicht mehr wisse, was man dazu sagen solle. Gleichzeitig mußte St. Marsan fortwährend zur Ruhe mahnen, und das Zutrauen zu seinem Herrn zu stärken suchen. Davoust dahingegen erhielt gemessene Befehle, mit Poniatowski, Rapp, den Westfalen und Sachsen alles zum raschen Losbruch gegen Preußen in Bereitschaft zu halten, denn, so schrieb der Kaiser, wenn St. Marsan auch in diesem Augenblick noch mit dem Berliner Cabinet verhandelt, so bemerke ich bei dem letzteren doch so wenig Zuverlässigkeit, daß ich es für unmöglich halte, seinen Untergang zu verhindern. Davoust sollte allerlei Nachrichten einziehen und melden. Aber es habe keine Eile, auf vierzehn Tage komme es nicht an.

In Berlin blieben die Rüstungen und alle Zubereitungen an den Grenzen nicht unbeachtet. Sie vermehrten die Neigung für das Bündniß, sie boten einen neuen Anlaß zum Abschluß mit Frankreich. Endlich konnte Ende December auch der Gesandte Krusemark die Erwiederung auf die preußischen Gegenvorschläge senden. Napoleon lehnte dieselben kurzer Hand ab, sprach jetzt aber offen von dem nahen Ausbruch des Krieges mit Rußland. Von Preußens Bündniß wurde geringschätzig gesprochen, nur eine feste Politik verlangt, sonst werde der Staat vernichtet werden, wie schon 1807 und 1809 hätte geschehen können. Preußen habe seine Contingente zu liefern, sich ruhig zu verhalten, keine Befestigungen, keine neuen Bewaffnungen vorzunehmen. Der Kaiser sei allein stark genug; er „sei bisher noch in allen Schlachten an Zahl bedeutend überlegen gewesen, bei Auerstädt und Jena, bei Eylau und Friedland, obwohl er es weder vorher noch nachher eingestanden habe."

Die entschlossene, offene Sprache machte in Berlin den stärksten Eindruck. Sie bewirkte den völligen Anschluß an Frankreich, dessen Partei am preußischen Hofe nun gänzlich obsiegte. Scharnhorst, nach der Rück-

kehr aus Wien schon kalt vom Könige empfangen, zog sich aus Berlin zurück. Das preußische Cabinet berieth nur noch, wie es wohl die gestellten Bedingungen soweit ermäßigen könne, um dem Lande einige der drückendsten Lasten zu ersparen. Auch das Verhältniß zu Rußland mußte jetzt große Schwierigkeit machen, zumal York noch immer Verbindungen mit dem Zaarenreich unterhielt. Lange hätte vielleicht das Cabinet noch gezaudert, wenn nicht Frankreich dem ein Ende gemacht. Der Gesandte in Paris berichtete von einer Mittheilung des französischen Ministers: „Der Augenblick, über Preußens Schicksal zu entscheiden, ist endlich gekommen; ich darf Ihnen nicht verhehlen, daß es eine Entscheidung über Leben und Tod Preußens ist. Die Augenblicke sind kostbar und die Umstände sehr ernst."

Nun erbot sich ein Obristlieutenant von Knesebeck, auch einer jener „Behaglichen," wie Scharnhorst die lasche Umgebung des Königs nannte, zu einer Reise nach Petersburg. Er war, nach Gneisenau, „durchaus französisch gesinnt." Trotzdem scheint man anfangs geglaubt zu haben, er solle abermals den Kaiser zum Vorgehen antreiben. Knesebeck hatte aber einen ganz anderen Auftrag. Seine amtliche Mission war bereits ein vollständiges Eingehen auf das Gebahren und also auf das Bündniß mit Frankreich, während er daneben vielleicht die Gründe darzulegen hatte, weshalb Preußen jetzt mit Rußland die lang gepflogene Verhandlung abbreche.

Am 27. Januar erfuhr man in der preußischen Hauptstadt, Davoust's Truppen seien in Schwedisch-Pommern eingerückt. Nun war Berlin so ziemlich umstellt. Man sah es als Anfang vom Ende an. Die letzte Stunde des Losschlagens war gekommen. Scharnhorst, Gneisenau, Boyen forderten ihren Abschied, da sie nicht benutzt wurde. Er ward ihnen nicht bewilligt, obwohl man sich jetzt, das Wort sei noch einmal gestattet, „dem Teufel" ergab.

Am 29. überreichte Hardenberg dem Grafen St. Marsan das preußische Gegenproject: eine Annahme der französischen Vorschläge mit geringen Aenderungen. Gleichzeitig wurde angezeigt, daß Knesebeck nach St. Petersburg gesandt werden solle, um bei dem Kaiser Alexander einen letzten Versuch zu machen, ihn vom Kriege abzuhalten. Der französische Gesandte hatte für die Nachricht gütige Worte. Von den Kenntnissen und der Gesinnung des Herrn von Knesebeck habe er die vortheilhafteste Meinung.

Dann gingen die Vorschläge Preußens nach Paris ab, und Knesebeck trat am 31. Januar seine Reise nach Rußland an.

Es folgten bange Tage. Von der Sendung Knesebeck's, der am

13. Februar in Petersburg ankam, konnte keine Aenderung erwartet werden. Aller Augen waren auf Paris gerichtet, wo Krusemark am 8. Februar die neuen Instructionen empfing und nun Tag für Tag der abschließenden Verhandlungen gewärtig war. Anstatt dessen erfuhr er am 20. Februar aus dem Moniteur, daß Frankreich die Ostseeküste bis Memel besetzen werde.

Napoleon berücksichtigte Preußen bei seinen zahlreichen militärischen Anordnungen bereits ganz wie eine abhängige, wenn auch nicht durchaus zuverlässige Macht. Vom 18. Februar an ergingen die Befehle zum sofortigen Vormarsch der französischen Truppen gegen und in die preußischen Grenzen. Am 21. wurde dem Marschall Berthier mitgetheilt, er werde am folgenden Tage erfahren, welche Haltung Preußen gegenüber einzunehmen sei.

Der 22. Februar war bestimmt, Krusemark Antwort zu geben. Der Kaiser, so verkündete ihm der Herzog von Bassano, wolle den Russen zuvorkommen. Es würde aber unschicklich für den König von Preußen sein, daß die französischen Truppen vor Abschluß des Bündnisses in sein Land einrückten, und daher müsse der Vertrag sofort unterzeichnet werden. Rußland könne, wurde in gerechter Würdigung der officiellen Sendung Knesebeck's hinzugefügt, dem Kriege nicht mehr entgehen.

Im Vertragsentwurf war von Napoleon geändert. Er hatte Preußen die Heeresfolge nach Spanien, Italien und der Türkei erlassen. Doch hatten die „vergifteten Bedingungen des sauberen Tractats" — wir lassen Gneisenau sprechen — „die Tendenz, einmal die Nation zu treffen und dann ihr Gesammtvermögen zur Verfügung der französischen Regierung zu stellen. Die Last recht unerträglich zu machen, sich der preußischen Regierung als eines Werkzeuges zur Execution zu bedienen, und dadurch gegen selbige den Haß des unterdrückten Volkes zu kehren, und dann den König zu entwürdigen." Die Lasten, welche der Vertrag Preußen auflegte,*) preßten selbst einem Minister Goltz „das ist zum Schaudern" aus, obwohl er sonst die Kunde wie einen beglückenden „Zauberschlag" begrüßt.

Der Entwurf wich in mehreren wichtigen Punkten von der Instruction ab, die Krusemark erhalten. Allein der Gesandte unterschrieb trotzdem. Er gedachte von zwei Uebeln das kleinere zu wählen.

---

*) Die Höhe derselben ließ sich zum Theil in Geld berechnen, und vermehrte somit ansehnlich die Summen, welche 1813 zusammengestellt werden konnten, um eine Uebersicht über die Bedrückung Preußens durch die Franzosen zu geben. Preußen habe, so wurde berechnet, 1807—1812 für Frankreich und seine Bundesgenossen die Summe von 144,473,626 Thalern aufzubringen gehabt, während die Contributionen, Lieferungen und Naturalleistungen des Volkes außerdem noch einem Werthe von 230,000,000 Thalern gleich kämen.

Die Spannung in Berlin war auf das Aeußerste gewachsen. Man war bereit loszubrechen, bereit auch sich zu unterwerfen. Die Garden standen marschfertig, der König gedachte sich schleunigst nach Schlesien zu begeben. Dazwischen immer Hoffnung auf die ersehnte Nachricht aus Paris.

Dann erfuhr man, daß Oudinot am 26. Februar hart an die märkische Grenze gerückt sei, daß von Pommern aus dieselbe schon überschritten. „Se. Majestät hofften, bei den angefangenen Negotionen, daß dies blos eine militärische, durch ein Mißverständniß herbeigeführte Maßregel sei.“ Allein nun rückte Davoust aus Magdeburg vor, er überschritt die preußische Grenze, er rückte weiter vor. Alles wurde zum Verzweiflungskampf vorbereitet. Am 3. März siegte die Partei der That. Scharnhorst und Gneisenau sollten der Gewalt mit Gewalt entgegentreten. Da traf in der Abenddämmerung der Courier aus Paris ein. Die Allianz war abgeschlossen.

Als die entscheidende Wendung in Berlin erfolgte, knirschte Blücher: „Nach der unglücklichen Schlacht schrieb Friedrich der Zweite: alles ist verloren, nur die Ehre nicht. Jetzt schreibt man: alles ist verloren und auch die Ehre.“

Der alte Feldherr sprach aus, was viele der Besten und Edelsten gebrochenen Herzens dachten. Sie verzweifelten fast am Vaterlande. Manche zogen sich zurück, mehrere noch verließen den heimischen Boden, um in anderen Ländern gegen den verhaßten Feind zu kämpfen.

Wer hätte auch ahnen können, daß aus so viel Elend und Verzagtheit der stolze Glanz der Freiheitskriege sich erheben würde! Wohl ist von ihm unsere Seele erfüllt, indem wir an den Schrecken, an das Unglück, an die Schmach denken, welche der großen Zeit vorangingen. Doch darf die dankbare Erinnerung sich nie der schweren Tage entschlagen, wo nur wenige der Verzweiflung am Vaterlande fern standen, vielmehr im rüstigen Wirken, obwohl gehindert auf allen Seiten, die Erhebung des Volkes gegen den Fluch der Fremdherrschaft vorzubereiten. Sie gaben das Volk sich selbst, und durch dieses den Staat seiner hohen Aufgabe zurück. Sie bereiteten auch die Tage vor, wo in der Staatsleitung Preußens, an die Stelle von Kleinmuth und Verzagtheit, ein fester Wille getreten, der uns Deutschen nunmehr Erfolgen entgegengeführt hat, welche, indem sie an Glanz und Herrlichkeit die ruhmreichsten Thaten übertreffen, die in unserer mehr denn tausendjährigen Geschichte verzeichnet sind, auch die Vergeltung gewähren, die als das Erbe unserer Väter für die tiefe Bedrückung auf uns gekommen ist, mit der einst französischer Uebermuth unser Vaterland geschlagen.

Rudolf Usinger.

Die deutschen Forderungen von 1815.

(Schaumann, Geschichte des zweiten Pariser Friedens für Deutschland, mit Actenstücken. — Pertz, das Leben des Ministers Freiherrn v. Stein. — Bernhardi, Geschichte Rußlands und der europäischen Politik Bd. I. — Häusser, deutsche Geschichte Bd. IV.)

Die deutsche Nation ist in den blutigen Kampf gegen Frankreich mit dem einmüthigen Entschluß gezogen, die Fehler wieder gut zu machen, welche unsere Vorfahren in den beiden Friedensschlüssen von Paris begingen oder begehen mußten. Was die Helden der Blücher'schen Armee mit ihrem tapferen Schwert einst erringen wollten, was der Neid und das Interesse anderer Mächte ihnen entriß, das wollen wir heute erwerben und festhalten. Der Feldzug von 1870 ist gleichsam der Schluß der unvollendeten Freiheitskriege. Im preußischen Feldlager sagte man nach dem Pariser Frieden: nur die Sache Napoleon's sei abgethan, aber die Nationalsache zwischen Deutschland und Frankreich sei noch nicht ausgefochten. Auch nach dem Siege von Waterloo gelang es nicht, sie auszufechten. Erst heute, wo Deutschland durch fünfzigjährige Arbeit ausgewachsen ist zu einer Großmacht, nehmen wir den vertagten Streit wieder auf und, Sieger in dem allergerechtesten Kriege, den jemals ein Volk geführt hat, werden wir nunmehr „die Nationalsache ausfechten."

Des Zusammenhangs zwischen den Jahren 1870 und 1815 ist sich Jedermann bewußt. Unwillkürlich richten sich die Blicke auf jene Friedensverhandlungen, in denen die Deutschen vergeblich nach einer gesicherten Westgrenze, nach der Wiedererstattung des Raubes der französischen Ludwige trachteten. Früher lasen wir diese Verhandlungen mit Schmerz, wir suchten zu vergessen, daß Elsaß und Lothringen einst uns gehörten. Denn der letzte Augenblick, sie wieder zu erobern, schien versäumt. Heute lesen wir sie mit stolzer Freude über den unermeßlichen Fortschritt, den die Entwicklung der Nation seitdem gemacht hat. Wozu damals die gesammelte Macht Europas nöthig war, das vermögen wir heute allein. Bis 1860 auf die zwiefache Volkszahl von 1815 gewachsen, von da ab durch die Armeereform auch in unserer Wehrkraft zur doppelten Stärke gelangt, durch die große Politik der letzten 6 Jahre mit allen Stämmen und Staaten Norddeutschlands zu einer einigen Macht zusammengeschmolzen, zu einer Macht, deren Bevölkerung gerade dreimal so groß ist, als das Preußen von 1806, endlich durch die Allianzverträge eng verbunden mit dem deutschen Süden, — so sind wir für uns allein in den Stand gekommen, die halbe Million Streiter nach Frankreich zu senden, welche einst

das verbündete Europa gegen den ersten Napoleon aufstellte. Wir entscheiden über den Frieden allein, und darum wird er so ausfallen, wie er schon 1815 ausgefallen wäre, wenn das Blücher'sche Hauptquartier über ihn entschieden hätte.

Man muß sich diesen unermeßlichen Unterschied zwischen damals und jetzt, man muß sich auch den Unterschied zwischen dem ersten und dritten Napoleon vorstellen, um das dürftige Friedensergebniß der Freiheitskriege zu begreifen. Das gesammte Westeuropa, Deutschland bis zur Elbe, ja bis zur Weichsel und dem Niemen stand unter dem Gebot des gewaltigen Corsen, als ihn in dem russischen Feldzuge die rächende Nemesis ereilte. So groß war die Furcht vor seiner riesenhaften Macht und seinem Genie, daß noch im Frühjahr 1813 die Befreiung Deutschlands bis zum Rhein als das höchste Ziel aller Wünsche galt, und nur die stärksten Geister wie Stein faßten wohl schon im Winter von 1812 den Gedanken, dem deutschen Reich seine alten Grenzen wieder zu geben. Der Befreiungskampf von 1813 begann mit zwei verlorenen Schlachten. Leicht wäre es damals Napoleon gewesen, Westdeutschland unter seinem Joch zu behalten, wenn er den Forderungen Oesterreichs hätte genügen wollen. Erst nach der Völkerschlacht von Leipzig ward bei den preußischen Generalen der Entschluß reif, nach Paris zu ziehen und den Bonaparte zu entthronen, erst damals schrieb Arndt sein Buch: „Der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze." Aber das Gros der Verbündeten war noch weit entfernt von so kühnen Entschlüssen. Dem Fürsten Metternich schien der revolutionäre Geist des preußischen Heeres bald fast gefährlicher als die Macht Napoleon's. Als die Alliirten im November 1813 an dem Rhein angelangt waren, wurden von dem Hauptquartier Frankfurt aus dem französischen Kaiser als Friedensbedingungen die „natürlichen Grenzen," der Rhein, die Alpen und Pyrenäen geboten. Zum Glück verschmähte er dieses Angebot. Nicht durch die eigene Energie, sondern durch den Uebermuth des Gegners wurden die Verbündeten getrieben, den Krieg in das französische Land zu tragen. Aber so groß war die Scheu vor einer Bekämpfung der französischen Nation auf deren eigenem Gebiet, so tief wirkte die Erinnerung an den verunglückten Feldzug von 1792 und an die Massenerhebung unter Carnot, daß man nunmehr zwischen Napoleon und Frankreich unterschied und dem französischen Volk die feierliche Versicherung gab, der Krieg gelte nur der Person des Kaisers. Das Manifest vom 1. Dezember 1813 war eines der kläglichsten Actenstücke, welches jemals von kriegführenden Mächten erlassen ist. Darin versicherten die Verbündeten, daß sie nicht gegen Frankreich, sondern nur gegen die Uebermacht kämpften, welche Napoleon außerhalb der Grenzen seines Reiches ausgeübt

habe. Sie wünschten, daß „Frankreich groß, stark und glücklich sei," und würden darum dem französischen Reich eine Ausdehnung des Gebietes gewähren, „wie sie Frankreich nie unter seinen Königen gehabt habe." Dieser Versuch der Trennung zwischen Napoleon und Frankreich war eine vollkommen nutzlose Nachahmung früherer napoleonischer Kunstgriffe. Er hinderte den Kaiser nicht im mindesten, alle Widerstandskräfte seines Landes aufzubieten; er hinderte nur die Alliirten, ihre Siege zu benutzen. Hätte man im Winter von 1813 noch ein Gedächtniß dafür gehabt, daß der Feldzug von 1792 nur durch die Schlaffheit und den Zwiespalt in der deutschen Führung scheiterte und daß die Carnot'sche Massenerhebung zwei Jahre hindurch nur die elendesten Milizen schuf, die erst durch die Feldzüge nach unerhörten Verlusten und Niederlagen zu diensttüchtigen Soldaten herangebildet wurden, so würde man sich das Manifest vielleicht erspart haben. Aber so wenig lernen die Menschen aus der Geschichte, daß uns selbst in den Erlassen des Jahres 1870 einige schwache Nachklänge jenes unwahren und zwecklosen Versuches begegnen, zwischen der Eroberungssucht der Dynastie und zwischen den Instincten des französischen Volks zu scheiden.

In der Neujahrsnacht von 1814 überschritt die Blücher'sche Armee den Rhein. Die Hauptmasse der Verbündeten rückte von dem Oberrhein aus gegen das Plateau von Langres vor, langsam und zaghaft und halbwegs entschlossen, über jene angeblich beherrschende Position hinaus nicht gegen Paris vorzugehen. Noch einmal nahm Metternich die Verhandlungen auf, welche in Frankfurt abgebrochen waren. In Chatillon an der Seine wurde eine diplomatische Conferenz mit dem Unterhändler Napoleon's, Caulaincourt, abgehalten, die vom 7. Februar bis 19. März dauerte. Die Schwarzenbergische und die schlesische Armee waren nicht mehr 25 Meilen von Paris entfernt, als die Minister in Chatillon dem kaiserlichen Abgesandten die Grenzen von 1792 boten. Ein günstiges Geschick machte auch diese Verhandlungen zu nichte. In jenen Februarwochen war es der Energie Napoleon's gelungen, die Corps der schlesischen Armee einzeln zu überfallen und zu schlagen. Sofort verwarf er die gestellten Bedingungen, forderte die Rheingrenze, die man ihm in Frankfurt angetragen, und erklärte, daß er Frankreich nicht kleiner machen lassen könne, als er es aus den Händen der Republik empfangen. Da rafften sich die vier Mächte am 1. März zu dem neuen Allianzvertrage von Chaumont zusammen. Am 19. März wurde die Friedensconferenz aufgehoben, und am 31sten zogen die siegreichen Heere in Paris ein.

Die Verhandlungen, die nunmehr zu dem ersten Pariser Frieden (30. Mai 1814) führten, sind noch immer ein Geheimniß der Archive.

Aber die Frage von Landabtretungen Frankreichs kann keine wesentliche Rolle dabei gespielt haben. Denn schon der Waffenstillstand vom 23. April sicherte den Bourbons die Grenzen von 1792. Sie waren mit diesem unerhörten Zugeständniß noch nicht zufrieden, sondern forderten im Namen des „Gleichgewichts" eine Vergrößerung von einer Million Seelen auf Kosten der Niederlande und Deutschlands. Sie hatten von der Republik und dem Kaiserreich zwar nicht den kriegerischen Sinn, aber die maßlosen Ansprüche gelernt. Und gestützt auf das wetteifernde Wohlwollen Englands und Rußlands setzten sie wirklich die Hälfte ihrer Forderungen durch. Das besiegte Frankreich behielt nicht blos die Enclaven, die wie Avignon und Venaissin, wie Mömpelgard im Elsaß ihm vor der Revolution nicht gehört hatten, es bekam auch noch Abrundungen seines Gebiets nach der niederländischen, deutschen und italienischen Seite. Von deutschem Gebiet ward ihm Saarlouis und in der Pfalz die Queichlinie zugestanden, um Landau in das französische Terrain hineinzuziehen. Die Nation, welche 20 Jahre hindurch die Staaten Europas zerschlagen, verwüstet, geplündert hatte, ging aus der endlichen vollständigen Niederlage mit einer Vergrößerung von einer halben Million Seelen hervor. Sie behielt die geraubten und in Paris zusammengehäuften Kunstschätze, ja sie erreichte es, daß Preußen mit seiner Forderung einer Kriegscontribution von den drei anderen Mächten im Stich gelassen wurde. Mehr als eine Milliarde hatten Napoleon und seine Marschälle nach dem Feldzuge von 1806 aus Preußen und Norddeutschland herausgepreßt. Selbst eine theilweise Wiederbezahlung dieser Summe wurde jetzt verwehrt. Ist es zu verwundern, wenn eine Nation, die von ihren Besiegern so frevelhaft verwöhnt wird, sich mit der äußersten Leichtfertigkeit in neue Kriege stürzt? —

In tiefer Erbitterung vernahm das deutsche Volk den Abschluß des ersten Pariser Friedens. Aber dieses deutsche Volk war eine unorganisirte Masse; seine Stimme zählte wenig; und der einzige Staat, den es hatte, Preußen, war zu schwach und zu erschöpft, um selbst bei einer kräftigeren diplomatischen Führung der Mißgunst der drei anderen Mächte widerstehen zu können. Unzweifelhaft war Friedrich Wilhelm III. keine Natur von bedeutender, die fürstlichen Alliirten beeinflussender Kraft; unzweifelhaft bewies Hardenberg in dem entscheidenden Augenblick weder Voraussicht noch Festigkeit, aber wenn selbst ein Mann wie Stein an der Spitze Preußens gestanden hätte, der erste Pariser Frieden würde die Hoffnungen der deutschen Patrioten nicht erfüllt haben.

Zehn Monate saß Ludwig XVIII. auf dem Thron, als die Nachricht von der Rückkehr Napoleon's in die festlichen Salons des Wiener Kongresses drang. Die Diplomaten dort hatten keine Ahnung davon, wie

vollkommen wurzellos das Regiment der Bourbonen geblieben war. Sie hofften, daß wenigstens ein Theil des Landes und des Heeres dem legitimen Fürsten treu bleiben und unter seiner Fahne gegen den eindringenden Bonaparte kämpfen werde. Aus diesen Illusionen heraus wurde die Erklärung vom 13. März 1815 gegeben. Es war ein Manifest, durch welches die Person Napoleon's geächtet, und durch welches Frankreich, dasselbe Frankreich, dessen Armee, dessen Beamte und große Staatskörper dem zurückgekehrten Kaiser entgegenjubelten, zum Verbündeten der Mächte erklärt wurde. Napoleon, hieß es, habe die mit ihm geschlossenen Verträge gebrochen und den Schutz der Gesetze verwirkt, er solle als Feind und Störer der Ruhe der Welt der öffentlichen Strafe preisgegeben werden. Dagegen wurde der Entschluß ausgesprochen, den Pariser Frieden — der Frankreichs Integrität verbürgte — aufrecht zu erhalten. Ganz Frankreich werde sich um seinen legitimen Fürsten schaaren und diesen letzten Versuch eines verbrecherischen Wahnsinns vernichten. Wenn aber gegen alle Erwartung eine Gefahr daraus entstehen sollte, so seien die Souveräne Europas bereit, dem Könige von Frankreich und der französischen Nation auf ihr Verlangen jede nöthige Hülfe zu gewähren.

Dieser Erklärung folgte am 25. März ein Bundesvertrag, in welchem die Allianz von Chaumont erneuert und die Aufrechterhaltung des ersten Pariser Friedens abermals an die Spitze gestellt wurde. Dem Könige von Frankreich wurde der Beitritt zu dem Bunde freigestellt, da derselbe den Zweck habe, Frankreich oder jedes andere bedrohte Land gegen die Unternehmungen Bonaparte's zu unterstützen. Für den Fall, daß der König Ludwig XVIII. Hülfstruppen bedürfe, solle er ersucht werden, anzugeben, über was für Streitkräfte er selbst verfügen könne, um den Feind zu bekämpfen.

So war der Bourbon und sein Land zum Verbündeten der Mächte erklärt. Aber schon fünf Tage vorher, ehe jenes Bündniß geschlossen ward, zog Napoleon wieder in die Tuilerien ein; der elende Bourbon flüchtete über die niederländische Grenze nach Gent und hatte über keinen einzigen Soldaten mehr zu verfügen. Wohl empfanden die verbündeten Monarchen und ihre Minister jetzt das Uebereilte und Schiefe ihrer Beschlüsse; sie begriffen nunmehr, daß es das Vernünftigste sei, den Franzosen die Form ihrer künftigen Regierung selbst zu überlassen. Die Einen dachten an Napoleon II. und eine Regentschaft, die Anderen an den Herzog von Orleans. Castlereagh wurde durch die Opposition der Whigs im Parlament genöthigt zu versichern, daß die Herstellung der Bourbons, „obwohl wünschenswerth, doch weder der Zweck des Krieges, noch die nothwendige Bedingung des Friedens sei;“ und in diesem Sinne wurde bei der Ratifi-

tion des Vertrags vom 25. März von der englischen Regierung eine rklärung hinzugefügt, worin die Verpflichtung Englands, den Krieg zu ihren, um Frankreich irgend eine bestimmte Regierung aufzuerlegen, aus- rücklich abgeleugnet wurde; aber alle diese nachträglichen Schritte machten ie Fehler nicht wieder gut, die in der ersten Uebereilung begangen waren. lls die hundert Tage vorüber, die Armee des Kaisers zerschmettert, das Blücher'sche Heer zum zweiten Male vor den Thoren von Paris war, dienten jene unglücklichen Actenstücke aus dem März den Beschützern Frankreichs als Vorwand, um jede Schädigung des Landes abzuwehren, um das abermals niedergeschlagene Volk abermals in seiner vollen Integrität zu belassen. Jetzt ignorirte man absichtlich die völlig veränderte Lage, die seit dem März eingetreten war. Wahrlich nicht die Person Napoleon's allein, nicht eine Minderheit, nicht eine Partei, sondern die Wehrkraft der gesammten französischen Nation hatte bei Ligny und Waterloo gekämpft, und sie würde Europa von Neuem raubend und plündernd überschwemmt haben, wenn sie gesiegt hätte. Aber diese einfache Thatsache wurde hinweggeleugnet, der formelle Wortlaut der Erklärungen vom März wurde benutzt, um die wirkliche Wahrheit der Dinge, wie sie sich im Mai und Juni gestaltet hatten, zu verhüllen. Niemand aber war bei dieser Entstellung der Wahrheit, bei diesem frivolen Betrug, der in Frankreichs Interesse gegen das siegreiche deutsche Heer geübt wurde, thätiger, als die englischen Staatsmänner. Es war der Herzog von Wellington, der schon in Belgien den Kampf der Völker gegen Frankreich als einen Kampf für den legitimen französischen König gegen Bonaparte darzustellen suchte. In diesem Sinne conspirirte er mit dem Hofe von Gent. Er sorgte dafür, daß Ludwig XVIII. den englischen Truppen auf dem Fuße folgte, in jeder französischen Stadt als der rechtmäßige Herrscher begrüßt wurde und in Paris seinen Einzug vor der Ankunft der verbündeten Monarchen hielt. Er machte die Wiedereinsetzung der Bourbonen zu einer vollendeten Thatsache, ehe nur die Anderen Zeit hatten, sich zu besinnen. Der klägliche Ausgang des zweiten Pariser Friedens ist vorzugsweise das Werk englischer Intriguen. Wie Wellington das deutsche Volk vor der Welt um den Antheil an dem Siege von Waterloo zu betrügen suchte, so hat er es auch um die Früchte des Feldzugs von 1815 betrogen. Er, der auf seine eigene Faust dem Feldzug den Charakter eines Waffengangs im Dienste des alliirten Königs von Frankreich gab, suchte das preußische Heer von dem Einmarsch in Paris abzuhalten und protestirte, als Blücher der Stadt eine Kriegssteuer auferlegte. Nur um die Engländer auszustechen, nahm sich jetzt auch der Kaiser Alexander wieder der Bourbonen an, deren Jämmerlichkeit ihm vorher den entschiedensten Widerwillen eingeflößt hatte.

Mit überwältigender Raschheit war der Feldzug entschieden, Napoleon entsetzt, der Bourbon durch englische List wieder im Besitz des Thrones. Diese letztere Thatsache entschied über den Gang, welchen die Friedensverhandlungen jetzt nahmen. Man konnte nicht mehr daran denken, die französischen Kammern über die Form ihrer künftigen Regierung berathen zu lassen; man konnte dem wiedereingesetzten König nicht mehr die Bedingungen auferlegen, die der Flüchtling von Gent sich hätte gefallen lassen müssen. Da die dynastische Frage durch die Eigenmächtigkeit Wellington's gelöst war, so setzte nunmehr Rußland alle Hebel ein, um sich den überwiegenden Einfluß auf die wiederhergestellte Dynastie durch Großmuth und Schonung zu sichern. Von den vier großen Mächten, deren Bevollmächtigte zur Berathung in Paris zusammentraten, standen somit zwei im Lager des Gegners. Die Denkschriften, welche die Stimmführer Rußlands — Capo d'Istria, Nesselrode und Pozzo di Borgo — jetzt vorlegten, waren mit den Vertrauten der französischen Regierung verabredet. Es waren die Gesichtspunkte und Interessen Frankreichs, die darin vertreten wurden. Talleyrand manövrirte in seinen der Ministerconferenz zugehenden Noten in vollem Einklang mit jenen Vorlagen. Die englischen Bevollmächtigten, Castlereagh, Wellington und Sir Charles Stuart, wurden zwar im Anfang durch die abweichenden Ansichten des Ministeriums Liverpool, welches ganz im Sinne der Deutschen sich für die Zurücknahme der Eroberungen der französischen Ludwige aussprach, etwas zur Zurückhaltung gezwungen. Sobald es ihnen aber gelungen war, den Widerspruch daheim zu überwinden und dem Gesichtspunkt Eingang zu verschaffen, daß England die Stellung der Bourbons durch milde Friedensbedingungen befestigen und so neuen Revolutionen und Kriegsverwickelungen vorbeugen müsse — vertheidigten sie mit vollen Kräften, gleich den Russen, die Interessen und Prätensionen Frankreichs. So stand es von vorn herein fest, daß in der Conferenz jeder Vorschlag, welcher die Machtstellung Frankreichs ernstlich schwächte, die Hälfte der Stimmen gegen sich haben werde. Aber auch die andere Hälfte war keine geschlossene Einheit. Wie ließ sich von Oesterreich, das im Interesse seiner Hauspolitik, der jesuitisch-katholischen Restauration und der Abrundung seines Gebiets im Osten, alle jene westlichen Provinzen des deutschen Reichs, Elsaß, Lothringen und endlich die Niederlande preisgegeben hatte, jetzt ein festes Einstehen für ihren Wiedererwerb erwarten? Metternich kokettirte wohl mit den Stimmungen des deutschen Volkes, ließ auch den Einfall einer österreichischen Secundogenitur im Elsaß sich durch den Kopf laufen, — aber er dachte nicht daran, solche Pläne gegen einen ernsten Widerstand festzuhalten. So stand Preußen bald allein, durch Niemand unterstützt als durch die macht-

losen Wünsche des Gesandten der Niederlande, dem sein neugebackener Staat noch nicht groß genug war, oder durch die süddeutschen Rheinbundsstaaten, deren Regierungen und deren Prinzen ein jeder ihre eigenen Wünsche der Vergrößerung hatten und für die Sicherheit der deutschen Westgrenze nur in dem Maße sich erwärmten, als sich jenen Wünschen Aussicht auf Erfüllung bot. Solche Alliirte gewährten keine dauernde Stütze. Preußen selbst aber besaß keinen Staatsmann, der die Vortheile der Lage zu ergreifen wußte, ehe sie wieder verschwanden. Hatte doch Hardenberg im ersten Pariser Frieden seine Zustimmung zu den Erwerbungen Oesterreichs und Englands gegeben, ohne die preußischen Forderungen vertragsmäßig zu sichern. Hatte er doch auch die Rückkunft Napoleon's von Elba und den Schrecken des Wiener Congresses nicht benutzt, um für die künftige Sicherung Deutschlands gleich im Eingang des Feldzugs bestimmte Zusagen zu erzwingen. Jetzt war es zu spät. All die Anstrengungen der preußischen Diplomatie während der Friedensconferenz vom Juli bis October machen den traurigen Eindruck, daß man um eine verlorene Position kämpft, die bei den einmal entgegenstehenden Interessen und Machtverhältnissen mit dem Aufwand auch der besten Gründe und des äußersten Scharfsinns nicht mehr gehalten werden kann. Man glaubt auch selbst nicht daran, daß man sie halten könne, sobald Rußland und England ihre Stellungen enthüllt und Oesterreich eine vermittelnde Schwenkung zu ihnen hin vollzogen hat. Man verzichtet also auf zähen Widerstand, zieht sich rasch in immer bescheidenere Positionen zurück, bis zuletzt statt Elsaß und Lothringen nur noch Landau und Saarlouis übrig bleiben. „Ich bitte nur allerunterthänigst," hatte Blücher seinem Könige sechs Tage nach der Schlacht von Waterloo geschrieben, „die Diplomatiker dahin anzuweisen, daß sie nicht wieder das verlieren, was der Soldat mit seinem Blute errungen hat. Dieser Augenblick ist der einzige und letzte, um Deutschland gegen Frankreich zu sichern. Ew. Majestät werden als Gründer von Deutschlands Sicherheit verehrt werden und auch wir werden die Früchte unserer Anstrengungen genießen, wenn wir nicht mehr nöthig haben mit immer gezücktem Schwerte dazustehen." In Blücher's Brief sprach sich die Gesinnung des preußischen Heeres, die Meinung des deutschen Volkes aus. Seine Sorgen waren nur allzu begründet; nur darin irrte er, daß jener Augenblick, Deutschland gegen Frankreich zu sichern, der letzte sei.

Die Denkschriften, welche auf der Friedensconferenz von den Parteien gewechselt wurden, sind im Originaltext bei Schaumann (Geschichte des zweiten Pariser Friedens), im ausführlichen Auszug bei Pertz (Leben Stein's) veröffentlicht. Für unseren Zweck genügt ein Einblick in ihre Hauptgedanken. Denn dieser diplomatische Schriftenstreit veränderte nichts an der Lage

der Dinge, an der Stellung der Parteien. Wo Macht gegen Macht, Interesse gegen Interesse steht, ist mit den Widerlegungen durch die Feder wenig gethan. Hätte der Streit vor einem Gericht geführt werden können, welches nach der Vernünftigkeit der Gründe urtheilte, so würde Humboldt's Scharfsinn den Sieg errungen haben; aber die Streitenden waren zugleich die Richter, und da entschied das reiche England und das große Rußland gegen das arme, aus tausend Wunden blutende Preußen.

Die geistvollste und einflußreichste Persönlichkeit unter den russischen Diplomaten war damals der Grieche Capo d'Istria. Sein Ziel war die Befreiung seines Vaterlandes, sein Weg die Beeinflussung des Czaren im Sinne einer aggressiven orientalischen Politik. Er überzeugte den Kaiser Alexander, daß Rußland für seine Pläne gegen die Türkei der Hülfe eines starken Frankreich gegen den Widerstand Englands bedürfe. „Rußland," äußerte er später gegen Stein, „hat kein Interesse, Frankreich zu vernichten, und dadurch die Mächte in die Lage zu versetzen, ihre ganze Aufmerksamkeit und Kräfte gegen Rußland zu richten." Genau so wie heute, übertrieb man damals mit bewußter Heuchelei die deutschen Forderungen, die ja Frankreich nicht entfernt „vernichten," sondern ihm nur seine östlichsten Angriffspositionen nehmen wollten.

Von jenen Hintergedanken geleitet, entwarf Capo d'Istria sein Memoire, welches russischer Seits den versammelten Ministern am 28. Juli vorgelegt wurde. Es benutzte mit großem Geschick die Uebereilungen vom 13. und 25. März und folgerte aus ihnen, daß der Krieg lediglich zu dem Zweck geführt sei, um Frankreich von Bonaparte zu befreien und es in die Lage des ersten Pariser Friedens zurückzuversetzen. Dieser sophistische Satz wurde bis zu der Behauptung gesteigert, daß die Verbündeten mit Frankreich gar nicht in Kriegszustand seien. Ja das Memoire beschwerte sich unter deutlichem Hinweis auf die Blücher'schen Truppen, über „momentane Ausschreitungen, welche glauben ließen, daß einige der alliirten Armeen sich in Feindes Land zu befinden wähnten." Da ein Kriegszustand mit Frankreich nicht vorhanden, so hätten die Verbündeten weder das Recht, sein Gebiet zu schmälern, noch würde eine solche Schmälerung zweckmäßig sein. Denn sie störe das „Gleichgewicht" Europas und führe die Nothwendigkeit herbei, alle territorialen Verabredungen des Wiener Congresses zu revidiren. Mit andern Worten, wolle man Deutschland nach Westen erweitern, so müsse auch die russische Grenze nach Westen vorgerückt werden, wie denn russischer Seits eine Zeit lang an die Abtretung eines Theils von Galizien als Entschädigung für den deutschen Erwerb des Elsasses gedacht wurde. Jetzt war dieser Gedanke aufgegeben, und es hieß nunmehr, die Schmälerung des französischen Gebiets würde die Autorität des legitimen Königs erschüttern und neue Revolutionen vorbereiten. Von den zwei

verschiedenen Arten von Friedensgarantien, welche man Frankreich gegenüber fordern könne, den moralischen und den reellen, empfahl also Capo d'Istria in erster Linie die moralischen. Europa sollte seine Sicherung darin finden, daß Frankreich constitutionelle Institutionen erhalte, daß die Eroberungssucht einer Militärdespotie inskünftige durch die Einheit von Königthum und Nationalvertretung ausgeschlossen werde. Als ob jenes Königthum und diese Nationalvertretung nicht zur Zeit Ludwig's XIV. und zur Zeit der Republik ebenso eroberungssüchtig gewesen wären als Bonaparte! Von den reellen Friedensgarantien ließ das Memoire nur diejenigen zu, welche keine dauernde Schwächung Frankreichs zur Folge hatten. Also keinen Verlust an Gebiet, keine Wegnahme oder Schleifung der Festungen. Sondern die Verbündeten sollten sich begnügen, ihre Heere in Frankreich so lange stehen zu lassen, bis das Regiment der Bourbonen sich consolidirt habe, und bis eine Contribution bezahlt sei, welche theils zur Entschädigung für die Kriegskosten, theils zum Bau von Festungen als Gegenwehr gegen die französischen Festungen verwandt werden könne. Das nannte Capo d'Istria ein „gemischtes System" von moralischen und reellen Garantien; es war in der That die Bewahrung der französischen Machtstellung vor jedem ernsten und dauerhaften Verlust.

Diese russischen Vorschläge wurden nun sofort durch eine Note Talleyrand's unterstützt, worin den Mächten Mittheilung von den weisen Maßregeln gemacht ward, welche die französische Regierung für die Ruhe des Landes und zur Sicherung Europas gegen jedes Eroberungsgelüst getroffen habe. Zu diesen Maßregeln gehörte die Auflösung des alten Heeres und constitutionelle, jedoch die revolutionäre Gleichheit ausschließende Institutionen, wie die erbliche Pairie, das beschränkte Wahlrecht zur Abgeordnetenkammer, die Unabsetzbarkeit der Richter, die Beseitigung der Vermögensconfiscation, die Preßfreiheit u. s. w. Es war dies der Boden, aus dem 15 Jahre später die Polignacschen Ordonnanzen und die Revolution hervorgingen.

Das russische Memoire fand seine Widerlegung in einer glänzenden kritischen Denkschrift Humboldt's, welche vor oder gleichzeitig mit der Hardenbergischen Erklärung vom 4. August der Conferenz mitgetheilt wurde. Humboldt vernichtet zunächst die Rechtsfictionen, welche Capo d'Istria aus den Erklärungen der Mächte vom 13. und 25. März gesponnen hatte. Man muß, sagt er, die verschiedenen Stadien unterscheiden, in welche das Verhältniß Frankreichs zu den Alliirten seit der Entweichung Napoleon's von der Insel Elba getreten ist. Am 13. März existirte die legitime Regierung in Frankreich noch, sie war nur durch eine Handvoll Menschen angegriffen, oder es schien doch wenigstens so zu sein. Damals waren

die Mächte in Wahrheit die Verbündeten Ludwig's XVIII. Die Erklärung versprach ihm und dem Volke, welches man mit ihm verbunden glaubte, Hülfe, und zwar nur in dem Falle, daß diese Hülfe gefordert werde. Sie setzte eine unabhängige Regierung voraus und achtete deren Autorität.

Aus derselben Voraussetzung ging der Vertrag vom 25. März hervor, aber im Augenblick der Ratification dieses Vertrags hatten sich die Umstände geändert. In Folge dessen erklärte das englische Gouvernement, und alle anderen Mächte traten der Erklärung bei, daß es sich nicht verpflichte, den Krieg in der Absicht zu unternehmen, Frankreich eine Regierung aufzulegen. Die Allianz nahm nun den entschiedenen Charakter eines Bündnisses gegen Frankreich für die eigene Sicherheit der Mächte an.

Die Armeen setzten sich in Marsch, Napoleon fing den Krieg an, der Tag vom 18. Juni beendigte ihn und die Alliirten zogen in Paris ein. Wer da leugnen wollte, daß Frankreich damals der Feind der Alliirten war und daß der unterjochte Landestheil ihre Eroberung ward, müßte alle Begriffe umstürzen und willkührlich die Bedeutung der Worte verändern. König Ludwig XVIII. übte keine Autorität mehr; er hatte in nichts zum Erfolge beigetragen. Die Engagements der Verbündeten gegen ihn waren von andern Voraussetzungen ausgegangen und legten ihnen keine unbedingten Verpflichtungen mehr auf. Andererseits würde es vergeblich sein, wenn Frankreich alles Unrecht auf Napoleon werfen wollte. Denn es hatte — und dies ist der allein praktische Gesichtspunkt — das Unrecht so sehr getheilt, daß es die Verbündeten in die Unmöglichkeit versetzte, die Nation von dem Usurpator zu trennen. Dieser hatte nicht blos mit Hülfe der Bajonette und des Schreckens den Thron wieder erworben, sondern er hatte eine Regierung eingesetzt, die Kammern versammelt und Formen eingeführt, die er unmöglich einführen konnte, wenn nicht der Wille eines sehr großen Theils der Nation ihn dabei direct oder indirect unterstützt hätte. Er stellte den Verbündeten nicht eine Handvoll Anhänger, sondern eine Armee von 200,000 Mann entgegen, die aus dem ganzen Gebiet Frankreichs ausgehoben waren, und diese Armee schlug sich mit Muth und Ausdauer. Die Verbündeten haben also unter großen Opfern die furchtbare Erfahrung gemacht, daß weder die Legitimität der königlichen Regierung, noch ihre Mäßigung und Milde die französische Nation verhindert hat, sich gegen Europa zu waffnen, und sie sind daher berechtigt, ja gegen ihre Unterthanen sogar verpflichtet, alle erforderlichen Vorkehrungen zu treffen, um die Wiederkehr eines ähnlichen Unglücks zu vermeiden. „Die französische Nation," schließt Humboldt diesen Rückblick, „hat sich in eine völlig feindselige Stellung gegen die Mächte begeben; diese können sie also nicht plötzlich als befreundet betrachten."

Hiermit war der Rechtsstandpunkt der russischen Denkschrift über den Haufen geworfen. Da die Sicherheit Europas die Ursache des Kriegs und der Zweck der Allianz war, so haben die Alliirten das unbestreitbare Recht, von Frankreich und seiner Regierung alles zu verlangen, was sie für diese Sicherheit nöthig erachten. Sie haben auch das Recht, die Integrität Frankreichs anzutasten, und wenn die Maßregel einer Verengerung seiner Grenzen zur Erreichung des Zweckes des Bündnisses als die geeignetste erscheint, so sind sie unzweifelhaft befugt, dieselbe auszuführen.

Wir halten hier in dem Auszug aus der Humboldt'schen Denkschrift einen Augenblick inne, um uns vor dem Leser zu rechtfertigen, der vielleicht die Frage auf den Lippen hat: wozu diese Wiedergabe einer Rechtsdeduction, die ja heute Niemand mehr bestreiten wird? — Wirklich Niemand? Vor ein Paar Tagen noch überraschte uns das Hauptblatt des neutralen Belgiens, des Staats, dessen Existenz wir mit unserm Blut gerettet haben, mit folgender Schlußfolge: König Wilhelm hat beim Einmarsch in Frankreich der Bevölkerung erklärt: er führe nur Krieg mit den französischen Soldaten, aber nicht mit den französischen Bürgern, folglich — hat er sein Wort gegeben, daß er die Integrität Frankreichs nicht antasten will! Wenn ein Blatt, welches Gott danken sollte, daß Deutschland seine Westgrenze, und dadurch zugleich die Fortdauer Belgiens sichern will, mit so ungeheuerlicher Logik uns entgegenzutreten wagt, welche Deductionen werden wir dann von andern Neutralen zu erwarten haben? Die ganze Sophistik der alten Memoires von 1815 wird wieder aufwachen. Man wird einzelne Stellen der Thronrede, der Reichstagsadresse, der Armeebefehle unserer Prinzen hervorsuchen, und daraus beweisen, daß wir ja doch erklärt haben, nicht gegen das französische Volk, sondern nur gegen den Kaiser Napoleon zu kämpfen. Man wird uns zu überzeugen suchen, daß mit der furchtbaren Lection dieses Feldzugs und mit dem Fall Bonaparte's das Verlangen der Franzosen nach dem Rhein ganz sicher aufhören, daß wir durch Großmuth, Schonung, Mäßigung die neue Regierung befestigen, den Frieden sichern, durch Wegnahme einiger Provinzen dagegen neue Kämpfe hervorrufen würden; und es wird gewiß einige ängstliche Schwachköpfe geben, die durch das listige Gerede betäubt, inbrünstig wünschen, daß wir zum dritten Mal von Paris mit leerer Hand abziehen möchten. Unser Glück ist nur, daß das auswärtige Amt des Bundes nicht gerade von Schwachköpfen geleitet wird.

Nach Darlegung der Rechtsfrage geht die Humboldt'sche Denkschrift zu der Garantie und Entschädigung über, welche man von Frankreich fordern könne. Er unterscheidet zwischen der inneren Beruhigung Frankreichs, die zwar sehr heilsam sei, aber nicht in der Macht der Alliirten

liege, und zwischen den verschiedenen zeitweisen oder dauernden Maßregeln, um das Machtverhältniß zwischen Frankreich und den Nachbarstaaten anders zu vertheilen. Diese andere Vertheilung sei der einzige Weg, um Europa wahrhaft vor neuen Gefahren zu schützen, und wiederum das einfachste, folgerechteste, dem allgemeinen System der Verbündeten entsprechendste Mittel sei das, den Nachbarstaaten Frankreichs eine gesicherte Grenze durch Ueberlassung der Festungen zu geben, welche Frankreich als Angriffspunkte gegen sie benutzte.

Eine solche Vergrößerung jener Staaten würde zu unbedeutend sein, um eine neue Arbeit zur Herstellung des europäischen Gleichgewichts und eine wesentliche Veränderung der Wiener Congreßacte zu erfordern. Belgien würde mehrere wichtige Punkte erwerben, Deutschland sich am Oberrhein ausdehnen, was die zwischen Oesterreich und Baiern (über eine bairische Landentschädigung) noch schwebenden Verhandlungen erleichtern werde. Preußen würde durch die Verstärkung seiner Nachbarn genug gewinnen, und sich selbst mit wenigen Objecten zur Vervollständigung seines eigenen Vertheidigungssystems begnügen können.

Man sieht, daß Humboldt in voller Kenntniß der Gesinnungen der Alliirten die Grenzregulirnng möglichst vorsichtig entwickelt und die speciell preußische Vergrößerung zurückstellt. Er erinnert dann noch daran, daß jene Festungen schon vor Napoleon und der Revolution als Operationsbasis Frankreichs gedient hätten, und führt aus, wie alle anderen Mittel, Frankreich zu schwächen, — eine längere Besetzung, Zerstörung des Kriegsmaterials, Contribution zum Bau neuer Festungen — ihren Zweck verfehlten, und wie allein die Abtretung von Plätzen und Landschaften, — ein Geschick, dem alle kriegführenden Staaten unterworfen seien, — den Nachbarstaaten Frankreichs eine sichere Gewähr gebe.

Die preußische Erklärung, welche Hardenberg am 4. August überreichte, fußte auf diesen Ideen. Er schlug vor, die entfernten Staaten der Allianz in Geld, die anderen in Land zu entschädigen. Sobald ein Volk, sagt er, seine natürliche Vertheidigungslinie überschritten hat, so wird sein Geist durch diese geographische Lage bestimmt, und es behält diese Richtung so lange, als seine geographische Lage dieselbe bleibt. Frankreich befindet sich in diesem Falle, seitdem Ludwig XIV. durch maßlosen Ehrgeiz und einige glückliche Feldzüge es erreichte, seinen Nachbarländern die von den Voreltern errichtete Vertheidigung zu nehmen: nämlich in den Niederlanden und an der Maas die Festungen, welche jetzt die erste und zweite Linie bilden; gegen Deutschland das Elsaß und die festen Plätze an der Mosel und Saar. Von diesem Augenblick an zeigt uns die Geschichte Frankreichs die Neigung, seine Eroberungen weiter zu

treiben und die anderen Staaten zu unterjochen. Weshalb? Weil Frankreich die Leichtigkeit für sich und die Schwierigkeit für die anderen Staaten sah, ihm zu widerstehen, da sein Angriff sich in seiner geographischen Lage befand und da diese Lage selbst es in jedem Augenblick dazu verleitete. Will man also einen dauerhaften und festen Frieden, so muß Frankreich seinen Nachbarn die Vertheidigung zurückgeben, die es ihnen genommen hat, an Deutschland das Elsaß und die Festungen der Niederlande, die Maas, Mosel und Saar. Dann erst wird Frankreich sich in seiner wahren Vertheidigungslinie befinden, und dann allein wird es ruhig bleiben. Läßt man es dagegen nicht in diese Grenze zurücktreten, so wird der Vortheil seiner Kriegslage so sehr auf seine Politik einwirken, auf den Ehrgeiz und den Charakter des Volkes, endlich auf seine öffentliche Meinung und sein Cabinet, daß Frankreich bei den ersten günstigen Umständen abermals versuchen wird, seine Grenzen bis zum Rhein auszudehnen. „Die Hand der Vorsehung hat sichtbar diese Gelegenheit herbeigeführt. Läßt man sie entwischen, so werden Ströme Blutes fließen, um das Ziel eines festen und dauerhaften Friedens zu erreichen, und der Schrei dieser Unglücklichen wird von uns Rechenschaft dafür fordern."

Die Prophezeiung Hardenberg's ist eingetroffen. Das Blut von 50,000 deutschen Kriegern hat jetzt wiederum fließen müssen, zur Sühne für die Thorheiten des zweiten Pariser Friedens. Es fragt sich nun, ob es auch heute noch Deutsche giebt, die in der Thorheit freiwillig beharren, und den Franzosen Straßburg und Metz zur Vorbereitung eines vierten Eroberungskrieges großmüthig lassen wollen. Natürlich giebt es solche Käuze. Es sind dieselben, die die Hände rangen, als wir Schleswig-Holstein seine selbständige Constituirung versagten, gegen Oesterreich Krieg führten, Hannover und Kurhessen für Provinzen des preußischen Staates erklärten. Und doch hat das Jahr 1866 den geschichtlichen Beweis geliefert, daß unsere holsteinische Politik 1864 die richtige war, und wiederum die Siege von 1870 haben uns geschichtlich bezeugt, daß wir mit den Annexionen von 1866 nichts zu Schweres unternahmen. Auch der Wiedererwerb der Eroberungen der französischen Ludwige ist für uns nicht zu schwer. Fast so rasch wie die Augustenburger und die Welfen gute Preußen geworden sind, werden die Elsässer zu guten Deutschen werden. Aber um diesen Glauben festzuhalten, muß man freilich von dem großen Zug unserer Geschichte erfüllt sein, und nicht aus angeborener Dürftigkeit an dem Kleinlichen und Aeußerlichen hängen.

Hardenberg fügte seiner Erklärung eine Karte bei, in welcher die Festungskette von Dünkirchen, Lille und Valenciennes bis Mezières, Montmedy und Longwy (im Ganzen 19 Plätze) von Frankreich getrennt, an

der Mosel Thionville und Metz, an der Saar Saarlouis und Saargemünd, ferner Bitsch und im Osten das gesammte Elsaß, im Süden Fort Joux und Fort L'Ecluse und endlich Savoyen in Anspruch genommen waren. Nach diesen Forderungen hätte Deutschland den ganzen nördlichen Strich Lothringens, von Longwy bis Metz und von dort in östlicher Richtung bis Bitsch, und weiter das Elsaß mit der Vogesenlinie erworben. Im Elsaß deckte sich dieses Terrain zugleich mit der deutschen Sprachgrenze, in Lothringen dagegen würde es die deutschen Districte des Meurthedepartements nicht mit eingeschlossen, dagegen die französisch gewordene Umgebung von Metz umfaßt haben.

Der Horizont der englischen Staatsmänner blieb von den deutschen Vorschlägen unberührt. Im Widerspruch mit der öffentlichen Meinung in England und eine Zeitlang auch im Widerspruch mit den Wünschen des Prinzregenten und des Ministeriums vertraten sie die Anschauungen des russischen Memoire. In diesem Sinn schrieb Wellington am 1. August dem König der Niederlande und bezeichnete die Grenzen von 1790 und eine zeitweise Besetzung Frankreichs als die wahrscheinliche Grundlage des Friedens. Castlereagh überreichte ein dürftiges Memoire über „die Prinzipien, nach denen die beabsichtigte Unterhandlung mit Frankreich zu führen sei," in dem einige Bruchstücke der Gedanken Capo d'Istria's wiederholt waren. Voran stellte er zur Einschüchterung der Deutschen die Mahnung, man möge vor Allem den Bund, welchem Europa seine Befreiung verdanke, zu erhalten suchen. Neben diesem Bund sei die Wiederherstellung der königlichen Autorität in Frankreich die sicherste Gewähr, um die andern Staaten vor der Wiederkehr der so eben bestandenen Gefahren zu schützen. Gegenüber jener Wiederherstellung bedeuteten ein Paar Festungen nicht viel. Alle Forderungen müßten sich nicht gegen den Staat Frankreich, sondern nur gegen eine gefährliche Faktion in diesem Staat richten. Vor der außerordentlichen Gefahr des verderbten Zustandes der Armee und der politischen Parteien müsse man sich durch eine Besetzung von 7 oder 10 Jahren schützen. Fordere man von Frankreich eine directe Landabtretung, so habe sich dieselbe auf ein allgemeines Prinzip zu stützen, z. B. die Grenzen von 1790 mit Einschluß der Enclaven (d. h. Frankreich sollte Avignon, Venaissin und Mömpelgard ohne Austausch behalten dürfen). Man solle seine Forderungen auf ein Minimum beschränken, und dann daraus sofort ein Ultimatum machen. Ludwig XVIII. hatte zwar damals überhaupt keine Armee, aber Castlereagh meint doch, man müsse sich auf eine Weigerung des Königs gefaßt machen, den Waffenstillstand kündigen und den Krieg erklären. Ganz im Einklang mit den Russen schlug er vor, ein Drittheil der Contribution während der Periode der Besetzung

Frankreichs zu Festungsbauten zu verwenden. Auf diese Weise behielt Frankreich seine Angriffsplätze und Deutschland blieb arm, indem es die Kriegsentschädigungen zu defensiven Fortificationen verbrauchte. In einer Zusatzschrift zu seinem Memoire mahnte er nochmals von andern als zeitweisen Sicherheitsmaßregeln ab. Ein Occupationsheer in Frankreich sei freilich nur eine vorübergehende Maßregel, „aber in der Politik und im Krieg ist eine Garantie auf 7 oder 10 Jahre so viel als menschliche Voraussicht überhaupt vorsorgen kann.“ Straßburg und Lille sind zwar Punkte von großer Wichtigkeit, aber „ist es weise für eine Macht wie die Niederlande, oder selbst für eine so lose Conföderation wie Deutschland, sich in die Lage zu bringen, daß sie solche Eroberungen gegen eine Macht wie Frankreich zu behaupten haben?“ — Dieser Appell an die Furcht war doch noch eine stärkere Leistung als alle Rechtsfictionen Capo d'Istria's. Castlereagh arbeitete also gegen eine Verstärkung der Niederlande und Deutschlands, und zwar deshalb, weil die Niederlande und Deutschland selbst mit jener Verstärkung viel zu schwach seien, um Frankreich zu widerstehen. Er hätte doch vernünftiger Weise folgern sollen, daß man dann Frankreich noch mehr schwächen, die Nachbarstaaten noch mehr vergrößern müsse, bis sie der übermächtigen Stärke Frankreichs gewachsen seien.

Nachdem die englischen Bevollmächtigten, vorläufig noch im Widerspruch mit ihrer eigenen Regierung, sich auf Rußlands Seite gestellt und nur eine geringe Grenzberichtigung nach dem Maßstab von 1790 offen gelassen hatten, beruhte die Möglichkeit des Sieges der deutschen Interessen nur noch auf dem Zusammenhalten von Preußen und Oesterreich. Beide Mächte hätten gemeinsam vorgehen, der Conferenz gleichlautende Vorlagen machen, die kleineren süddeutschen Regierungen zur Unterstützung heranziehen müssen. Nur eine feste, unter Umständen selbst zum Krieg entschlossene Allianz aller dieser Staaten konnte Elsaß und Lothringen für Deutschland erwerben. Und hier liegt eben der tiefere Grund, warum 1815 nichts zu erreichen war. Oesterreich hatte auf dem Wiener Congreß jeder Vergrößerung Preußens widerstrebt, es hatte noch am 3. Januar mit Frankreich und England eine Allianz geschlossen, deren Spitze sich vor allem gegen Preußen richtete. Dieser drohende Conflict war durch das Wiedererscheinen Napoleon's zwar ausgeglichen, aber der innere Gegensatz war geblieben. Und dieser Gegensatz gestattete keine engere Allianz für Interessen, welche dem nach Osten zurückgezogenen österreichischen Staat doch immer nur in zweiter Linie standen. Ein unmittelbarer Gewinn ließ sich aus dem Elsaß für Oesterreich nicht ziehen; die Errichtung einer Secundogenitur für den Erzherzog Karl, von der die Rede gewesen ist, compromittirte Oesterreich Frankreich gegenüber, ohne einen entsprechenden

Machtzuwachs zu gewähren. Der bairischen Regierung im Elsaß den Theil der Entschädigungen anweisen zu können, den sie für die Abtretung des Innviertels, Salzburgs, Vorarlbergs und Tyrols noch zu beanspruchen hatte, war zwar wünschenswerth, jedoch nur, wenn es sich ohne ernsten Widerstand erreichen ließ. Preußen aber an der Mosel und Saar zu vergrößern, lag durchaus nicht in der Neigung von Kaiser Franz und Metternich. Deutschland konnte sich eine gesicherte Westgrenze nicht früher erwerben, als bis es in sich selbst eine einige Macht geworden war.

Das laue Verhalten Oesterreichs zeigte sich sofort in der von Metternich vorgelegten Denkschrift. Er ging zwar von den Vordersätzen aus, welche die preußischen Staatsmänner aufgestellt hatten, aber seine Folgerungen waren so milde und schwächlich, daß er den Engländern näher kam als den Preußen.

Man darf, so argumentirte auch Metternich, die Garantien nicht auf die inneren politischen Institutionen Frankreichs und eine vorübergehende militärische Occupation beschränken. Eine solche ausgedehnte Occupation würde das nationale Gefühl Frankreichs mehr verletzen, als Abtretungen, die es erwartet. Die Verbündeten haben ein Recht, eine reelle und dauernde Bürgschaft zu verlangen, indem sie seine Angriffsstellung in eine Vertheidigungsstellung umwandeln, welche sich der der anderen Mächte mehr nähert. Frankreichs Angriffsstellung beruht auf den Festungen, die es seit der Regierung Ludwig's XIV. theils erobert, theils erbaut hat. Dieses Angriffssystem geht weit weniger aus den Grundsätzen der Revolutionskriege, als aus denen des französischen Königthums hervor. So lange Frankreich seine dreifache Festungsreihe behält, wird es unter jeder Regierung stark genug sein, um mehr Truppen über seine Grenze zu schicken, als irgend eine andere Macht ersten Ranges ihm entgegenstellen kann. Frankreich muß also die Angriffspunkte verlieren, welche ihm der Pariser Friede gelassen hat. Dieselben müssen entweder den Nachbarstaaten zu ihrer Vertheidigung gegeben oder wenigstens — geschleift werden. Die erste flandrische Festungslinie sollte künftig die Grenze der Niederlande bilden; Frankreich behielte dann immer noch zwei Festungsreihen. Ebenso würde seine Sicherheit nicht bedroht sein, wenn die Plätze des Elsaß geschleift würden mit Ausnahme von Landau, welches als Ersatz für Philippsburg an Deutschland kommen müßte, und von einzelnen anderen Plätzen, die nicht, wie Hüningen, eine benachbarte Hauptstadt bedrohen; und wenn ferner Straßburg nur seine Citadelle behielte zum Schutz für diese bedeutende Stadt, die jetzt nichts anderes als ein großes verschanztes Lager und ein Waffenplatz an der äußersten Grenze ist, in dem sich stets eine Armee concentriren und den Kriegsschauplatz gleich bei

der Eröffnung des Feldzugs auf das fremde Gebiet übertragen kann. — Mit Einem Wort, Frankreich muß den übrigen Mächten in seinen Chancen und Gefahren gleichgestellt werden, dann wird eine starke französische Regierung weniger Neigung haben, ihre Nachbarn zu unterjochen, und eine schwache nicht so leicht der Spielball der Faktionen sein.

Metternich forderte also von den trefflichsten Erwägungen aus für die Niederlande die erste Festungsreihe, für Deutschland nichts weiter als Landau und die Schleifung einiger Festungen, die Frankreich dann ein Paar Jahre später wieder aufbauen konnte.

Es sind damals außer den officiellen preußischen und österreichischen Schriftstücken noch manche treffliche Gutachten von deutscher Seite geschrieben. Boyen, Knesebeck und Gneisenau vertheidigten die Hardenbergischen Forderungen. Graf Wintzingerode übergab im Namen des Kronprinzen von Würtemberg, der als künftiger Schwager Alexander's auf das Elsaß sich Hoffnung machte, ein Memoire, dessen Grundgedanke war, daß Süddeutschland, so lange es in den Vogesen sein natürliches Bollwerk nicht wiedererworben, dem Angriff und also auch dem Einfluß Frankreichs stets offen liegen werde. Gagern reichte als niederländischer Gesandter eine Note ein, die manches treffende Wort enthielt: — durch Gebietsabtretungen, sagt man, werde die französische Ehre verletzt? — Die französische Ehre ist nichts anderes, als die der übrigen Völker. Landverlust gehört zu den Folgen des Besiegtseins. Der Besitz des Elsaß ist für die Franzosen nur eine Nahrung des Stolzes, eine Versuchung, ein Antrieb mehr, die ganze Rheinprovinz zu nehmen. „Keine drei Jahre werden vergehen, bis wir wieder ähnliche Gelüste sehen und vielleicht als Schlachtopfer erleiden werden. Besser also, ihnen jeden Vorwand nehmen, jede Berührung mit den Ufern des Rheins, welche seit Tausenden von Jahren unser altes Erbland sind. — Aber Frankreich wird uns bald bekriegen und wird stets drohend bleiben? — Wohl, ich glaube es; es wird es sein abtretend oder nicht abtretend; bereiten wir uns auf den Kampf vor, aber nehmen wir ihnen einige große Mittel, uns zu schaden." „Der Krieg ist, wie die Alten sagen, ein unseliges Spiel, bei dem die Aussicht auf Gewinn und Verlust für beide Theile gleich sein muß. Das Gegentheil, Alles auf einer Seite, nichts auf der anderen, ist eine Abgeschmacktheit."

Es gelang den Stimmen dieser Kleineren nicht, auf den Kaiser Alexander oder die Engländer Eindruck zu machen. Auch Stein, der Mitte August nach Paris kam, scheiterte bei dem Czaren. Dieser wies auf die Zusagen, die man Frankreich in Wien gemacht, auf das schwache Ansehen der Bourbonen, die man nicht ganz verächtlich machen dürfe, auf

die Abneigung der Elsässer gegen Deutschland. „Es ist klar," sagte Stein zu Gagern, „die Russen wollen, daß wir verwundbar bleiben. Man muß ihnen beweisen, daß wir es bleiben werden selbst nach diesen und jenen Abtretungen." In dem Gutachten, das er am 18. August dem Kaiser überreichte, hob er daher hervor, daß durchaus nicht von großen Gebietsverminderungen, sondern nur von der Beseitigung einer zum Angriff einladenden Grenze die Rede sei. Er stellte seine Gedanken als ein vermittelndes System dar. Man könne die Veränderungen auf sechs oder sieben Punkte beschränken. Die Kriegsgeschichte Belgiens und Deutschlands bezeichne die obere Maas und den Oberrhein als die schwächsten Punkte. Die Vertheidigung der oberen Maas erfordere die Abtretung der Festungen Maubeuge, Givet, Philippeville an Belgien; die Vertheidigung des Oberrheins eine Linie von Thionville, Saarlouis auf Straßburg. Stein beschränkte also seine früheren sehr viel weitergehenden Wünsche für Deutschland auf den Nordrand von Lothringen und das nördliche Dritttheil vom Elsaß.

Aber der Czar blieb auch hierfür unzugänglich. Nur den Grundsatz der vollen Integrität des französischen Gebiets ließ er fallen. Capo d'Istria und später Nesselrode in einer Note vom 29. August gaben einige belgische Landstriche, ferner Landau, die Schleifung Hüningens und Savoyen preis. Inzwischen hatten auch die englischen Conferenzmitglieder daheim den Sieg gewonnen. Anfänglich schrieb Lord Liverpool: „Jeder Friede, der Frankreich in der Lage ließe, in der es der (erste) Pariser Friede gelassen hat, oder auch in der Lage, in der es sich vor der Revolution befand, würde in England die peinlichste Ueberraschung hervorrufen. Es wäre unverzeihlich, wenn wir Frankreich wieder verließen, ohne durch eine gute Grenze für den Schutz der angrenzenden Länder gesorgt zu haben. Hier ist der Gedanke vorherrschend, daß wir ganz in unserem Recht wären, wenn wir die Umstände benutzen wollten, um dem französischen Reich die vorzüglichsten Eroberungen Ludwig's XIV. wieder zu nehmen." Man war in London mit Castlereagh sehr unzufrieden; der Prinz-Regent dachte an die Bildung eines neuen Ministeriums. Die englischen Bevollmächtigten aber verdächtigten die Deutschen, daß sie aus Habgier und Armuth die Verhandlungen in die Länge zögen, um auf französische Kosten zu leben, warnten, daß England die Nachbarstaaten Frankreichs nicht bei einem Landerwerb unterstützen möge, den diese nicht ohne Englands Hülfe vertheidigen könnten, und drängten dahin, daß man Frankreich nicht dem russischen Einfluß überlassen, sondern sich die Allianz dieses Landes gegen Rußland im Orient sichern möge. So konnte denn Castlereagh Anfang September erklären: „Der Prinz-Regent schließt sich im Prinzip den

Vorschlägen an, die von Seiten des Kaisers von Rußland vorgelegt worden sind."

Dieser immer ungünstiger werdenden Situation konnte Hardenberg nicht widerstehen. Er gab nach, unter starkem Tadel von Humboldt und Gneisenau, und nach entschiedenem Widerstreben des Königs. In dem am 29. August überreichten Memoire suchte er dem Castlereagh'schen Angebot — die Grenzen von 1790 — eine möglichst weite, auch die deutschen Enclaven berücksichtigende Auslegung zu geben, und seine Forderungen so einzuschränken, daß sie jenem Vorschlag sich annäherten. Er bestand also nur noch auf der Abtretung von sechs Plätzen für die Niederlande, welches dafür Luxemburg an Preußen geben sollte; ferner von Bitsch, Landau, Fort Vauban und Hüningen an Süddeutschland, Fort Joux und Fort L'Ecluse an die Schweiz; endlich auf der Schleifung von fünf Plätzen an der belgischen Grenze, so wie der Fortificationen und besonders der Citadelle von Straßburg. Als Wunsch fügte er hinzu, daß man Straßburg mit einem entsprechenden Gebiet zu einer freien Stadt des deutschen Reichs machen möge.

Nachdem es so weit gekommen, hatte Wellington es leicht, in einem Gutachten vom 31. August über das preußische Votum zu sagen: Wolle man Frankreich schwächen, so müsse man ihm Bevölkerung und Einkünfte und nicht blos einige Festungen nehmen; und Castlereagh konnte, auf diese Weisheit gestützt, am 2. September den Alliirten zu Gemüth führen, daß die Cession weniger Festungen die Nachbarstaaten mehr compromittiren als ihre relative Macht gegen Frankreich verstärken würde. Da man Straßburg nicht des Elsasses wegen wolle, so könne man sich auch mit einer Entwaffnung des Platzes für 7 Jahre begnügen.

Hardenberg machte am 9. September noch einen letzten Vorschlag. Er war sich bewußt, wie tief der elende Ausgang dieser Verhandlungen die preußische Armee, das deutsche Volk erbittern werde. Er erinnerte an die Großmuth ohne Gleichen, mit der man im ersten Pariser Frieden Frankreich geschont habe. „Sollen wir es zum zweiten Mal schonen, auf unsere eigenen Kosten, auf die Gefahr hin, die Frucht unserer Erfolge und der Ströme von Blut zu verlieren, welche vergossen worden sind? Zweifeln wir nicht daran, unsere Verantwortlichkeit gegen unsere Zeitgenossen und gegen die Nachwelt ist außerordentlich groß. Die Völker halten ihr Auge auf uns gerichtet. Diejenigen, welche alles zu fürchten haben, wie Deutschland, Preußen und die Niederlande, haben die Pflicht und das Recht zu sprechen und Widerspruch zu erheben gegen ein System der Mäßigung, welches über ihre Häupter die Gefahr häuft." Mit so bewegten Worten leitete er die bescheidenste Forderung ein. „Ohne Zweifel

wären wir berechtigt, von Frankreich, das uns so viel Uebles gethan, ganze Provinzen zu verlangen, um uns gegen seine Angriffe zu sichern, wir würden damit nur das geraubte Erbe unserer Väter zurückverlangen, ... — aber der König, mein erhabener Souverain, ist bereit, da er seine Alliirten in der entgegengesetzten Ansicht verbunden findet, ihnen die seinige zu opfern, damit vor allem das glückliche Einverständniß der vier Mächte erhalten bleibe. ..." Und nun beschränkt sich Hardenberg auf das Verlangen, daß wenigstens der status quo von 1790 ernstlich hergestellt werde. Er berechnet, daß Frankreich im ersten Pariser Frieden — besonders durch die eingezogenen deutschen Enclaven im Elsaß, dann durch Avignon, Venaissin ꝛc. — 557,000 Einwohner über seinen früheren Bestand hinaus erhalten habe, und indem er nun seine Vorschläge vom 2. September im Wesentlichen wiederholt, weist er nach, daß durch diese Abtretungen nur jener Ueberschuß ihm wieder abgenommen werde. Aber selbst diese, dem englisch-russischen Prinzip entsprechende Forderung setzte er nicht durch. Die Alliirten ließen es sich zuletzt noch gefallen, daß ihre am 19. September vereinbarten Friedenspropositionen von einer völlig waffenlosen Regierung mit der äußersten Dreistigkeit abgewiesen wurden. Sie gaben zwar eine drohende Antwort, aber der Sturz Talleyrand's und die Einsetzung des Ministeriums Richelieu, welche der russische Einfluß gegen den englischen soeben durchsetzte, hatte nur die Folge, daß die Zahl der abzutretenden festen Plätze noch einmal verringert und die Kriegscontribution abermals herabgesetzt wurde. So ging Frankreich aus der schwersten Niederlage mit mehr als seinem alten Besitzstand, mit all seinen wichtigsten Angriffspositionen und mit einer Geldbuße (700 Mill. Frcs.) hervor, die ungefähr die Hälfte der Summen betrug, welche es aus Norddeutschland allein herausgepreßt hatte. —

Welche Vortheile hat diese Politik der Großmuth England gebracht? Fünfzehn Jahre, nachdem Wellington den Bourbonen von Gent nach Paris geführt, brach der Thron desselben zusammen, und mit ihm zerschellte jenes Königreich der Niederlande, die eigenste Schöpfung der englischen Staatsmänner, auf die sie so stolz waren. Der letzte der legitimen Könige aber verhandelte mit Kaiser Nicolaus über eine Allianz, die jenem das linke Rheinufer und diesem die Türkei preisgab. In der ägyptischen Frage arbeitete Frankreich der englischen Politik entgegen und Thiers schlug die Lärmtrommel: zum Rheinkrieg. In dem Krimkrieg standen die beiden Westmächte zwar zusammen, aber am Schluß des Feldzugs war England zur Seite gedrängt und Frankreichs Einfluß herrschte im Orient. Seitdem und seit den glücklichen Annexionen, welche der italienische Krieg eingetragen hatte, wurde die Begierde nach Belgien wie nach den Rhein-

landen der rothe Faden der französischen Politik. Cherbourg bedrohte die englische Flotte, selbst der Plan einer Landung der Franzosen an der englischen Küste lag eine Zeitlang nicht außer der Möglichkeit, und Tausende von Freiwilligen organisirten sich zur Abwehr. Nach den Enthüllungen der letzten Wochen weiß jeder ehrliche Engländer, daß ohne Preußens nationale, die Gemeinschaft mit dem traditionellen französischen Raubsystem abweisende Politik die Schelde heute ein französischer Strom, Antwerpen eine französische Festung wäre. Wo die wahren Interessen des Inselreichs liegen, das zeigt der Fanatismus der Iren für den Sieg der französischen Waffen.

Und Rußland? — Es wollte, daß Deutschland verwundbar bleibe, und zum Dank hat Frankreich die polnische Wunde an seinem Leibe offen gehalten. Paris war der Heerd der Revolutionen von 1830 wie von 1863, war der Ort, wo polnische Meuchelmörder ihre Kugeln auf den Czaren, den Gast Frankreichs, richteten. Die Hoffnungen, welche einst Capo d'Istria und Alexander I. auf die französische Allianz im Orient setzten, erhielten ihre Widerlegung im Krimkrieg. Seit 1866 aber war Frankreich die Stütze der Beust'schen Pläne, die sich gleichmäßig gegen Rußland und gegen Preußen kehrten, die ebenso den galizischen Polen die Befreiung Großpolens, wie den Welfen die Restauration des deutschen Bundestags verhießen. Das waren die Früchte, welche die Söhne Alexander's I. von der Großmuth des Vaters ernteten.

Im Jahre 1815 gab es keinen deutschen Mann, der an der Gerechtigkeit und Nothwendigkeit des Rückerwerbes vom Elsaß und von dem deutschen oder besser dem militärisch wichtigen Theil Lothringens zweifelte. In dieser Forderung waren Alle einig, der preußische König und die süddeutschen Fürsten, die Diplomaten und die Generale, die Armee, das Volk und die Presse in Nord und Süd. Niemanden drückte die Sorge, daß es zu schwer sein werde, die französischen Gesinnungen im Elsaß umzuwandeln, Niemandem war der französische Volkscharakter so unbekannt, daß er aus einer reellen Schwächung Frankreichs eine Vermehrung der Kriegsgefahr fürchtete. Im Gegentheil, man wußte, daß dieses Volk nur durch die ernstesten Verluste zu bändigen sei, daß jede Schonung es zur Wiederholung seiner leichtfertigen Kriegszüge um die Rheingrenze aufreizen, daß nur die Erfahrung — jeder Krieg koste dem Besiegten Land und Leute — es allmählich zur Friedfertigkeit gewöhnen werde. Auch heute sind alle Deutschen in dieser einfachen Anschauung einig, und kaum finden sich ein Paar schüchterne Seelen, die den deutschen Staatsmännern zumuthen, daß sie in Ermanglung von widerwilligen Alliirten die Rolle der Castlereagh und Capo d'Istria nunmehr gegen sich selbst übernehmen möchten. Die

öffentliche Meinung in Deutschland ist zu einem gewaltigen, Alles niederreißenden Strom geworden; und wenn sie sich noch nicht in tausend Adressen einhellig ausgesprochen hat, so liegt der Grund nur in dem festen Vertrauen, daß König Wilhelm der Sicherung Deutschlands eingedenk sein wird, auf die sein erlauchter Vater nur gezwungen und im tiefen Schmerz verzichtete, und daß Graf Bismarck, in glücklicherer Lage als Hardenberg, wahrlich nicht weniger fordern wird als dieser forderte und, hätte die deutsche Armee allein den Krieg geführt, auch sicher erreicht hätte.

Berlin, 28. August. W.

Was fordern wir von Frankreich?

> Sag' an, du Wolf, wann bist du voll?
> Denkst nit, daß etwa käm' ein Tag,
> Der dir bisher verborgen lag,
> Da du mußt speien aus den Fraß?
>
> Ulrich von Hutten.

Ueberall wo Deutsche wohnen, bis zu den fernen Colonien jenseits des Meeres, flattern die Fahnen vor den Fenstern, Glockengeläut und Kanonendonner verkünden Sieg auf Sieg. Wir wissen Alle: noch drei schwere Schläge, in Metz, in Straßburg, in Paris, und der Krieg ist glorreich beendet. Wer sich der bitteren Scham noch erinnert, die wir seit dem Tage von Olmütz durch so viele Jahre im Herzen trugen, dem ist heut oft, als ob er träume. Die Nation kann ihres Sieges nicht aus voller Seele sich freuen. Zu gräßlich sind die Opfer, die er heischte, zu lächerlich ungleich der Einsatz in dem blutigen Spiele: da sinkt die Blüthe deutscher Jugend im Kampfe wider Turcos und Lanzknechte! Aus dem Kummer um die gefallenen Helden erhebt sich den Deutschen der feste Entschluß den Kampf hinauszuführen bis zum letzten Ende. König Wilhelm, der so oft in diesen Wochen seinem Volke das Wort von den Lippen nahm, hat bereits feierlich verheißen, der Friede solle solcher Opfer würdig sein. Sehr bescheiden ist in solcher Zeit die Aufgabe des politischen Schriftstellers. Nur der Dilettant mag sich erdreisten, im Einzelnen die Satzungen eines Friedensschlusses auszuklügeln, dessen Vorbedingungen selbst dem handelnden Staatsmanne noch verborgen sind. Wir wissen nicht, in welchem Zustande die sittlich und politisch verwüstete Hauptstadt des Feindes unsere einziehenden Truppen empfangen wird. Wir vermögen nicht zu berechnen, wann die blinde Wuth der Franzosen einer Stimmung weichen mag, mit der wir verhandeln können. Wir ahnen nicht einmal, welche Staatsgewalt in Frankreich noch den Platz behaupten wird nach dieser ungeheuren, für den Despoten wie für das Volk gleich schimpflichen Untreue aller Parteien. So bleibt unserer Presse nur die Pflicht, die stillen unbestimmten Hoffnungen, die jede Brust bewegen, zu klarem Bewußtsein zu erwecken, auf daß beim Friedensschlusse ein fester durchgebildeter Nationalstolz schirmend hinter unseren Staatsmännern stehe. Als Deutschland zum letzten Male in Paris den Frieden diktirte, da haben wir schmerzlich gebüßt, daß den deutschen Diplomaten ein solcher Rückhalt fehlte.

Der Gedanke aber, welcher, zuerst leise anklopfend wie ein verschämter Wunsch, in vier raschen Wochen zum mächtigen Feldgeschrei der Nation wurde, lautet kurzab: heraus mit dem alten Raube, heraus mit Elsaß und Lothringen!

1.

Soll ich die Gründe aufzählen, welche uns zu solcher Forderung verpflichten, so wird mir zu Muthe, als sollte ich beweisen, daß die Kugel rund ist. Was darüber gesagt werden kann, ist nach der Schlacht von Leipzig in Ernst Moritz Arndt's herrlicher Schrift: „der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze" und zur Zeit des zweiten Pariser Friedens von allen namhaften Staatsmännern des nichtösterreichischen Deutschlands, von Stein und Humboldt, von Münster und Gagern, von den beiden Kronprinzen von Württemberg und Baiern unwiderleglich und erschöpfend gesagt und seitdem durch die Erfahrung zweier Menschenalter bestätigt worden. Wenn ein ruchloser Raubkrieg wie dieser an dem frevelnden Volke schließlich nur durch eine Kriegskostenrechnung bestraft würde, dann wahrlich behielten jene überklugen Spötter Recht, welche Willkür und Zufall als die herrschenden Mächte der Staatengesellschaft verehren, das Völkerrecht als einen gutmüthigen Traum der Ideologen belächeln. Der Rechtssinn der Deutschen fordert die Verkleinerung Frankreichs; jeder schlichte Mann versteht, daß dies Volk in Waffen selbst durch die höchste Geldsumme nicht einmal für die wirthschaftlichen Opfer des Krieges entschädigt werden kann. Und warum flog schon vor dem Ausbruche des Kriegs durch Elsaß und Lothringen der angstvolle Ruf: „Die Würfel werden geworfen um das Schicksal unserer Provinzen" — in einem Augenblicke, da noch kein deutsches Blatt den Raub zurückgefordert hatte? Weil das geängstete Gewissen des Volkes begriff, welche Strafe von Rechtswegen den Brecher des Völkerfriedens treffen muß.

Was das Recht verlangt ist zugleich ein unabweisbares Gebot der Sicherheit. Man werfe einen Blick auf die Karte — klingt es denn nicht wie ein Hohn, wie ein schlechter Witz, daß Deutschland solche Grenzen empfangen hat nachdem unsere siegreichen Waffen zweimal der Welt den Frieden schenkten? Im Osten springt das mächtige Festungsdreieck zwischen Weichsel und Narew wie ein trennender Keil zwischen Preußen und Schlesien hinein, und im Westen ist Straßburg in Frankreichs Händen — der schöne „Paß in's Reich," wie Heinrich II. von Frankreich schon vor dreihundert Jahren begehrlich sagte. Jahrzehnte lang haben wir mit angesehen, wie das gesammte Pontonniercorps der Franzosen dort in dem

mächtigen Ausfallsthore des Oberrheins in Garnison lag und allsommerlich vor unseren Augen seine Schiffbrücken über den Rhein schlug — zur freundnachbarlichen Vorübung für den deutschen Krieg. Die Kehler Eisenbahnbrücke, die der Welthandel doch nicht entbehren kann, mußte sofort nach der Kriegserklärung zerstört werden. Die Kanonen des Forts Mortier blicken noch immer drohend auf das offene Altbreisach hinüber, das ihnen schon einmal zum Opfer fiel. Weiter aufwärts, am Isteiner Klotz, genügen zwei Schüsse aus einer französischen Schanze um den Eisenbahnverkehr zwischen Freiburg und dem Oberlande aufzuheben. Eine solche Grenze ist schimpflich für ein stolzes Volk, ist eine lebendige Erinnerung an jene Tage deutscher Ohnmacht, da am Rheinthor zu Altbreisach noch die jämmerliche Inschrift stand: „Grenze war ich dem Franken; jetzt bin ich ihm Thorweg und Brücke. Wehe, dem Franken wird bald nirgends die Grenze mehr stehn!"

Beim zweiten Pariser Frieden warnte der Kronprinz von Württemberg: versäume man jetzt die deutsche Grenze am Oberrhein zu sichern, so werde der Trieb der Selbsterhaltung die Höfe des Südens früher oder später in einen neuen Rheinbund drängen. Die Weissagung ist freilich nicht buchstäblich in Erfüllung gegangen, Dank dem Erstarken Preußens, Dank dem vaterländischen Sinne der Fürsten von Baiern und Baden; doch ein leeres Wort war sie mit Nichten. Fünfzig Jahre lang hing die Gefahr eines neuen Rheinbundes drohend über dem unbeschützten Süden; fünfzig Jahre lang hat das Volk Süddeutschlands, schwankend zwischen blinder Bewunderung und leidenschaftlichem Hasse, den französischen Nachbarn fast niemals jenen kalten Stolz gezeigt, der einem großen Volke geziemt und allein dem Bewußtsein gesicherter Macht entspringt. Wenn unsere Enkel aus ihrem starken Reiche dereinst zurückschauen auf unsere Kämpfe, dann werden sie sich wohl des Einmuths dieser Tage freuen, aber auch mit lächelndem Achselzucken sagen: wie unreif und unfest war doch das Deutschland unserer Väter, das von Lob überfloß und aufjubelte in frohem Erstaunen, weil die Baiern und Schwaben in einem großen Augenblick ihre verfluchte Pflicht und Schuldigkeit gegen das große Vaterland erfüllten!

Jeder Staat soll die Bürgschaft seiner Sicherheit allein in sich selber suchen. Der thörichte Wahn, als ob Nachsicht und Großmuth gegen das besiegte Frankreich den deutschen Länderbestand sichern könne, hat sich zweimal grausam bestraft. Welcher deutsche Mann mag ohne Zorn jene Pariser Friedensverhandlungen lesen, wo Sieger und Besiegte die Rollen tauschten, wo den Vorurtheilen Frankreichs demüthige Schonung erwiesen ward, während nach Deutschlands Gefühlen Niemand fragte? Die Festung

Condé mußte den Franzosen bleiben, um ihres Namens willen; die Sieger hielten für unzart, einen Platz, der nach einem großen bourbonischen Feldherrn getauft war, von Frankreich abzureißen. Und was war der Lohn für die Großmuth von 1814? Die hundert Tage und Waterloo. Was der Dank für die Schonung von 1815? Eine stätig anwachsende Verderbniß der politischen Gesinnung, die allmählich jedes Rechtsgefühl in Frankreich ertödtet hat: nicht blos das rheinische Land gebührt den Franzosen; selbst jene Kunstschätze, die der Welteroberer einst aus Berlin und Venedig, aus Rom und Danzig entführte, sind von Rechtswegen das Eigenthum der Hauptstadt der Welt. Wenn das Frankreich von 1815, das noch über eine Fülle sittlicher Kräfte gebot, schon so bald wieder in die gierigen Träume der Herrschsucht zurückfiel, was haben wir vollends zu erwarten von dieser Gesellschaft des zweiten Kaiserreichs, die in Jahrzehnten wüster Parteikämpfe den Glauben an die idealen Güter des Lebens ganz verloren hat? Die Nation ist unser Feind, nicht dieser Bonaparte, der mehr ein Getriebener als ein Treiber war. Rache für Wörth und Forbach, Rache für Mars und Gravelotte — das wird noch auf lange hinaus die einzige Idee sein, welche den verfallenden Staat durchleuchtet. Ein zuverlässiges freundnachbarliches Verhältniß bleibt vorderhand unmöglich.

Es genügt nicht mehr, daß wir uns heute stark genug fühlen dem Angriffe Frankreichs und selbst eines europäischen Bundes zu widerstehen. Dies Volk in Waffen ist nicht im Stande, seine Söhne in jedem Augenblick auf die Hetzjagd wider den gierigen Nachbar zu senden. Unsere Wehrverfassung ist sinnlos ohne gesicherte Grenzen. Die geängstete Welt sieht schon aus der blutigen Aussaat dieses Krieges ein neues Geschlecht von Kriegen emporsteigen. Wir schulden dem Welttheil eine dauerhafte Sicherung des Völkerfriedens, und wir werden sie, soweit Menschenkräfte reichen, nur dann erlangen, wenn von den befestigten Pässen der Vogesen deutsche Feuerschlünde in das wälsche Land herniederschauen und unsere Heere in wenigen Märschen in die Ebenen der Champagne herabsteigen können, wenn dem Raubthiere die Zähne ausgebrochen sind und das geschwächte Frankreich nicht mehr wagen darf uns anzugreifen. Selbst Wellington, der Gönner der Bourbonen, mußte bekennen, Frankreich sei zu stark für die Ruhe Europas; auch die Staatsmänner der Gegenwart, wenn sie sich erst hineingefunden haben in das veränderte Gleichgewicht der Mächte, werden bald fühlen, daß die Verstärkung der deutschen Grenzen dem Weltfrieden zum Heile gereicht. Unser Volk ist friedlich; die Ueberlieferungen der Hohenzollern, die Verfassung unseres Heeres, der schwerfällige Bau des deutschen Gesammtstaats verbieten uns jeden Miß-

brauch kriegerischer Kraft; wir brauchen ein Menschenalter friedlicher Arbeit, um die schwere, doch nicht unlösbare Aufgabe der Einigung Deutschlands zu bewältigen, während Frankreich durch die uralte politische Verbildung der eitlen Nation, durch den Lanzknechtsgeist seiner Berufssoldaten wie durch die fast aussichtslose Zerrüttung seines Gemeinwesens in die Irrgänge einer abenteuernden Politik getrieben wird.

Wer darf, Angesichts dieser unserer Pflicht den Frieden der Welt zu sichern, noch den Einwand erheben, daß die Elsasser und Lothringer nicht zu uns gehören wollen? Vor der heiligen Nothwendigkeit dieser großen Tage wird die Lehre von dem Selbstbestimmungsrechte aller deutschen Stämme, die lockende Losung vaterlandsloser Demagogen, jämmerlich zu Schanden. Diese Lande sind unser nach dem Rechte des Schwertes, und wir wollen über sie verfügen kraft eines höheren Rechtes, kraft des Rechtes der deutschen Nation, die ihren verlorenen Söhnen nicht gestatten kann, sich für immer dem deutschen Reiche zu entfremden. Wir Deutschen, die wir Deutschland und Frankreich kennen, wissen besser, was den Elsassern frommt, als jene Unglücklichen selber, die in der Verbildung ihres französischen Lebens von dem neuen Deutschland ohne treue Kunde blieben. Wir wollen ihnen wider ihren Willen ihr eigenes Selbst zurückgeben. Wir haben in den ungeheuren Wandlungen dieser Zeiten allzu oft froh erstaunt das unsterbliche Fortwirken der sittlichen Mächte der Geschichte gesehen, als daß wir noch an den unbedingten Werth einer Volksabstimmung glauben könnten. Der Geist eines Volkes umfaßt nicht blos die nebeneinander, sondern auch die nacheinander lebenden Geschlechter. Wir berufen uns wider den mißleiteten Willen derer die da leben auf den Willen derer die da waren. Wir rufen sie an, alle die starken deutschen Männer, welche einst der Sprache und Sitte, der Kunst und dem Gemeinwesen des Oberrheines den Stempel unseres Geistes aufprägten — und noch ehe das neunzehnte Jahrhundert zu Ende geht wird die Welt bekennen, daß die Geister Erwin's von Steinbach und Sebastian Brandt's noch leben, und daß wir, indem wir den Willen der heutigen Elsasser geringschätzten, lediglich ein Gebot der nationalen Ehre erfüllten.

Seit zwei Jahrhunderten, seit uns der preußische Staat erstand, ringen wir darnach, verlorene deutsche Lande von fremder Herrschaft zu befreien. Es ist nicht die Aufgabe dieser nationalen Staatskunst, jede Scholle deutschen Bodens, die wir in den Tagen der Schwäche preisgegeben, in unser neues Reich hineinzuzwängen. Wir dulden willig, daß unser Volksthum in der Schweiz, unabhängig von dem deutschen Staate, frei und friedlich sich entfaltet; wir rechnen nicht auf den Zerfall Oesterreichs, noch wollen wir jenen deutschen Stamm, der sich in den Nieder-

landen zu einer selbständigen kleinen Nation herausgebildet hat, in seinem Sonderleben stören. Aber wir dürfen nicht dulden, daß vor unseren Augen deutsches Volksthum grundsätzlich zerstört und herabgewürdigt werde zum Frohndienst gegen Deutschland. Nur unserer Zersplitterung, nur dem Beistand deutscher Kräfte dankt Frankreich jene überragende Machtstellung, welche weit über das Maß der gallischen Volkskraft hinausgeht. Wer hat denn jemals in Luther's Tagen sich erdreistet zu behaupten, daß Frankreich diesem waffengewaltigen Deutschland überlegen sei? In Strömen floß das Blut des deutschen Adels in den Hugenottenkriegen der Franzosen; ein deutsches Heer, das Heer Bernhard's von Weimar, bildete den festen Kern, daraus die Armeen Ludwig's XIV. emporwuchsen; in unserer Schule erst lernten die Wälschen uns zu besiegen. Wer zählt sie alle, die deutschen Heerführer der Bourbonen, von Bassenstein (Bassompierre) bis herab zu dem Marschall von Sachsen? die tapferen deutschen Regimenter Royal-Alsace, Royal-Deuxponts, Royal-Allemand? die dichten Schaaren schlagfertiger Hilfsvölker, die der Verrath deutscher Fürsten unter das Joch der Fremden stellte? Als dann mit der Revolution jene entsetzlichen Plünderungszüge begannen, die uns endlich dahin führten, daß die Lust am Franzosenkriege unserem friedlichen Volke gleichsam im Blute liegt und der Name „Franzos" im deutschen Norden gleichbedeutend ward mit „Feind" — da fochten abermals Tausende deutscher Männer unter den Fahnen des Feindes. Ney und Kellermann, Lefèvre, Rapp und Kleber zählten zu den Tapfersten der Tapferen. Und noch in diesem jüngsten Kriege stellt die derbgesunde deutsche Kraft der Elsasser und Lothringer, mit dem unberührten keltischen Volksthum der Bretagne, die besten Soldaten für Frankreichs Heer.

Zur Zeit, da das Elsaß der Herrschaft der Franzosen verfiel, lag unser Reich zerrissen darnieder, das Feuer des deutschen Geistes, das einst die Welt erhellte, schien erloschen; Deutschland beugte sich dem überlegenen Staate, der überlegenen Bildung der Franzosen. Und doch ist der französischen Gesittung selbst damals nicht gelungen, die Eigenart des ebenbürtigen deutschen Volksthums am Oberrhein zu zerbrechen. Seitdem war das Leben unseres Volkes ein stätig anhaltendes Erstarken. Wir übertreffen heute die Franzosen an Zahl und Dichtigkeit der Bevölkerung; wie oft haben ihre Kriegsprediger neue Eroberungen am Rheine gefordert, weil Frankreich nicht Schritt halten könne mit dem Anwachsen unserer Volkszahl — als ob wir Deutschen verpflichtet wären, der keltischen Unzucht und Leibesschwäche durch regelmäßige Lieferungen frischen deutschen Blutes aufzuhelfen! Wir haben die Regeln ihrer Kunst zerbrochen und dürfen die unsere, die freie Bewegung unseres wissenschaftlichen und kirch-

hen Lebens getrost der geistigen Bildung der Franzosen gegenüberstellen.
ir haben unsere reichere und gewaltigere Sprache zu einer Freiheit und
einheit ausgebildet, die den Vergleich mit der Sprache der Franzosen
icht mehr zu scheuen hat. Ja selbst der Vorzug ihrer älteren Cultur,
er feine Ton und Schliff des geselligen Umgangs, ist im Verschwinden,
eit die geile Frechheit der Pariser Halbwelt die Grenzen zwischen der
uten und der verworfenen Gesellschaft nahezu verwischt hat. Wir haben
ie gesunden Gedanken ihrer Revolution dankbar in unseren Staat hin-
übergenommen und dazu den festen Unterbau der freien Verwaltung ge-
schaffen, den Frankreich niemals kannte. Wir sind hart am Werke, das
köstliche Gut der Staatseinheit, das wir ihnen lange neideten, auf unsere
Weise zu vollenden, und denken auch den geringen Vorsprung im wirth-
schaftlichen Leben, welchen sie dem Reichthum und der Lage ihres Landes
verdankten, durch ernste Arbeit auszugleichen. Wir haben sie die Wucht
unsres Schwertes empfinden lassen und rufen die Welt zum Richter an,
welcher der beiden Kämpfer bescheidener, rechtschaffener, menschlicher sich
gehalten hat. Die Beherrschung eines deutschen Stammes durch Fran-
zosen blieb jederzeit ein ungesunder Zustand, heute ist sie ein Verbrechen
wider die Vernunft der Geschichte, eine Knechtung freier Männer durch
halbgebildete Barbaren. Früher oder später mußte die Stunde schlagen,
da der erstarkende deutsche Staat gezwungen war, von Frankreich Bürg-
schaft zu fordern für die Erhaltung unsres Volksthums im Elsaß. Die
Stunde hat geschlagen, rascher, verheißungsvoller als wir Alle hofften;
jetzt gilt es, Deutsch und Wälsch ehrlich zu trennen, den alten Streit für
immer beizulegen. Vor fünfzig Jahren klagte Arndt: weil heute das
Rechte nicht gethan ward, wird künftig das Rechte kaum noch gethan
werden können. Versäumen wir auch diesmal unsre Pflicht, so wird die
französische Nation mit jener leidenschaftlichen, gewaltthätigen Hast, welche
sinkende Völker auszeichnet, mit dem ganzen Ingrimm ihres neu erwach-
ten Deutschenhasses sich auf das Elsaß stürzen, um jede Regung deutschen
Wesens zu ertödten. Wir aber hätten zum Schaden noch den Hohn und
müßten von Neuem das Schwert ziehen, um unser Fleisch und Blut vor
der häßlichsten Tyrannei, vor dem Sprachzwange, zu bewahren.

Der klägliche Ausgang des zweiten Pariser Friedens war auch für
unser inneres Staatsleben verhängnißvoll; er hat Großes dazu beigetra-
gen, daß in die treuen Herzen unseres Volkes jene Verbitterung und Ver-
stimmung einzog, welche so lange der Grundton deutscher Staatsgesinnung
blieb. Es darf nicht sein, daß abermals unsere siegreichen Heere heim-
kehren mit der bitteren Klage: wir sind mit Undank belohnt für namen-
lose Opfer! Was uns vor Allem noth thut, ist die helle Lebenslust, die

sich zuversichtlich auf den Wellen großer Tage wiegt, das freudige Selbstgefühl, das in der dürftigen Enge der Kleinstaaterei nicht gedeihen konnte. Aus den patriotischen Reden, welche vor der Schlacht von Wörth den Süden durchhallten, klang zwar niemals der Zweifel an dem schließlichen Siege, doch sehr häufig die Vorstellung, als ob wir erst durch ein reinigendes Unglück, durch ein anderes Jena hindurch waten müßten, um den Sieg zu erringen. Wir müssen heraus aus dieser trüben Entsagung, die den alten einfach großen Charakter unseres Volkes verkümmert hat. So lange aber jene Wunde am Oberrheine noch klafft, wird der Deutsche nie aufhören, wehmuthsvoll, wie Schlegel in schmählicher Zeit, zu klagen: „Vaterland am lieben Rheine, ach, die Thränen muß ich weinen, weil das Alles nun verloren!“ Die Masse der Süddeutschen weiß wenig von jenen glänzenden Erfolgen, die wir dem Schwerte Preußens längst verdanken; die Befreiung von Pommern, von Schlesien, von Altpreußen, von Schleswigholstein liegt ihrem Gesichtskreise fern. Doch das alte Lied „o Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt“ erklingt überall unter den Bauern des Südens, und von dem Tage an, da die deutsche Fahne auf dem Straßburger Münster weht, da ein reicher, dauernder Siegespreis die Thaten der deutschen Heere belohnt, wird auch in den entlegenen Hütten des Schwarzwaldes und der rauhen Alp der frohe Glaube erwachen, daß die alte deutsche Herrlichkeit auferstanden und dem Reiche ein neuer Mehrer erschienen ist.

Wenn wir mit vereinter Kraft dies schwer gefährdete Außenwerk dem deutschen Staate gewinnen, dann hat die Nation dem Einheitsgedanken ihre Seele verschrieben. Die widerstrebende neue Provinz wird den unitarischen Zug unserer Staatskunst verstärken, wird alle Besonnenen zwingen, sich in treuer Mannszucht um die Krone Preußen zu schaaren; und dieser Gewinn wiegt um so schwerer, da es immerhin möglich bleibt, daß ein neuer republikanischer Versuch in Paris die bewundernden Blicke der deutschen Radikalen abermals gen Westen lenkt. Der Gesichtskreis der deutschen Politik wird freier und weiter von Jahr zu Jahr; wenn die Nation erst fühlt, daß die Lebensinteressen des deutschen Staats bereits in die slawische, die skandinavische, die romanische Welt hinüberreichen, daß wir mitten inne stehen in der größten und schwierigsten Revolution des Jahrhunderts, dann werden auch unsere Parteien lernen, aus der Rechthaberei des Fractionslebens, aus der Armseligkeit doktrinärer Programme sich emporzuheben zu einer großen, streng sachlichen Behandlung der Staatsgeschäfte.

Der über den Main erweiterte deutsche Bund wird dann am Sichersten seinen nationalen Beruf erfüllen, wenn in ihm die scharfe Thatkraft

des Nordens und die weichere sinnigere Weise des Südens in schönem Wetteifer sich ergänzen; von allen den kräftigen Stimmen, welche den vollen Chor des deutschen Volksthums bilden, können wir keine ganz entbehren. Aber das schmale Fußgestell des Bundes reicht im Südosten nur bis zum Böhmerwalde. Es kann dem vielgestaltigen Reichthum der deutschen Gesittung nur frommen, wenn das süddeutsche Wesen in unserem neuen Staate eine stärkere Vertretung findet, und das starke Volksthum der oberrheinischen Alemannen wird sicherlich bald wieder, von der fremdländischen Tünche befreit, seine echte deutsche Farbe zeigen.

Auch eine volkswirthschaftliche Erwägung fällt in's Gewicht. Begeisterte Schilderungen von Deutschlands reichen, gesegneten Fluren bilden ein unerläßliches Capitel in unserem patriotischen Katechismus, dürfen in keinem deutschen Schulbuche fehlen. Sie sind rührend als ein Zeichen treuer Liebe zu dem Lande unserer Väter, doch wahr sind sie nicht. Nüchternes Urtheil darf nicht bestreiten, daß unser Land vielmehr stiefmütterlich von der Natur behandelt wurde. Die auffällig verkümmerte Gestalt unserer kurzen Nordseeküste, der Zug der meisten deutschen Flüsse und Gebirge sind der politischen Einheit ebenso ungünstig, wie dem Weltverkehre; nur wenige Striche deutschen Landes dürfen sich an natürlicher Fruchtbarkeit vergleichen mit der reichen Normandie, mit Englands üppigen Ebenen, mit dem fetten Kornboden des inneren Rußlands. Hier aber, im Elsaß, ist wirklich ein deutscher Gau, dessen Erdreich unter einem milden Himmel von Segen trieft wie nur einzelne bevorzugte Stellen der überrheinischen Pfalz und des badischen Oberlandes. Eine seltene Gunst der Bodengestaltung hat hier gestattet, durch zwei Gebirgslücken hindurch Canäle vom Rhein nach dem Becken der Seine und der Rhone zu führen — großartige Wasserwege, wie sie der deutsche Boden sehr selten erlaubt. Wir sind keineswegs reich genug um auf ein so köstliches Besitzthum zu verzichten.

Das Alles ist klar wie der Tag. Keiner der fremden Staatsmänner, welche beim zweiten Pariser Frieden unsere Pläne durchkreuzten, hat auch nur versucht die Gründe Humboldt's zu widerlegen. Der Neid gegen Deutschlands werdende Größe und der jene ganze Zeit beherrschende Gegensatz der englischen und der russischen Politik, welche beide wetteifernd um die Gunst Frankreichs buhlten, gaben damals den Ausschlag. Zudem hatte England seine Siegesbeute, die Colonien, Rußland die seinige, die polnischen Lande, bereits gesichert, Deutschland allein konnte noch Forderungen an Frankreich stellen. Der ganze Cynismus dieser Politik des Neides erhellt aus jenem Ausspruche, den Czar Alexander in einem unbewachten Augenblicke hinwarf: „entweder ich nehme Theil an diesem

Kuchen, oder der Kuchen soll gar nicht gebacken werden." Der Freiherr vom Stein aber sprach traurig: Rußland will, daß wir verwundbar bleiben! — Wie anders stehen wir heute. Wir sind nicht, wie damals, so erschöpft an Geld und Menschenkraft, daß wir nicht wagen sollten dem Widerspruch Europas zu trotzen. Die neutralen Mächte konnten durch ein rechtzeitiges kraftvolles Wort den Raubzug der Franzosen verhindern, sie haben dies Wort nicht gesprochen und dürfen heute nicht klagen, wenn wir allein entscheiden über den Preis des von uns allein erfochtenen Sieges. Die Zeit ist nicht mehr, da unsere Feldherren klagten, die Federn der Diplomaten verdürben was das Schwert der Völker errungen. Daß dieser Krieg zur rechten Zeit begonnen ward, daß den Tuilerien nicht die willkommene Frist blieb ihre trügerischen Verhandlungen länger hinauszuspinnen, das danken wir dem Scharfblick und der Kühnheit des Grafen Bismarck. Und wie der Krieg anhob als ein Werk klarer staatsmännischer Berechnung, so soll er auch enden. Waren wir während des Kampfes großmüthig fast über das Maß des Erlaubten hinaus, verschmähten wir die empörende Mißhandlung unsrer Landsleute, die scheußlichen Drohungen wider die Frauen Badens mit gleicher Roheit zu vergelten, nur um so mehr sind wir befugt beim Friedensschlusse rücksichtslose Entschlossenheit zu zeigen und das Werk von 1813 und 1815 zu vollenden. Was uns Allen nur als ein fernes Traumbild der Sehnsucht still im Herzen lebte tritt plötzlich als ein hartes Geschäft an die unbereitete Nation heran. Die Stunde drängt; eine wunderbare Gnade des Geschicks reicht uns schon in der Morgendämmerung der deutschen Einheit einen Kranz hernieder, den wir kaum im hellen Mittagsglanze des deutschen Reiches zu erobern dachten. Fassen wir ihn mit tapferen Händen, auf daß das Blut der theuren Erschlagenen nicht wider unsere Zagheit schreie!

2.

Wo liegt die Grenze, die wir zu fordern berechtigt sind? Die Antwort ist einfach; denn seit aus dem keltisch-romanischen Wesen die französische Nation sich heraushob, standen ihr Volksthum und das unsere jederzeit zäh und spröde sich gegenüber. Die beiden Völker hausten nebeneinander, nicht durcheinander gewürfelt, wie jene Nationen Osteuropas, die eine geographische Nothwendigkeit zu mannichfacher Vermischung zwingt. Unser Westen und Süden hat lange Zeit hindurch mehr Cultur empfangen als gegeben, und dennoch konnte die Sprachgrenze der Franzosen in Jahrhunderten nur um wenige Wegstunden ostwärts vordringen. Beiden Völkern ward unheilvoll, daß sich zwischen ihre natürlichen Grenzen die willkürliche Staatsbildung des lotharingisch-burgundischen Reiches hineinschob,

ein Spielball unablässiger Kämpfe, und Beide erschwerten sich selber die Lösung des Streites durch eine Verirrung der nationalen Phantasie. Der Franzose schaut noch immer mit ähnlichen Gefühlen über den Rhein wie weiland die Römer Cäsars. Er hat niemals der Tage vergessen, da das prangende Trier die Hauptstadt Galliens war; seine Schulbücher schildern jene ersten Jahrhunderte des Mittelalters, da die französische Nation noch gar nicht bestand, als eine Zeit französischer Macht. Der deutsche Karl ist ihnen der Franzose Charlemagne; das Andenken der merowingischen Dagoberte wird in zahlreichen Inschriften elsassischer Städte geflissentlich aufgefrischt um an Frankreichs alte Machtstellung zu erinnern. Schon im funfzehnten Jahrhundert, als die Armagnacs verheerend in unser Oberland einbrachen, erklang in Frankreich das Verlangen nach der Rheingrenze. Vollends seit Ludwig XIV. und Napoleon I. wetteifern Staat und Gesellschaft, Presse und Schule im Verdrehen der Geschichte, ganz Frankreich klagt über die ungeheure Bresche zwischen Lauterburg und Dünkirchen, welche Deutschlands Raubgier in Frankreichs natürliche Grenzen eingebrochen habe. Wir Deutschen dagegen vergessen ungern der Herrscherrechte, welche einst das heilige römische Reich über das Burgundenreich von Arelat behauptete.

Es wird hohe Zeit, diese alte Träumerei wohlgemuth über Bord zu werfen. Wollen wir die Franzosen zwingen, auf den Traum der Rheingrenze zu verzichten, uns das Unsere zu geben, die europäische Nothwendigkeit der beiden Zwischenstaaten am Niederrhein und an der Schelde anzuerkennen, so müssen auch wir ihnen das Ihre geben und ohne Umstände gestehen: jene erobernde Politik Frankreichs, die sich gegen die burgundischen Länder wandte, gehorchte in ihren Anfängen einem wohlberechtigten nationalen Instinkte, nur daß sie später, bethört durch leichte Erfolge, über alles Maß hinausschlug. Gegen dritthalbtausend Geviertmeilen des heiligen Reichs gehören heute dem französischen Staate, weitaus der größte Theil davon mit vollem Rechte. Die südlichen Provinzen des Burgundenreichs waren unzweifelhaft französisch; als Karl V. im Madrider Frieden versuchte sie von Frankreich abzutrennen, da betheuerten die Stände von Burgund einhellig, daß sie Franzosen sein und bleiben wollten, und die Geschichte dreier Jahrhunderte hat ihnen Recht gegeben. Daß der alte einköpfige Adler unseres Reichs einst an dem Stadthause von Lyon prangte, über jenem Thore, wo heute das Reiterstandbild Heinrich's IV. steht, daß derselbe Adler einst auf das herrliche Amphitheater von Arles herniederschaute — das Alles sind gleichgiltige historische Erinnerungen, ebenso werthlos für die heutige deutsche Staatskunst wie die alten Lehensrechte unserer Kaiser in Italien.

Wir wollen die Macht und Herrlichkeit der Staufen und Ottonen erneuern, doch nicht ihr Weltreich. Unser neuer Staat dankt seine Kraft der nationalen Idee, er soll jedem fremden Volksthum ein redlicher Nachbar, nicht ein herrschsüchtiger Gegner sein und findet darum seine Westgrenze vorgezeichnet durch die Sprache und Sitte des Landvolks. Denn jedes Volk verjüngt und erneut sich von unten nach oben; aus den gesunden Tiefen des Bauernstandes steigen stets neue Kräfte empor, während die Bevölkerung der Städte eilig wechselt, die Geschlechter der höheren Stände bald verkommen, bald in die Fremde verschlagen werden. Das erfahren wir Deutschen noch immer in den Colonien unseres Ostens: überall wo uns gelang, den Bauer zu germanisiren, steht unser Volksthum aufrecht, überall wo er undeutsch blieb, kämpft die deutsche Gesittung noch heute um ihr Dasein. Legen wir diesen Maßstab an, so wird das deutsche und das französische Volksthum geschieden durch eine Linie, die etwa den Kamm der Vogesen entlang nach der Quelle der Saar und alsdann nordwestwärts gegen Diedenhofen und Longwy führt. Was darüber hinaus liegt ist wälsch. Diese Grenze, im lothringischen Hügellande schwer erkennbar, ist an vielen Stellen der Wasgauberge haarscharf gezogen. Wer von dem rührigen Städtchen Wesserling im oberen Elsaß westwärts wandert, steigt zuerst aufwärts durch rauschenden Wald, freut sich des Ausblicks in das heitere Thal der Thur und gelangt dann bei Urbes an die Wasserscheide, an die Grenze des Departements Oberrhein. Dort führt die Straße durch einen langen Tunnel, und sobald man aus dem Dunkel heraustritt in das Departement der Vogesen, sind Land und Leute sofort verwandelt. Der deutsche Wald ist verschwunden, kahle Berge umgeben das Thal der jungen Mosel. Die hochgewachsenen Bauern, die der französischen Armee so viele stattliche Kürassiere stellen, lassen wohl ahnen, daß mancher Tropfen germanischen Blutes in diesem Volke fließen mag; aber drunten in Bouffang wird kein deutsches Wort mehr gesprochen, der dürftigere Häuserbau, der Holzschuh und die baumwollene Zipfelmütze verrathen sofort die französische Civilisation. Es ist wahrlich deutscher Chauvinismus, wenn einzelne Zeitungen sich bereits darin gefallen das ganz französische Remirémont wieder Reimersberg zu nennen. Was gilt es uns, daß Plombieres bei den Geographen des sechszehnten Jahrhunderts das Plumbersbad hieß, daß das liebliche Pont à Mousson einst eine Reichsgrafschaft Muselbruck bildete, daß das Herzogthum Lothringen noch vor achtzig Jahren unter dem Namen Nomeny auf dem Regensburger Reichstage aufgerufen wurde? Auch in Nanzig lassen sich wohl noch leise Spuren deutscher Erinnerungen entdecken; auf dem Bahnhofe fällt dem deutschen Reisenden die gemüthliche Inschrift „Trinkstube“ neben dem unvermeidlichen Buvette behaglich in's Auge.

och die Hauptstadt Lothringens ist französisch in Sitte und Sprache, sie .t, ein anderes, lieblicheres Versailles, ihren architektonischen Charakter ırch das französische Regiment ihres Stanislas le Bienfaisant empfangen, or vier Jahren das hundertjährige Jubelfest ihrer Vereinigung mit Frank:ich voll aufrichtiger und berechtigter Freude gefeiert.

Kaum der zehnte Theil jener einst dem heiligen Reiche angehörenden ranzösischen Provinzen, ein Gebiet von etwa 250 Geviertmeilen mit aum anderthalb Millionen Einwohnern, kann heute noch als deutsches Land gelten. Es ist nicht die Aufgabe einer weisen nationalen Politik, sehr weit über dies Gebiet hinauszugreifen, doch darf sie auch nicht mit doktrinärem Eigensinn an der Sprachgrenze als einer unüberschreitbaren Schranke festhalten. In keinem Lande Europas fällt die politische Grenze mit der nationalen vollständig zusammen; keine der großen Mächte, auch Deutschland nicht, kann den unausführbaren Grundsatz „die Sprache allein bestimmt die Gestalt der Staaten" jemals anerkennen. Das deutsche Gebiet in Frankreich wird militärisch gesichert durch zwei feste Plätze, welche um einige Meilen über die Sprachlinie hinausliegen. Die Feste Belfort beherrscht jene Gebirgslücke zwischen Jura und Vogesen, welche so oft der Thorweg war für die Züge der Eroberer aus und nach Frankreich. Den oberen Lauf der Mosel aber deckt Metz — heute gleich Belfort eine fast ganz französische Stadt — trotz ihrer alten reichsstädtischen Ueberlieferungen, trotz der deutschen Inschriften, die sich noch da und dort an einer Fuhrmannsherberge der hochgiebligen „Deutschen Gasse" zeigen, trotz des schlechten französischen Dialekts ihrer Bürger, trotz der zweitausend deutschen Einwohner, denen noch vor wenigen Jahren zuweilen deutsch gepredigt wurde. Und auf diese beiden Plätze sollten wir verzichten, einer unhaltbaren Doctrin zu Lieb? — Verzichten auf das feste Metz, das uns dreifach nöthig ist, seit wir Friedfertigen das Luxemburger Felsennest aufgaben? Nein, Recht und Klugheit spricht für unsere gemäßigten Ansprüche, wenn wir einfach fordern: die deutschen Lande Frankreichs und so viel wälsches Land, als zu deren Sicherung unentbehrlich ist — also ungefähr: die Departements Haut-Rhin und Bas-Rhin ganz, Moselle zum größten, Meurthe zum kleinsten Theile. Das Jungfernbild, das so lange über dem Wappen von Metz prangte und selbst den Heerschaaren Karl's V. trotzte, soll heute herabgeschlagen werden durch unser gutes Schwert. Den tapferen sächsischen Truppen war vergönnt mitzuhelfen bei der Wiedereroberung der Feste, mit deren Preisgabe einst der Sachse Moritz den langen Zeitraum deutscher Entwürdigung eröffnete; einem aufsteigenden Volke steht übel an, die Stätte, wo die Gerechtigkeit seines Schicksals so sichtbar gewaltet hat, wieder zu verlassen. Das Behagen

der Franzosen zu Metz gilt wenig neben der Nothwendigkeit, der deutsch-lothringischen Provinz die natürliche Hauptstadt und ein festes Bollwerk zu geben. Im Verlaufe der Jahre wird deutsche Sitte sich wieder einwohnen in der alten Bischofsstadt. Zwang wider ihr Volksthum haben die Wälschlothringer und die Bewohner der wenigen wälsch redenden Vogesendörfer ebenso wenig zu fürchten wie unsere wackeren Wallonen in Malmedy und Montjoie, welche heute mit ihren deutschen Mitbürgern in treuer Hingebung wetteifern.

Bestände ein lebendiges Gemeingefühl in der europäischen Staatengesellschaft, so müßte der übermüthige Friedensstörer noch weit tiefer gedemüthigt und gezwungen werden, Savoyen und Nizza an Italien, das altberühmte Westflandern mit Dünkirchen, mit Lille — dem alten Ryssel — mit jenem Douai, wo der flandrische Löwe noch auf dem Rathhause die Wetterfahne schwingt, an Belgien herauszugeben. Doch die Macht der Trägheit, die Angst Europas vor jeder starken Aenderung, das stille Mißtrauen aller Staaten gegen das neue Deutschland wird einen so gründlichen Umbau des Staatensystems schwerlich gestatten.

Das deutsche Land aber, das wir fordern, ist unser durch Natur und Geschichte. Wohl stehen die beiden Ufer hier, wo der Rhein noch als ein ungebändigtes Gletscherwasser, nach Laune sein Bett wechselnd, daherbraust, nicht in so lebhaftem Verkehre, wie abwärts von Mainz. Der Wanderer, der aus einem elsasser Dorfe zum Rheine zieht, geht oft lange durch Buschland und Geröll, an sumpfigen Altrheinen vorüber und muß leicht eine Stunde am Flusse warten, bis ein elender Nachen ihn zu einer der Burgen des Kaiserstuhls hinüberführt. Aber der Verkehr zwischen dem badischen Oberlande und dem Ueberrhein ist doch nicht mehr erschwert, als zwischen der badischen und der bairischen Pfalz oder Starkenburg und Rheinhessen. Die Natur selber hat die oberrheinische Ebene zur Schicksalsgemeinschaft bestimmt, sie mit gleichgeformten Gebirgswällen umzogen. Auf beiden Ufern erreicht das Gebirg im Süden seine höchste Höhe; dem Breisgauer Bauern ist der Elsasser Belchen der Wetterkündiger, wie der Sundgauer von drüben nach dem Schwarzwälder Belchen und dem Blauen schaut. Auf beiden Ufern zeigt die liebliche Landschaft da ihre volle Schönheit, wo ein Querthal aus der Kette des Gebirgs heraustritt: wo die Engelsburg den Eingang zum Thurthal beherrscht, wo die drei Schlösser von Rappoltstein in den engen Grund hinabschauen, wo die alte Feste Hohe Barr aus den rothen Felsen des Zornthals aufsteigt — wie gegenüber in Freiburg, Offenburg, Baden. Eine uralte Handelsstraße zieht mitten über die Ebene, durchbricht den Wasgau bei der Zaberner Stiege, den Schwarzwald bei dem Pforzheimer Thor, verbindet das Westerreich,

e unsere Väter sagten, mit dem inneren Deutschland; wo sie den Rhein ·erschreitet, liegt Straßburg, das Köln des Oberrheins, sein Münster s eine Landmarke weitum im Oberlande sichtbar, wie der Kölner Dom den bergischen Gauen. Ein Prachtbild deutscher Landschaft! — so hat ɔch Jeder gedacht, der am frischen Morgen, wenn die Fetzen der Nebel och an den Felskegeln hangen, auf die Wälle von Schlettstadt trat. Droben auf dem Gebirg der dunkle Tann, den das entwaldete wälsche 'and kaum kennt; weiter niederwärts jene hellen Kästenwälder, die Nie- nand mehr missen mag, wenn er einmal heimisch ward am Rheine; am Abhang die Rebgärten und drunten jene schwellende, duftige Ebene, die dem alten Goethe noch in der Erinnerung überschwängliche Worte des Preises für sein „herrliches Elsaß" entlockte. Auch wir Jüngeren, die wir, mit der Schönheit des Gebirges besser vertraut als die Söhne des achtzehnten Jahrhunderts, für die Reize der Ebene weniger Sinn zeigen, hier müssen wir doch mit einstimmen in das Entzücken des Altmeisters, wenn er die breiten Fruchtbäume mitten im Kornfeld schildert und die alten Linden der Wanzenau und das Spiel des Sonnenlichts, das sich in der weiten welligen Fläche in unzähligen Mulden fängt und bricht.

Und mit dem Epheu, der das Gemäuer umrankt, schlingt auch die deutsche Sage ihr wundersames Gespinst um die hundert Burgen des Sundgaus. Hier am rauschenden Wasserfall stieg die Riesenjungfrau zu der Nideck hinauf und trug das Bäuerlein mitsammt dem Pfluge und den Rossen in der Schürze. Dort auf Tronja hauste der grimme Hagen der Nibelungen; droben auf dem Wasgenstein tobten die wilden Kämpfe unseres Walthariusliedes. Hier im Thale der Zorn ging Fridolin zum Eisenhammer; dort an der Bergkirche fließt ein Thränenbrunnen der schmerzensreichen heiligen Ottilie, wie jenseits ein zweiter in der stillen Thalbucht bei Freiburg. Ueberall tummelte sich in dem lustigen Ländchen deutscher Humor, deutsche Laune und Lebenslust. Der Graf von Rappoltstein war König aller Sänger und fahrenden Leute des heiligen Reichs, berief alljährlich die meisterlose Schelmenzunft zu einem ausgelassenen Pfeiferlandtage. Auf dem Rathhause zu Mülhausen bewahrt man noch den Klapperstein, der keifenden Weibern umgehängt wurde. Ohne den goldenen Wein von Rangen stiege der zierliche Thurm der Theobaldskirche zu Thann nimmermehr so kühn in die Lüfte; es war ein gesegnetes Weinjahr, da kamen die Winzer dem verzweifelnden Baumeister zu Hilfe, mischten den Kalk mit edlem Moste, daß die Fugen des luftigen Baues auch hielten.

In der älteren Geschichte deutscher Kunst hat das Elsaß immer einen ehrenvollen Platz behauptet: seit jener Otfried vor tausend Jahren in

der Weißenburger Klosterzelle seinen Krist dichtete — das älteste große Denkmal altdeutscher Dichtung, das uns geblieben — seit Gottfried von Straßburg das liebeglühende Lied von Tristan und Isolda sang und Herr Walther von der Vogelweide das Dichterlob Reinmar's von Hagenau verkündete; seit in Thann und Straßburg jene Wunderwerke gothischer Baukunst sich erhoben, und Martin Schongauer für die gute Stadt Colmar seine treuherzigen Bilder malte. Vornehmlich die Schelmerei, das neckische Spiel des Witzes blieb den leichtlebigen Söhnen unserer Grenze immer eine Freude. Fast alle namhaften Humoristen unserer älteren Literatur waren Elsasser oder doch der Landschaft gesellig verbunden. In Straßburg schrieb der freidenkende, liebenswürdige Schalk Sebastian Brandt sein Narrenschiff, Thomas Murner die boshaften Satiren wider die Lutheraner. Georg Wickram, der in seinem Rollwagen die lustigsten Schwänke unserer Altvordern sammelte, war ein Colmarer Kind, und in dem lothringischen Forbach lebte Fischart — der Gewaltigste unter den wenigen Deutschen, die in der komischen Dichtung geniale Kraft offenbarten.

Und welches Gewirr politischer Kräfte, welche Macht und Kühnheit deutschen Bürgerthums sammelte sich in dem kleinen Lande, als noch die Löwen der Hohenstaufen von der Hochkönigsburg herrschend niederschauten: elf freie Städte des Reichs, darunter Hagenau, die Lieblingsstadt des Rothbarts, der er die Reichskleinodien anvertraute, und, alle überstrahlend, Straßburg. Was hat die Hauptstadt des Departements Bas-Rhin gethan und erlebt, das sich auch nur vergleichen ließe mit der uralten, in ihrer Kleinheit großen, in ihrer Bescheidenheit stolzen Geschichte der deutschen Reichsstadt? Ihr Bisthum hieß das edelste unter den neun großen Stiftern, die sich die Pfaffengasse des Rheines entlang zogen; von der altdeutschen Redlichkeit und Tapferkeit ihrer Bürger ging allezeit großes Gerücht im Reiche. So theilte sie getreulich alle Schicksale der rheinischen Städte, auch die Krankheiten, die Leib und Seele unseres Bürgerthums heimsuchten — den schwarzen Tod und seinen Genossen, den Judenbrand. Sie stand fest zu der rheinischen Hansa, rang wie Köln in harten Fehden mit ihrem Bischof, sah die großen Häuser der Zorn und Müllnheim um die Oberhand kämpfen, wie Köln seine Weisen und Overstolzen, sah die Zünftler wider die Geschlechter sich erheben, bis endlich nach dem Siege der Zünfte in dem gemeinen Stadtbuch jene treffliche Verfassung aufgezeichnet wurde, die Erasmus als ein lebendig Beispiel wohlbestallten Regimentes mit dem Staate von Massilia verglich. Die Grenzstadt ließ sich gern des Reiches starke Vormauer nennen, ihre Bürgerschaft sah mit tiefem Hasse auf die wälschen Nachbarn, zog mit den Schweizern vereint wider die Burgunder

in's Feld, enthauptete den Landvogt Karl's des Kühnen zu Colmar. Glückliche Tage, da der feste Pfennigthurm den Schatz der reichen Stadt kaum fassen konnte, und Guttenberg hier seine ersten Versuche wagte, da der Ruhm der Straßburger Meistersänger weithin durch's Reich flog und die Bauhütte des Münsters bis nach Thüringen und Sachsen hinein Gericht hielt über die Zunftgenossen, da die befreundeten Züricher auf ihrem glückhaften Schiffe den heißen Breitopf zuthal führten und Bischof Wilhelm von Hohenstein jenen prunkenden Einritt hielt, den die feine Feder Sebastian Brandt's uns so köstlich geschildert hat.

Es kam die Zeit der Reformation. Deutschland erstieg zum zweiten, wie heute zum dritten male einen Höhepunkt seines Lebens, und auch das Volk im Elsaß griff hocherregt mit ein in die großen Kämpfe des deutschen Geistes. In Straßburg, in Schlettstadt und Hagenau leiteten Dringenberg und Wimpfelingen die gelehrte Arbeit der Humanistenschulen, Gailer von Kaisersberg predigte im Straßburger Münster deutsch wider die Mißbräuche der Kirche — ein Reichthum geistiger Kräfte, wovon das heutige Elsaß sich gar nichts träumen läßt. Mit Leidenschaft ergriff das mißhandelte Landvolk die weltbefreienden Lehren von Wittenberg; die Bauern im Elsaß erhoben den Bundschuh auf der Stange, wie nebenan die Bauern im Speyergau und im Schwarzwald. Sie kämpften und litten wie jene, der Straßburger Bischof hielt zu Zabern das grausame Strafgericht über die Meuterer wie der harte Speyerer auf Grombach und auf der Kästenburg. Die evangelische Lehre aber blieb aufrecht in den Städten. Vierzehn Städte des Reichs, an ihrer Spitze Straßburg, unterzeichneten auf dem Reichstage zu Speyer jenen Protest der sieben Fürsten, der dem neuen Glauben den Namen geben sollte. Nun begann Martin Bucer in Straßburg sein reiches Wirken; die Stadt stand vermittelnd zwischen den Lutheranern des Nordens und der Lehre Zwingli's, sie schenkte dem Protestantismus freigebig seine nie fehlenden Waffen, gründete die Bibliothek, das Gymnasium und später jene ruhmreiche hohe Schule, an der Hedion und Capito lehrten. Als die Protestanten zu Augsburg ihren Glauben bekannten, da überreichte auch Straßburg mit noch drei oberdeutschen Städten sein freieres Bekenntniß, die Tetrapolitana. Dann ward die Stadt, wie die anderen Hauptstädte Oberdeutschlands, Augsburg, Ulm, Nürnberg, mit hineingerissen in das Unglück der schmalkaldischen Waffen. Noch blieb eine Hoffnung: Frankreichs Hilfe. Aber die deutsche Stadt verschmähte den Bund mit dem Reichsfeinde. Den Tod im Herzen beugte ihr Bürgermeister Jakob Sturm sein Knie vor Karl V., denn der Hispanier war doch der Kaiser. Und als sechs Jahre darauf die Ruchlosen unter den deutschen Protestanten wirklich den Kriegsbund mit Frankreich schlossen und

König Heinrich II. als Beschützer deutscher Libertät seine Heere gegen den Rhein vorsandte, da hielt Straßburg abermals treu zu Kaiser und Reich, schloß den Franzosen seine Thore.

Und dies reiche Jahrtausend deutscher Geschichte sollte ganz zerstört sein durch zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft? Nur wir Deutschen hier in dem Oberlande, das unsere Väter so gern das Reich nannten, ermessen vollständig, wie fürchterlich die hunnische Wuth der Franzosen an uns gefrevelt hat. Wie anders wäre der Anblick unseres Vaterlandes, wenn wir neben den herrlichen Städtebildern des alten Danzig, Lübeck, Nürnberg auch das alte Speyer, das alte Worms, Freiburg, Heidelberg besäßen, jene thürmestolzen, hochgiebligen Städte, die Merian noch kannte! In der Kirche von Landau steht noch das Grabmal, das Ludwig XIV. seinem Statthalter im Elsaß, dem wilden Catalanen Montclar, dem Zerstörer der prachtvollen Madenburg, errichten ließ; da wird in hochtönendem Latein die christliche Tugend des ruchlosen Mordbrenners gepriesen und salbungsvoll also geschlossen: „gehe hin Wanderer, und lerne, daß der Kriegsruhm erst durch die Tugend verherrlicht wird!“ Und war nicht solcher gotteslästerlicher Frevel noch schmählicher für uns, die wir ihn litten, als für die Missethäter selber? Aber das Völkerrecht kennt keine Verjährung. Auch das Weichselland des deutschen Ordens und sein Meisterschloß die Marienburg fielen einst durch die Verrätherei deutscher Stände in die Hände der Fremden; drei volle Jahrhunderte vergingen, bis das erstarkende Deutschland sich mächtig genug fühlte den Raub von den Polen zurückzufordern. Mit gleichem Rechte sühnen wir heute was Frankreich vor zwei Jahrhunderten an unserem Westen verbrach.

Sobald die drei lothringischen Bisthümer durch den Verrath Moritz's von Sachsen an Frankreich gekommen, trachtete die Pariser Politik in schlauer Berechnung zunächst das Elsaß zu gewinnen, weil dann der umklammerte Ueberrest Lothringens von selber nachfolgen mußte, und die unsägliche Erbärmlichkeit jener zahllosen kleinen Herren, die sich in das Elsaß theilten, gewährte den Zettelungen französischer Ränke den dankbarsten Boden während der faulen Friedensjahre nach dem Augsburger Religionsfrieden. Auf den Trümmern von Hoh-Barr steht noch zu lesen, daß Johann von Manderscheidt, Bischof von Straßburg, im Jahre 1584 hanc arcem nulli inimicam errichtet hat. Die Grenzfeste gegen Frankreich — Niemandem feindlich! Liegt nicht in diesen zwei Worten die grimmigste Satire auf die schimpfliche Ohnmacht des sinkenden deutschen Reichs? Gemahnen sie nicht an jene köstliche Inschrift „gieb Frieden, Herr, in unseren Tagen,“ welche das streitbare Heer des Fürstbischofs von Hildesheim auf seinen Hüten trug? Also war der hohe Adel der weiland großen

deutschen Nation bereits in seiner sittlichen Kraft erschüttert, als im dreißigjährigen Kriege der Kurfürst von Baiern das Elsaß den Franzosen preisgab und dann der westphälische Friedensschluß in vieldeutigen Worten die Rechte, welche bisher dem Hause Oesterreich dort zugestanden, der Krone Frankreich übertrug.

Es war eine Nothwendigkeit, daß Frankreichs schroffe Staatseinheit jetzt darauf ausging, die Trümmer deutscher Kleinstaaterei, welche in seinem neuen Gebiete noch eingesprengt lagen, vollends zu zerstören. Seine Residenten saßen in Straßburg, in seinem Solde standen jene drei Gebrüder Fürstenberg, welche die Höfe von München, Köln und Straßburg beherrschten und den empörten Zeitgenossen die Egonisten hießen. Doch während der Adel also Frankreichs Netze spann, blieben dem Volke im Elsaß deutsche Geisteskraft und deutsche Treue noch lange unverloren. Eben damals ward in Rappoltsweiler jener Philipp Jakob Spener groß, der den sittlichen Gehalt des erstarrten Lutherthums zu neuem Leben erweckte, und freudig jubelte das Volk dem Brandenburger zu, der mit den Franzosen am Oberrhein rang und dann die Schweden bei Fehrbellin aus seinen Marken schlug. Ein Volkslied, gedruckt zu Straßburg 1675, zu singen nach der alten Protestantenweise „Gustav Adolf hochgeboren" hebt also an: „der große Kurfürst zog mit Macht, um Frieden zu erlangen, er suchet der Franzosen Pracht und ihres Trotzes Prangen zu brechen durch die Kriegeskunst." So grüßte die ferne Westmark den ersten Helden des neuen nordischen Staates zum ersten male mit dem Namen des Großen.

Unterdessen bohrte sich die französische Politik tief und tiefer in das morsche Reich; die zehn kleinen Reichsstädte im Elsaß wurden der Souveränität des Königs unterworfen, und dann gab ein Verrath, dessen schmutzige Fäden noch heute im Dunkeln liegen, auch Straßburg in Ludwig's Hände. Welch ein Tag, jener 24. Oktober 1681, da der neue Herrscher seinen Einzug hielt: die Bürger der freien Reichsstadt auf den Knien Treue schwörend, während draußen deutsche Bauern an den Schanzen der Citadelle frohndeten! Am Thore des Münsters empfing Bischof Franz Egon von Fürstenberg den König, dankte ihm, daß er den Dom den Ketzern wieder entrissen, und rief: Herr, nun lässest du deinen Diener in Frieden fahren seit er seinen Heiland gesehen! Rebenac aber, Ludwig's Gesandter, betheuerte in Berlin, der König sei im Geringsten nicht gemeint gewesen den Frieden des Reichs zu brechen. Grausame Mißhandlungen wider die Straßburger Protestanten bildeten den würdigen Abschluß des ewig schmachvollen Hergangs. Dann hat die Hauspolitik der Habsburger dreimal die bereite Gelegenheit der Wiedereroberung versäumt und schließlich auch Lothringen preisgegeben.

Die Franzosen begannen langsam und vorsichtig die Lande zu gallisiren: nach Jahren erst wurde die selbständige Verwaltung der lothringischen Allemagne beseitigt, abermals nach Jahren die deutsche Kanzlei am Hofe zu Versailles aufgehoben. Und doch ist grade in dieser Zeit der Fremdherrschaft das Elsaß dem deutschen Volke tief in's Herz gewachsen. Denn deutscher ist kein Buch, als jenes einzige, das von dem allerschönsten Geheimniß des Menschendaseins, von dem Werden des Genius erzählt, und wärmer, inniger kein Bild aus Goethe's Leben als die Geschichte der glückseligen Liebezeit im Elsaß. Aus dem Pfarrhause von Sesenheim ist ein Strahl der Liebe in die Jugendträume jedes deutschen Herzens gedrungen; dies deutsche Haus bedroht von der Ueberfluthung wälscher Sitte — das scheint uns Allen wie ein entweihtes Heiligthum. Das frohe, sang- und tanzlustige Völkchen aber, das Goethe kannte, lebte so dahin, wenig bekümmert um sein politisches Zwitterdasein, wenig berührt von fremder Sprache und Sitte. Die Straßburger Hochschule begann zwar schon nach französischer Weise mehr auf die praktische Brauchbarkeit als auf die Tiefe des Wissens zu halten; doch sie lehrte noch deutsch, stand durch ihre Zierden Schöpflin und Koch mit der deutschen Wissenschaft in lebendigem Verkehre, ward von vielen jungen Männern aus dem Reiche, von Goethe, Herder, Lenz, Stilling, Metternich, besucht. Die Stadt hielt auch unter der drückenden Oberaufsicht königlicher Prätoren ihre alte Verfassung fest, nannte sich selber eine freie Stadt unter Frankreichs Schutz und war hundert Jahre nach der Einverleibung noch ebensowenig französisch, wie Danzig polnisch war unter dem Schutze der Krone Polen.

Erst die Revolution hat die Elsasser dem Staate und der Staatsgesinnung der Franzosen eingefügt. Sie vereinigte die noch übrigen kleinen deutschen Herrschaften des Elsaß mit dem französischen Gebiete, vernichtete hier wie überall das Sonderrecht der Provinz. Selbst der alte glorreiche Name des Landes mußte den für die französische Eitelkeit charakteristischen Bezeichnungen „Oberrhein“ und „Niederrhein“ weichen. — Niederrhein hier, wo der Strom noch nicht einmal große Schiffe trägt! In den Stürmen der großen Umwälzung lernten die Elsasser, wie alle Bürger Frankreichs, ihrer Vergangenheit zu vergessen. Und dies ist der wesentliche Grundzug der modernen französischen Staatsgesinnung, der letzte Quell der Krankheit ihres Staates: die Nation hat gebrochen mit ihrer Geschichte, was über die Revolution hinausliegt ist ihr todt und abgethan. Vor dreißig Jahren begann die Stadt Straßburg die Herausgabe ihrer treuherzigen alten Chroniken, ein Werk der Heimathliebe, ohne Zweifel; aber den Deutschen, dem seine Vorzeit noch eine lebendige Wahrheit ist, überkommt ein unheimliches Frösteln, wenn er die kühle Vorrede liest, die

der Maire der Stadt, Schützenberger, geschrieben. Da wird von der herrlichen reichsstädtischen Zeit genau in demselben Tone geredet, wie von der Thatsache, daß die achte Legion einst in Argentoratum ihr Standlager hatte. Was vor dem vergötterten Jahre 89 geschah, gehört der antiquarischen Forschung; keine Brücke führt mehr hinüber von dem Heute zum Gestern.

Gräßliches, Ungeheures mußte geschehen, um eine so grundtiefe Wandlung der Staatsgesinnung zu vollziehen; kaum irgendwo sonst hat der Convent seinen Vernichtungskrieg wider die Provinzen so blutig, so erbarmungslos geführt wie in Straßburg. Die treue und schwere Art der deutschen Bürger vermochte den launischen Zuckungen des gallischen Geistes so schnell nicht zu folgen. Die Stadt schwärmte für das constitutionelle Königthum und hielt noch fest an ihrem Glauben, als die Pariser längst die Krone zerbrochen hatten; sie begeisterte sich sodann für das rhetorische Pathos der Gironde, als die Pariser schon die Jacobinermütze trugen; und als sie endlich den Jacobinern verfiel, da blieb in ihren heimischen Demagogen, in Eulogius Schneider und dem Schuster Jung, doch noch ein Zug von deutschem Idealismus, deutscher Billigkeit lebendig. Also waren die Straßburger den Terroristen als Gemäßigte verdächtig, und nun stürzte sich die Gleichheitswuth, die Einheitsraserei des Conventes mit scheußlicher Wildheit auf die deutsche Stadt. St. Juste und Lebas erklärten die Guillotine in Permanenz um das Elsaß zu „nationalisiren“ und von den deutschen Barbaren zu säubern. Die deutsche Tracht ward verboten, das Münster zum Tempel der Vernunft geweiht, seinem Thurme die rothe Mütze aufgestülpt; alles Ernstes beantragte der Club der Propaganda, jeden Bürger, der nicht französisch rede, zu deportiren.

Derweil also unter blutigen Gräueln der Trotz der deutschen Stadt dahinsank, wurde das Landvolk durch die Wohlthaten der Revolution für Frankreich gewonnen. Hier galt noch deutsches Bauernrecht, der Bauer litt unter harten grundherrlichen Lasten, war da und dort noch leibeigen und wurde jetzt durch die Nacht des Vierten August plötzlich ein freier Grundbesitzer. In einem Theile des inneren Frankreichs dagegen herrschten der Halbbau oder andere drückende Pachtsysteme, und die neuen Gesetze änderten wenig an der Lage des Landvolks. So geschah das Seltsame, daß Frankreichs deutsche Bauern die Revolution segneten, während das französische Landvolk in der Vendée sie leidenschaftlich bekämpfte. Der alte Freiheitstrotz der Alemannen erwachte; die Bauern im Elsaß drängten sich zu den Fahnen der Republik, und während der Kämpfe jener wilden Tage berauschten sie sich an zwei neufranzösischen Gedanken, welche mit jener Verachtung der Vorzeit fest zusammenhängen: fortan lebte in ihnen

ein fanatischer Gleichheitssinn, dem jeder noch so harmlose Vorzug der Geburt als Feudalismus verhaßt ist, und das maßlose Selbstgefühl des vierten Standes, der in Frankreich nicht vergessen kann, daß einst das Dasein des Staates auf den Spitzen seiner Piken ruhte. Graf Wurmser aber, unter dessen Befehl das österreichische Heer vor den Weißenburger Linien focht, war ein Elsasser Edelmann, tief eingeweiht in die geheimen Umtriebe seiner unzufriedenen Standesgenossen; er verhehlte nicht, daß sein gutes Schwert die Herrlichkeit des Junkerthums wiederherstellen solle. Also erschien der Krieg gegen Deutschland dem elsasser Landmann als ein Krieg für die Freiheit des Leibes und der Scholle.

Dann ward das Volk vollends bezaubert durch den Ruhm des Soldatenkaisers, der die kriegerische Kraft dieser Deutschen so trefflich zu nutzen verstand. Das deutsche Reich ging jammervoll zu Grunde. Die Elsasser Pfeffel und Matthieu spielten die Vermittler beim schmutzigen Tauschgeschäft, als unsere Fürsten sich in des Reiches Fetzen theilten. Die letzte Achtung vor dem deutschen Staate war dahin. Als Deutschland endlich sich erhob, als die Verbündeten in Frankreich einfielen, da wähnte das Volk im Elsaß abermals die Segnungen seiner Revolution bedroht. Die festen Plätze, von Bürgern und Soldaten tapfer vertheidigt, hielten lange Stand, in den Vogesen führten bewaffnete Bauerschaaren den kleinen Krieg, kreuzigten gefangene deutsche Soldaten, verübten unmenschliche Gräuel, also daß Rückert über die entdeutschte Zucht des Landes klagen konnte. Zahlreiche Bilder in den Kirchen und altfränkischen Bürgerhäusern erinnern noch jetzt an diesen Volkskrieg wider die étrangers. Es folgte die elende Zeit der deutschen Demagogenjagd; deutsche Flüchtlinge fanden im Ueberrhein Schutz und Zuflucht, Straßburger Pressen druckten, was die deutsche Censur verbot, und der Elsasser schaute mit Verachtung auf die alte Heimath als auf ein Land der Ohnmacht und der Knechtschaft. Und da ja immer widernatürliche Zustände unheimliche Volkskrankheiten erzeugen, so wurde grade dies eroberte deutsche Land zum Heerde des Chauvinismus. Der Lauf des Rheines, der Saar, der Mosel verwies die Landschaften auf den Verkehr mit Deutschland, sie verlangten nach neuen Eroberungen, rühmten sich alle andern Provinzen Frankreichs an „Patriotismus“ zu übertreffen, sendeten ihre Söhne mit Vorliebe in das Heer, und vor zwei Jahren waren allein die kriegslustigen Lothringer bereit, den Vorschlag der allgemeinen Wehrpflicht anzunehmen, den die Selbstsucht der Franzosen verwarf. Ein anschauliches, dem Deutschen schier unbegreifliches Bild von dieser französischen Gesinnung der Grenzlande geben die vielgelesenen „nationalen Romane“ der beiden Elsaß-Lothringer Erckmann und Chatrian, der Friedensprediger unter Frankreichs

Dichtern. Grunddeutsche Menschen, diese wackeren Pfalzburger, die hier auftreten, deutsch in Sprache und Empfindung, doch die Erinnerung an die alte Verbindung mit dem Reiche ist ihnen verloren bis auf die letzte Spur, sie schwärmen für die Tricolore, hassen ingrimmig den Prussien, und die Erzähler selber — schreiben französisch!

Wohl faßt uns Deutsche ein Grauen, wenn wir heute in Gunstett und Weißenburg die blinde Wuth von 1815 wieder aufleben, wenn wir diese deutschen Menschen in deutscher Sprache wider die „deutschen Hunde", die „Stinkpreußen" schmähen und gleich reißenden Thieren wüthen sehen gegen ihr Fleisch und Blut. Und dennoch sind wir nicht befugt, den Stab zu brechen über dies verirrte Volk, das trotz alledem zu den tüchtigsten deutschen Stämmen zählt. Schon Arndt entschuldigte mit gutem Grunde die Elsasser wider Rückert's herben Vorwurf. Was uns an den Unseligen empört, ist doch nichts Anderes als der alte deutsche Particularismus, als jener verhängnißvolle Trieb des Deutschen, etwas Anderes, etwas Besseres zu sein als der deutsche Nachbar, das eigene Ländle für das Land der Mitte zu halten und bei dem einmal ergriffenen Banner in blinder Treue festzustehen — nur daß hier unter höchst unnatürlichen Verhältnissen die alte deutsche Erbkrankheit in der allerhäßlichsten Gestalt erscheint. Sehet hin auf die mißbrauchten Unglücklichen, die bei Wörth und Forbach den deutschen Kriegern meuchlerisch in den Rücken fielen: so sind die Deutschen, welche die große Auferstehung unseres Volkes während der letzten zwei Jahrhunderte nicht mit erlebten, und so wären wir heut Alle, wenn es kein Preußen gäbe. Der Elsasser ist nicht ein Franzose schlechtweg, er will es nicht sein, er blickt mit Mißtrauen, oft mit Haß auf den Wälschen; er fühlt sich als Glied des auserwählten Völkchens, das alle Franzosen durch Fleiß und kriegerische Kraft, alle Deutschen durch sein Franzosenthum übertrifft. Auch andere Deutsche setzten einst ihren Stolz darein, den Königen von Polen, Schweden, Dänemark, England deutsche Treue zu erweisen; noch grimmiger als heute die Elsasser kämpften einst die Stettiner für die Krone Schweden gegen den großen Kurfürsten. Erst der erstarkende preußische Staat hat uns Anderen ein deutsches Vaterland wieder geschenkt.

Woher sollten auch die Elsasser Achtung lernen vor dem deutschen Wesen? Was anders sahen sie vor ihrer Thür als die Lächerlichkeit der Kleinstaaterei und — jene Spielbank von Baden, wo deutsche Gemüthlichkeit sich demüthig beugte vor französischer Unzucht? Das alte Reich, dem sie einst treulich angehangen, war versunken; von dem neuen Staate, der sich glorreich emporhob, wußten sie nichts. Wie lang ist's her, daß bei uns selber die öffentliche Meinung als Deutschlands Fall beklagte,

was Deutschlands Erwachen war? daß es wohl eine französische und habsburgische, doch nicht eine deutsche Ansicht der deutschen Geschichte gab? Noch am Anfang des Jahrhunderts pflegte der deutsche Patriot den letzten Grund der deutschen Zerrissenheit in der Entstehung des preußischen Staats zu suchen. Und wie war doch das Bild von Deutschland, das noch vor vierzig Jahren unsere Radikalen, nach Heine's Vorgang, zu entwerfen pflegten? Die deutsche Nation ein philosophirendes und biertrinkendes, doch übrigens unschädliches und bedientenhaftes Volk, ihre Kleinstaaten durch die große Revolution und den großen Napoleon mit einigen Freiheitsgedanken gesegnet, doch leider im Norden der Staat des Corporalismus und des Feudalismus, der räuberische Staat der hobereaux. Eben dies Zerrbild von Deutschland ist in Frankreich bis zum heutigen Tage lebendig geblieben. Allerdings hat das zweite Kaiserreich, das sich so viele unfreiwillige Verdienste um Deutschland erwarb, auch das Selbstgefühl der Elsasser ein wenig erschüttert. Einzelne Denkende erkannten wohl die sonnenklare Thatsache, daß jeder deutsche Staat heute ungleich freier ist als das kaiserliche Frankreich; doch die Masse des Volks, mißleitet von einer unbeschreiblich dummen Provincialpresse, blieb ohne jede Kunde von dem ungeheuren Umschwung, der sich in Deutschland vollendete, sie lebte weiter in den alten Träumen.

Hat sich nun in diesem französisch gesinnten deutschen Stamme eine eigenthümliche neue Gesittung herausgebildet? Die Elsasser, nach deutscher Weise geneigt die Noth zur Tugend zu machen, gefallen sich oft in der Versicherung, ihr Land bilde das vermittelnde Glied zwischen der romanischen und der germanischen Welt, sei darum heute bedeutsamer für das Culturleben Europa's denn früher als deutsches Reichsland. Niemand hat diesen Gedanken geistreicher und feiner entwickelt als der hochgebildete Ch. Dollfus aus Mülhausen. Um das Jahr 1860 schien es wirklich, als sollte die Provinz mit Erfolg dieses Vermittleramtes warten. Die Revue germanique, zumeist von Elsassern geschrieben, versuchte den Franzosen ein treues Bild von deutscher Wissenschaft zu geben; der Temps, gleichfalls von Elsassern geleitet, bemühte sich unser Staatsleben unbefangen zu würdigen. Auch Franzosen von altkeltischem Blute äußerten damals, nur das Wiederaufgraben der halbverschütteten germanischen Kräfte könne dem französischen Boden neue Triebkraft schenken, und wir Deutschen schauten mit ehrlicher Freude dem ungewohnten Treiben zu. Doch alle diese Versuche sind gänzlich gescheitert, und sie mußten scheitern. Die Freude der Franzosen an den Werken unseres Geistes beruhte immer auf der stillschweigenden Voraussetzung, daß wir noch immer jenem alten Zerrbilde entsprächen, noch immer ein staatloses Volk von Dichtern und Den-

kern seien. Sobald die böhmischen Siege die Macht des deutschen Staates offenbarten, trat im französischen Leben eine Wandlung ein, die wir Deutschen nicht genugsam beachtet haben. Der Einfluß deutscher Ideen kam in's Stocken, die Revue germanique ist längst untergegangen, der Temps hat dem neuen deutschen Bunde genau dieselbe Gehässigkeit erwiesen wie alle anderen französischen Blätter, und nach allem Gräßlichen, was wir in den jüngsten Wochen erlebten, ist für die nächste Zukunft eine noch tiefere Entfremdung zu erwarten.

Und war denn das Elsaß in Wahrheit ein Vermittler zwischen Deutschland und Frankreich? Zum Vermitteln gehört doch ein gegenseitiges Geben und Empfangen. Was aber haben wir von den Elsassern empfangen? Was waren sie uns? Ihre guten Köpfe gingen einfach dem deutschen Leben verloren, wurden Franzosen mit einem Anflug deutscher Bildung, wie jener Dollfus selber, dienten den Fremden, nicht uns. Der Verlust der deutschen Provinzen würde für Frankreich unendlich mehr bedeuten als eine Verminderung der 89 Departements um drei; er wäre nicht blos ein furchtbarer moralischer Schlag — denn diese Lande sind der Stolz der Nation, der vielumkämpfte Preis alter Siege, die gerühmte terre classique de la France — sondern auch eine ganz unersetzliche Einbuße an geistigen Kräften. Man erstaunt, in jeder großen Stadt Frankreichs, überall und in allen Lebensstellungen, die fleißigen, gescheidten, zuverlässigen Söhne des Elsaß zu finden. Die Bevölkerung des Departements Niederrhein, die doch nach deutscher Weise gesund und fruchtbar ist, hat sich in den fünfziger Jahren erheblich vermindert, durch das massenhafte Ausströmen in die Städte Frankreichs. Und diese regelmäßige Auffaugung deutscher Kräfte durch das französische Volk sollten wir als eine gesunde Wechselwirkung anerkennen — jetzt da wir die Macht besitzen den krankhaften Zustand zu beendigen? Die Schweiz ist wirklich ein Land des Ueberganges, der Vermittlung; hier lernen, verbunden durch eine lose und freie Verfassung, drei Nationen einander zu würdigen und zu schonen. Doch der centralisirte Staat, das herrische Volksthum Frankreichs kann einer Provinz weder ein selbständiges Culturleben noch eine eigene Sprache gestatten.

Die amtliche Statistik verschmäht dort grundsätzlich nach den Sprachverhältnissen zu forschen, wie ihr Direktor Legoyt oftmals laut bekannte. Der Staat nimmt an, daß jeder Franzose französisch verstehe; die Welt darf nicht erfahren, wie vielen Millionen Basken, Bretonen, Provençalen, Flamändern, Deutschen die Staatssprache fremd ist; die abweichende Volkssprache soll zum Dialekte, zur Sprache der Unbildung herabgewürdigt werden. Mit rücksichtsloser Beflissenheit hat die französische Bureaukratie

im Elsaß auf dies Ziel hingearbeitet, so fanatisch, daß Napoleon III. zuweilen die Plumpheit der Uebereifrigen ermäßigen mußte. Der gesammte höhere Unterricht ist französisch, neuerdings versucht man sogar durch die Einführung französischer Kindergärten die Jugend schon im zartesten Alter der Muttersprache zu entfremden. Wer reines nordisches Hochdeutsch spricht wird zuweilen mit halbgebildeten Elsassern sich leichter verständigen wenn er sein Französisch zu Hülfe nimmt: den Leuten ist nur der Dialekt der Heimath noch ganz geläufig. Aber das Unternehmen, die Sprache eines großen Culturvolks herabzudrücken zu der Roheit des keltischen Patois der Bretonen, ist ein Wahnwitz, eine Sünde wider die Natur. Ewig wahr bleibt der Spruch unsrer derben Altvordern: „also deutsch Herz und wälsches Maul, ein starker Mann und lahmer Gaul, zusammen sich nicht schicken.“ Die aufgedrungene fremde Sprache hat die höheren Stände des Elsasses in ihrem Gemüthe, in ihrem Seelenleben unsäglich geschädigt, dem geistigen Leben der Provinz den Charakter einer Bastardbildung, die nicht Fisch nicht Fleisch ist, aufgeprägt. Unglückliche Geschöpfe, diese deutschen Knaben, die dort in goldgeränderten Lyceistenmützen unter der Obhut eines eleganten Abbés einherziehen: an Boileau und Racine soll sich ihr deutsches Gemüth erheben, und in der Sprache Goethe's reden sie gräulich wälschend mit den Dienstboten!

In dem Kampfe selbständiger Cultursprachen erringt leider die Formgewandtheit meist den Sieg über die Tiefe, die Gediegenheit der Bildung. Denn am letzten Ende hängt das Volksthum des jungen Geschlechtes von den Müttern ab; und Frauen widerstehen nicht leicht dem Zauber der glänzenden Form. Während in der Regel das Weib, treuer als der Mann im Guten wie im Schlimmen, auch zäher als er an der väterlichen Sitte festhält, verwälschen die elsasser Frauen schneller als die Männer; das lehrt der Augenschein, das lehrt die von allen Volksbibliotheken der Provinz übereinstimmend berichtete Wahrnehmung, daß die Frauen fast nur französische Bücher lesen. Die Sprache des Staats, der guten Gesellschaft und der großen Geschäfte ist französisch; desgleichen die Sprache der Bücher und der Zeitungen — (denn jene barbarische deutsche Uebersetzung, die der Franzose Herr Schneegans neben den französischen Text seines Niederrheinischen Curiers zu stellen pflegt, wird besser mit einem mitleidigen Schweigen übergangen). Wer jemals drei Generationen eines elsasser Hauses neben einander sah, der hat auch die zunehmende Verwälschung der höheren Stände handgreiflich vor Augen gehabt. Erinnert man diese Menschen an ihre herrliche deutsche Vorzeit, so hilft ein zuversichtliches „wir sind Franzosen“ über alle Gründe hinweg; der Gelehrte, wie jener Schützenberger, fügt wohl auch einige tiefsinnige Redensarten

hinzu über die Wandelbarkeit aller irdischen Dinge, die selbst das Volksthum zerstöre. Der Staatsdienst, die Niederlassung zahlreicher Franzosen in der Provinz, mannichfache Familien- und Geschäftsverbindungen beschleunigen die unnatürliche Entartung. Von den großen Geschlechtern des Landes sind die Einen auf das rechte Ufer gezogen, so die Schaumburg, Böcklin, Türkheim, die Andren fast sämmtlich dem französischen Wesen verfallen — so die Reinach, Andlau, Vogt von Hunolstein. Ein Zorn von Bulach war es, ein Sohn jenes ruhmvollen alten Reichsbürgergeschlechts, der kürzlich im gesetzgebenden Körper in stürmischer chauvinistischer Rede die Befestigung von Hüningen verlangte, damit das Vaterland nicht dem Deutschen zur Beute falle.

Wie herrlich erscheint neben solcher Verwälschung der Gebildeten das treue Beharren des alemannischen Bauern bei der Sitte der Väter. Hier, unter den kleinen Leuten, wo die Bildung nichts gilt und das gesammte geistige Leben in dem Gemüthe enthalten ist, herrscht noch unumschränkt die deutsche Sprache, die auch unter den Vornehmen noch oft die Sprache des Gemüthes, des häuslichen Heerdes geblieben ist. Tritt der deutsche Wanderer in ein Dorf der Vogesen, so begrüßt ihn am Eingang irgend eine Verordnung in französischer Sprache oder eine auf die Mauer gemalte Anzeige der großen Pariser Reclamenfirmen Chocolat Ménier und Au pauvre diable. Doch im Dorfe selbst ist Alles deutsch: rothe Westen, große Pelzmützen und Dreispitze — uralte Volkstrachten wie nur in den entlegenen Thälern des Schwarzwaldes. Oft gilt der Name Wälsch noch als Schimpfwort, oft reden nur der Maire, der Cantonnier und einige jüngere weitgewanderte Burschen geläufig die fremde Sprache; alle Verordnungen, die das Volk ernstlich kennen soll, müssen in beiden Sprachen verlesen werden. Die Kinder französisch zu unterrichten ist entweder unmöglich oder sie vergessen nach wenigen Jahren das mühselig Erlernte. Freudig wie der Ditmarscher betrachtet der Sundgauer Bauer das Storchennest auf seinem Strohdach, er steht mit seinem Storche in gemüthlichem Verkehr wie Jener mit seinem Hadbar, nimmt gewissenhaft wie Jener den Miethzins in Empfang, den der Vogel alljährlich herunterwirft. Liest er etwas, so liest er die herzhaften Schwänke des hinkenden Boten, wie sein Schwarzwälder Nachbar drüben. Unter den Holzhauern oben im Wasgau, die im Winter die Stämme auf mächtigen Schlitten den jähen Abhang hinunterstoßen, ist für den Forscher noch ein reicher Schatz uralter deutscher Sagen und Bräuche zu heben; der Wälsche belegt die handfesten Gesellen mit dem köstlichen Namen schlitteurs.

Doch die gewaltigste unter allen den Kräften, welche das deutsche Wesen noch aufrechthalten, ist der Protestantismus, der feste Schild deut-

scher Sprache und Sitte hier wie im transsylvanischen Gebirg und an den fernen baltischen Gestaden. Die starke Wurzel unserer modernen deutschen Bildung bleibt doch das freie lebendige Nebeneinander der Glaubensbekenntnisse, und an diesem Grundzuge deutschen Lebens, der uns von dem katholischen Süden wie von dem lutherischen Norden unterscheidet, hat das paritätische Elsaß vollen Antheil. So lange der Landmann noch aus deutschem Gesangbuche „Ein' feste Burg ist unser Gott" singt, wird das Deutschthum im Wasgau nicht untergehen. Jener liebevoll werkthätige Geist, der in dem alten Spener und später in dem wackeren Oberlin, dem Wohlthäter des Steinthals, waltete, lebt noch heute in den wackeren evangelischen Seelsorgern des Elsaß, und vielleicht sind sie die Einzigen im Lande, welche im Stillen die Rückkehr zu Deutschland ersehnen. Treue Liebe zu dem Lande der Dragonaden und der Cevennenkriege konnte die schändlich mißhandelte evangelische Kirche ja doch niemals hegen. Deutsche Wissenschaft, der freie kühne Forschermuth der Tübinger Schule waltet unter den trefflichen Gelehrten der Straßburger evangelischen Facultät, deren einige noch deutsch lehren; den Franzosen danken sie nur einen rührigen praktischen Sinn, der die erkannte Wahrheit auch dem Leben, der Verfassung der Gemeinden einzuprägen sucht.

Und was ist überhaupt gesund und tüchtig im Elsaß? Was hebt diese Landschaft empor aus jenem finsteren Nebel der Genußsucht und der pfäffischen Verdummung, welche über den meisten anderen Provinzen Frankreichs ruht? Allein ihr Deutschthum. Deutsch ist jener rührige Bürgersinn, jener unausrottbare Drang nach Selbstverwaltung, der auch vor den Künsten napoleonischer Präfekten nicht gänzlich weichen und vor dem monarchischen Socialismus des zweiten Kaiserreichs sich nicht beugen wollte. Mögen die ehrenwerthen Mitglieder der société industrielle de Mulhouse immerhin glauben, daß sie Franzosen seien mit Leib und Seele, und an den Straßenecken ihrer Arbeiterstadt die Inschriften place Napoléon und rue Napoléon anbringen — dies bewunderungswürdige Unternehmen freien Bürgergeistes konnte doch nur auf germanischem Boden entstehen, wie auch das große städtische Arbeitshaus Ostwald bei Straßburg nur durch eine deutsche Stadt gegründet werden konnte. Die cités ouvrières in französischen Sädten, wie in Lille, sind durch den Staat geschaffen. Deutsch ist die thätige Sorge der Gemeinden und Hausväter für den Volksunterricht, die immerhin bewirkt hat, daß durchschnittlich von hundert Neuverheiratheten im Oberrhein nur 6 bis 7, im Unterrhein nur 2 bis 3 nicht schreiben konnten — ein Ergebniß, das neben den deutschen Zuständen bescheiden, neben den französischen glänzend erscheint. Deutsch ist der Geist jener Volksbibliotheken und Gesangvereine, die mit den Präfekten

in beständigem Hader lagen; deutsch ist trotz der wälschen Sprache die gelehrte Bildung, die in der Revue critique und den Werken der Provincialhistoriker so Tüchtiges leistet; deutsch auch unter den Französischredenden der naturfrischere, derbere und jugendlichere Zug des Lebens, der von keltischer Unzucht wohl angefressen, doch noch nicht zerstört ward. Und sind nicht auch die Kriegertugenden des Elsassers deutsch? Seine Treue und Mannszucht, jener Fleiß in der Ausbildung des einzelnen Mannes und jene Lust am sorgfältigen Schießen, die ihn allein unter allen französischen Soldaten zum Parteigängerkriege befähigen und hier allein eine Art freiwilliger Volksbewaffnung, die franctireurs, hervorgerufen haben?

Doch leider, mögen wir die unverwüstliche deutsche Art des Elsassers preisen, der Gelobte nimmt das Lob nicht an; er bleibt dabei, daß er kein Schwabe sei und alle Schwaben gelbe Füße haben. Er ist durch Frankreich früher als wir Deutschen in das großartige Getriebe der modernen Volkswirthschaft eingeführt worden, er dankt ihm musterhafte Verkehrsanstalten, ein weites Marktgebiet, den Zufluß gewaltiger Capitalien, hohe Arbeitslöhne, die noch heute zur Erntezeit den badischen Feldarbeiter schaarenweis über den Rhein ziehen. Er hat von den Franzosen einiges savoir-faire gelernt, seine Betriebsamkeit steht im Ganzen höher als die deutsche nebenan, sticht in einzelnen Zweigen — so in der Kunstgärtnerei — sehr auffällig ab von der Bequemlichkeit des badischen Nachbars. Er ist seinem großen Staate verbunden nicht blos durch alte Treue und alten Stolz, sondern auch durch materielle Bande, deren Macht wir in unserem freieren Staatswesen selten nach Gebühr würdigen. Die bureaukratische Centralisation bietet unter tausend Sünden doch den einen Vorzug, daß sie wie ein fester Mörtel in jede Fuge des socialen Gebäudes dringt, das Herausbrechen eines Steines aus der Mauer unsäglich erschwert. Welche Arbeit bis alle die tausend Fäden abgeschnitten sind, die von Straßburg und Colmar nach Paris hinüberführen. Die fonctionnomanie der Franzosen, ihre Sucht vom Staate Vortheil zu ziehen, und sei es nur durch ein bureau de tabac, ist auch in diese Grenzlande hinübergedrungen. Eine Unzahl von Beamten, Pensionären und Veteranen lebt in der Provinz, und sind nicht fast alle großen Verkehrs- und Creditinstitute in Wahrheit Staatsanstalten? Welche Macht liegt nicht in der Hand der großen Ostbahn, welche dem Namen nach eine Privatbahn, thatsächlich eng mit dem Staate verbunden ist! Kommt das Land an Deutschland und diese Bahn bleibt was sie ist, so wird jeder Bahnwärter und jeder Schaffner französische Propaganda treiben.

Den geringsten Widerstand vermuthlich wird die Wiedereroberung im Niederelsaß finden; hier ist ein Drittel des Volks protestantisch, ein

schwunghafter Verkehr geht nach Baden und der Pfalz. Weit ungünstiger liegen die Dinge am Oberrhein, wo ein mächtiger Clerus den Haß eines lebhaften, leicht erregbaren Geschlechts wider Deutschland schürt und an dem protestantischen Zehntel der Bevölkerung kein Gegengewicht findet. Die Industrie von Mülhausen arbeitet zumeist für Frankreich, obwohl die Kattun- und Musselingeschäfte des Platzes seit den neuen Handelsverträgen auch auf den Leipziger Messen stark vertreten sind. Die alten Erinnerungen der Schweizerstadt widerstreben dem deutschen Staate; ihre Patricier tragen geflissentlich französische Gesinnung zur Schau; ihre Arbeitermassen, weither, zumeist aus Deutschland, zusammengewürfelt, zeigten sich immer empfänglich für das hohle Pathos des Pariser Demagogenthums. Die allergehässigste Feindseligkeit aber droht uns in Deutschlothringen. Hier, unter einem fast ausschließlich katholischen Volke, hat deutsche Gesittung niemals so großartig sich entfaltet wie im Elsaß, seit mehr denn hundert Jahren wird sie durch die schlechten Künste des französischen Beamtenthums mißhandelt — am Rohesten in den alten luxemburgischen Landstrichen um Diedenhofen — und der gewohnte Verkehr führt das Landvolk nach zwei französischen Städten, nach Metz und Nanzig.

Gewiß, die Aufgabe, hier die zerrissene Kette der Zeiten wieder anzuknüpfen, zählt zu den schwersten, welche jemals den staatsbildenden Kräften unseres Volks gestellt wurden. Capital und Bildung, in Posen und Schleswig-Holstein die treuen Bundesgenossen des Deutschthums, sind hier unsere Gegner. Das deutsche Wesen ward furchtbar verwüstet in den höheren Ständen dieser Westmark. Was uns gräulich scheint ist ihnen heilig. Sie gedenken mit Stolz, daß einst Rouget de l'Isle in Straßburg jene glühenden Verse dichtete, die den Feinden Frankreichs, den Deutschen, Tod und Vernichtung drohten, und daß der Soldatenkaiser einst durch das Austerlitzer Thor hinauszog zum Kampfe wider uns; die Stadt, die in den Geisterschlachten der deutschen Reformation als eine Heldin focht, rühmt sich heute — so lautet die Phrase — de porter fièrement l'épée de la France. Was uns lächerlich scheint dünkt ihnen selbstverständlich. Sie erröthen nicht, sich Monsieur Schwilgué oder Stöcklé zu nennen, sie lassen sich die uralten Namen ihrer Städte in Wasselonne, Cernay, Sélestat verwälschen, nehmen selbst das unbeschreiblich abgeschmackte Obernay (für Oberehnheim) gefügsam hin und halten für vornehm, antwergmestres zu schreiben, wenn sie in ihren französischen Geschichtswerken von den Meistern der alten Zünfte reden; sie wundern sich, daß wir die Achseln zucken, wenn wir auf dem Marktplatz zu Rappoltsweiler das Denkmal zu Ehren der großen Gewerbetreibenden des Ortes betrachten und dort die Namen Meyer Jaques, Muller Etienne im Stile der Präfekturtabellen

aufgezählt finden. Was uns Freiheit ist däucht ihnen Zwang. Sie haben in einem Staatsleben, dessen Parteien sammt und sonders dem Despotismus fröhnen, das Verständniß verloren für die Wahrheit, daß jede gesunde Freiheit Lasten und Pflichten auferlegt; sie schauen mit Widerwillen auf die Grundpfeiler des deutschen Staats, die allgemeine Wehrpflicht und die selbständige Gemeinde. Und mit all ihrer Ergebenheit erscheinen sie den Wälschen doch nicht als ebenbürtig. Der Franzose weiß die frische Kraft des Elsassers gewandt auszubeuten, doch er spottet im Stillen dieser ehrlichen têtes carrées. Die neufranzösische Kunst, alle zehn Jahre einmal sich umzudenken, will unter den zähen Schwaben schlechterdings nicht heimisch werden; die Elsasser sind auch in unseren Tagen, wie einst in der Revolution, jener periodisch wiederkehrenden allgemeinen Fahnenflucht, welche das Parteileben der Franzosen auszeichnet, nur zögernd, unwillig gefolgt; als der Präsident Ludwig Napoleon seine berüchtigte Kaiserreise durch Frankreich hielt und das ganze Land dem neuen Götzen zujauchzte, da begegnete ihm allein im Elsaß stolzer republikanischer Sinn. Solche Treue versteht der Franzose nicht. Selbst Duruy, der unserer Bildung näher steht, als die Meisten seines Volks, sagt über die Bevölkerung des Elsaß, nach einigen Worten verdienten Lobes, herablassend: mais elle délaisse trop lentement son mauvais jargon allemand et son intolérance réligieuse. — Mauvais jargon allemand — die Muttersprache, jenes treuherzige Alemannisch, das dem jungen Goethe so warm und traulich zum Herzen klang! Intolérance réligieuse — das treue Festhalten am evangelischen Glauben! — So fremd stehen die Franzosen ihren deutschen Staatsgenossen gegenüber.

Eben hierin liegt für uns ein Unterpfand der Hoffnung. Der Quell deutschen Lebens ist wohl verschlammt, doch nicht versiegt. Reißet diese Menschen aus dem fremden Erdreich heraus, und sie sind so deutsch wie wir. Die ausgewanderten Elsasser und Lothringer in Amerika halten sich regelmäßig zu den Deutschen, jubeln heute, wie diese, unseren Siegen zu. Der deutsche Geist der Muse Ludwig Uhland's fand kaum irgendwo einen so hellen Widerklang wie in den Liedern der Elsasser August und Adolf Stöber. Wie ergreifend klingt aus solchem Munde die Mahnung an die Straßburger: „soll Eure Söhn' umwinden der Treue festes Band, und soll sie ewig binden an's deutsche Vaterland!“ Und dort in Kleeburg, nahe jenem Gaisberge, den jüngst die tapferen Niederschlesier in gräßlichem Kampfe erstürmten, stand die Wiege Ludwig Häusser's — des treuen Mannes, der uns zuerst die Geschichte unseres Freiheitskrieges mit deutschem Sinne erzählt hat. Auch andere deutsche Gaue waren einst ähnlicher Verderbniß verfallen wie heute das Elsaß. Zu den Bürgern von Köln

und Koblenz war unter der faulen Herrschaft des Krummstabs, unter dem eisernen Joche des Kaiserreichs kaum eine schwache Kunde gedrungen von Friedrich's Thaten und Schiller's Gedichten, von allem Großen und Echten der neuen deutschen Geschichte; ein Jahrzehnt preußischer Herrschaft hat die Verlorenen dem deutschen Leben wieder erobert. Wurzelt das fremde Wesen heute in Colmar und Mülhausen ungleich tiefer als weiland am Niederrhein, so sind doch auch Kraft und Selbstgefühl der deutschen Nation seitdem unermeßlich gewachsen. Schon beginnen die Elsasser zu zweifeln an der Unüberwindlichkeit ihres Staates, den mächtigen Aufschwung des deutschen Reiches mindestens zu ahnen. Verbissener Trotz, tausend im Dunkeln schleichende französische Ränke werden uns jeden Schritt erschweren auf dem neu eroberten Boden; doch der letzte Erfolg ist zweifellos, denn für uns streitet, was stärker ist als fremde Lügenkünste — die Natur selber, die Stimme des Blutes.

3.

Wer ist stark genug, diese verlorenen Lande zu beherrschen und durch heilsame Zucht dem deutschen Leben wiederzugewinnen? Preußen, allein Preußen! Ich weiß es wohl, es leben im Norden der klugen Leute viele, die vorsichtig abmahnen: berührt nur jetzt nicht die heikle Frage, erweckt nur jetzt nicht den kaum eingeschlummerten Groll der Parteien. — Wunderlicher Irrthum! Die Frage, die sich hier erhebt, steht über allen Parteien; es ist die Frage, ob diesem deutschen Kriege auch ein deutscher Friede folgen, ob beide aus einem Guß und Geist sein sollen, ob, wie die Schwerter schlugen allein um des großen Vaterlandes willen, auch die Satzungen des Friedens sich richten sollen allein nach den Geboten deutscher Sicherheit und Ehre, nicht nach particularistischen Erbärmlichkeiten. Und gerade jetzt soll die Presse offen reden, so lange das Eisen des heiligen Völkerzornes noch im Feuer geschmiedet wird, so lange der herrliche Einmuth dieses Krieges noch nicht überwuchert ist durch das kleine Spiel der Parteien. Das Auge unseres Volkes ist hell, sein Herz weit genug, um nach verständiger Belehrung das für Deutschlands Sicherheit Nothwendige einzusehen. Sollten einzelne Verräther durch das offene Hervortreten der unabweisbaren nationalen Forderungen bewogen werden, ihre Maske vor der Zeit abzunehmen und ihren alten Lieblingsruf „lieber französisch als preußisch" wieder anzustimmen, so wird der Abfall solcher Gesellen der deutschen Sache nicht schaden.

Schreitet der Krieg in dem angehobenen großen Gange weiter, so wird der Feldherr der Deutschen im Namen der Verbündeten den Frieden schließen und was an Land zu fordern ist, an die Verbündeten insgemein

abtreten lassen. Das weitere Schicksal der eroberten Lande bliebe dann als eine innere deutsche Angelegenheit den Verhandlungen zwischen den deutschen Verbündeten vorbehalten; denn es ziemt uns Deutschen nicht, die traurigen Ueberreste unserer Zersplitterung auf einem Friedenscongresse zur Schau zu stellen und der höhnenden Welt zu zeigen, daß unsere politische Einheit noch bei Weitem nicht so reif ist, wie die Einheit des deutschen Heeres. Sollen aber diese Verhandlungen zwischen den Verbündeten rasch und einträchtig zu gedeihlichem Ende führen, so muß eine feste und einmüthige öffentliche Meinung den Regierungen erleichtern das Nothwendige zu wollen. Was hemmte, nächst dem Neide des Auslands, die deutschen Staatsmänner von 1815? Die zerfahrene Unsicherheit des Geistes der Nation. Die Einen dachten dem Erzherzog Karl, Andere dem Kronprinzen von Würtemberg die Herzogskrone des Elsaß zu geben, selbst Arndt forderte nur im Allgemeinen die Befreiung des deutschen Stromes. Zeigen wir heute, daß wir gelernt in großen Tagen, daß wir für das Vaterland auch zu leben verstehen, während unsere Väter nur zu sterben wußten für Deutschland, daß an die Stelle jener unbestimmten nationalen Einigkeit, welche die Männer des zweiten Pariser Friedens beseelte, heute die Einheit des klaren politischen Willens getreten ist.

Im Norden geht heute das Wort im Schwange: wir wollen die Süddeutschen belohnen für ihre Treue — eine jener unklaren Redensarten, die, einem warmen Gefühle entspringend, in Zeiten gemüthlicher Erregung leicht gefährlich werden. Oh, wenn jene Norddeutschen, welche diese Phrase nachsprechen und sich dabei sehr edel und sehr großmüthig dünken, nur einmal sehen könnten, wie die Augen fester und einsichtiger süddeutscher Männer bei solchen Worten funkeln! Wir wollen keinen Lohn, heißt es da, und will man uns durchaus danken, so belohne man mindestens nicht den Particularismus unserer Höfe, den wir mühsam niederhielten! — Ich rede hier unter dem Eindruck dringender Mahnungen, die mir von süddeutschen Freunden zukommen und mich auffordern, in diesen Jahrbüchern das süddeutsche Interesse zu vertreten. Der Gedankengang dieser süddeutschen Interessenpolitik lautet schlicht und unwiderleglich also:

Frankreich wird und kann nicht ehrlich Frieden schließen. So lange sein Heer und seine Verwaltung sich nicht völlig ändern, so lange eine gänzlich umgestaltete Volkserziehung nicht ein neues Geschlecht heranbildet, wird das französische Volk nie im Ernst verzichten auf die natürlichen Grenzen, noch auf den Wahn, daß Deutschlands Schwäche Frankreichs Stärke sei. Wir im Oberlande können uns nicht in Ruhe unseres Daseins freuen, nicht mit Zuversicht den fieberisch erregten Grimm der gallischen Vandalen verachten, so lange nicht das Elsaß in starker Hut ist.

Der preußische Adler allein versteht festzuhalten, was seine Fänge ergriffen; in jeder schwächeren Hand ist das Grenzland nur ein Besitz auf Zeit. Wir kennen besser als die Freunde im Norden jene Mächte des Widerstandes, welche in Straßburg und Mülhausen gegen das Deutschthum sich aufbäumen. Das preußische Gebiet soll sich wie ein schützender Mantel von Wesel über Metz und Saarlouis bis nach Straßburg und Belfort um unsere bedrohte Grenze legen. Preußen wird vielleicht nicht immer von starken, gewiß nicht immer von genialen Männern geleitet werden; die Zeit kann kommen, da ein verzagter preußischer Particularismus sich wieder einmal die Frage vorlegt: „ist das Hemd uns nicht näher als der Rock? ist es für den norddeutschen Staat unerläßlich, Süddeutschland um jeden Preis zu vertheidigen?“ Solche Fragen sollen in dem neuen Deutschland nicht mehr möglich sein; darum wollen wir Preußen durch das einzige Band, das in der Politik immer die Probe hält, durch seine eigenen Lebensinteressen an uns ketten. Wir haben immer beklagt, daß der Staat, der Deutschland lenkt, scheinbar mindestens ein ausschließlich norddeutscher Staat war; jetzt bietet sich die unschätzbare Gelegenheit ihn hineinzuziehen in das süddeutsche Leben, die unwahre, willkürliche Trennung von Nord und Süd für immer abzuthun. Er hat einst, in einer der kleinsten Epochen seiner Geschichte, das süddeutsche Land Ansbach-Baireuth mit preußischer Staatsgesinnung erfüllt; er wird heute, im Glanze der Macht und des Ruhmes, ähnliche Aufgaben mit gleichem Erfolge lösen. Dem deutschen Reiche aber wird es zum Heile gereichen, wenn die führende Macht in ihrem eigenen Hause süddeutsche Eigenart zu würdigen lernt, wenn die bürgerlichen Kräfte ihrer Westprovinzen verstärkt werden und den noch unreifen socialen Zuständen ihres Ostens ein Gegengewicht bilden — kurz, wenn der preußische Staat alle Gegensätze des deutschen Lebens in sich einschließt und versöhnt.

Was kann man im Norden so ernsten Gründen entgegensetzen? Nichts als die selbstgenügsame Rede: Preußen ist stark genug, um auf jede Gebietserweiterung zu verzichten. Wie großmüthig klingt dies Wort — wenn nur nicht der träge Kleinsinn des Particularismus sich dahinter verbürge! Was ist hochherziger, was deutscher: mit dem Münchener Hofe ein bequemes Verhältniß eingehen, indem man seiner Eitelkeit schmeichelt, und dann gemächlich zuschauen, wie Baiern sich vergeblich abquält an der Bändigung einer meuterischen Provinz — oder selber das Wächteramt am Rheine übernehmen, dessen Preußen allein warten kann, und entschlossen eine Herrschaft antreten, die dem Staate zunächst nur Lasten und Kämpfe bringt? Nein, wahrlich, nur ein übertriebenes Zartgefühl, ein falscher Edelsinn verhindert die norddeutsche Presse bisher, das Nothwendige zu

fordern, das süddeutsche Blätter, wie die wackere Schwäbische Volkszeitung, schon längst gefordert haben. Alle andern Pläne, die man für die Zukunft der Grenzlande ersonnen hat, sind thöricht, so thöricht, daß die Widerlegung einige Ueberwindung kostet. Wozu auch im Ernst antworten auf den Vorschlag, Elsaß und Lothringen sollten einen neutralen Staat bilden — als ob Europa sich gar nicht satt sehen könnte an dem ekelhaften Anblick der nation luxembourgeoise! Fürwahr, nur das Hirn eines englischen Manchestermannes, umwölkt von den Dünsten der Friedenspfeife, konnte so seltsame Blasen werfen. Kein Wunder, daß alle Feinde Deutschlands den Einfall loben; ein bequemerer Weg, um für Frankreich Alles Verlorene wiederzugewinnen, läßt sich ja nicht erdenken.

Kaum weniger ungesund erscheint der Vorschlag, dies deutsche Außenwerk einem Mittelstaate anzuvertrauen. Ist es nicht, als wären wir aus dem großen Jahre 1870 in die Zeiten des Bundestags zurückgeschleudert? Als hörten wir sie wieder, jene weisen Denker der Eschenheimer Gasse, die uns besorglich vor dem Feuer der Centralisation warnten, während uns das Sumpfwasser der Kleinstaaterei bis über die Schultern reichte? jene tapferen Schützenfestpatrioten, die so stürmisch riefen: Deutschlands Einheit, aber mit der Hauptstadt Nürnberg? — Badens Fürst und Volk haben sich in schweren Tagen treu bewährt; wir übersehen jetzt erst vollständig, was es bedeutet, daß hier dicht vor dem Feinde vier Jahre lang eine ehrliche nationale Politik aufrecht blieb. Sollen wir heute zum Dank diesem Staate eine Last auferlegen, die ihn erdrücken muß? Der Plan, ein oberrheinisches Königreich Baden zu gründen, ist durch allzu andächtiges Beschauen der Landkarte entstanden, und ein alter norddeutscher Irrthum hat ihm im Norden einige Anhänger geworben. Weil Baden von Rotteck und Liebenstein bis herab auf Mathy und Roggenbach eine lange Reihe namhafter politischer Köpfe unter seinen Söhnen zählte, so pflegt man im Norden von den geistigen Kräften des Landes Erwartungen zu hegen, denen ein Staat dritten Ranges nicht entsprechen kann. Im Lande selber denkt man bescheidener. Jeder verständige Mann schaudert bei dem Gedanken an einen Carlsruher Landtag, der zur Hälfte aus Elsassern bestünde. Wer vermöchte die starken ultramontanen und radikalen Parteien des Landes, die heute eine verständige liberale Mehrheit darniederhält, dann noch zu bändigen, wenn sie mit den verwandten Parteien im Elsaß sich verbündeten? Ein solcher Staat wäre, wie weiland das aus Belgien und Holland zusammengeschweißte Königreich der Niederlande, eine Augenweide für den Kartenzeichner und, wie jenes, eine politische Unmöglichkeit.

Doch die badische Regierung denkt ohne Zweifel klug und patriotisch

genug, um einen solchen Gewinn, der das Verderben des Landes wäre, von der Hand zu weisen. Um so mehr darf sie Gehör fordern, wenn sie, die zu allernächst betheiligte, ihrer Pflicht gemäß, entschieden Verwahrung einlegt gegen eine Vergrößerung Baierns durch das Elsaß. Ich will nicht den Schmutz einer kleinen Vergangenheit aufwühlen, doch in Carlsruhe kann man unmöglich vergessen haben, daß Baierns Gelüste nach der badischen Pfalz das Großherzogthum während eines vollen Menschenalters beunruhigten, derweil Preußen diese ganze Zeit hindurch Badens redlicher Beschützer war. Und sind unsere Grenzen sicher in Baierns Händen? Man stelle sich die bairische Regierung vor unter einem minder deutschgesinnten Könige als Ludwig II. ist, wie sie unablässig ringt mit der unbotmäßigen, durch Frankreich aufgestachelten Provinz, bis endlich der böse Nachbar zur guten Stunde mit dem Vorschlage heraustritt: nehmt ganz Baden und Würtemberg und gebt uns das Unsere wieder! Wahrlich, auch der Staat soll beten: führe mich nicht in Versuchung! Was sind alle Verträge und Bundesverfassungen gegen die rohe Wirklichkeit des Länderbesitzes? Zwar, Gott sei Dank, so Unwürdiges steht in dem neuen Deutschland schwerlich zu erwarten. Das edle Blut, das die Gefilde von Wörth und Weißenburg röthet, hat Preußens und Baierns Waffen fest verbunden; kein anderer Lord Castlereagh darf uns heute wie vor fünfundfünfzig Jahren höhnisch zurufen: der lose deutsche Bund kann das Elsaß nicht behaupten! Doch immer bleibt die böse Frage: besitzt Baiern die geistige und politische Kraft um das Elsaß mit sich zu verschmelzen? Offenkundige Thatsachen geben die Antwort. Wer hat im Jahre 1849 die deutschgesinnte linksrheinische Pfalz dem Königreiche Baiern gerettet? Die Waffen Preußens. Die Ergebnisse der bairischen Verwaltung in der Pfalz sind, milde gesprochen, sehr bescheiden geblieben. Jeder schöpferischen Kraft entbehrend, hat sie von den napoleonischen Institutionen der Provinz nur allzu Vieles träge aufrecht erhalten, und im Elsaß muß grade die despotische Verwaltung der Franzosen von Grund aus zerstört werden! Die Pfälzer sind deutsch mit Leib und Seele, doch dem bairischen Staate blieben sie stets halb fremd, fast feindlich; ihre Abgeordneten saßen im Münchener Landtage fast immer als eine geschlossene Landsmannschaft zusammen. Der schwache, unnatürliche Körper des Königreichs vermochte nicht das Sonderleben der Provinz zu brechen, und im Elsaß ist grade die Zerstörung eines unnatürlichen Sonderlebens unsere wichtigste Aufgabe!

Sage Niemand: in dem neuen Deutschland kommt wenig darauf an, welchem Einzelstaate eine Landschaft angehört, der Münchener Landtag muß sich ja doch mit der Rolle eines Provinciallandtages begnügen. —

Das heißt leichtsinnig eine Entwicklung als vollendet ansehen, welche erst im Verlaufe langer Jahre sich vollziehen kann. Gewiß wird die gewaltige Erhebung dieses Krieges nach dem Frieden auch einen staatsrechtlichen Ausdruck finden — in irgend welchen Formen, die sich heute noch nicht beurtheilen lassen. Die Einheit des Heerwesens, die im Kriege so herrlich erprobte, wird wohl unzweifelhaft auch im Frieden fortdauern; von ihr führt eine unhemmbare Schlußfolge zur gemeinsamen Diplomatie und von da zum gesammtdeutschen Parlamente. Aber der norddeutsche Bund wird und muß jenen beiden bewährten Grundsätzen treu bleiben, die er aufgestellt hat nicht aus Furcht vor Frankreich, sondern in richtiger Erkenntniß der deutschen Zustände. Er wird nach wie vor erklären: wir nöthigen keinen süddeutschen Staat zum Eintritt, aber wir wollen auch die schwer errungene Macht unserer Bundesgewalt nicht im Geringsten auflockern. Darnach ist doch keineswegs sicher, daß der bairische Hof sich sofort entschließen wird dem Bunde beizutreten. Und wenn er auch eintritt, so bleiben doch noch immer sehr wesentliche Unterschiede bestehen zwischen den einzelnen Bundesstaaten. Das Gebiet der inneren Verwaltung wird von den Bundesgesetzen nur zum kleinsten Theile berührt.

Und eben die Verwaltung, die gänzliche Neugestaltung der Regierungsbehörden, der Gemeinden, der Schulen muß in Elsaß-Lothringen das Beste thun. Die preußische Verwaltung aber hat am Rhein handgreiflich bewiesen, daß sie mit allen ihren Schwächen der französischen wie der kleinstaatlichen überlegen ist. Man vergleiche die jüngste Geschichte dreier großer rheinischer Städte, die sämmtlich durch Festungsmauern in ihrer natürlichen Entwicklung gehemmt werden. Wie kläglich stand das in Schmutz und Bettel verkommene Köln der napoleonischen Tage neben dem goldenen Mainz und dem wohlhäbigen Straßburg; und wie weit hat heute die stattliche Metropole des Niederrheins ihre beiden Schwestern überflügelt. Das ist der Segen der preußischen Gesetze. Nur Preußen vermag unter den französischen Beamten im Elsaß die unerläßliche rücksichtslose Ausfegung vorzunehmen, die feindlichen Kräfte durch tüchtige heimische zu ersetzen. Nur Preußen kann mit ruhiger Kraft den Belagerungszustand aufrechthalten, der in einzelnen Bezirken des verlorenen Landes wohl nöthig sein wird. Die Schattenseite der preußischen Verwaltung, die Vielschreiberei, wird den Elsassern nach der Corruption und der Tabellenseligkeit ihrer Präfecturen sehr harmlos scheinen. Ein mächtiger Staat, der die Rheinländer und Posener mit seinem Geiste durchdrungen hat, wird auch das Sonderleben halb französischer Alemannen zu beherrschen wissen, und wie die preußischen Parteien vor vier Jahren sich sofort über alle neuen Provinzen verbreiteten, so werden auch die Elsasser der-

einst mit den Parteien Preußens sich verbinden und darauf verzichten, im Berliner Landtage eine Landsmannschaft zu bilden.

Der Friede muß manches Band zerreißen, das jenen Grenzlanden theuer war. Darf Deutschland auch noch die unnütze Grausamkeit begehen, die Elsasser von den Lothringern zu trennen, Metz an Preußen, Straßburg an Baiern zu geben? Der Friede soll die Elsasser abscheiden von einem mächtigen Staat, der ihr Stolz und ihr Ruhm war. Darf Deutschland zu der gewaltsamen Befreiung auch noch die Demüthigung fügen und die bescheidene blauweiße oder gelbrothe Fahne da aufhissen, wo die weiland weltherrschende Tricolore der Revolution geweht hat? Nein, diese Deutschen sind gewöhnt an den weiten Gesichtskreis eines großen Staats; sie wissen es gar nicht anders, als daß sie preußisch werden müssen, wenn sie aufhören Franzosen zu sein. Geben wir ihnen einen Ersatz für das Verlorene: einen großen glorreichen Staat, eine mächtige Hauptstadt, freien Wettbewerb um die Aemter und Ehrenstellen eines weiten Reiches. Sie haben in der Einförmigkeit des französischen Staats jeden Sinn verloren für jene verwickelten Zustände des deutschen Bundeslebens, die wir selber oft kaum verstehen. Sie können lernen preußische Bürger zu werden, doch sie würden es lächerlich finden, wenn sie einem Könige in München, einem Oberkönige in Berlin gehorchen müßten. Nur hier keine halben, künstlichen Verhältnisse, wo allein die einfache handgreifliche Wirklichkeit des deutschen Staats frommen kann; nur hier keine Bundesfestungen, kein reichsunmittelbares Bundesgebiet — oder wie sonst die überklugen Vorschläge spielender Dilettanten lauten.

Wir alten Kämpen der deutschen Einheit haben vor sechs Jahren die Einverleibung der Elbherzogthümer in den preußischen Staat gefordert, obwohl der Erbanspruch eines deutschen Fürstenhauses uns im Wege stand — und diese Jahrbücher sollten heute empfehlen, daß ein Kleinstaat sich einniste in den hundertmal schwerer bedrohten rheinischen Herzogthümern, wo kein Grund des Rechtes wider Preußen spricht? Will man den einzig deutschen Gesichtspunkt aufgeben und nicht fragen: was ist für das große Vaterland heilsam? — sondern nach Krämerweise berechnen, welcher Antheil an dem Siegespreise den einzelnen Bundesgenossen zukommt, so gelangt man zu dem baaren Unsinn: man müßte die Grenzlande unter, ich weiß nicht wie viele, Kleinstaaten vertheilen — ein würdiges Seitenstück zu jener lächerlichen Zerfetzung des Saardepartements, welche im Jahre 1815 den Hohn Europas erweckte. Um jene Zeit, da das Selbstgefühl der preußischen Macht noch in der Wiege lag, konnte Gneisenau noch vorschlagen, Preußen solle das Elsaß an Baiern geben und dafür die ansbach-baireuthischen Lande zurücknehmen. Heute sind

he Ländervertauschungen unmöglich. Die Nation weiß, wie zufällig e Binnengrenzen gezogen sind, sie duldet jene trennenden Grenzpfähle r noch mit stillem Unwillen, ohne rechten Glauben, und verwirft darum e neue willkürliche Veränderung. Preußen ist nicht im Stande, den unbesgenossen ihren Antheil am Siegespreise in Land und Leuten aus- zahlen. Muß es denn sein, ist die bundesfreundliche Gesinnung des Münchener Hofes anders nicht zu gewinnen, so mag allenfalls das nörd- che Elsaß mit Hagenau und Weißenburg an Baiern fallen — was im- in ein häßlicher Nothbehelf, eine Grausamkeit gegen die Elsasser wäre. Nur das Wesentliche, der ununterbrochene Saum der Grenze von Die- denhofen bis Mülhausen kann ohne schwere Schädigung Deutschlands von Preußen nicht aufgegeben werden.

Man verweist uns warnend auf den Einspruch Europas. Nun wohl, wollt Ihr bei den Fremden Rath suchen, so wird ihr Vorschlag ver- muthlich dahin gehen, es solle der Großherzog von Hessen mitsammt sei- nem Herrn v. Dalwigk König in Elsaß werden. Es steht nicht anders, wir sind umringt von geheimen Gegnern. Selbst Englands unwürdige Haltung entspringt nicht blos der trägen Friedensluft, sondern auch dem stillen Argwohn gegen die unberechenbare Macht des neuen Deutschlands. Und gleich den Großen Mächten verfolgen auch die Schweiz und die Nie- derlande mißtrauisch unser Erstarken. Also von grollenden Nachbarn beobachtet vertrauen wir tapfer allein auf unser Recht und unser Schwert. Ist Deutschland mächtig genug, die Grenzlande den Franzosen zu ent- reißen, so darf es sie auch, unbekümmert um den Einspruch des Aus- lands, dem preußischen Staate zur Obhut übergeben.

Die Lösung der Elsasser Frage entscheidet über die nächste Zukunft des deutschen Staates. Denn Baiern, durch das Elsaß verstärkt und die süddeutschen Nachbarn rings umklammernd, wäre die Großmacht des deut- schen Südens. Wer aber diese große Zeit versteht, der darf nicht wollen, daß an die Stelle des unglücklichen preußisch-österreichischen Dualismus ein preußisch-bairischer trete, daß Baden und Würtemberg haltlos zwischen Preußen und Baiern einherschwanken. Die Zeit ist für immer vorüber, da deutsche Mittelstaaten noch wachsen konnten. Napoleon der Erste hat die Königreiche unsres Südens geschaffen, auf daß ihr Scheinkönigthum das Emporsteigen einer wirklichen deutschen Königsmacht verhindere, auf daß ihre Scheinmacht die Macht Deutschlands untergrabe. Diese Kronen haben sich heute durch deutsche Treue den Dank der Nation und Ver- zeihung für den Makel ihres Ursprungs verdient; das Blut, das strömen mußte um den Norden und den Süden zu vereinigen, ist Gottlob geflossen im Kampfe wider den Erbfeind, nicht im Bürgerkriege. Auch wir radikalen

Unitarier freuen uns dessen und sind nimmermehr gewillt, die Souveränität der bairischen Krone wider den Willen der Baiern selber zu schmälern. Aber man fordere nicht, daß wir die Macht der Mittelstaaten, die ohnehin zu groß ist für einen festen nationalen Staat, noch erhöhen. Sollen wir heute, da der helle Tag des deutschen Königthums glorreich anbricht, die Zahl der Zaunkönige noch um einen vermehren? Sollen wir den Sieg über den dritten Napoleon dadurch feiern, daß wir die Schöpfung des ersten Bonaparte verstärken? Nein, wir wollen Deutschlands Einheit, nicht ein trügerisches deutsches Gleichgewicht.

Schlaue Köpfe rathen wohl, man soll Baiern durch eine Vergrößerung seines Gebietes dem Eintritt in den deutschen Bund günstig stimmen. Wer also redet, ahnt wenig von der Naturgewalt des nationalen Gedankens. Baierns Eintritt ist lediglich eine Frage der Zeit, er wird so sicher erfolgen wie die Knospe zur Frucht wird. Ist das Elsaß preußisch und, sammt Baden, in den deutschen Bund aufgenommen, so können wir getrost Nachsicht üben gegen den Münchener Souveränitätsdünkel und geduldig harren, bis Baiern durch die Erkenntniß des eigenen Vortheils in den Bund gedrängt wird. Fällt das Elsaß an Baiern, so kommt unsere europäische Politik aus der ewigen Unsicherheit, unsere deutsche Politik aus einem schwächlichen Schaukelsysteme nicht heraus. — Der Scheelsucht der fremden Mächte bietet sich nur ein Mittel um einen gerechten deutschen Frieden zu verhindern: sie muß versuchen Baiern von Preußen hinwegzuziehen. Soll dies verhindert werden, so muß die öffentliche Meinung in Nord und Süd einmüthig erklären: wir wollen, daß Elsaß und Lothringen preußisch werden, nur so werden sie deutsch! Der Geist der Nation hat in diesen gesegneten Wochen schon eine wunderbare Kraft bewährt; er wird auch, wenn er sich einträchtig für einen klaren politischen Gedanken erhebt, den Münchener Hof heilen können von krankhaft ehrgeizigen Träumen, die eine verständige bairische Staatskunst nicht hegen darf.

Die Elsasser lernten das zersplitterte Deutschland verachten, sie werden uns lieben lernen, wenn Preußens starke Hand sie erzogen hat. Wir träumen heute nicht mehr, wie Arndt vor Jahren, von einem neuen deutschen Orden, der das Grenzland behüten müsse. Die nüchternen, gerechten Grundsätze, die wir in allen neuerworbenen Provinzen erprobten, reichen auch hier im Westen völlig aus. Nach einer kurzen Uebergangszeit strenger Dictatur können die Lande ohne Gefahr in den Vollgenuß preußisch-deutscher Verfassungsrechte eintreten. Ist das Beamtenthum erst durch massenhafte Pensionirungen gesäubert, verfolgt unbarmherzige Strenge jeden Versuch des Verraths, so werden eingeborene landeskundige Beamte hier, wie überall in den neuen Provinzen, gern verwendet werden. Selbst

das gute altpreußische Herkommen, wonach die Truppen in der Regel in ihrer heimischen Provinz garnisoniren, kann hier nach und nach eine vorsichtige Anwendung finden. Wir Deutschen verachten jenen bubenhaften Krieg gegen Stein und Erz, darin die Franzosen Meister sind; wir haben am Niederrhein die Denkmäler Hoche's und Marceau's in Ehren gehalten und denken uns auch an keinem, den Elsassern und Lothringern ehrwürdigen Erinnerungszeichen zu versündigen. Noch weniger an ihrer Sprache. Der deutsche Staat kann nur deutsch sprechen, aber er wird in den gemischten Bezirken dieselben milden Regeln befolgen, die in Posen und Schleswig-Holstein gelten; in die Gewohnheiten des häuslichen Lebens meisternd einzugreifen kam dem preußischen Staate nie in den Sinn. Unsere ganze Hoffnung ruht auf dem Wiedererwachen des freien deutschen Geistes. Wenn in den Schulen die Muttersprache wieder ernst und rein gelehrt wird, wenn die evangelische Kirche wieder in ungeschmälerter Freiheit sich bewegen darf, wenn eine verständige deutsche Provincialpresse das Land wieder einführt in die Kenntniß deutschen Lebens, so hat die Heilung des erkrankten Landes begonnen. Und ist es müßige Spielerei, einen Gedanken auszusprechen, der einem Gelehrten sich unwillkürlich aufdrängt? Warum sollte Straßburgs ehrwürdige Hochschule, wiederhergestellt nach schimpflicher Verstümmelung, für die deutsche Gesittung am Oberrhein nicht ebenso segensreich wirken wie Bonn gewirkt hat für den Niederrhein? Eine andere Rhenana im Oberlande — wahrlich, ein würdiger Abschluß dieses deutschen Krieges, dieses Kampfes der Ideen wider sinnliche Selbstsucht!

Die Arbeit der Befreiung wird hart und mühsam; die ersten deutschen Beamten und Lehrer in dem entfremdeten Lande sind nicht zu beneiden. Der monarchische Sinn des deutschen Volkes ist hier durch gräßliche Parteikämpfe gründlich zerstört; die Ultramontanen am rechten Ufer werden nicht säumen mit den Freunden am linken ein festes Bündniß zu schließen, und auch unter den deutschen Liberalen werden sich der guten Seelen viele finden, welche jeden Schmerzensschrei der Elsasser wider die Borussificirungswuth gläubig aufnehmen. Dennoch kann die Provinz nicht auf die Dauer ein deutsches Venetien bleiben. Einzelne Familien der höheren Stände mögen entrüstet auswandern, wie einst die Patricier Danzigs vor dem preußischen Adler flohen; die Anderen werden sich wieder einleben in das deutsche Wesen, gleichwie der polonisirte deutsche Adel Westpreußens unter preußischer Herrschaft seine alten deutschen Namen wieder angenommen hat. Schon die materiellen Vortheile, die der deutsche Staat bringt, sind werthvoll: leichtere, besser veranlagte Steuerlasten, geordnete Finanzen; für das Saar- und Moselland die Eröffnung der

natürlichen Verkehrswege; Zerstörung jener nutzlosen Vaubanschen Festungswerke, welche, aufrechterhalten durch die veraltete Kriegskunst der Franzosen, den Aufschwung so vieler elsassischer Städte bisher lähmten. Selbst die Industrie des Landes wird nach einer freilich sehr harten Uebergangszeit im deutschen Osten einen neuen weiten Markt finden. Doch das Alles tritt zurück vor den idealen Gütern des deutschen Staatslebens. Wie? diese deutschen Knaben sollten grollen, weil sie nicht mehr gezwungen werden wälsch zu lernen? Die Bürger sollten uns auf die Dauer zürnen, weil sie fortan ihre Bürgermeister frei wählen dürfen? weil sie mit höhergebildeten, pflichtgetreuen, deutschredenden Beamten verhandeln sollen? weil wir ihnen statt der nichtigen Generalräthe einen selbstthätigen Provinciallandtag, statt des corps législatif ein mächtiges Parlament bieten? weil ihre Söhne alle gleichberechtigt eine kurze Dienstzeit in der Nähe der Heimath verbringen sollen, statt während langer Jahre als heimathlose Lanzknechte in nomadischen Regimentern umherzuziehen? weil sie jetzt unbehelligt an den zahllosen Vereinen und Versammlungen unseres freien und heiteren geselligen Lebens theilnehmen können? Erfreuliche Folgen für die Zukunft verspricht auch der tödtliche Haß, den der ultramontane Clerus dem preußischen Staate entgegenbringt; solche Feindschaft muß nach und nach alle Protestanten, alle frei denkenden Katholiken der Provinz für Preußen gewinnen.

Gedemüthigt, von wüthenden Parteien zerfleischt, kann Frankreich in den nächsten Jahren schwerlich an einen Rachekrieg denken. Gewinnen wir diese Frist, so steht zu hoffen, daß Straßburg dann schon aus seinem Schutte neu erstanden ist, und die Elsasser sich schon mit ihrem Schicksal versöhnt haben. Die Enkel aber werden dereinst die zweihundertjährige französische Episode in der Geschichte ihrer deutschen Landschaft ebenso befremdet und ebenso kalt betrachten, wie die Pommern heute die anderthalb Jahrhunderte des schwedischen Regiments. Noch nie und nirgends hat ein deutscher Gau bereut, daß er unter Preußens Schutz sich erholen durfte von der Herrschaft der Fremden, die immer nur ein glänzendes Elend ist.

Wer kennt nicht Uhland's Münstersage, das schöne Gedicht, das die Liebe der Deutschen für das Jugendland Goethe's so fein und tiefsinnig ausspricht? Der alte Dom erdröhnt, da der junge Dichter seinen Thurm besteigt:

> im großen Bau ein Gähren,
> als wollt' er wunderbar
> aus seinem Stamm gebären
> was unvollendet war. —

O Ludwig Uhland, und Ihr Alle, die Ihr einst in öden Tagen den Traum vom großen und freien Deutschland träumtet! Wie viel gewaltiger als Eure Träume sind doch die Zeiten, die wir schauen! Wie vieles Andere noch, das unvollendet war, soll jetzt neu geboren werden in dem uns wieder geschenkten deutschen Lande! Schier dreihundert Jahre sind's, da führte ein Hohenzoller, Markgraf Johann Georg, als erwählter Coadjutor von Straßburg, den Titel Landgraf im Elsaß; doch sein junger Staat wagte nicht den Anspruch zu behaupten. Der mächtige Strom deutscher Volkskraft, der einst im Mittelalter ausbrechend über die Slawenlande des Nordostens seine breiten Wogen wälzte, fluthet heute zurück gen Westen, um sein verschüttetes altes Bette, die schönen Heimathlande deutscher Gesittung, von Neuem zu befruchten. In denselben Marken des Westens, wo unser altes Reich die tiefste Schmach erduldete, wird heute durch deutsche Siege das neue Reich vollendet; und dies so oft, so schändlich von deutschen Lippen geschmähte Preußen baut uns den Staat, der waffengewaltig und gedankenschwer, stolz von Jahrhundert zu Jahrhundert schreiten soll.

30. August. Heinrich von Treitschke.

Ein Lied vom schwarzen Adler.

Mächtig rauschen deine Schwingen,
Hellen Auges, schwarzer Aar,
Schaust du auf die blanken Klingen
Deiner deutschen Heldenschaar.
O, wie oft, seit du entflogen
Deiner schwäbischen Heimathburg,
Bist du siegreich ausgezogen,
Zwei Jahrhunderte hindurch!
Unser Volk mit frohem Ahnen
Folgte deinen Herrscherbahnen:
„Wird uns neu versunk'nes Glück,
Kehrt der Staufer Reich zurück?" —

Blutend lag das Reich darnieder,
Roh geschändet, ausgeraubt,
Fremde Brut in seine Glieder
Eingefilzt und eingeklaubt.
Franzmann, Däne, Pol' und Schwede
Hielt in deutschen Landen Haus.
Aber du in grimmer Fehde
Warfst sie kühn zum Reich hinaus.
Warst des Reiches Held und Mehrer,
Schlugst die Feinde, die Verheerer,
Ruhelos vom Rhein zum Rhyn,
Junger Aar von Fehrbellin!

O, wie stolz in weitem Kreise
Flogst du ob dem Preußenland,
Als der königliche Weise
Einer Welt in Waffen stand;
Als des Völkerzornes Stimme
Donnernd auf zum Himmel schlug,
Als sich hob in heil'gem Grimme
Deutschland wider wälschen Trug.
Vater Blücher's Auge flammte,
Vorwärts stürmte die gesammte
Preußenjugend waffenfroh —
Starker Aar von Waterloo!

Und du senktest still die Flügel,
Müde von des Kampfes Trutz.
Friedlich lachten Thal und Hügel,
Ruhten froh in deinem Schutz. —
Goldner Friede! — Reiche Auen,
Helle Lust beim Rebenblut,
Sanfter Liebreiz frommer Frauen,
Freier Männer Fleiß und Muth!
Und von deutscher Lehrer Munde
Flog des freien Denkens Kunde
Welterobernd weit und breit —
Heil dir, stille Friedenszeit!

Aber horch! Der freche Franke
Neidet unser Glück und schnaubt.
Und verhöhnt in rohem Zanke
Unsres Königs greises Haupt. —
Auf denn, auf, ihr deutschen Streiter!
Schiffsvolk, alle Mann auf Deck!
Auf die Rosse, tapfre Reiter,
Jäger, aus dem Waldversteck!
Auf, zur letzten blut'gen Reise
Nach dem höchsten Siegespreise:
Holt uns wieder Straßburgs Dom
Und befreit den deutschen Strom!

König Wilhelm, fest im Norden
Bautest Du das neue Reich.
Wahr' es heut vor fremden Horden,
Deinen großen Vätern gleich!
Führ' uns heut auf schön're Bahnen,
Der Du Habsburgs Schaaren schlugst.
Deutschland folgt den stolzen Fahnen,
Die Du einst gen Böhmen trugst.
Gott der Herr in Einer Stunden
Heilte unsres Haders Wunden.
Zeuch die Straße nach Paris,
Die Dein Ahn den Vätern wies!

Aber dann durch Berg' und Forsten
Fliege heim, du Königsaar,
Zu den schwäbischen Felsenhorsten,
Wo einst deine Wiege war.

Denn erfüllet sind die Zeiten,
Wahrheit wird der Dichter Traum.
Deinen Fittich sollst du breiten
Ueber Deutschlands fernsten Raum.
Nimm der Staufer heil'ge Krone,
Schwing' den Flamberg der Ottone,
Unsres Reiches Zier und Wehr —
Deutschland frei vom Fels zum Meer!

25. Juli. Heinrich von Treitschke.

Notizen.

Zu Goethe's Geburtstag kommt diesmal aus Oestreich eine Festgabe. Professor Bratranek in Krakau hat die Briefe eines jungen Polen, Odyniec, übersetzt und mit einer Einleitung versehen, in denen ein Besuch bei Goethe im August 1829 erzählt wird.*) Odyniec war der begeisterte und was die eigene Eitelkeit anlangt bescheidene, uneigennützige Begleiter des damals 31jährigen Mickiewicz, dessen Ruhm eben im Erblühen begriffen war und dessen Person den Hauptinhalt der Briefe bildet. Von Carlsbad aus war das jugendliche Paar mit Empfehlungen für Weimar versehen worden, wo sie dann auf eine Reihe von Tagen Goethe näher treten durften.

Ihre Ankunft in Weimar, sowohl was das eigene erwartungsvolle Gefühl, als was den Eindruck der kleinen Stadt mit dem großen Namen anlangt, entspricht dem was so mancher bereits vorhandene Bericht ausdrückt. Und so die gesellschaftlichen Präliminarien, die erste Vorstellung, die nachfolgenden Einladungen, die Beschreibung des Goethe'schen Hofstaates (Eckermann, Riemer, eigene Familie rc.), der durchdringende Eindruck des ganzen Weimaraner Wesens. Besonderen Werth empfangen diese Briefe aber durch die lebhafte Beobachtung Odyniec's, der mit slavisch-französischer Leidenschaftlichkeit Alles zu erfassen und darzustellen sucht, sowie dadurch, daß er eben als zweite Person die Dinge schildert. Lägen Briefe von Mickiewicz selber vor, so würden wir ohne Zweifel weit kürzer und mit bedeutend geringerer Anschaulichkeit von dem Zusammentreffen der beiden Dichter unterrichtet worden sein. Goethe selbst erwähnt in seinen Briefen diesen Besuch gar nicht, auch Eckermann nicht: zufällig findet sich in den Mittheilungen des Letzteren sowohl, als in Goethe's Correspondenz fast nichts aus der zweiten Hälfte des August 1829. Odyniec ist bei aller Bewunderung vor Goethe, der einen jupiterhaft unheimlichen Eindruck

*) Zwei Polen in Weimar (1829). Ein Beitrag zur Goethe-Literatur aus polnischen Briefen übersetzt und eingeleitet von F. Th. Bratranek. Wien 1870.

von Größe und über den Dingen stehender, fast persönlichkeitsloser Weltüberschauung auf ihn macht, mit seinem Herzen fast nur bei Mickiewicz, dessen Verkehr mit Goethe er, gern in den Hintergrund tretend, betrachtet wie den Durchgang eines Gestirnes durch die Bahn des anderen. Dadurch empfängt das ganze Buch (wenn wir die wenigen Seiten so nennen sollen) etwas Abgeschlossenes. Es ist mehr ein Beitrag zur Geschichte der polnischen Litteratur, als zu der der deutschen. Bratranek hat dies wohl gefühlt und die ausführliche Einleitung dem angepaßt. Wir empfangen in ihr eine Geschichte der durch die Romantiker hervorgebrachten Umwälzung in der polnischen Dichtung. Mancher Leser wird daraus überhaupt zum erstenmale etwas über die Entwickelung polnischer Schriftstellerei lesen. Wenigstens ist es dem Schreiber dieses so gegangen.

Neues enthalten die mitgetheilten Aussprüche Goethe's nur in geringem Maße. Auch dafür bedurfte es des Beweises nicht, mit welcher ich möchte sagen königlichen Geschicklichkeit Goethe sich hier den beiden jungen Polen anpaßt oder sogar hingiebt. Ein Herrscher hat ja die Verpflichtung, jedem seiner Unterthanen zu erscheinen als stehe er ihm am nächsten von Allen in diesem Augenblicke, und Goethe, der die litterarische Welt seiner Zeit so völlig beherrschte, sehen wir auch hier wieder in all seiner souverainen Liebenswürdigkeit sich dicht neben die beiden jungen Leute stellen, mit denen er philosophirt und denen er freundliche Zeichen intimen Verkehres giebt, als wären sie stets bei ihm bekannt gewesen und würden es in Zukunft immer sein. Odyniec weiß ihn in seiner sanften Hoheit trefflich zu schildern. Neben Goethe aber den jugendlichen, feurigen Mickiewicz, dessen Existenz im Gasthofe zum Elephanten er beschreibt, wo was die Tageszeiten anlangt ein unregelmäßiges Leben geführt wird. Da geht Mickiewicz Nachts rauchend im Zimmer umher, schweigend, oder in begeisterte Enthüllungen seiner Gedanken ausbrechend. Oder er liegt schlafend auf dem Kanapee und Odyniec beschreibt die Schönheit seiner Züge. Oder sie stehen im Verkehr mit Victor Hugo, der als junger Begleiter des Bildhauers David d'Angers ebenfalls in Weimar eingetroffen und im Elephanten abgestiegen ist, und dessen eitler celtischer Bombast ihnen mißfällt. Vortrefflich werden auch diese beiden geschildert. Von Frauen treten Goethe's Schwiegertochter und einige andere Gestalten mit all der Grazie und dem Reiz hervor, den der traumhafte Eindruck des Ganzen verlangt. Es liegt in der That etwas über diesen Erlebnissen wie der Schimmer eines Traumbildes. Man fühlt es, niemals waren diese beiden jungen Leute in eine solche Atmosphäre eingetreten, niemals so empfangen, so herangezogen, so entlassen worden. Goethe küßte beim Abschied jeden auf die Stirne. Sie fühlten sich geweiht und geadelt durch diese Berührung Und auch dies muß ausgesprochen werden: Ich kenne die polnische Litteratur nicht, schwerlich aber dürfte sie sich in Beurtheilung des deutschen Geistes gerechter verhalten, als in Beurtheilung deutschen Wesens überhaupt der Pole sich dem Deutschen entgegenstellt: hier aber drückt Goethe den jungen Polen seine Lippen so verwandtschaftlich auf das Antlitz, daß man fühlt, wie alles nationale Vorurtheil nur das Gewölk sei, das die mittleren Höhen

der Völker umhüllt und verdüstert, während ihre Spitzen in reiner Sonne daraus und darüber emporragen. So auch muß Goethe's Erwartung einer Weltlitteratur verstanden werden. Er war wie das von innerem Erdfeuer gehobene Gebirge langsam höher und höher gewachsen und überblickte frei was rings um ihn her lag. Und wie wir die höchsten Gipfel irdischer Gebirge heute nicht mehr nach ihren Nationalitäten nennen (daß also der Montblanc etwa als italiänischer [oder französischer] Berg bezeichnet würde), sondern wie wir nur von dem Erdtheile reden, dem sie angehören, so hatte Goethe über Deutschland heraus sich zu allgemeiner Welthöhe erhoben. Nur seine Wurzeln waren deutsch, und lagen als solche tiefer als mancher heute zu ermessen im Stande ist, seine Gipfel aber waren in seinem Alter weit hinaus über die Gränzen des Landes sichtbar, und von ihnen herab lagen die Dinge seinem Blicke ebenso frei, als er selber aus weitester Ferne zu erschauen war.

Eine seiner Aeußerungen schreibe ich aus, weil sie merkwürdig ist für die letzten Tage unserer eigenen Geschichte. Die Rede war von der augenblicklichen Weltlage und den Schicksalen Europas. „Goethe, berichtet Odyniec, meint, daß unser neunzehntes Jahrhundert nicht einfach die Fortsetzung der früheren sei, sondern zum Anfange einer neuen Aera bestimmt scheine. Denn solch große Begebenheiten, wie sie die Welt in seinen ersten Jahren erschütterten, könnten nicht ohne große, ihnen entsprechende Folgen bleiben, wenngleich diese wie das Getreide aus der Saat langsam wachsen und reifen. Goethe erwartet sie nicht früher als im Herbste des Jahrhunderts, das ist, in seiner zweiten Hälfte, wenn nicht sogar erst in seinem letzten Viertel. Er behauptet dabei, die Vergangenheit zum Zeugen nehmend, daß alle großen weltgeschichtlichen Begebenheiten, alle großen Weltentdeckungen und Erfindungen, endlich die großen Männer meist nach der zweiten Hälfte oder zum Schlusse eines Jahrhunderts gekommen wären."

Man könnte nun sagen, Goethe sei auf rein äußerlichem Wege zu seiner Behauptung gekommen. Kein Zweifel aber, daß er nur aussprach, was im Gefühle seiner Zeit überhaupt so mächtig war: das Vorgefühl ungeheurer politischer Erschütterungen, herbeigeführt durch das Verschwinden der gesellschaftlichen Grundlage, welche die Basis der Geschichte der letzten Jahrhunderte vor ihm bildete. Die Reformation war nicht der Beginn neuer Blüthe für uns, sondern doch mehr nur der Abschluß einer jahrhundertelangen, auf städtische Freiheitsentwickelung gerichteten Bewegung gewesen, der die Weltmacht der Habsburgischen Monarchie ein plötzliches Ende machte. Mit Gewalt war jetzt ein künstlicher Zustand geschaffen worden, der zwei Jahrhunderte lang vorhielt. Da kam die ungeheure Lüge und Hohlheit dieses Gebäudes im französischen Staatsbanquerot zum erstenmale zur allgemeinen Ansicht. Allein sosehr war die gewohnte Ordnung allen Völkern gleichsam längst in den Knochenbau übergegangen, daß es ihnen unmöglich war, nach dieser ersten Erschütterung sich anders zu verhalten als sie thaten. Statt sich sogleich frei zu machen, kehrte man in die alten Formen zurück. Statt sie rein objectiv anzusehen und umzugestalten, suchte man, eingewohnt in sie, und unter ihrem Banne obgleich man sie haßte, sie durch ideale

Anschauung zu etwas Höherem zu erheben. Dies das Amt der Romantiker, die eine Vergangenheit herbeizudichten suchten, welche niemals existirte. Innerlich aber lebte das Gefühl immer noch, ein anderer Abschluß müsse und werde einst gefunden werden. Das ist es, was Goethe ausspricht. Er fühlte, daß die politische Welt abgethan sei, der er angehörte, und sprach es in seiner Weise aus. Spätere Jahrhunderte werden diese ganze Zeit von 1600 bis 1800 als eine wunderliche Verirrung des europäischen Lebens betrachten, als eine Art politischen Starrkrampf, während dessen Dauer große Geister so lange vergebens nach Freiheit riefen, bis die Völker endlich erwachten und ihre alte Entwickelung in naturgemäßem Fortschritt wiederaufnahmen.

Unter diesen Männern wird Goethe dann nicht allein als Dichter, sondern als Weltweiser, als Geschick- und Geschichtskundiger dastehen, und in diesem Sinne sein Denkmal betrachtet werden, dessen Errichtung in Berlin nun endlich gesichert scheint. Goethe hat mehr gethan für ein freies, einiges Deutschland als heute gewußt wird. Er hat die Sprache geschaffen in der wir alle uns verstehen, und er mehr als irgend Andere die Gedanken gegeben, bei deren Ernte in Thaten heute die Wenigsten sich der Hand erinnern dessen, der sie als Saamen streute. H. G.

Im Jahre 1833 ließ Achim von Arnim in einem Almanache das nachfolgende Gedicht erscheinen.

Siegeslied nach Aussprüchen des Paracelsus.

Uebers Haupt des lieben Todten
Jagen freudge Siegesboten,
Seine Ahnung ist erfüllt!
Mehr wird noch der Welt enthüllt,
Denn die Welt verlangt noch mehr,
Frägt nach neuer Neuigkeit,
Ihr scheint morgen Kleinigkeit
Heutge That und heutge Lehr:
Auf wohlan, die Zeit ist kommen,
Und so kommt nun mit der Zeit
Das, warum die Zeit ist kommen,
Aus dem Streit die Einigkeit.

Einen schlägt des Adlers Flügel,
Der sich selber schien ein Siegel
Und ein Schluß der ganzen Zeit;
Ihn umschlingt der Zweifel heut,
Ihn erdrückt der Kette Last,
Die er mit gewandter Hand
Hat gezogen übers Land,
Frei sind die, die ihn gehaßt

Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Wenn wir alle sind bereit.

Schlecht Gehorchen, schlecht Regieren
Wird zu neuem Streite führen!
Weil ihr euch zu kühn vermeßt,
Weil die Einheit ihr vergeßt,
Sinket vieler Schwerdter Schein.
Eines glänzet himmelan,
Der es führt, ein alter Mann,
Wird des Friedens Herold sein:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Und aus Drei'n kommt Einigkeit.

Die aus sich die Welt berathen,
Stört der Held mit seinen Thaten,
Zeiget jedem seinen Zorn,
Denn nur ihm gebührt das Horn.
Nach dem Tagwerk schläft der Held,
Selig, die sein Schlaf erschafft,
Seiner Kinder frische Kraft
Tanzt um ihn auf blutgem Feld:
Auf wohlan, die Zeit wird kommen,
Und so kommt denn mit der Zeit
Das, warum die Zeit will kommen,
Das, warum sie sich erneut.

Was der alte Mann geträumet,
In dem wilden Meere schäumet,
Weht heran in Sturmes Nacht,
Er hält schlafend gute Wacht.
Wie der Fischer aus dem Meer
Fische zieht, die niemand sah,
Also ist Erfüllung nah,
Wenn die Ahnung schien so leer:
Auf wohlan, die Zeit ist kommen,
Wo die alte Schlangenhaut
Dieser Welt ist abgenommen,
Knieet nieder, schaut, vertraut!

Es ist wunderbar wie die allgemeinen Umrisse dieser Anschauungen lebendigen Inhalt empfangen durch die Ereignisse der letzten Zeit. Arnim wußte von allen Dichtern der romantischen Schule der mystischen Anschauung des Mittelalters und der daraus für die Zukunft Deutschlands entspringenden Gedanken am besten und schönsten Worte zu geben. Doch es würde sich, wenn

wir den Reichthum von Prophezeiungen über die Geschicke Deutschlands musterten, vielleicht noch viel zutreffenderes finden. Ich erinnere nur an den politisch hellsehenden Schweizerbauer um die Mitte des vorigen Jahrhunderts, der, aufgeregt ohne Zweifel durch die Siege Friedrich des Großen, die Ankunft eines preußischen Herrschers prophezeite, welcher, „Friedrich Schlechtweg" geheißen, in einer dreitägigen Schlacht im Elsaß auf dem Ochsenfelde die Franzosen vernichtet. Seinen Schild wird er dort an einen Weidenbaum hängen, aus dem dann Rosen hervorsprießen, und eine glückliche Zeit bricht an für Deutschland.

Das Eigenthümliche unserer nationalen Voraussagungen ist der Hinweis auf das Erscheinen glücklicher Zeiten. Die Erinnerung an das alte Kaiserthum wurde erhofft wie das Wiederaufsteigen eines versunkenen Schatzes. Der Kaiser stirbt nicht in den Gedanken eines Volkes. Er lebt. Der Kaiser verbirgt sich nur, er wird gefangen gehalten, er wartet, er weiß den Tag zu wählen an dem er hervorbricht, und dann Sieg und Beginn politischer Herrlichkeit. Diese Hoffnung war in Deutschland ein Seelenelement des Volkes geworden, eine angeborene Idee gleichsam. Ich weiß nicht, ob bei den Griechen oder Römern solche Hoffnungen gehegt wurden. Ob die späteren Byzantiner auf die Wiederkunft eines Achill oder Pericles oder Alexander hofften, dessen Erscheinen die Welt von Neuem mit griechischem Kriegesglanze überstrahlte, oder ob die Römer des sinkenden Reiches auf die Wiederkehr eines Cäsar oder Augustus oder nur Constantin's harrten. Die Juden warteten auf den Messias und die Christen auf das tausendjährige Reich. Vielleicht daß von daher dieser Glaube erst in die germanischen Gedanken überfloß. Schon der große Theodorich wurde gesehen auf schwarzem Pferde über die Mosel reiten. Vielleicht auch daß die von der Geistlichkeit verbreiteten Märchen, welche höllische dunkle Höhlen zeigten, in denen die Herrscher, die ihr feindlich gewesen waren, in einem schattenhaften Reiche für die irdischen Missethaten zu büßen hatten, im Volke gerade das Entgegengesetzte bewirkten. Leben die alten Herrscher da fort, sagten sich die Leute, so ist nicht alle Aussicht verschwunden auf ihre Wiederkunft, und begannen zu hoffen auf den Tag wo sie erfolgte.

Das Gefühl der Hoffnung scheint den Germanen besonders eigenthümlich zu sein. Aus ihm schöpften sie so oft die Zuversicht, mit der trübe Zeiten ruhig überdauert worden sind. Welch eine Blüthensaat von Hoffnung sproßte auf unter dem trüben Himmel napoleonischer Herrschaft, oder nach den dreißiger Jahren. Was die Gegenwart versagte, sah man die Zukunft mit ausgestreckten Händen darreichen. Unsere Volksprophezeiungen sind gleichsam das, was aus solchem Saamen in Feldblumen am Wege aufsproßte. Das Einzelne was sie enthalten, macht der Zufall zur Wirklichkeit, daß man erstaunt an nachträgliche Fälschung glauben möchte, das Ganze aber ist wahr gewesen von Anfang an und man hatte ein Recht so zu prophezeien. Wer von uns hätte nicht mit Sicherheit ausgesprochen: ein ungeheurer Kampf mit den Franzosen ist uns noch aufgespart? Erst von ihm ab, in dem wir siegen werden, weil wir siegen müssen, wird der Beginn staatlichen Lebens, wie wir es bedürfen, einst datirt

werden. Und weiter: im Rheinthale wohl wird dieser Kampf zum Austrage kommen und Preußen die führende Macht sein. Und was die Franzosen anlangt, so hat ja Goethe der Julirevolution entgegen mit solchem Aplomb prophezeit: sie werden nicht eher ruhen, als bis sie sich wieder einen tüchtigen Tyrannen selbst auf den Thron gesetzt haben. Das Volk aber verstand nichts von solchen Dingen, die bei den Gebildeten das Resultat historischer Kenntnisse waren. Das Volk hat seine eigene Weise die Verhältnisse zu beurtheilen und vorauszusehen. Wie jeder Mensch auf der Stufe seines Alters, auf der er eben steht, Zukunft und Vergangenheit heller oder dunkler, leidenschaftlicher oder beschwichtigter ansieht, und ein Gefühl dessen hegt, was bereits hinter ihm liegt und was noch vor ihm liegt, so hat auch eine Nation den Blick auf das gerichtet, was sie als Vergangenes und als Kommendes in der Erinnerung oder in vorauseilender Ahnung betrachtet. Und so empfand die unsrige, daß, was sie an äußeren Schicksalen bereits erlebte, noch bei weitem nicht genügte, um den vollen Umfang ihrer Kraftentfaltung hervorzulocken. Zeigen mußte sie einmal in voller Einigkeit, in äußerster gerechter Kraftanstrengung was sie vermochte. War das jemals geschehen? Unter den alten Kaisern? Möglich, aber wie unendliche Zeit verflossen seit damals. Gehemmt seitdem und befangen in Fesseln die es vergebens zu sprengen suchte, schwebte dem Volke die Zeit der vollen Kraft und der vollen Freiheit als ein zukünftiges Glück vor Augen und es suchte nach Bildern um darzustellen was es so erblickte. Und weil, wo wir Symbole gebrauchen für das Künftige, doch immer nur das Vergangene die Form leihen muß, war das höchste das sich ersinnen oder erträumen ließ, die Wiederkunft des altverlorenen Kaiserthumes. Vielleicht daß die alte Schlacht auf dem Lügenfelde im Elsaß der uranfängliche Keim der dreitägigen Schlacht auf dem Ochsenfelde gewesen ist, während der „alte Mann" des Arnim'schen Siegesliedes an Kaiser Friedrich erinnert, der von der Herrlichkeit Deutschlands träumt.

Wunderbar ist es, wie heute, wo die Hoffnung zur Wahrheit zu werden anfängt, diese Traumbilder zurücktreten. Andere, nähere Erinnerungen steigen jetzt auf bei Kaiser und Kaiserthum. Die Zeiten der Prophezeiungen sind zu Ende. Auch unsere Erinnerungen werden durch den historischen Abschluß der letzten Tage neue Gestalt gewinnen. Wir werden in die Darstellung der deutschen Kaisergeschichte eine andere Perspektive hineintragen und neue Anschauungen darin gewinnen. Wer weiß, ob was in den zweitausend Jahren seit den germanischen Römerkriegen bis heute geschah, nicht in abermals zweitausend Jahren in den Geschichtsbüchern mit wenigen Worten als das leicht zu übergehende Vorspiel der großen germanischen Entwickelung abgethan wird, die 1800 beginnt und für die Friedrich der Große, Goethe und einige andere Namen dann nur die halbmythische Einleitung bilden. H. G.

Denjenigen unserer Leser, die sich über die deutsche Sprachgrenze in Elsaß und Lothringen orientiren wollen, empfehlen wir nochmals das früher schon von uns besprochene, höchst tüchtige und gründliche Werk von Richard Böckh: „Der Deutschen Volkszahl und Sprachgebiet in den europäischen Staaten" (Berlin, bei J. Guttentag 1870). Ferner erinnern wir unter den jetzigen Verhältnissen wieder an die verdienstvolle Schrift: Elsaß und Lothringen, Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen, welche Adolph Schmidt zur Zeit des italienischen Kriegs herausgab (Leipzig, Veit u. Comp. 1859), so wie an das ein Jahr später anonym erschienene Werkchen: „Elsaß und Lothringen" (Berlin 1860 bei J. Springer), das zugleich eine Uebersicht über die beiden Pariser Friedensverhandlungen giebt und mit festester Zuversicht in die Zukunft schaut. Endlich machen wir auf eine so eben erschienene geistvolle Broschüre von Dr. Otto Bohlmann aufmerksam: Die Friedensbedingungen und ihre Verwerthung (Berlin 1870 bei H. Schindler).

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Die wirthschaftlichen Vorgänge im deutsch-französischen Kriege.

Seit dem Jahre 1866 befand sich das deutsche Wirthschaftsleben in einem Zustande chronischer Unsicherheit. Die schöpferische Unruhe, welche Deutschland nach langen theoretischen Vorbereitungen zur That ergriffen hatte, war nicht das Element, in welchem es geschäftlichem Unternehmungsgeist eigentlich wohl werden konnte. Man hatte das Einheitswerk endlich einmal entschlossen angefangen und dadurch insbesondere der Geschäftswelt zuversichtliche Hoffnungen auf eine besser gesicherte Zukunft erweckt, wie ihre fast durchgängige Parteinahme für die Politik des Grafen Bismarck belegte; aber noch war nichts vollendet und abgeschlossen. Was aus den süddeutschen Staaten werden, wie das Zollparlament zum nationalen Parlament ausreifen, wann und wo die Bestrebungen zur Reform des Zolltarifs zur Ruhe kommen sollten, — das waren ebensoviele schwebende Fragen, ohne deren vorgängige Lösung ein rechter Aufschwung für Handel und Gewerbfleiß und das ganze nationale Wirthschaftsleben nicht zu erwarten stand. Als schwerste Wolke aber hing am Horizont die traditionelle Anmaßung Frankreichs, in die Entwickelung der deutschen Angelegenheiten mitberechtigt eingreifen zu wollen.

Trotzdem hatte man in den vier Jahren allmählich auch unter dem Drucke dieser Ungewißheiten und Befürchtungen athmen gelernt, wie die Anwohner des Aetna oder des Vesuv nicht müde werden, nach jedem zerstörenden Ausbruch auf's neue ihre precären Pflanzungen anzulegen. Seit einiger Zeit war der schärfste Stachel der Sorge, welche die Leute abhielt, sich auf weiteraussehende Unternehmungen einzulassen, entschieden abgestumpft, und das Vertrauen auf die Erhaltung des Friedens stand nie höher als in dem Augenblick, wo er auf einmal jäh unterbrochen wurde. Allgemeine Solidität des Geschäfts, eine gut sich anlassende Ernte gewährten zu Anfang Juli in Deutschland das Bild einer wirthschaftlichen Gesundheit, Kraft und Frische, mit der man zufrieden sein durfte.

Desto gewaltsamer war natürlich die Empfindung des Sturzes, da der ferner als je gewähnte Krieg nun doch ausbrach. Aber in demselben Maße gelinder und erträglicher waren die thatsächlichen Wirkungen. Welch ein Unterschied es ist, ob eine Nation unmittelbar aus tiefem sorglosem Friedenszustande in die Anspannungen, Schrecken und Gefahren des Krieges übertritt, oder ob wochen- und monatelange voraufgegangene Besorgnisse ihre wirthschaftliche Nervenkraft bereits zerrüttet haben, das enthüllt ein Vergleich der den Krieg allemal unausbleiblich begleitenden ökonomischen Krisis zwischen 1866 und 1870. Es ist nicht allein der Mangel an Vertrauen und die Einschränkung des Erwerbs, welche auch solchen Vorstadien schon eigen sind, was ihre Nachwirkung auf das Ertragen der Kriegsnöthe selbst so verhängnißvoll macht: vor allem ist es auch das beständige Auf- und ab von Furcht zu Hoffnung und von Hoffnung zu Furcht, das alle schwächeren Constitutionen unselig erschöpft. Der plötzliche grund- und vorwandlose Ueberfall Frankreichs hat uns eine starke diplomatische Stellung gegeben; er hat unsere unvergleichliche Heerverwaltung nicht zu irgend schlimmem Erfolge überraschen können; beinahe dankbar aber müssen wir ihm von unserem wirthschaftlichen Standpunkt aus sein, denn nichts konnte besser berechnet sein, uns die geschäftlichen Nachtheile und Gefahren des Krieges heil überstehen zu lassen, und dies war das einzige Gebiet, auf welchem wir Frankreich nicht von vornherein überlegen.

Es war ein beredtes Zeichen des herrschenden wirthschaftlichen Gesundheitsgefühls, wie die deutschen Börsen die Nachricht von der Gewißheit des Krieges aufnahmen. Daß sie die Köpfe nicht hängen ließen und daß sie überhaupt ein Ende mit Schrecken lieber wollten als Schrecken ohne Ende, war es vielleicht noch weniger, als die tapfere und zuversichtlich frohe Art, mit welcher sie ihre Gefühle kundgaben, ohne nur einen Augenblick die Zeugnisse der Stimmung in andern Volkskreisen abzuwarten. Sie waren sehr weit entfernt von der Tollheit der Verzweiflung, indem sie erklärten: wenn Frankreich doch nicht Ruhe halten wolle, so sei es ihnen recht, daß es eher heute als morgen losgehe. Im Gegentheil, sie empfanden und machten kund, daß das wirthschaftliche Befinden der Nation dermalen mehr als in manchen andern Zeitpunkten danach beschaffen sei, eine doch einmal unvermeidliche außerordentliche Anstrengung sofort zu unternehmen. Diese Stimmung ist an den Schiffs- und Waaren-Börsen Hamburgs, Bremens, Königsbergs, Danzigs und Stettins ebenso lebhaft hervorgetreten wie an den Effecten-Börsen zu Berlin und Frankfurt am Main, wiewohl die letzteren den Tanz der Curse zu fürchten hatten, die ersteren mitten in der guten Jahreszeit alle ihre Schiffe ungeschützt und ungewarnt draußen wußten; und sie hat sich bis auf diesen Augen-

blick unverändert erhalten. Wenn mißgünstige fremde Kritiker wollen, so mögen sie daraus den Schluß ableiten, daß in Deutschland sogar die Börsen kriegstoll seien, und sich auf Grund so ungeheuerlicher Wahrnehmungen den düstersten Blicken in die Zukunft der europäischen Menschheit hingeben. Es wäre kaum viel verrückter, als wenn ein sonst leidlich schluß- und urtheilsfähiges Kopenhagener Blatt aus der nothgedrungenen, pflichtschuldigen, der höchsten Ehre werthen Kriegsbereitschaft unserer Heerführung gefolgert hat, daß Preußen den Krieg gewollt und durch eine wahrhaft dämonische Politik das arglose Frankreich zur Anzettelung desselben verleitet habe.

Der tapfere Muth der Börsen verhinderte selbstverständlich nicht, daß die große Neuigkeit des Krieges zunächst ihre gewöhnlichen Folgen nach sich zog: Mißtrauen in die Sicherheit der sonst beliebtesten Capital-Anlagen und in die Zahlungsfähigkeit der solidesten Häuser und Institute, Einziehung und Zurückhaltung des baaren Geldes, Abneigung gegen Zahlungsversprechen welche die Stelle des baaren Geldes vertreten sollen wie Cassenanweisungen und Banknoten, Kündigung ertheilter geschäftlicher Aufträge, Geschrei nach Vermehrung der Umlaufsmittel von Staats wegen, sowie nach noch unmittelbarer bedenklichen Maßregeln. Hierzu wirkte dort, wo politisch militärische Einsicht in die Möglichkeiten des Kriegsgeschicks minder verbreitet war, der Gedanke an einen bevorstehenden Einmarsch der Franzosen oder an eine erfolgreiche Landung derselben nicht wenig mit. Wenn der Krieg sich auf deutschem Boden abspielen sollte, so begrenzte sich der Kreis des Sichern und Vertrauenswerthen allerdings weit enger. Welche Sparcasse oder Bank, deren der rücksichtslose Feind habhaft werden konnte, war dann noch für unbedingt geschützt zu halten? welche papiernen Werthzeichen hätten dann noch Curs gehabt? — mußte man sich doch sogar darauf gefaßt machen, daß der siegreich einmarschirende französische Soldat, an ein einfach-bequemes hunderttheiliges Münzsystem gewöhnt, unsere Thaler und Silbergroschen oder Gulden und Kreuzer mit Verachtung von sich gewiesen und auf Bezahlung der geforderten Contributionen in Franken bestanden haben würde. Man traute ihm in Volkskreisen auch noch etwas mehr zu. Die Bauern in der Umgegend von Bremen kamen während der zweiten Hälfte Juli massenhaft zur Stadt und holten sich ihr in der Sparcasse liegendes Geld, weil man doch nicht wissen könne, ob die Stadt nicht einmal in Flammen gesteckt werde. Daß dies, Dank der Seichtigkeit der Weser, nicht durch Beschießung von der Flotte her möglich sei, wußten sie allenfalls auch; aber sie glaubten an Landung und barbarische Kriegführung. Die Landungs-Besorgnisse, weitverbreitet und hartnäckig haftend, haben sich eigentlich erst mit der

Entwickelung der unter General Vogel von Falckenstein angesammelten Landwehrmacht und mit der Vollendung der Befestigungswerke längs der Küste verloren, obwohl die Natur des norddeutschen Strandes hingereicht haben sollte, sie gar nicht aufkommen zu lassen. Rascher noch mußte, mit jedem Tage der verstrich, die Furcht vor dem Vordringen der Franzosen zu Lande verschwinden. Hier that das überall, auch bei den inneren Gegnern Preußens vorhandene Vertrauen auf die preußische Heeresverwaltung und Kriegführung das Seinige. Es ersparte durch Milderung der wirthschaftlichen Krisis — wie ein hannoverscher Abgeordneter im Bremer Handelsblatt ganz richtig hervorgehoben hat — der Nation Millionen.

Von der Spitze herunter verbreitete sich in Norddeutschland jene auf wirkliches Wissen, nicht auf Einbildungen begründete ruhige Zuversicht auf den Ausgang, die der Erfolg seitdem mehr als bestätigt hat. Die wohlverbürgte Siegesgewißheit, welche die Generale Moltke und Roon erfüllte, von ihnen sich auf den Grafen Bismarck und die leitenden politischen Kreise übertrug, gab der Preußischen Bank den Muth zu einer höchst ersprießlichen Benutzung ihrer großen Mittel. Sie erhob sich, kann man sagen, über sich selbst — über alles was von Routine, Pedanterie und Monopolträgheit in ihr steckte. Anstatt ihre Creditgewährungen zu beschränken, dehnte sie sie vielmehr in der ganzen Peripherie ihrer Filialen und Agenturen bis an die äußerste Grenze des Zulässigen aus. Sie erhöhte allerdings den Discont rasch bis auf acht Procent, aber sie wurde nicht so sehr viel schwieriger in der Prüfung der Unterschriften der zu discontirenden Wechsel, und ging, sobald der Höhepunkt der Krisis überwunden war, rasch wieder auf friedensmäßige Zinsfußsätze herunter. Die frühen und stetigen Triumphe der deutschen Waffen werden dazu beigetragen haben, daß der Preußischen Bank diese Liberalität durchweg nur gut bekommen ist. Von Bankerotten hat man überhaupt beinahe nicht mehr gehört als in Friedenszeiten durchschnittlich auch. Die Actionäre der Bank dürfen deshalb, da zeitweilig hoher Zins mit wenig eingeschränkten Umsätzen zusammengetroffen ist, und da das öffentliche Verlangen nach mehr Umlaufsmitteln in Folge der Zurückhaltung des baaren Geldes die Notenausgabe gleichfalls gesteigert hat, diesmal auf eine besonders gute Dividende rechnen. Noch stärker hat der moralische Credit der Bank gewonnen, der Glaube an die Nothwendigkeit einer großen Centralbank, da neben der Preußischen Bank die Privatbanken als Gesammtheit sich in dieser kritischen Zeit nicht allzusehr bewährt haben.

In jeder unserer volkswirthschaftlichen Säftestockungen spielen, wie alle Welt weiß, die sogenannten „wilden Scheine" eine traurige Figur. Baares Geld und preußische Cassenanweisungen und Banknoten sind dann

das Einzige, was überall ohne Widerstand und Schaden anzubringen ist. Die Zettel der kleineren Staaten und der kleineren Banken werden entweder ganz zurückgewiesen, oder wenn doch angenommen, nur mit einem größeren oder geringeren Abschlag. Der Kreis, in welchem sie nach wie vor glatt von Hand zu Hand gehen, beschränkt sich plötzlich auf die nächste Umgebung des Centrums, von welchem sie ausgegangen oder bei welchem sie jederzeit gegen baar Geld einzulösen sind. Dieses Phänomen wiederholte sich denn auch diesmal; die Entwerthung der wilden Scheine stieg im größeren Verkehr bis auf fünf, im kleineren Verkehr bis auf zehn Procent, und vielerwärts nahm man sie schlechterdings nicht. Soweit die Staatsregierungen betheiligt waren, thaten sie unter dem Impulse ihrer sie selbst überraschenden Eintracht und nationalen Brüderlichkeitsgesinnung etwas, der Noth zu steuern, wenn auch meist erst nach der Zeit, wo es am wohlthätigsten eingewirkt hätte. Preußen erklärte, das sächsische Staatspapiergeld an seinen Cassen in Zahlung nehmen zu wollen; die süddeutschen Staaten stellten sich unter einander gegenseitig dieses Zeugniß der Anerkennung ihrer Zahlungsfähigkeit aus, das Bayern außerdem auf Preußen und Sachsen, Württemberg auf Preußen ausdehnte. Die kleineren Banken hätten es leicht gehabt, diesem löblichen Beispiel zu folgen oder noch besser zuvorzukommen. Warum erklärten sie nicht, daß jede von ihnen die Noten jeder anderen zu voll werde in Zahlung nehmen, und verständigten sich unter einander über das Bürgschafts- und Einwechselungsverfahren? Rechtzeitig veröffentlicht, hätte dieser Entschluß dem deutschen Publicum unzählige Verlegenheiten, Scherereien und Verluste sparen können. Den Banken hätte er, wie die tägliche Erfahrung bezeugt, weder besondere Weitläufigkeiten, noch vollends Gefahren auf den Hals gezogen; denn jetzt wie früher hat keine einzige von ihnen unter dem Drucke des über sie hinwegbrausenden Sturmes auch nur einen Augenblick gewankt. Es fehlte nicht in ihrem Kreise an einer rechtzeitigen Anregung, diesen naheliegenden und höchst heilsamen Schritt zu thun. Die Braunschweigische Bank, die sich schon früher um die Einigung der deutschen Privatbanken der bevorstehenden nationalen Bankgesetzgebung gegenüber verdient gemacht hat, wiewohl noch ohne Erfolg, beantragte denselben am 18. Juli, an dem Tage wo der norddeutsche Reichstag des Krieges halber zusammentrat. Allein eine namhafte Mehrzahl von Directionen lehnte ihn ab und verscherzte so die kostbare Gelegenheit, sich ein wahres und allgemein empfundenes Verdienst um den öffentlichen Geldverkehr zu erwerben. Sie werden die Nachwirkungen zu schmecken bekommen, wenn demnächst die Angelegenheit der Bankgesetzgebung für ganz Deutschland ernstlich aufgenommen wird.

Nach der Meinung Vieler hat die Erfahrung dieses Krieges die Noth-

wendigkeit einer großen Centralbank, folglich auch der zu ihrer Einsetzung und Erhaltung nothwendigen gesetzgeberischen Thätigkeit des Staates abermals unwiderleglich dargethan; und es läßt sich nicht leugnen, der Schein ist stark dafür. Was aber noch gewisser sein möchte, ist, daß der Krieg auf's neue schlagend die Unzulänglichkeit eines Bankwesens enthüllt hat, in welchem die Depositen eine so untergeordnete Rolle spielen. Mit Ausnahme weniger Banken, der Bremer und der Danziger z. B., vernachlässigen die deutschen Zettelbanken die Entwickelung eines Check- und Depositenwesens nach schottisch-englischem Vorbilde, weil sie in der Ausbeutung ihres Notenprivilegs die Hauptquelle geschäftlicher Erfolge sehen. Das Publicum in Deutschland seinerseits nöthigt die Banken auch nicht zu diesem wichtigen Fortschritt, weil es von dem Werthe der in hinlänglichen Baarmitteln liegenden steten Schlagfertigkeit nur sehr ungenügende Begriffe hat. Der deutsche Geschäftsmann hält — wie ihm namentlich J. Faucher oft mit gutem Grunde vorgeworfen hat, gestützt auf das entgegengesetzte Beispiel der Engländer und der Niederländer — zu wenig Casse. Er hat zu wenig flüssiges, jeden Augenblick parates und realisirbares Betriebscapital; er legt zuviel von seinem Vermögen oder Credit entweder in stehenden Productionsanlagen oder in zinstragenden Papieren fest. Er würde sich besser stehen, wenn er einen Theil des so festgelegten Capitals seiner Bank übergeben wollte, die ihm die Mühe und das Risico der Aufbewahrung abnehmen und gleichfalls einen angemessenen Zins gewähren würde. Vor allem würde er auf diese Weise mehr für kritische Zeiten gerüstet sein. Er selber, auf sein Guthaben in der Bank und den ihm auf Grund fortlaufender Geschäftsverbindung von der Bank gewährten Credit gestützt, den eine Krisis weit weniger leicht in Frage stellen würde als anderweiten Credit, brauchte nicht so ängstlich und gewaltsam Ausstände einzuziehen, das Geld an sich zu halten; und seine Geschäftsfreunde, soweit sie in derselben Lage, würden ihm nicht sobald Mißtrauen einflößen, ob sie ihren fälligen Verbindlichkeiten auch nachzukommen im Stande. Bei der unentwickelten Beschaffenheit unseres Depositenverkehrs glaubt Jeder beim Eintritt einer Krisis sich unmittelbar selbst, so sehr er kann, mit Baarmitteln versorgen zu müssen. In England und mehr noch in Schottland, der Heimat des Depositenbankwesens, übernehmen diese Sorge wesentlich die Banken; dadurch wird vermieden, daß auf zahlreichen einzelnen Punkten zuviel Geld für das Bedürfniß sich aufstaut und auf ebensovielen anderen Punkten eine quälende Knappheit des Geldes eintritt. Die Banken üben ihre die Circulation regulirende Mission dort eben auch in kritischen Zeiten, wo dieselbe noch so unendlich viel nöthiger und wohlthätiger ist.

Gewöhnung an Cassehalten, Ausbildung des Depositenbankverkehrs

ist demnach die stärkste Predigt, welche für unser öffentliches Geldwesen aus den jüngsten Erlebnissen hervorgeht; und deshalb muß man bedauern, wenn vermöge der vortrefflichen und erfolgreichen Politik der Preußischen Bank auf der einen, der schlaff passiven Haltung der Mehrheit der übrigen Banken auf der andern Seite der Eindruck wesentlich nur der Institution einer Centralbank im künftigen deutschen Reiche, ja vielleicht gar deren Ausstattung mit überflüssigen und veralteten Vorrechten, und nicht mindestens in gleichem Maße jener anderen Entwickelung zu Gute kommen sollte. Eine Centralbank mag ihren Werth haben als Noth-Reservoir gemünzten oder münzbaren Edelmetalls, um die kleineren Sammelbehälter und die Canäle des wirthschaftlichen Blutumlaufs auch in Tagen der Dürre hinlänglich gefüllt zu erhalten. Mindestens ebenso bedeutungsvoll aber für das Leben einer großen wirthschaftenden Gesammtheit sind jene Sammelbecken in vielen kleineren Mittelpunkten, welche zu allen Zeiten die Bewässerung auf heilsamer Höhe erhalten, Capital-Elemente rasch zu arbeitsfähigem Capital zusammenziehen, und den so gesteigerten Vorrath nach der Richtschnur vertheilen, welche das Bedürfniß und Verlangen ihrer Kunden ergiebt. Centralisation und Selfgovernment müssen sich auch auf diesem Gebiet nicht ausschließen, sondern harmonisch ergänzen.

Der Höhepunkt der auf die Kriegserklärung folgenden Panik trat sehr bald ein: schon gegen Ablauf der ersten Woche, 15.—23. Juli. Am 7. Juli hatte der Discont der Preußischen Bank auf vier Procent gestanden; nach acht Tagen stand er auf sechs, nach vierzehn Tagen auf acht Procent, um noch während fortdauernden Krieges in denselben Stufen wieder auf den Satz vor dem Kriege herunterzugehen. Die Discontirung von Wechseln nahm parallel mit dem Discontosatz zu und ab, nicht in umgekehrter Richtung. Von 98,014,000 Thlr. am 7. Juli stieg das Portefeuille am 15. auf 105,145,000 Thlr. und am 23. auf 121,721,000 Thlr., um am 19. August wieder auf 109,114,000 Thlr. und am 7. September auf 103,584,000 Thlr. zu sinken. Die Beleihung von Waaren und Effecten, der sogenannte Lombard-Verkehr, hielt sich dagegen bis zu dem letztbezeichneten Datum steigend: von 17,700,000 Thlr. nacheinander auf 18,095,000 Thlr., 20,812,000 Thlr. und 22,698,000 Thlr. Das Nämliche gilt von dem Banknoten-Umlauf und dem Metall-Vorrath, die sich wie folgt erhöhten:

	7. Juli.	15. Juli.	23. Juli.	23. August.
Banknoten-Umlauf	164,683,000 thl.	171,002,000 thl.	189,788,000 thl.	195,048,000 thl.
Metall-Vorrath	87,146,000 thl.	85,973,000 thl.	86,784,000 thl.	99,427,000 thl.

Man sollte fast sagen, es sei zu große Vorsicht der Bankverwaltung gewesen, wenn sie so lange über den Höhepunkt der Krisis hinaus ihren

Baarschatz noch immer vermehrte; aber auch das ist im Geiste der gegenwärtigen Kriegführung, die mit der höchsten Entschlossenheit eine alle Möglichkeiten in Betracht ziehende sichergehende Umsicht verbindet.

Gerade wie die Preußische Bank hat in dieser Hinsicht die Bremer Bank gehandelt, die sich wegen der in Bremen bestehenden isolirten Goldwährung in einer eigenthümlichen Lage befand. Sie sollte eine verstärkte Gold-Reserve für einen Platz herbeischaffen, der durchaus sein eignes Münzsystem besitzt, ohne dessen Hauptmünze jedoch, die goldene, selbst auszuprägen. Früher dienten als solche die Pistolen Hannovers und Dänemarks, seit dem letzten Jahrzehnt die deutschen Goldkronen, deren große Masse die Bremer Bank in ihren Kellern hat, aber ohne sie über das gewöhnliche Bedürfniß hinaus vermehren zu können, da kein deutscher Staat sie regelmäßig und in größerer Zahl mehr ausprägt. Wie also den Baarschatz der Bank verstärken? Man half sich durch ein improvisirtes Gesetz, das britische Sovereigns, nordamerikanische Eagles, russische Imperialen, Zwanzig- und Fünfundzwanzig-Frankenstücke zu einem festen Satz in Bremen für gesetzliche Zahlungsmittel erklärte; und die Bank ließ nnn aus den Vorräthen der Bank von England so viel Gold kommen, bis sie (Ende August) über eine Million mehr Münze im Keller als Noten im Umlauf hatte. Wenn diese Beziehung etwa dazu beigetragen hatte, den Discont der Englischen Bank in die Höhe zu treiben, so hat derselbe nun ebenfalls schon wieder zweimal rasch nacheinander bis auf 3½ Procent ermäßigt werden können.

Bei der Pariser Centralbank hat die Entwickelung einen anderen und verhängnißvolleren Verlauf genommen als bei der Preußischen Hauptbank. Obgleich die Niederlagen der französischen Armee doch erst am 4. August begannen, nahm der Druck, welcher in Berlin schon vom 23. Juli an allmählich nachließ, in Paris bis dahin stetig und ununterbrochen zu, um dann mit der politischen Panik ebenfalls unerhörte Dimensionen zu erreichen. Vom 30. Juni bis zum 31. Juli wuchs das Wechsel-Portefeuille um 121,600,000 Thlr., bis zum 11. August weiter um 60,300,000 Thlr.; der Noten-Umlauf erst um 21,100,000 Thlr., dann weiter um 15,200,000 Thlr. Gleichzeitig nahm der kolossale Metallschatz, den die Bank angehäuft hatte — der größte jemals erhörte —, trotz der weitgehendsten Vorsichts- und Beschränkungs-Maßregeln reißend ab. Es mag noch der Bestätigung bedürfen, aber es sieht jetzt im Lichte dieses nach Rouher's Eingeständniß seit vier Jahren vorbereiteten Krieges ganz so aus, wie wenn *in dessen Erwartung* der Kaiser alle sachlichen und persönlichen Aufforderungen zur Abschaffung der Doppelwährung schweigend unbeachtet gelassen, die Bank von Frankreich ihrerseits seit zwei bis drei

Jahren ohne jeden sonstigen befriedigenden Erklärungsgrund sich für zweihundert Millionen silberner Fünffrankenstücke frisch ausgeprägt habe. Damit sicherte sie das in so enormen Massen angesammelte Gold nach erfolgter Kriegserklärung gegen den ersten Sturm der Noten-Inhaber und Depositen-Einleger, bis anständiger Weise der Zwangscurs, d. h. die Nichteinlösbarkeit ihrer Noten, ausgesprochen werden konnte. Die Pariser Banquiers, fremde wie einheimische, waren schon vorher durch wahrhaft terroristische Maßregeln, wie Bedräuung mit gar nicht existirenden gesetzlichen Strafen und Androhung der öffentlichen Denunciation ihrer Namen als Landesverräther, abgehalten worden, noch so geringfügige Summen Goldes in's Ausland zu schicken. Nun sprach man den Zwangscurs aus; man erhöhte das gesetzliche Maximum der Noten, deren am 11. August für 422 Millionen Thaler umliefen, erst auf 480, dann auf 640 Millionen Thaler; man ging von Funfzig-Franken-Noten auf Fünfundzwanzig-Franken-Noten herab, und ist in großer Gefahr, noch weiter hinunter, bis zu Zehn-Franken-Noten gedrängt zu werden; so treibt der aufgenöthigte Papier-Umlauf das gemünzte Metall, das noch in den Adern des Verkehrs zurückgeblieben ist, mit Gewalt durch tausend unsichtbare Poren zum Lande hinaus, und der große Goldhaufen in den Kellern der Bank verfällt früher oder später, für Kriegführungs- oder Friedensabschluß-Zwecke der Regierung, die keine Scrupel fühlen wird ihn in ihrer Noth zu benutzen, um den Feind aus dem Lande los zu werden, wo denn eine lange Folgezeit reinen zwangsmäßigen Papiergeld-Umlaufs über Frankreich das Elend der Assignaten-Wirthschaft annäherungsweise noch einmal heraufzuführen droht — wohl das Einzige von den Kriegs-Erinnerungen der stolzen 1790er Jahre, was sich in der Gegenwart wiederholen wird!

Neben der Sicherstellung des von der Bank angesammelten Goldschatzes gegen das Andrängen ihrer Depositen-Gläubiger und Noten-Inhaber ging auch eine allgemeine Sicherstellung von Schuldnern gegen die rechtmäßigen Ansprüche ihrer Gläubiger her: ein Aufschub der Klagbarkeit fälliger Wechselforderungen, der erst auf einen Monat, von Mitte August bis Mitte September ertheilt ward und dann — wie deutsche Kritiker vorausgesagt hatten — verlängert werden mußte. Die doppelte Einseitigkeit und Ungerechtigkeit, welche hierin lag: Begünstigung des Schuldners auf Kosten des Gläubigers und gesetzliche Berücksichtigung der etwa aus dem Kriegszustande folgenden Verlegenheiten nur für einen Theil der bedrängten Classen, wurde wohl empfunden, hielt aber nicht davon zurück. Der alte Socialist Raspail forderte, daß dann auch die Klagbarkeit des Miethzinses für Arbeiter-Wohnungen hinausgeschoben werde; die Mehrheit des Gesetzgebenden Körpers begnügte sich Oh! Oh! zu rufen, aber die

Nationalökonomen des Journal des Débats, geschworne Gegner alles Socialismus, erkannten an, daß Raspail's Forderung die logische und legitime Consequenz jenes gewaltthätigen Beschlusses sei.

Zu förmlichen Anträgen oder gar zu Beschlüssen dieser Art ist es in Deutschland glücklicher Weise nicht gekommen. Aber thun wir uns nicht allzuviel darauf zu Gute! In Mannheim ist die Idee eines Moratoriums ebenfalls aufgetaucht; in conservativen preußischen Preßorganen hat man verlangt, daß die Subhastationen von liegendem Eigenthum für die Dauer des Krieges sistirt würden. Wer weiß, was geschehen wäre, wenn der Krieg härtere Opfer von uns erheischt und sich wohl gar in unser Land hereingewälzt hätte?

Man kann einigermaßen darauf schließen aus der Leichtigkeit, mit welcher der Reichstag auf den Vorschlag des Bundesraths, Handel und Gewerbe mit Darlehnscassen unter die Arme zu greifen, eingegangen ist. Der Reichstag hatte allerdings nicht viel Zeit zu gründlicher Prüfung und Erörterung; er stand unter dem Eindruck der allgemeinen Stimmung, welche der Abwehr des feindlichen Angriffs vom vaterländischen Boden alles schlechterdings hintangesetzt wissen wollte. Außerdem war 1866, Dank der glücklichen und unerhört raschen Beendigung des Krieges, aus der Errichtung von Darlehnscassen durch die Regierung allein nicht viel Unheil hervorgegangen, und so glaubte man vertrauen zu dürfen, daß es diesmal ebenso gehen werde. Dieses Vertrauen verspricht sich denn auch zu rechtfertigen. Aber das Kriegsmittel der Darlehnscassen ist damit noch lange nicht jeder Anfechtung entrückt, wie etwa der neubestätigte Werth der Cavallerie oder Moltke's Strategik. Die Warnungen, welche die volkswirthschaftliche Kritik jeder Zeit gegen ihre Herstellung erhoben hat, bleiben in Kraft, weil nichts in den Erfahrungen von 1866 oder 1870 liegt, was sie entkräften oder abschwächen könnte. Sie beziehen sich auf ein Stadium vorgerückter wirthschaftlicher Zerrüttung und Erschöpfung, das Gott sei Dank weder diesmal noch vor vier Jahren eingetreten ist, das aber ein Mißerfolg unserer Waffen, auf den man sich doch auch gefaßt und eingerichtet halten mußte, jeden Augenblick hätte über uns heraufbeschwören können. Wenn erhöhte Panik in Folge großer militärischer Unfälle das baare Geld vollends von der Oberfläche des Verkehrs gefegt, den Andrang zu den Papiergeld ausgebenden Cassen vervielfacht hätte, dann würde die zuerst ganz unschädliche, kaum empfundene Vermehrung der papiernen Circulationsmittel eine wirkliche Gefahr geworden sein, weil ihr nicht die natürlichen Schranken der Vermehrung des Edelmetallgeldes gezogen sind, und weil sie, über einen gewissen Punkt hinaus getrieben, von selbst und mit elementarer Gewalt zur Auferlegung des Zwangscurses zu drängen

pflegt. Was aber Papiergeld mit Zwangscurs bedeutet, lehrt uns jeder Blick oder Gang über unsere östlichen und südlichen und bald ohne Zweifel auch über unsere westlichen Grenzen.

Wie die Dinge stehen, hat es mit den Darlehnscassen keine große Gefahr. Geld ist, um in der Börsensprache zu reden, willig genug, um dieses Hilfsmittel der Noth nahezu ganz überflüssig zu machen. In Leipzig hatte die dort errichtete Darlehnscasse des Norddeutschen Bundes am 30. August ihren Absatz noch nicht in die Zehntausende gebracht; die zu Bremen wurde am 5. September bereits wieder geschlossen, weil sie nichts zu thun hatte. Die Gesammtausgabe von Darlehnscassenscheinen erreichte Ende August noch nicht drei Millionen oder ein Zehntel des gesetzlichen Maximums. Vorwurfsfreiere Einrichtungen der Selbsthilfe hatten diesen Cassen zum Theil vorweggenommen, was ihrer sonst an Geschäften gewartet hätte. So eine eigene Schöpfung der Kaufmannschaft zu Leipzig; so ein Garantieverein zu Stuttgart, durch den bekannten Patrioten Gustav Müller in's Leben gerufen, der Ende August mehr als siebenhundert Mitglieder im Lande zählte und von seinen dreiprocentigen, in sechs Monaten rückzahlbaren Cassenanweisungen fast für dritthalb Millionen Gulden in Umlauf hatte. In Württemberg hat sich daher der Ruf nach Darlehnscassen gar nicht erhoben, der in Bayern und Hessen-Darmstadt eine Weile ziemlich laut ertönte, nach den deutschen Siegen aber auch, wie es scheint, verschollen ist. Man wird es sich in Darmstadt, Mainz und Offenbach wohl sparen können, diese Zufluchtsstätten der Geld- und Creditnoth überhaupt noch zu eröffnen: wer des Credites würdig ist, findet Credit auch ohne sie, und Geld läuft überall wieder hinreichend um. Etwas anderes ist es mit der Vermehrung der Zweiganstalten der Preußischen Bank oder vielmehr ihrer Umgestaltung zu einer deutschen Centralbank, die uns der Friede mit dem neuerstehenden deutschen Reiche ebensogut bringen muß wie einheitliches Münz- und Papiergeldwesen.

Diejenigen Schritte zu diesem letzteren, langersehnten Ziele, welche schon geschehen waren, hat die gewaltsame Unterbrechung des Krieges vielleicht um ihre Bedeutung gebracht. Noch viel sicherer zwar selbstverständlich sind wir jetzt, daß die Papiergeldfrage nicht bei dem vorläufigen Stillstand verharren kann, zu welchem das Verbot der ferneren einzelstaatlichen Emission ohne ausdrückliche Ermächtigung des Bundes sie seit kurzem vorläufig verurtheilt hat, und daß die einheitliche Ordnung des Münzwesens sich ohne weiteres auf die süddeutschen Guldenländer mit erstrecken muß. Aber hat sich nicht etwa gerade durch den Krieg die Stellung verschoben, welche man zuvor hinsichtlich der verschiedenen für Deutschland denkbaren Münzsysteme einnahm? Werden die Anhänger des Bestehenden

nicht, wie sie 1866 behaupteten, der Thaler habe bei Königgrätz über den Gulden gesiegt, so nun erklären, zu den Besiegten von Wörth, Gravelotte und Sedan gehöre auch die Goldwährung, und der preußische Thaler, der in den Taschen der siegreichen deutschen Truppen den Einzug in Paris mitgemacht habe, könne unmöglich hinterdrein verurtheilt werden, sich vor den Zwanzigfrankenstücken der Franzosen als ein inferiores Geschöpf zu verkriechen? Oder wenn auch die Goldwährung nicht in den Sturz Napoleon's verwickelt werden sollte, wird nicht die entfesselte Fluth des Patriotismus ihre Wellen auch auf das abgelegene Gebiet des Münzwesens wälzen und die Freunde des „teutonischen Systems," der zur Münzeinheit erhobenen deutschen Goldkrone (von denen sich der beredtesten Einer auch in diesen Blättern hat vernehmen lassen), aus ihrer etwas unbehaglich trockenen und vereinsamten Lage befreien? Werden die bisherigen Verfechter der Adoption des Goldfrankensystems in der einen oder anderen Form diesen ihren Rath erneuern, nachdem Deutschland eben mit dem Frankenvolk eine so opferreiche kriegerische Auseinandersetzung gehabt hat? Und wenn sich unter den Vielen, die entweder den Franken oder den Goldgulden zur Basis wollten, auch einige so kühne Leute finden sollten, was wird nach dem Kriege aus der jungen Verliebtheit einiger unserer besten volkswirthschaftlichen Köpfe in die Doppelwährung nach französischem Vorbild geworden sein? Wird man fortfahren zu glauben, wir könnten uns die Doppelwährung aneignen und dauernd feststellen, indem wir Frankreich durch Vertrag ebenfalls noch ferner an sie bänden? Die Möglichkeit derartiger Verträge dürfte der Krieg für längere Zeit aufgehoben haben; während es mit der selbstthätigen unabhängigen Aneignung eines dem französischen ähnlichen Goldwährungssystems eine ganz andere Sache ist. Doch aber sollte man denken, daß die officielle Behandlung der Münzfrage jetzt einigermaßen in das Bette werde geleitet werden, welches Graf Bismarck vorausgreifend absteckte, als er am 2. September vor Sedan auf dem Siegesfeld mit den amerikanischen Generalen Sheridan und Forsyth und dem Correspondenten der Londoner Pall Mall Gazette auf ein innigeres Zusammengehen der drei großen germanischen Nationen den sparsamen Erfrischungstrank leerte.

Eine ungünstigere Parallele mit Frankreich, als hinsichtlich der Maßregeln in Betreff des Privatcredits, scheint sich für uns zu ergeben, wenn wir auf den Staatscredit blicken. Von den hundert Millionen Thalern, welche der Norddeutsche Bund seinen Bürgern zur Zeichnung und successiven Einzahlung in sechs über fünf Monate erstreckten Raten anbot, sind nur ungefähr siebzig Millionen genommen worden; während der französische Finanzminister Magne in einem bereits ziemlich düstern Augenblick des

Feldzuges zweihundert Millionen Thaler auflegte, und sie noch um eine Kleinigkeit überzeichnet erhielt. Auf ihre finanzielle Ueberlegenheit pochten die Franzosen vor dem Kriege überhaupt noch viel stärker als auf die militärische. Der unterrichtete und scharfsinnige Prévost-Paradol sah dem auch ihm nothwendig erscheinenden Zusammenstoß mit Preußen aus keinem anderen Grunde mit zuversichtlicher Hoffnung entgegen, als weil Frankreich unbestritten reicher als Deutschland sei. Reichthums- und Creditvergleiche geben fast das ganze Licht in einem Artikel von Leroy-Beaulieu ab, der noch in der Revue des Deux Mondes vom 1. September Frankreichs vermeintliche Aussicht auf schließlichen Sieg nationalökonomisch-geographisch begründete. Und es ist auch keine Frage: beim Beginn des Krieges wenigstens mußte man anerkennen, daß hier ein wirklicher unzweifelhafter Vorsprung Frankreichs vorliege. Maurice Block, der in der deutschen Wissenschaft so gut zu Hause ist wie in der französischen, schätzt das durchschnittliche Einkommen in Frankreich auf ein Drittel mehr als in Preußen, rund 160 Thaler auf den Kopf gegen 120 Thaler. Wenn in Paris eine Nationalanleihe ausgeschrieben wird, wird sie regelmäßig, so hoch auch ihr Belauf sein mag, überzeichnet. Der Curs der französischen Rente ist für gewöhnlich weit besser als der der preußischen Staatspapiere. Die Pariser Börse war für die Berliner Börse bisher tonangebend, nicht umgekehrt.

Allein wenn so die Dinge zu Anfang des Krieges standen, so haben sie sich seitdem außerordentlich zu unsern Gunsten verändert, eben in Folge der Einwirkung übermächtiger Ereignisse. Wir sind trotz des politischen Ueberfalls im Stande gewesen, die militärische Initiative unsererseits zu ergreifen und die eigentlichen Verwüstungen des Krieges (mit der unbedeutenden Ausnahme der Stadt Kehl) auf das Gebiet von Frankreich zu beschränken. Demgemäß leben unsere Truppen zum Theil ganz und definitiv, zum Theil mindestens vorläufig auf Feindes Kosten. Jene unabsehbaren Zerstörungen von Capital, welche der Krieg auch bei der humansten Führung an Häusern, Möbeln, Vieh, Saaten u. s. w. unausbleiblich mit sich bringt, treffen ausschließlich Frankreich, nicht Deutschland. Eine schlechte Ernte nöthigt Frankreich, trotz seiner mehr als je geschwächten Kaufkraft, auf Getreide- und Futterbeziehungen von auswärts Bedacht zu nehmen — eine leidliche Ernte erlaubt Deutschland, sie auf ein Minimum einzuschränken. Wir brauchen uns nicht in die Papiergeldwirren zu stürzen, welche noch lange nach der Beendigung des Krieges den französischen Erwerbfleiß mit theilweiser Unfruchtbarkeit zu schlagen, ihm die Concurrenz eines aufreibenden Spieltriebs an die Seite zu setzen drohen. Die Kriegskostenentschädigung wird ohne Zweifel Hunderte von Millionen baaren Geldes aus Paris nach den deutschen Hauptstädten fördern.

Selbst der Unterschied in den Zeichnungen auf die beiderseitigen Kriegsanleihen bedeutet näher angesehen nicht so viel, als oberflächlich betrachtet. Die Franzosen sind bekanntlich Renten-Schwärmer; das allgemeine Glückseligkeits-Ideal ist in Frankreich, Gläubiger des Staats zu werden und von abgeschnittenen Renten-Coupons zu leben. Der Deutsche dagegen kennt für seine Ersparnisse mancherlei Arten von Anlagen. Er legt sie auch rascher, in kleineren Posten, und immer sofort an; er hält nicht viel baare Casse, und hat daher für eine plötzliche Appellation nur mäßige Summen in Vorrath. Trifft dieselbe obendrein in eine Zeit, wo Jedermann nach Leibeskräften baar Geld an sich zu ziehen und an sich zu halten sucht, so bedarf es schon starker mitsprechender Motive des Gemeinsinns und des Patriotismus, wenn eine halbwegs bedeutende Summe zusammenkommen soll. Bei der Ausschreibung der Bundes-Anleihe der hundert Millionen kam zu alledem noch hinzu, daß der Erklärungs-Termin (3. und 4. August) ausnehmend kurz bemessen war, und in jene Tage hochgespannter Erwartung unmittelbar vor Weißenburg und Wörth fiel, wo Unruhe, Aufregung und Sorge die Menschen kaum an etwas anderes denken ließen als an die Frage, wer die erste Schlacht gewinnen werde. Acht Tage später angesetzt, oder von zwei Tagen auf fünf oder sechs erstreckt, hätte der Zeichnungs-Termin vermuthlich die vollen hundert Millionen ergeben. Den Bundesfinanzen freilich war mit der nur partiellen Zeichnung besser gedient: da der Curs von 88 sofort weit in die Neunziger stieg, ließ sich der Rest weit vortheilhafter anbringen. In Verlegenheit konnten sie um so weniger gerathen, als ein sehr erheblicher Theil der Zeichnungen gleich voll eingezahlt wurde.

Daß es nicht an verfügbarem Capital an sich in Deutschland fehlte, sondern nur an unmittelbar paratem oder an der Neigung sich von baarem Gelde zu entblößen, bevor der Gang des Krieges ungefähr zu übersehen war, stellte sich bei der später ausgegebenen bayerischen Kriegsanleihe von funfzehn Millionen Gulden heraus. Sie wurde in Berlin allein mehr als doppelt gezeichnet. Von den Zeichnungen unter zehntausend Gulden, denen die Regierung unvorsichtiger Weise Freiheit von Reduction zugesagt hatte, gab es so viel, daß sie lange nicht sämmtlich in dem gewünschten Papier zu befriedigen waren, sondern großentheils auf bayerische Eisenbahnanleihe angewiesen werden mußten. Ein Münchener Blatt nahm aus diesem glänzenden Erfolg Veranlassung zu einer drastischen Parallele mit den finanziellen Verlegenheiten des Jahres 1866, wo Bayern gegen Preußen im Felde stand, und der darauf gefolgten schweren und allgemeinen volkswirthschaftlichen Krisis.

Die norddeutsche Bundesanleihe, welche 5 Procent Zinsen trägt,

ist zu 88 für 100 ausgegeben worden; die dreiprocentige französische Anleihe von 1870 rund zu 60 für 100. Heute steht jene auf 95 und diese auf 50. Das will sagen: der Staat Frankreich muß 6 Procent Zinsen bezahlen, wenn er Geld haben will, — der Norddeutsche Bund braucht nur 5¼ Procent anzulegen. Eines der bedeutendsten volkswirthschaftlichen Organe Englands, der Economist, hat den Bund förmlich eingeladen, mit seinen Anleihe-Bedürfnissen auf dem Londoner Markte zu erscheinen, und hat bedauert, als ein deutsches Fachblatt ihm Angesichts der glücklichen Wendung des Kriegs dazu keine Hoffnung machen zu können glaubte, da den britischen Capitalisten, wie er sagte, nichts besseres würde passiren können. Man hat nicht gehört, daß Frankreich in seiner wachsenden Verlegenheit eine ähnliche freundnachbarliche Einladung zugegangen wäre.

Die Franzosen haben den Krieg ihres brüsken diplomatischen Abbruchs ungeachtet nicht in unser Land tragen können; dafür setzte ihre überlegene Kriegsflotte sie allerdings in den Stand, unseren Seehandel vom Meere zu fegen. Sie haben sich denn auch nicht, dem Vorgang der kriegführenden Mächte von 1866 folgend, durch Anerkennung der Heiligkeit des Privateigenthums zur See die Hände binden wollen, sondern ihre Kreuzer alsbald lustig darauf los capern und Prisen machen lassen. Zur Blockirung der norddeutschen Küsten gelangten sie erst ziemlich spät, vier Wochen nach der Kriegserklärung, da die Flotte so wenig fertig war wie das Heer und den auf der Lauer liegenden deutschen Kriegsschiffen gegenüber das Vorgehen mit einzelnen Schiffen doch nicht recht geheuer schien. Die zuerst ausgesandte Abtheilung der Panzerflotte mußte außerdem zu dem (unerreicht gebliebenen) politischen Zwecke verwendet werden, Dänemark mit ostensiblem Druck zum Anschluß zu nöthigen. So hatten unsere Häfen für den Verkehr neutraler Schiffe vier Wochen länger frei, als erwartet werden konnte. Auch nach der Erklärung der Blockade wurde dieselbe, trotzdem nun das gesammte französische Panzergeschwader zur Stelle war, nicht allenthalben gleich oder dauernd effectiv; sowohl aus Swinemünde als aus Travemünde berichtete man wiederholt, daß neutrale Schiffe eingelaufen seien, nicht blos ohne angehalten und zurückgewiesen zu werden, sondern selbst ohne etwas von blockirenden Schiffen bemerkt zu haben. Diese Vorfälle werden hoffentlich amtlich erhoben und von den neutralen Berichterstattern beschworen worden sein, damit auf ihre Aussagen gestützt, wenn nicht noch während des Kriegs die Blockade mit Wirkung für hinfällig und erloschen erklärt, so doch nach demselben eine bessere völkerrechtliche Gesetzgebung in diesem Punkt beantragt werden kann. Zur Herbeiführung einer solchen wird Deutschland überhaupt seine jetzige vornehme Stellung im Rathe der Nationen benutzen müssen. Es genügt

nicht, daß im Friedensvertrage Zurückgabe und volle Entschädigung aller aufgebrachten deutschen Kauffahrer ausbedungen wird. Der Grundsatz der Respectirung auch des schwimmenden Privateigenthums im Kriege muß in's allgemeine Völkerrecht übergehen. Die Aussichten dafür sind ungewöhnlich günstig. Eine populäre Agitation, von Bremen ausgehend, hat ihm schon vor zehn Jahren die Unterstützung des gesammten Seehandelsstandes der civilisirten Welt verschafft. Marseille und Havre sind ihrer damaligen Adhäsion auch jetzt nicht untreu geworden, sondern haben dem französischen Marineminister gleich beim Ausbruch des Krieges dringend angerathen, auf Prisen zu verzichten, da nicht blos die feindliche, sondern auch die einheimische Rhederei — wegen der Möglichkeit von Repressalien — darunter leide. Männer von dem Gewicht Ed. Laboulaye's und Michel Chevalier's haben die Forderung in der Pariser Presse zu der ihrigen gemacht. Auf der andern Seite steht sogar eine stattliche Reihe von Präcedenzfällen: die theoretische Anerkennung in dem preußisch-amerikanischen Vertrage von 1785, mit welchem gleichsam das philosophisch-philanthropische Jahrhundert, repräsentirt durch Friedrich den Großen und Franklin, die Idee seinem Nachfolger zur Verwirklichung vermacht hat; Preußens, Oesterreichs und Italiens praktische Bethätigung derselben in dem Kriege von 1866; Norddeutschlands gegenwärtige Erklärung, dem Grundsatz selbst ohne Reciprocität französischer Seits treu bleiben zu wollen, die in Washington Anlaß zu einem Austausch bedeutungsvoller Kundgebungen geworden ist. Inzwischen haben die Erfahrungen der jüngsten Zeit über den geringen Einfluß aller Art von Caperei auf den Ausgang von Kriegen in England, das allein noch mit Bewußtsein jenem großen völkerrechtlichen Fortschritt widerstrebte, ihre Wirkung nicht verfehlt. Angesehene Organe der Presse stehen dort schon standhaft auf der Seite der humanen Neuerung, der sich die Handelskammern längst ausdrücklich angeschlossen haben. Wenn daher der Bundeskanzler, auf einen bekannten einhelligen Beschluß des Reichstags gestützt, die Sache beim Friedensschluß und nach dem Frieden förmlich zu der seinigen macht, so darf man auf einen baldigen durchgreifenden Erfolg hoffen, damit Deutschland in dieser großen Krisis seiner Geschicke von der unbedingten Friedensfreundlichkeit des Ministeriums Gladstone-Bright doch nicht immer blos den Schaden, sondern auch einmal mindestens einen moralischen Gewinn davon trage.

Die Blockade hat übrigens, auch als sie endlich in's Werk gesetzt war, die unseligen volkswirthschaftlichen Folgen nicht entwickelt, welche man mancherwärts von ihr befürchtet zu haben scheint. Ist Deutschland vermöge seiner geographischen Lage gegen Frankreich politisch und militärisch im Nachtheil, so ist es durch sie hinsichtlich der Versorgung eben

so sehr im Vortheil. Man stelle sich nur vor, wie es den Franzosen gehen würde, wenn unsere Flotte im Stande wäre, ihre Häfen zuzuschließen, von der Landseite her siegreiche Heere auf Paris drängen, und so aller Verkehr mit dem Auslande auf die Pässe der Alpen und der Pyrenäen beschränkt wäre! Statt dessen haben wir eine im Vergleich zur Meeresküste mehr als doppelt so lange östliche und südliche Landgrenze, ja Stücke von Landgrenze obendrein im Norden und Nordwesten, um uns für die zeitweilige Versperrung des Seewegs schadlos zu halten. Ostwärts und südostwärts aber liegen ja die korn- und viehreichen Länder, aus denen sich das dichtbevölkerte Mittel- nnd West-Europa im Falle eintretenden Mangels zu verproviantiren pflegt.

In Bezug auf den Seeverkehr unserer großen Plätze, namentlich der so sehr auf internationalen Zwischenhandel angewiesenen Hansestädte hat die Blockade ihr Werk allerdings vollständig gethan. Man erkennt das am besten an den Ein- und Ausfuhrlisten Bremens, da in Hamburg leider die Ausfuhr nicht verzeichnet wird. Schon im August, in dessen zweiter Hälfte doch erst die Blockade begann, war es mit der Einfuhr beinahe zu Ende. Die Hauptartikel des Platzes zeigten im Vergleich mit demselben Monat im vorigen Jahre folgende Ziffern:

		Taback.	Reis.	Petroleum.	Baumwolle.	Kaffee.
August 1869:	Ctr.	79,209	240,188	97,826	28,779	31,512
„ 1870:	Ctr.	8278	—	7942	1224	1440

Die Ausfuhr, die noch eine Weile von aufgespeicherten Vorräthen zehren konnte, nahm sich folgendermaßen aus:

		Taback.	Reis.	Petroleum.	Baumwolle.	Kaffee.
August 1869:	Ctr.	61,854	85,771	66,501	46,453	9938
„ 1870:	Ctr.	30,082	31,686	18,809	19,587	5435

So leeren sich die Packhäuser, ohne sich wieder zu füllen; die Schiffe liegen, so weit sie nicht aufgebracht sind, abgetakelt im Hafen und kosten ihren Rhedern Liegegelder, die sich in dem Falle der zu Newyork, Baltimore und Southampton eingeschlossenen deutsch-transatlantischen Dampfer wegen der nicht füglich zu entlassenden Mannschaften zu enormen täglichen Opfern steigern; an den Börsen herrscht, statt des gewohnten regen Tausches von Waaren und Dienstleistungen, ein geschäftiger Müßiggang, der weder angenehm noch heilsam ist. Indessen ist es darum noch lange nicht mit allem Seehandel vorbei. Die Blockade selbst hat die deutschen Ems-Häfen freigelassen, um nicht im Dollart, den die ausmündende Ems durchläuft, mit der niederländischen Neutralität in Conflict zu gerathen. Ueber Leer und Emden hat sich daher ein Speditionsvertrieb entwickelt, der so weit nöthig, und mehr der schlechten Fahrwasser-Verhältnisse als der Franzosen halber,

die nächsten holländischen Häfen zu Hilfe nimmt. Ueber das Watt zwischen den ostfriesischen Inseln und dem Festlande bewegt sich übrigens auch die deutsche Küstenfahrt nach wie vor, da die französischen Kriegsschiffe so nahe nicht heranzukommen vermögen. Andre Auswege haben sich ergeben, sobald Dänemarks Neutralität feststand. Hamburger Mäkler und Agenten sind nach Friedericia und Aarhuus in Jütland gegangen und haben von dort aus ständige Dampferlinien einerseits nach Hull in England, andererseits nach den Haupthäfen Scandinaviens in's Leben gerufen. So hilft man sich, auch ohne mit List oder Gewalt die Blockade zu brechen, bis der Friede die verrammelten Pforten wieder öffnet. Man wird dann nur wünschen müssen, daß die Wiederentfernung der freiwillig geschaffenen Hindernisse des Ein- und Ausgangs, der Torpedos insbesondere nicht mehr Mühe mache, als die Ertragung der vom Feinde bereiteten.

Im Eifer entschlossener Kriegführung geht auch der umsichtigste Feldherr mitunter einen Schritt zu weit. Das hat General Vogel von Falckenstein gezeigt, dessen Ernennung zum Generalgouverneur an den Küsten so viel gethan hat, um die Landungsbesorgnisse zu zerstreuen. Er verbot die Ausfuhr von Getreide zur See, und verhängte so gewissermaßen im voraus die leidigen Wirkungen der Blockade über die Landestheile, welchen dieselbe drohte. Die allezeit wachsamen Vorsteher der Königsberger Kaufmannschaft stellten dem Bundeskanzler vor, daß das die Provinz Preußen — die diesmal glücklicher Weise eine gute Ernte gemacht hat — außer Stand setze, die auch ihr nicht ersparten Lasten des Kriegs zu tragen, da sie in fetten Jahren durchaus auf Korn-Ausfuhr nach England u. s. w. angewiesen sei; und Graf Bismarck beeilte sich, die Maßregel zu redressiren. Es wäre vielleicht wohlgethan gewesen, den Generalgouverneuren von vornherein aus dem Bundeskanzleramt je einen volkswirthschaftlich gebildeten Rath an die Seite zu geben, wenn sie auch zu derartigen Erlassen die Befugniß haben sollten.

Eine andere volkswirthschaftliche Retorsionsmaßregel, aus dem Ministerium hervorgegangen, hat ebenfalls Tadel erfahren, aber ohne deshalb weniger aufrechterhalten zu werden. Das war die allerdings auf Gesetz beruhende Erhöhung des Zolls auf französischem Wein, nachdem Frankreich seinerseits den Tarif des Handelsvertrages mit dem Zollverein außer Kraft gesetzt hatte. Der Krieg zerreißt im allgemeinen, wie man zu sagen pflegt, die Verträge; aber mit Nothwendigkeit und von selber doch nur die, gegen welche er unmittelbar gerichtet ist, also die specifisch politischen: die übrigen bleiben bestehen, wofern nicht der eine oder andere Theil es zweckmäßig findet, von seinem aus dem Kriegszustande fließenden Aufhebungsrecht Gebrauch zu machen. Wie ein Krieg zwischen Frankreich und Italien den

zwischen ihnen bestehenden Münzvertrag von 1865 nicht nothwendig zu berühren brauchte, so hätte der deutsch-französische Krieg den deutsch-französischen Handelsvertrag ganz füglich unangefochten lassen können. Aber das Pariser Cabinet hob ihn auf, ohne specielle Motive aus der augenblicklichen Lage heraus dafür anzugeben oder zu besitzen. Dies ist sehr charakteristisch für den Grad der Bekehrung zur Freihandelsidee, welche Louis Napoleon mit seinen eigenen nächsten Umgebungen gelungen ist, — wo nicht gar für die Stärke seines persönlichen Glaubens an diese Idee. Denn es kann, so wie die Dinge stehen, nur geschehen sein in der stillschweigenden Annahme, daß niedrige Eingangszölle gut seien für das importirende Nachbarland, schlecht für das eigene Land. Hätten sie nicht dafür gegolten, sondern für einen nationalen Vortheil, so würde kein Kriegszustand die Minister haben bewegen dürfen, sich desselben den Feinden zum vermeintlichen Tort freiwillig zu entäußern, oder die Kammern, es geschehen zu lassen. Napoleon III. hat sich auf seine dem Freihandel geleisteten Dienste immer besonders viel zu Gute gethan und darin einen selbst von den abgeneigtesten Gegnern nicht zu zerpflückenden Lorberkranz erblickt. Warum hat er denselben also noch eigenhändig vom Haupte genommen, bevor ihm die Krone selbst entfiel?

Eine gelinde Dosis des bezeichneten volkswirthschaftlichen Irrthums und Kleinglaubens muß man auch in der vorhin erwähnten Retorsionshandlung auf deutscher Seite noch finden. Es kam hinzu, daß sie mit ihrer eigentlichen Schärfe die Bordeauxweinkeller in den Freihäfen Hamburg und Bremen traf. Wäre nicht das Meiste, was für den inneren deutschen Verbrauch in letzter Zeit diesen Kellern entnommen worden ist, doch zollfrei eingegangen, nämlich als Sendung der hanseatischen Hilfsvereine für die Kriegslazarethe, so würde man lauter als geschehen darüber Klage geführt haben. Allein in diesen schweren und entscheidenden Wochen richtet der Patriot gern alle seine Anstrengungen ausschließlich nach außen hin gegen Deutschlands Feinde und Neider.

Brutaler als die Aufhebung des Handelsvertrags und als die vom Völkerrecht noch geduldete Caperung von Kauffahrteischiffen, und in der That ein schmählicher, von allen Unbefangenen gebrandmarkter Act blinder Feindseligkeit oder egoistischer Berechnung war die gewaltsame Austreibung der Deutschen aus Paris und ganz Frankreich. Sie wird das Capitel der Kriegsentschädigungen, in dem schon die gemachten Prisen täglich höher anschwellen, anf eine bedeutende Schlußsumme treiben. Inzwischen regen sich interessante und hoffnungsvolle Versuche, von dem erworbenen technischen Geschick der ausgestoßenen Arbeiter Nutzen für unsere Industrie zu ziehen. Nach einigen Privatstimmen hat auch der preußische Handelsminister seine

Handelskammern darauf hingewiesen. Aber es wäre wohl zu wünschen, daß irgend eine centrale Organisation, der Ausschuß des Deutschen Handelstags z. B. oder die neuerdings entstandenen Fabrikantenvereine, die Sache der Zeiten in die Hand nähme.

Noch unmittelbarer mit dem Kriege als solchem hängt die Hülfsthätigkeit zusammen, welche sich auf seine nothwendigen Opfer bezieht: die verwundeten und erkrankten Krieger, die Familien deren Ernährer zur Fahne abgerufen worden sind, die Grenzstriche welche durch anhaltende Durchmärsche gelitten haben. In allen diesen Richtungen ist das wirthschaftliche Nationalinteresse, das in Frage kommt, groß und bedeutend. Keine Ausgabe kann z. B. besser angewendet sein, als was uns die Lazarethe und die Erfrischungszüge kosten. Das Heer enthält ja im buchstäblichen Sinne des Wortes die männliche Blüthe der Nation, die rüstigsten und gesundesten jungen Männer von ganz Deutschland in dem angeführten Alter von zwanzig bis dreißig Jahren, etwas darunter und etwas darüber in Kauf gegeben. Alle diese Leute, kann man im großen und ganzen annehmen, haben ihre Erziehungsperiode, wo sie verzehrten aber nicht hervorbrachten, hinter sich; sie stehen im Beginn der Jahrzehnte, während welcher der Mann der Regel nach mehr hervorbringt als verzehrt, nämlich außer für sich auch für die Seinigen, — oder anders ausgedrückt: wo er die Auslagen für seine Jugend zu ersetzen und die Kosten seines Greisenalters im voraus aufzubringen hat. In diesen Leuten ist also nationalökonomisch gesprochen der schlechthin werthvollste Theil des Volkes repräsentirt, sein lebendiges Capital in der potenzirtesten Form. Davon möglichst wenig auszugeben und möglichst viel zu erhalten ist ein öffentliches Interesse ersten Ranges, ganz abgesehen von aller Menschlichkeit und Brüderlichkeit, von der natürlichen Regung inniger Dankbarkeit gegen die welche für uns Alle ihre Haut zu Markte tragen. Nun aber lehrt die Geschichte der Kriege und der Augenschein hat es Tausenden auch diesmal schon auf's neue bestätigt, daß der Spielraum vorbeugender Kranken- und Gesundheitspflege nirgends beträchtlicher ist als auf Feldzügen. Neben den unerläßlichen Erfordernissen der Kriegführung, die keine Rücksicht auf die Schwächeren zuläßt und selbst von den Stärksten oft das Aeußerste verlangt, neben den feindlichen Waffen werden Tausende von Tag zu Tag durch Gefahren bedroht, welche menschliche Fürsorge und Voraussicht wesentlich einschränken, wo nicht ganz beseitigen kann. Strapazen und Seuchen haben in allen Kriegen der Vergangenheit, das ergiebt genaue statistische Rechnung, mehr Opfer hingerafft als Schlachten und Gefechte. Die zerstörende Wirkung von Strapazen aber läßt sich fast immer abschneiden, Seuchen lassen sich ganz vermeiden oder im Keim ersticken durch rechtzeitiges verständiges Zuthun. Das ist

der allgemeine Sinn aller jener vielgestaltigen Bemühungen, die wir bald in der Erquickung marschirender oder auf der Eisenbahn fahrender Truppen, bald in der Errichtung und Ausstattung von Lazarethen, bald in der Durchsuchung eines Schlachtfeldes nach übersehenen noch lebenden Gefallenen, bald in der Ausstattung lagernder Heereskörper mit wollenem Unterzeuge, Schuhwerk, Gummidecken und inwendigen Erwärmungsmitteln neben der officiellen militärischen Verpflegung thätig werden sehen. Was dazu treibt und aufruft, ist brüderliches Mitgefühl, gewiß, in allen oder beinahe allen Fällen, wo es überhaupt aus einer ursprünglichen inneren Wallung entspringt, nicht irgend eine nationalökonomische oder politische Berechnung: aber daß es geschieht, im größten Maßstabe und mit erschöpfender Wirkung geschieht, ist darum nichts weniger ein hohes wirthschaftliches Nationalinteresse. Dieses nämliche Nationalinteresse erfordert übrigens da, wo der Wirkungskreis des sympathischen individuellen Triebes zu Ende ist, noch die eine oder andere Ergänzung. Was u. a. zu fehlen scheint, ist im Unterschied von der eigentlichen Krankenpflege eine amtliche und berufsmäßige Kriegs-Gesundheitspflege. Glaubwürdige Berichterstatter sagen aus, daß um Metz herum die Bestattung der Todten von den verschiedenen Schlachttagen her guten Theils so oberflächlich erfolgt sei, daß dadurch die Ausdünstungen keineswegs abgehalten würden in die Atmosphäre empor zu steigen; daß ferner die Latrinen vieler Bataillone, Schwadronen und Batterien zu nachlässig angelegt seien, um nicht gleichfalls mit der Zeit verpestend zu wirken; daß endlich auch über Speise und Trank der Mannschaft nicht durchgängig die gehörige Aufsicht geübt werde. Ein oberstes Feld-Gesundheitsamt bei jeder selbständigen operirenden Truppenmasse müßte, scheint's, dafür sorgen, daß Befehlshaber und Aerzte überall auch in dieser Richtung ihre Pflicht thun, damit nicht aus bloßer Nachlässigkeit mörderische Epidemien entstehen oder um sich greifen und Tausende von kostbaren Existenzen in keineswegs unvermeidlicher Weise vernichten.

Nicht sowohl die körperliche Gesundheit von Individuen als die volkswirthschaftliche ganzer Gemeinden, Stände und Landschaften geht es an, was zwei andere Gattungen von Unterstützungsthätigkeit zu Wege bringen: die Aufrechterhaltung nothleidender Familien, deren Ernährer im Felde steht, — und die Schadloshaltung der deutschen Grenzstriche im Südwesten für die denselben auferlegten außerordentlichen Opfer. Jene kommt in Preußen gesetzlich den Kreisen zu. Aber was die Kreise gesetzlich bewilligen, muß in zahlreichen Fällen weit hinter dem thatsächlichen Bedürfniß zurückbleiben; außerdem fließt es nur für Landwehrmänner, während auch die Zurückbleibenden anderer Ausrückender, z. B. der Musiker, in Noth gerathen können, wenn es in den Krieg geht. Es haben sich daher vielerwärts Vereine gebildet, um die Lücken des zwangsmäßigen Bei-

Handelskammern darauf hingewiesen, aber es wäre wohl zu wünschen, daß irgend eine centrale Organisation, der Ausschuß des Deutschen Handelstags z. B. oder die neuerdings entstandenen Fabrikantenvereine, die Sache bei Zeiten in die Hand nähme.

Noch unmittelbarer mit dem Kriege als solchem hängt die Hilfsthätigkeit zusammen, welche sich auf seine nothwendigen Opfer bezieht: die verwundeten und erkrankten Krieger, die Familien deren Ernährer zur Fahne abgerufen worden sind, die Grenzstriche welche durch anhaltende Durchmärsche gelitten haben. In allen diesen Richtungen ist das wirthschaftliche Nationalinteresse, das in Frage kommt, groß und bedeutend. Keine Ausgabe kann z. B. besser angewendet sein, als was uns die Lazarethe und die Erfrischungszüge kosten. Das Heer enthält ja im buchstäblichen Sinne des Wortes die männliche Blüthe der Nation, die rüstigsten und gesundesten jungen Männer von ganz Deutschland in dem ungefähren Alter von zwanzig bis dreißig Jahren, etwas darunter und etwas darüber in Kauf gegeben. Alle diese Leute, kann man im großen und ganzen annehmen, haben ihre Erziehungsperiode, wo sie verzehrten aber nicht hervorbrachten, hinter sich; sie stehen im Beginn der Jahrzehnte, während welcher der Mann der Regel nach mehr hervorbringt als verzehrt, nämlich außer für sich auch für die Seinigen, — oder anders ausgedrückt: wo er die Auslagen für seine Jugend zu ersetzen und die Kosten seines Greisenalters im voraus aufzubringen hat. In diesen Leuten ist also nationalökonomisch gesprochen der schlechthin werthvollste Theil des Volkes repräsentirt, sein lebendiges Capital in der potenzirtesten Form. Davon möglichst wenig auszugeben und möglichst viel zu erhalten ist ein öffentliches Interesse ersten Ranges, ganz abgesehen von aller Menschlichkeit und Brüderlichkeit, von der natürlichen Regung inniger Dankbarkeit gegen die welche für uns Alle ihre Haut zu Markte tragen. Nun aber lehrt die Geschichte der Kriege und der Augenschein hat es Tausenden auch diesmal schon auf's neue bestätigt, daß der Spielraum vorbeugender Kranken- und Gesundheitspflege nirgends beträchtlicher ist als auf Feldzügen. Neben den unerläßlichen Erfordernissen der Kriegführung, die keine Rücksicht auf die Schwächeren zuläßt und selbst von den Stärksten oft das Aeußerste verlangt, neben den feindlichen Waffen werden Tausende von Tag zu Tag durch Gefahren bedroht, welche menschliche Fürsorge und Voraussicht wesentlich einschränken, wo nicht ganz beseitigen kann. Strapazen und Seuchen haben in allen Kriegen der Vergangenheit, das ergiebt genaue statistische Rechnung, mehr Opfer hingerafft als Schlachten und Gefechte. Die zerstörende Wirkung von Strapazen aber läßt sich fast immer abschneiden, Seuchen lassen sich ganz vermeiden oder im Keim ersticken durch rechtzeitiges verständiges Zuthun. Das ist

der allgemeine Sinn aller jener vielgestaltigen Bemühungen, die wir bald in der Erquickung marschirender oder auf der Eisenbahn fahrender Truppen, bald in der Errichtung und Ausstattung von Lazarethen, bald in der Durchsuchung eines Schlachtfeldes nach übersehenen noch lebenden Gefallenen, bald in der Ausstattung lagernder Heereskörper mit wollenem Unterzeuge, Schuhwerk, Gummidecken und inwendigen Erwärmungsmitteln neben der officiellen militärischen Verpflegung thätig werden sehen. Was dazu treibt und aufruft, ist brüderliches Mitgefühl, gewiß, in allen oder beinahe allen Fällen, wo es überhaupt aus einer ursprünglichen inneren Wallung entspringt, nicht irgend eine nationalökonomische oder politische Berechnung: aber daß es geschieht, im größten Maßstabe und mit erschöpfender Wirkung geschieht, ist darum nichts weniger ein hohes wirthschaftliches Nationalinteresse. Dieses nämliche Nationalinteresse erfordert übrigens da, wo der Wirkungskreis des sympathischen individuellen Triebes zu Ende ist, noch die eine oder andere Ergänzung. Was u. a. zu fehlen scheint, ist im Unterschied von der eigentlichen Krankenpflege eine amtliche und berufsmäßige Kriegs-Gesundheitspflege. Glaubwürdige Berichterstatter sagen aus, daß um Metz herum die Bestattung der Todten von den verschiedenen Schlachttagen her guten Theils so oberflächlich erfolgt sei, daß dadurch die Ausdünstungen keineswegs abgehalten würden in die Atmosphäre empor zu steigen; daß ferner die Latrinen vieler Bataillone, Schwadronen und Batterien zu nachlässig angelegt seien, um nicht gleichfalls mit der Zeit verpestend zu wirken; daß endlich auch über Speise und Trank der Mannschaft nicht durchgängig die gehörige Aufsicht geübt werde. Ein oberstes Feld-Gesundheitsamt bei jeder selbständigen operirenden Truppenmasse müßte, scheint's, dafür sorgen, daß Befehlshaber und Aerzte überall auch in dieser Richtung ihre Pflicht thun, damit nicht aus bloßer Nachlässigkeit mörderische Epidemien entstehen oder um sich greifen und Tausende von kostbaren Existenzen in keineswegs unvermeidlicher Weise vernichten.

Nicht sowohl die körperliche Gesundheit von Individuen als die volkswirthschaftliche ganzer Gemeinden, Stände und Landschaften geht es an, was zwei andere Gattungen von Unterstützungsthätigkeit zu Wege bringen: die Aufrechterhaltung nothleidender Familien, deren Ernährer im Felde steht, — und die Schadloshaltung der deutschen Grenzstriche im Südwesten für die denselben auferlegten außerordentlichen Opfer. Jene kommt in Preußen gesetzlich den Kreisen zu. Aber was die Kreise gesetzlich bewilligen, muß in zahlreichen Fällen weit hinter dem thatsächlichen Bedürfniß zurückbleiben; außerdem fließt es nur für Landwehrmänner, während auch die Zurückbleibenden anderer Ausrückender, z. B. der Musiker, in Noth gerathen können, wenn es in den Krieg geht. Es haben sich daher vielerwärts Vereine gebildet, um die Lücken des zwangsmäßigen Bei-

standes angemessen auszufüllen. Ihr Augenmerk wird sein müssen, den ihrer Fürsorge anheimgefallenen nothleidenden Familien die Mittel zur Fortsetzung ihrer gewohnten Lebensweise zu liefern und sie vor der harten Nothwendigkeit, einen etwa vorhandenen kleinen Sparpfennig aufzuzehren oder vielleicht gar Schulden zu machen, in Schutz zu nehmen. Dabei darf jedoch so wenig, wie bei eigentlicher Armenpflege, die Vorsicht und Sorgfalt fehlen, welche vor eigennützigen Täuschungen sichert. Es wäre nicht zu verantworten, wenn diese Vereine durch eine gewisse vornehme und träge Gleichgiltigkeit bei der Austheilung ihrer Gaben ehrbare sich bisher erhaltende Familien unvermerkt an Almosennehmen ohne wahre Noth oder gar an Almosen-Erschleichung gewöhnten, so daß die zufällige und ihrer Natur nach vorübergehende Entblößung in Folge des Krieges der Grund dauernden wirthschaftlichen Verfalls für einen größeren oder geringeren Theil der Bevölkerung und so zugleich erhöhter Armenlasten für den ganzen Rest würde. Zu wünschen wäre außerdem nach Beendigung des Kriegs ein Austausch der gemachten Erfahrungen in Kreisen und Vereinen, und unter Umständen eine einheitliche Organisation dieser Hilfe, durch eine Versammlung von Kreis- und Vereins-Abgeordneten herbeizuführen.

Die Unterstützung der durch Durchmärsche und Einquartierungen überbürdeten Grenzstriche ist durch eine rühmliche Initiative des Magistrats und der Stadtverordneten zu Berlin vornehmlich Sache der deutschen Stadtgemeinden geworden. Man kann darüber streiten, ob dies an sich richtig, ob es namentlich angemessen sei Angesichts der Thatsache, daß viele ländliche Kreise sich an den freiwilligen Gaben und Bethätigungen ohnehin schon lange nicht in dem Maße betheiligt haben, wie in den Städten selbst die minder wohlhabenden Volksschichten; und hier und da hat man demgemäß entweder die betreffenden Summen anderweitig aufgebracht, oder die Nachfolge ganz verweigert. Indessen die Mehrzahl der deutschen Städte scheint doch gedacht zu haben, dies sei einer der Fälle, in denen die Correctheit einmal der Praxis geopfert werden müsse. So wird die zu gewährende Hilfe ein schöner Beweis für die Stärke des frisch belebten Gefühls nationaler Zusammengehörigkeit bleiben, und neben seinem unmittelbaren Zwecke hoffentlich auch die deutschen Städte mit einem schon einmal, 1863 bei der Jubelfeier der Völkerschlacht von Leipzig angeknüpften, dann aber wieder abgerissenen dauernden Bande umschlingen. Dieser Wunsch hat sich namentlich in den Hansestädten geregt, die in ihrer vornehmen halbsuveränen Sonderstellung keineswegs für immer zu beharren denken, sondern allen übrigen deutschen Städten gönnen, was sie an wirklich werthvoller Selbständigkeit noch besitzen.

Bremen, Anfang September. A. Lammers.

Massimo d'Azeglio's Briefe an seine Frau und an Giuseppe Torelli.

1.

Lettere di Massimo d'Azeglio a sua moglie Luisa Blondel. Per cura di Giulio Carcano. Milano, 1870.

Diese Briefe bilden eine werthvolle Ergänzung der „Erinnerungen" und des von Rendu herausgegebenen „politischen Briefwechsels." Sie vervollständigen das Bild des trefflichen Mannes, der durch die Gesundheit seines Charakters und Verstandes, durch die Vielseitigkeit und den zweckdienlichen und glücklichen Gebrauch seiner Gaben sich eine Bedeutung erworben hat, welche beinahe Größe genannt werden dürfte, wenn das Attribut der Größe nicht dem schöpferischen Genie vorbehalten bleiben müßte. Massimo d'Azeglio hat nichts vom Genie gehabt und hat keine Schöpfungen hinterlassen. Der Hauptwerth seiner Bilder und Romane bestand in ihrer patriotischen Tendenz, und den haben sie einbüßen müssen, als, was sie erstrebten, zur Erfüllung gelangte. Auch als Staatsmann hat Azeglio nur vorbereitet, nicht geschaffen: er hat einem Anderen die Baustätte geebnet, aber dieser Andere ist der große Baumeister geworden, der das neue Italien aufrichtete. Allein wenn Massimo d'Azeglio nichts schuf, so that er doch viel, und sein Thun verdient um so mehr in dankbarem Gedächtniß bewahrt zu bleiben, als er eben keine Werke hinterlassen hat, welche dauernd von ihm zeugen werden. Das Leben solcher Männer, deren Bedeutung in ihrer Persönlichkeit besteht, kann nicht genau genug gekannt werden. Das Genie lebt sein wahres Leben in seinen unvergänglichen Werken fort, und die Kenntniß seiner wirklichen Lebensumstände, so wichtig sie ist für die Lösung des psychologischen Räthsels, erscheint im Uebrigen doch neben dem idealen Eindruck der Werke als realistischer Kleinkram. Deshalb gewährt das Ausschütteln des Schlafrocks eines großen Mannes meist ein so unerquickliches Schauspiel: wir sehen den Staub auffliegen, welcher seinem Kammerdiener die Größe seiner Gestalt verhüllte. Anders ist es bei einem Manne wie Azeglio. Er hat nicht aus dem Vollen herausgearbeitet und seine Arbeiten sind nicht selbständige Creaturen geworden, über denen man den Arbeiter vergessen mag. Was er geleistet hat, ist von ihm untrennbar und besteht eben in seinem Thun und Treiben von Tag zu Tag. Da wird denn nicht das Ganze, wohl aber Tag für Tag wichtig, und wer immer einen Beitrag bringt zu dieser

Kenntniß im Einzelnen, den heißen wir willkommen. Die Herausgabe der Tagebücher und Correspondenzen solcher Männer ist also ein sehr verdienstliches Unternehmen, ein um so verdienstlicheres, wenn, wie dies bei Azeglio der Fall, ihre Bedeutung nirgends klarer hervortritt, ihr Talent sich nirgends erfreulicher darstellt, als in diesen allerindividuellsten Erzeugnissen des Augenblicks.

Massimo d'Azeglio war kein gewaltiger Romandichter oder Publicist; aber er war ein vortrefflicher Skizzenzeichner und ein höchst glücklicher Pamphletär, letzteres Wort im besten Sinne gebraucht. Einzelne Seiten in seinen „Erinnerungen," wo er das Leben in Piemont und Rom schildert, wiegen an künstlerischem Werthe lange Kapitel seines „Niccolò de' Lapi" auf; und manche Briefe bei Rendu, kleine Gelegenheitsschriften wie die Ansprache „An seine Wähler von Strambino" sind wahre Cabinetsstücke, während sein langathmiges Buch „Von der christlichen Politik und Gerechtigkeit bezüglich der italienischen Frage" durch seine Mattheit ermüdet. Azeglio war nur für das Improvisiren, für das Detail geeignet; das Componiren, welches Tiefe der geistigen Anlagen und nachhaltige Kraft erfordert, gelang ihm nicht, weder wenn er dichtete noch wenn er malte noch wenn er regierte. Ein mittelmäßiger Maler und Dichter und ein — auf die Dauer wenigstens — mittelmäßiger Minister, ist er dagegen ein ganz reizender Briefschreiber, und dies hat er in dieser Correspondenz noch besser bewährt als in seinen Briefen an Rendu.

In dem Briefwechsel mit Rendu verfolgte Azeglio den Zweck, gewisse Pariser Kreise über die italienischen Dinge aufzuklären und dieselben für die Sache Italiens günstig zu stimmen. Daher läßt sich darin oft eine gewisse Absichtlichkeit nicht verkennen. Dagegen die an seine Frau gerichteten Briefe schrieb er nur für diese und höchstens noch dann und wann für deren nächste Freunde. Hier erscheint er ganz im Negligé und keine andere Kleidung steht ihm so gut.

Darum muß man aber nicht meinen, daß in diesen Briefen eheliche Heimlichkeiten vor der Welt offen gelegt würden. Eben daß uns ein Band von Briefen mitgetheilt werden kann wie der vorliegende, beweist, wie wenig Massimo d'Azeglio zur Schaar der gewöhnlichen Ehemänner gehörte. Mann und Frau pflegen nicht viele Jahre hindurch ihre Gedanken brieflich auszutauschen. Was sie sich zu sagen haben, sagen sie sich mündlich; — und wer wäre so indiscret, dies bedauern zu wollen? Aber Massimo d'Azeglio diente nicht als ordentlicher Soldat in der großen Armee Hymens; er gehörte ihr nur, so zu sagen, als Freiwilliger an — à la suite —, und solchen Mitstreitern aus Laune will bekanntlich das tägliche Exercitium und das Wohnen in der Kaserne nicht auf die Länge behagen. Für den

Stand der Ehe muß man den Beruf mitbringen wie für jeden anderen. Azeglio war Dilettant in der Ehe wie in Allem, was er trieb. Zwar vermählte er sich zweimal. Aber seine erste Heirath mit einer Tochter Manzoni's wurde früh durch deren Tod getrennt; und seine zweite Ehe mit Luise Blondel, einer Verwandten seiner ersten Frau, verwandelte sich nach wenigen Jahren in ein sehr herzliches Freundschaftsverhältniß, welches — wie gerade die vorliegenden Briefe darthun — bis zu dem letzten Augenblick seines Lebens ungestört, ungetrübt fortdauerte, ohne daß die beiden Gatten für nöthig befunden hätten, die Wärme ihrer Beziehungen durch häufige persönliche Begegnungen zu unterhalten. Schon in jenen Jahren, als Malerei und Romanschriftstellerei seine ganze Beschäftigung bildeten, zogen ihn seine landschaftlichen und sonstigen Studien öfter und öfter von dem häuslichen Herde in Mailand ab. Um 1844 aber schlug er, wie er selbst sagt, „seine Wohnung auf der Heerstraße" auf, und wohin immer ihn von da an sein Wandertrieb und seine mannichfache Thätigkeit führten, durch die Häufigkeit und Herzlichkeit seiner Briefe bewies er seiner Frau, daß sie, wenn auch nicht thatsächlich, doch in seiner Anschauung die Gefährtin seines Lebens geblieben sei.

Die ersten Briefe sind aus dem Jahre 1838, den letzten schrieb er im Herbste 1865, wenige Monate vor seinem Tode. Sie geleiten uns also durch die ganze zweite und wichtigere Hälfte seines Lebens, von welcher die „Erinnerungen," die er nur bis zum Jahre 1845 geführt hat, fast gänzlich schweigen. In den früheren Briefen von 1838 bis 1843 beschreibt er wie in den „Erinnerungen" seine Künstlerfahrten durch die Alpenthäler der Lombardei und Piemonts und bis nach Sicilien: er zeichnet da mit leichter Feder mehr als ein köstliches Genrebild, und man liest die Briefe mit um so größerem Vergnügen, als er beim Schreiben an seine Frau das Moralisiren sein läßt, welches in den „Erinnerungen," gleich grauem Löschpapier zwischen reizenden Miniaturen so häufig stört.

Wenige Züge malen das Italien von vor dreißig Jahren. Piemont, heute der fortgeschrittenste und rührigste Theil der Halbinsel, schien ihm damals ein unerträglicher Aufenthalt. „Der Teufel weiß, was ich vor meiner Geburt verbrochen habe, daß ich zur Strafe in diesem Lande habe geboren werden müssen!" so ruft er im Jahre 1839 aus. Die Frömmigkeit der Regierung erlaubte damals nicht, daß an Sonn- und Feiertagen Briefe ausgegeben wurden. Zwischen Turin und Mailand ging eine einzige Post; wenn die Plätze genommen waren, mußte man oft Tage lang warten. Dennoch ließ sich in der stockenden Luft der sardinischen Hauptstadt und selbst in der von den jesuitischen Rathgebern des Königs ängstlich verschlossen gehaltenen königlichen Burg bereits das Wehen der

kommenden Zeiten verspüren. Um in einer Privatangelegenheit, welche durch die Lässigkeit der Beamten hingeschleppt wurde, zu seinem Rechte zu kommen, mußte Azeglio sich an den König selbst wenden. Karl Albert empfing ihn sehr freundlich, ließ sich von den verschiedenen Städten Italiens erzählen und fragte ihn dann, was die Oesterreicher von Piemont dächten. „Ich antwortete ihm, sie dächten „que nous faisions la cour à la même maîtresse."" Dem König schien die Antwort nicht zu mißfallen; aber es sollte fast noch ein Jahrzehnt dauern, ehe Karl Albert nach peinlichen Zweifeln sich entschloß, mit den Fremden um die Braut Italien zu ringen.

In Rom stand Alles noch viel schlimmer als in Turin. Im Winter kam dort oft eine Woche lang kein Brief an. Und während unter dem piemontesischen Adel Männer wie eben Azeglio, wie dessen Vetter Balbo, wie Cavour und viele andere für den geistigen, politischen, nationalen Fortschritt zu wirken suchten, heißt es in einem römischen Briefe von 1845: „Die römischen Signori schlafen auf ihren dürren Lorbeeren, jeder im Schatten des Papstes aus seinem Hause; sie haben fürstliche Paläste und Titel, aber gemeine Seelen.... Uebrigens muß man wissen, daß die meisten von diesen Sforza, Colonna, Barberini u. s. w. die Söhne von Stallknechten sind und nicht von jenen Altvordern abstammen, deren Namen sie tragen, und welche, obgleich oft Bösewichter, doch wenigstens manchmal Männer waren." Es ist bekannt, daß Rom allein unter allen italienischen Städten zu den Trägern und Führern der italienischen Bewegung in Politik und Literatur nicht einen einzigen Mann geliefert hat. So völlig ist es der Priesterherrschaft gelungen, jede Spur von Geist und Charakter aus der selbst im Mittelalter noch so kräftigen Bevölkerung auszutreiben. Und Rom hat denn auch allein keinen Theil gehabt an dem ungeheuren Fortschritt, welchen Italien in den letzten 30 Jahren gemacht. Als Azeglio im Jahre 1859 die ewige Stadt wiedersah, fand er sie dieselbe wieder, als welche er sie zwanzig Jahre früher gekannt hatte.

Aus den Briefen erfahren wir, daß Azeglio im Jahre 1843, bald nach Vollendung seines zweiten Romanes „Niccolò de' Lapi," den Plan zu einem dritten entwarf, welcher „Der Lombardische Bund" heißen und wie seine Vorgänger durch die Erzählung einer ruhmvollen Episode aus der vaterländischen Geschichte den Patriotismus der Nation anfachen sollte. Von dem „Lombardischen Bund" sind nur die ersten sieben Kapitel geschrieben worden; doch brauchen wir seine Nichtvollendung nicht zu beklagen. Schon „Niccolò de' Lapi" erreicht an Frische der Darstellung bei weitem nicht den ersten Roman „Ettore Fieramosca.". Eine breite Erzählung, tiefe Charaktere gelangen nun einmal dem Genremaler nicht,

und Genremaler blieb Azeglio auch in seinen historischen Bildern und Romanen. Er war ganz der Mann, den äußeren Putz und Prunk des Mittelalters und der Renaissance halb treu, halb phantastisch auf der Leinwand oder auf dem Papiere vorzuführen, aber um den Geist einer Epoche darzustellen, fehlte ihm sowohl das Studium als die dichterische Intuition. Wie er es mit den Vorarbeiten für seine historischen Arbeiten hielt, darüber spricht er selbst sich naiv genug aus in den Briefen vom Jahre 1845. Er erzählt seiner damals in Pisa weilenden Frau von den Schwierigkeiten, welche ihm „der lombardische Bund" bereite — nicht von wegen des Styls oder der Fabel: „aber es laufen dabei nothwendiger Weise historische Fragen unter, welche von denen, die sich damit beschäftigt, verschiedene Lösungen erhalten haben, unter denen man wählen muß; so daß manchmal ein Satz, den man in zwei Zeilen niederschreibt, Einen aufhält und man nicht weiß, wie man vorwärts kommen soll. Du, die du nunmehr eine Art Mitglieds der Universität Pisa bist, könntest mir helfen: wenn sich unter deinen Freunden Jemand finden sollte, der für gründlich gilt in geschichtlichen Dingen, so könntest du erfragen, was derselbe von zwei Punkten denkt, über welche ich mir keine genügende Rechenschaft zu geben vermag. Erstlich ob die Sklaven besser daran gewesen sind unter den Barbaren als unter den Römern. Balbo sagt Nein, Troya sagt Ja, und beide sind sehr gewichtige Autoritäten. Zweitens ob in dem Theile Italiens, der erst von den Herulern und Gothen, dann von den Longobarden eingenommen wurde, sich immer das antike Municipium erhalten hat oder doch eine Nachbildung oder eine Erinnerung daran, wie es zweifelsohne im Exarchat und im ganzen griechischen Herrschaftsgebiet der Fall gewesen. Auch dies ist eine große Frage. Pagnoncelli sagt Ja, und Cantu und Balbo Nein.... Uebrigens sei nicht allzu besorgt, eine Antwort auf diese Fragen zu erlangen; denn gerade in dem gegenwärtigen Augenblick brauche ich sie nicht, und nöthigenfalls lasse ich eine Lücke."

Daß Azeglio in seiner Arbeit und in seinen geschichtlichen Anschauungen eine Lücke zu lassen vermochte, bis ihm seine Frau die erbetene Auskunft über die größten Fragen der mittelalterlichen Geschichte sendete, beweist recht klar, wie äußerlich er das Historische an das Romanhafte und Tendentiöse anzukleben pflegte — zum großen Unterschiede von seinem Schwiegervater Manzoni, in dessen Roman und Tragödien der Dichter und der Historiker zu einer so wundervollen Einheit zusammengeschmolzen sind. Azeglio war weder Historiker noch Dichter; die patriotische Wirkung aber, welche er sich von seinem „Lombardischen Bunde" versprach, erzielte er bald auf anderen, besser für ihn passenden Wegen.

Im Jahre 1844 schrieb Balbo, an Gioberti's „Primat" anknüpfend, seine „Hoffnungen Italiens." Azeglio, der sich weder durch wahre noch falsche historische Theorien seinen nüchternen Verstand umnebeln ließ, theilte Balbo's „Giobertismus" nicht; und er dachte von dem Berufe des Papstes, die italienische Nation wiederherzustellen, ziemlich kühl, selbst als Pius IX. gekommen schien, die Gioberti'schen Visionen zu verwirklichen. Indessen verließ sich Balbo in seinen „Speranze" nicht allein auf das Papstthum, sondern lehrte die Italiener, daß ihr Eines und Alles die Erringung der Unabhängigkeit sein müsse und daß dem König von Sardinien die Führerschaft im Befreiungskriege gebühre. Diese Idee begriff Azeglio besser als Gioberti's Guelfenthum. Er nannte die „Speranze" „das verständigste, logischste, nationalste Buch, das seit dreißig Jahren geschrieben worden," und freute sich, zu dessen Entstehung beigetragen zu haben. „Im verflossenen Jahre," so schrieb er 1844, „las er (d. h. Balbo) auf seiner Villa den Gioberti und sprach mit mir davon, indem er allerlei Bemerkungen machte: es ließe sich dazu dieses sagen und jenes, meinte er und fertigte eine Art von Inhaltsverzeichniß zu einem neuen Buch; ich sagte ihm: Schreib' es; und wiederholte es ihm so oft, daß er es endlich anfing und mir an jedem Tag das Geschriebene vorlas. Wenn ich noch länger mit ihm zusammengeblieben wäre, so hätte ich die Zueignung an Gioberti nicht zugegeben; denn die gehörte sich nicht; doch nun ist's zu spät." In einem andern Briefe belobte er den König Karl Albert, die Veröffentlichung des Buches in Piemont gestattet zu haben. Das Verdienst sei zwar nicht groß, da das Buch ja seinen Vortheil bezwecke; aber man solle an die schimpfliche Abhängigkeit von Oesterreich denken, zu der sich noch mehr aus Dummheit als aus Feigheit die andern italienischen Fürsten hergäben.

Die Bewegung, zu welcher die Schriften Gioberti's und Balbo's den hauptsächlichsten Anstoß gegeben hatten, wuchs an Macht und Ausdehnung. Azeglio verbrachte das Jahr 1845 in Rom bis zu Anfang des September, in welchem Monat er eine Apostelfahrt durch die Städte der Marken und der Romagna unternahm, um die Liberalen derselben, welche bisher in den republikanischen Geheimbünden conspirirt hatten, für eine Politik verständiger Mäßigung und — was dasselbe war — für die piemontesische Idee zu gewinnen. Seiner Frau erzählte er aber von dieser Reise nur, er habe sie angestellt, um historisches Material für seinen Roman zu sammeln. Im October langte er in Turin an und hatte da jene in den „Erinnerungen" geschilderte Unterredung mit Karl Albert, worin dieser ihm sagte: „Wenn die Gelegenheit sich bietet, so wird mein Leben, das Leben meiner Kinder, meine Waffen, meine Schätze, mein Heer — Alles wird für die italienische Sache hingegeben werden!"

Trotz der Mahnungen Azeglio's zur Geduld und Mäßigung brach im Herbste 1845 der Aufstand in der Romagna aus. Azeglio verfaßte sofort seine „Ultimi casi di Romagna," die erste seiner politischen Schriften, an Wirksamkeit die bedeutendste. Mit solcher Kenntniß der Thatsachen, mit so edler Unbefangenheit und sittlichem Ernste, ohne Parteihaß, ohne Uebertreibung war von der Verderbniß der Priesterherrschaft noch nicht geredet worden. Am Weihnachtsabend las Azeglio sein Manuscript den Turiner Freunden vor. „Sie haben manches zu bemerken gehabt, aber im Ganzen finden sie, daß es angeht." Er hätte es gern in Turin drucken lassen, aber er vermochte die Erlaubniß nicht zu erwirken, und reiste deshalb Anfangs 1846 nach Toscana, wo die Censur eine stumpfere Scheere handhabte. In Florenz las er die Schrift seinem Freunde Gino Capponi vor: „Ich habe wahrhaftig Grund zufrieden zu sein, denn er sagte mir mit seiner Stentorstimme: Das ist der Weg, der eingehalten werden muß, das der rechte Ton, diese Dinge müssen gesagt werden, Gott segne euch!" Capponi rieth freilich einige Aenderungen; so wollte er nach seiner behutsamen Weise, daß statt des Ausdruckes „schuldbar" der andere „tadelnswerth" gesetzt würde. Allein jenes „Gott segne euch!" klang dem Ohre Azeglio's süßer als irgend ein Wort, das er je vernommen. Azeglio wurde wegen seiner „Casi di Romagna" aus Toscana ausgewiesen, aber selbst bei diesem Akt der Strenge verleugnete sich nicht die gewohnte Schlaffheit der toscanischen Regierung: die Briefe erzählen, wie er noch vor seiner Abreise die geflissentlich lauten Huldigungen der Liberalen entgegennehmen konnte.

Nach seiner Rückkehr nach Piemont hätte sich die reactionäre Partei gern seiner entledigt. „In diesen Tagen," so schrieb er Ende Mai an seine Frau, „ist meinethalben und auch um Balbo's willen eine Schlacht geschlagen worden: die Partei La Margherita, Latour, Saluzzo u. s. w. hat in einer nahen Villa eine Versammlung abgehalten; auch Maistre soll dabei gewesen sein; und darauf haben sie den König bestürmt, daß er mich wegschicke. Die Form sollte artig sein — ein Auftrag für eine große Landschaft, ich weiß nicht wo. Der König hat auf's Entschiedenste geantwortet, daß er sich nimmermehr zu einer solchen Gemeinheit verstehen würde. Was mich angeht, so hatte ich die Antwort bereit, daß ich gegenwärtig nicht in der Lage wäre, als Maler zu arbeiten. Wenn es zum Fortschicken kam, so sollte es wenigstens nicht auf Jesuitenart geschehen."

Die reactionäre Partei und ihr Führer, der Ministerpräsident La Margherita, verloren täglich an Boden. Immer zahlreichere Zeichen kündigten eine neue Zeit an. Bald hatte Azeglio die Genugthuung zu sehen, daß seine „Casi di Romagna" im rechten Augenblick herausgekommen waren.

Gregor XVI. starb, Pius IX. bestieg den päpstlichen Stuhl: dasselbe Rom, dessen verrottete Zustände Azeglio so treffend geschildert hatte, schien die Wiege der neuen Freiheit werden zu sollen. Im Februar 1847 ging Azeglio nach Rom, wo er am nützlichsten wirken zu können hoffte. Schon am Tage nach seiner Ankunft beschied ihn der Papst zu sich. „Im Vorzimmer angelangt, sollte ich sofort vorgelassen werden, da kam der Cardinal Lambruschini (der reactionäre Staatssecretär Gregor's) und blieb bei dem Papste anderthalb Stunden. Ich glaube, er that es absichtlich.... Ich trat endlich ein. Der Papst war weiß gekleidet und saß vor einem Schreibtisch auf einem Sessel von rothem Leder. Ich küßte ihm den Fuß, dann die Hand. Er empfing mich auf's Beste. Er ist ausgezeichnet durch Einsicht, Herz und Manieren vom besten Tone; er hat, in seiner Art, Tournure — ein vornehmes, redliches, sanftes Aussehen und einen unbeschreiblichen Ausdruck von Aufrichtigkeit. Bezüglich meiner Schrift sagte er: ich sei ein bischen streng mit seinem Vorgänger gewesen. Ich antwortete, daß, wenn ich ihm mißfallen hätte, es mir leid thäte; aber er möge glauben, daß ich gewissenhaft aus Ueberzeugung gehandelt zu gutem Zwecke und in der Entrüstung über die in der Romagna gesehenen Dinge. Er erwiderte mit einem halben Seufzer: „Gewiß, die Dinge konnten nicht länger so weitergehen; übrigens weiß ich, daß Sie ein Mann von redlichen Absichten sind." Er sprach mir von vielerlei und sagte, er habe bereits gethan und werde fortan thun, was er nur vermöchte, aber die Sache sei schwer und langwierig." — Azeglio verwendete in jener Zeit sein großes Ansehen, um das gute Verhältniß zwischen dem Papste und den Römern nicht durch die Ränke der Jesuiten und die Ausschreitungen der Radicalen stören zu lassen; er schrieb zugleich mehrere Flugschriften und namentlich seine „Vorschläge zu einem italienischen Nationalprogramm." Bald kam der Augenblick, wo er nicht mehr blos in Worten, sondern durch die That sein Programm lehren konnte. Als im August 1847 Oesterreich sein Besatzungsrecht in Ferrara in einer Weise ausüben wollte, die dem Papst als eine Beeinträchtigung seiner Souveränetät erschien, begehrte Azeglio sofort den Truppen zugetheilt zu werden, welche man zur Abwehr des befürchteten Einfalls zusammenzog. „Du weißt, wo mein Platz ist," schrieb er an seine Frau, „und mit Gottes Hülfe hoffe ich, dem Andenken meines Vaters keine Schande zu machen.... Ich glaubte nicht, daß mir noch vor meinem Tod der Trost beschieden sein würde, mich in Marsch zu setzen mit der Möglichkeit, daß es gegen die Tedeschi gehe." Auch der achtundfünfzigjährige Balbo wollte von Azeglio gerufen sein, sobald es an's Losschlagen ging. Doch in diesem Jahre kam es noch nicht zum Kriege. Um so höher ging die innere Bewegung in den einzelnen

italienischen Staaten während der letzten Monate von 1847. Die Fürsten gaben und versprachen Reformen, aber die Radicalen waren nicht zu befriedigen. In den Radicalen begann Azeglio das gefährlichste Hinderniß des Befreiungswerkes zu erblicken. Am 4. Januar 1848 schrieb er: „Ihr sagt, ich werde ein Anhänger der Monarchie. Aber ich habe stets gewirkt und geschrieben, auf daß Italien unabhängig würde unter möglichst wenigen constitutionellen Königen. Indessen einen habe ich immer gewollt. Und dasselbe wolltet ihr alle und hättet die Hand geküßt. Wenn es euch nun nicht mehr genügt, so findet etwas Besseres; ich meinestheils erkläre mich befriedigt. Wohl sagt man, daß die Zeiten sich ändern; aber ich schaue zu, ob die Menschen geändert sind, welche immer den Rohstoff darstellen, womit man zu arbeiten hat; und ich behaupte, mit so und so beschaffenen Menschen läßt sich ein so und so beschaffener Staat herstellen, und will man einen anderen, so geht Alles drunter und drüber. Um das Ding in eine Formel zu kleiden, sage ich, daß zu jedem gesellschaftlichen Zustand als dessen nothwendige Folge ein politischer Zustand gehört. Dreißig Jahre lang haben die Fürsten diese Wahrheit nicht eingesehen. Wer weiß, wie lange die Völker sie nicht einsehen werden! Glaube mir, die Lösung des großen Räthsels ist diese: den politischen Zustand dem gesellschaftlichen anpassen, fortschreitend, ohne Sprünge, wie die Natur thut; andernfalls treibt man es mit den Völkern wie gewisse Eltern aus Gründen der Sparsamkeit mit ihren Kindern, denen sie Röcke und Hosen zum Wachsen machen lassen."

Endlich schlug die große Stunde. Am 22. März 1848 mußten die Oesterreicher sich vor dem siegreichen Aufstande aus Mailand und Venedig flüchten; die sardinische Armee rückte in die Lombardei ein. Azeglio hatte den Winter über der in Rom herrschenden Verwirrung zu steuern gesucht, hatte sich herumgezerrt mit Pfaffen und Pöbel; nach langen Wehen kam es zur Bildung eines liberalen Ministeriums und dem Beschlusse, ein Armeecorps unter dem General Durando nach der Romagna zu senden zur Deckung des rechten Flügels der sardinischen Armee. Azeglio wurde zum Adjutanten Durando's ernannt.

In den Briefen, welche er während des Feldzugs an seine Frau richtete, glüht der edelste Patriotismus; zugleich aber zeigen sie die klarste Einsicht in die Lage der Dinge, das nüchternste Urtheil über Mögliches und Nothwendiges. Seine Ausrüstung für den Krieg bestritt er aus eignen Mitteln und mußte deshalb in Mailand durch seine Frau sich leihweise 10,000 Franken verschaffen, aber, so rief er aus, „in diesem Augenblick darf man sich nicht kümmern um Gesundheit oder Geld oder Leben. ... Gott sei gelobt, daß er mich würdig geachtet hat, den italie-

nischen Unabhängigkeitskrieg zu schauen! Ich hatte es nicht gehofft. ... Das heißt leben. Ich befinde mich, als hätte ich 25 Jahre, fühle weder Hunger noch Müdigkeit." Aber zwischen diesen Ausbrüchen der Begeisterung finden sich andere des bittersten Zornes über die verhängnißvollen Irrthümer, welche der Municipalismus (zu deutsch: Particularismus) der Venetianer und Mailänder beging. Jene hatten in thörichter Romantik ihre Republik wiederhergestellt; in Mailand wollte die provisorische Regierung ihre Souveränetätsspielerei nicht aufgeben. „Sage der provisorischen Regierung," so trug Azeglio seiner in Mailand weilenden Frau auf, „was ich den Venetianern gesagt habe und sagen werde: eine Gelegenheit wie die gegenwärtige zur Befreiung Italiens hat sich nicht seit Jahrhunderten dargeboten und wird sich nicht wieder darbieten; Italien befreien, heißt ihm Kraft verschaffen, und zu Kraft kommt es, indem es nach Möglichkeit geeinigt wird. Wenn sich nicht am Po ein starker Staat bildet, so werden wir niemals Oesterreich oder Andern widerstehen. Die provisorischen Regierungen und Republiken gehen nachgerade über den Scherz. Sie sagen, daß sie, weil provisorisch, kein Recht haben zu entscheiden. Es handelt sich darum Italien zu retten, und dazu hat man immer das Recht. ... Für die Weigerung, einen einzigen Staat mit Piemont zu bilden, welcher seine Hauptstadt nach Mailand übertrüge (und dazu rathe ich, ein Turiner, am allerersten), sehe ich keine andere Gründe als niedrige und lächerliche Eitelkeiten. Wenn die Lombardei und Piemont sich vereinigen, so können wir uns wehren; wenn nicht, nicht. Der König ist sich der Sache Italiens schuldig, und nicht den wenigen Ehrgeizigen, welche sie verrathen. Er ist allein vorangegangen und hat Alles auf's Spiel gesetzt; jetzt muß er sehen, daß die, welche sich sammt und sonders erheben und ihn unterstützen sollten, ihn fürchten und eifersüchtig auf ihn sind. Nur er hat ein Heer, welches der Schutz Italiens und Piemonts ist. Geht es zu Grunde, so geht Alles zu Grunde. Und daß man sich keiner Täuschung hingebe: mit den besten Anstalten kann eine Schlacht verloren werden. Ich hatte gewähnt, Thor! der ich war, daß die ganze Lombardei der italienischen Sache ergeben wäre, daß Patriotismus herrschte und nicht kindische Eitelkeit, daß die Frage für Alle entschieden wäre und Alle einig über die Herstellung eines mächtigen Staates. Nun, da ich gesehen habe, wie die Dinge liegen, habe ich, Massimo Azeglio, dem König gesagt: daß, falls die Lombardei und Venedig sich nicht anschließen, seine Pflicht, das Wohl Italiens, das Heil unsrer Sache verlangen, daß er zurückkehre zur Vertheidigung Piemonts, wo wenigstens ein italienisches Heer erhalten bleiben wird für eine bessere Gelegenheit. Eine Niederlage würde dieselbe für Jahrhunderte unwahr-

scheinlich machen, und wenn man eine einzige Armee hat, muß man sie nicht auf's Spiel setzen; da Mailand und Venedig für sich vorgehen wollen, so beweist das, daß sie Kräfte und Mittel zur Vertheidigung besitzen, die wir nicht kennen. So mögen sie sich denn vertheidigen. Aber ich schwöre Dir, Luise, daß ich so viel Tollheit, so viel Niederträchtigkeit, so viel Albernheit nicht für möglich gehalten hätte.... Gott schütze Italien, nicht vor den Fremden, sondern vor den Italienern!" Azeglio überzeugte seine Mailänder Freunde nicht; sie konnten nicht den Gedanken ertragen, daß die Lombardei dem König von Sardinien unterthan werden solle; sie fanden aus, daß die Bildung eines starken oberitalienischen Staates die italienische Einheit nicht fördere, sondern verhindere; sie glaubten, auch ohne die Piemontesen, mit bloßen Freischaaren, sich der Oesterreicher erwehren zu können. Azeglio's Zorn wächst in jedem Briefe: „So haben sieben Jahrhunderte des Unglücks Italien nicht gelehrt, einig zu sein! Nach so vielem Gerede von der Nothwendigkeit der Einigung, nun, da es drauf und dran kommt, wie einigen sie sich! ... Es handelt sich nicht darum, sich dem König Karl Albert oder irgend sonst wem zu unterwerfen. Es handelt sich darum, daß Alle sich unter einer und derselben Verfassung vereinigen und einen kräftigen Staat bilden; denn die Kraft ist das einzig Ernsthafte und Wahre in dieser Welt.... Ich begreife nicht den * * *, welcher die, die für einen starken Staat sind, beschuldigt, sie vergäßen die Einheit Italiens. Aber, um des Himmels willen, wie wird die Einheit hergestellt? Indem man sich einigt. Und weil sich nicht Alles auf einen Schlag einigen läßt, soll man einstweilen sich nicht soweit einigen als man kann? Ist etwa die Einheit Frankreichs oder Englands in einem Nu durch Zauberei hergestellt worden? Ich bin immer erstaunt zu sehen, wie die Anschauungen Derer, welche nicht viel herumkommen, nicht viel sehen, nicht mit Vielen reden, niemals das Gepräge des Möglichen tragen, welches doch der einzig angemessene Gesichtspunkt für politische Fragen ist, wie die Macht deren einzige reale Lösung." Allein in Mailand meinten sie, sich nicht mit Piemont verbinden zu können, ohne erst das Volk zu befragen. Und die piemontesische Verfassung schien ihnen nicht liberal genug und sie wollten vor Allem eine constituirende Versammlung berufen. Wie Azeglio von Plebisciten dachte, erhellt aus folgender Stelle: „Auch hier (im Venetianischen) sagten Einige wie in Mailand, daß man das Volk befragen müsse in allgemeiner Versammlung. Doch jetzt sehen die verständigen Leute ein, welch seltsame Idee es ist, sich einzubilden, daß das Volk in Wirklichkeit befragbar sei; und wie man vielmehr mit ihm verfahren muß wie mit den Kindern, welche man nicht befragt, ob sie geimpft sein wollen, und die, wenn sie

groß sind, dafür danken. Befragt ein Volk, ob es in Stücke gespalten sein will, das hätte noch Sinn. Aber die Anfrage für nöthig zu halten, wenn es seine Einigung gilt, und unterdessen die Gelegenheit vorübergehen zu lassen, das ist lächerlich über die Maßen." Ebenso wenig als von einem Plebiscit wollte Azeglio von einer constituirenden Versammlung hören.

Unterdessen nahmen die kriegerischen Operationen nicht den gehofften Fortgang. Azeglio hatte volle Gelegenheit wahrzunehmen, daß die bloße Begeisterung keine Schlachten gewinnt. „Alle Bürgerwehren der Welt dienen zu nichts," schrieb er, „nur die Linie taugt. ... Ich denke mir, daß Montanelli (der bekannte toscanische Demokrat) nun zum guten Theil seinen Glauben an die Befreiung Italiens durch den Enthusiasmus von Freischaaren verloren hat. Ich lebe inmitten des Enthusiasmus und sehe, was er leistet bei Regen und Sonnenschein und Wachtfeuer."

Am 10. Juni wurde Azeglio bei der Vertheidigung von Vicenza verwundet. Um seine Wunde zu pflegen, mußte er sich nach Florenz zurückziehen; an den weiteren Ereignissen von 1848 nahm er nur noch schreibend Theil, indem er fortfuhr, in Zeitungen und Flugschriften die Tollheiten und Schlechtigkeiten der Demagogen zu bekämpfen. Zweimal sollte er Minister werden, erst in Florenz, dann in Turin, schlug aber aus. Unterdessen trieb's der radicale Hexensabbat immer ärger — bis zur Niederlage von Novara im März 1849. Die Briefe, welche Azeglio nach der Schlacht an seine Frau richtete, sind furchtbar beredt in ihrem Schmerz über dieses Ende so großer Hoffnungen, in ihrem Ingrimm gegen Die, welche Italien so weit gebracht hatten. „Was mich angeht, so bin ich vollkommen ruhig. Ich verehrte, was ich hätte verachten sollen. Es ist ein Irrthum gewesen — nichts weiter." Indessen diese verbitterte Stimmung hielt nicht an. Die Unabhängigkeit Italiens war abermals verloren worden; aber die Freiheit Piemonts konnte noch gerettet werden. Es bedurfte dazu eines Mannes, der den Muth besaß, dem Volke die Wahrheit zu sagen, und Ansehen genug, daß das Volk ihm glaubte. Dieser Mann war Azeglio und er rettete die piemontesische Verfassung vor den unsinnigen Streichen der Radicalen. Die letzteren überwogen in der Kammer und wollten, nachdem sie das furchtbare Verderben über das Land gebracht, den freilich nicht populären, aber unvermeidlichen Frieden mit Oesterreich nicht genehmigen. Azeglio, welcher Oesterreich muthvoll auf dem Schlachtfelde bekämpft, hatte nun den schwereren Muth, den Frieden mit Oesterreich den patriotischen Schreiern zum Trotz zu Stande zu bringen. Doch vergab er der Ehre Piemonts nichts. „So lange ich befehle, wird Piemont, klein und zu Grunde gerichtet wie es

ist, sicherlich keine Verrücktheiten begehen — aber ich will, daß es den Kamm aufrecht trage, wie jene Hähne, welche im Hofe auf der Spitze der Deichsel stehen, und deren Haltung zu sagen scheint: Ich gebe nach, denn ich bin klein; aber ich bitte nicht um Verzeihung, denn ich habe Recht." Azeglio hätte den Frieden nicht unterschrieben, wenn derselbe nicht eine Bestimmung enthielt zu Gunsten der Lombarden, welche sich an der Revolution betheiligt hatten; nach langen Verhandlungen gewährte Oesterreich die Amnestie, wenn auch nicht für Alle. Als nun aber nach der Erledigung dieser Schwierigkeiten die Kammer deren neue schuf, da war Azeglio nicht im Zweifel, was zu geschehen hatte: „die Kammer muß dem Lande, nicht das Land der Kammer geopfert werden." Er löste die im Laufe eines Jahres bereits zweimal erneuerte Kammer nochmals auf und zögerte nicht, den König einen Aufruf unterzeichnen zu lassen, in welchem dem Volke die Verantwortlichkeit aufgebürdet wurde, falls die Wiederwahl derselben Männer das constitutionelle System unmöglich machte. Dieses von Azeglio verfaßte Schriftstück, bekannt unter dem Namen der Proclamation von Moncalieri, wurde von der Opposition für einen Staatsstreich ausgeschrieen, aber sie rettete die Verfassung: in der neuen Kammer bestand die Mehrheit aus verständigen Leuten.

Ueber die weitere ministerielle Thätigkeit Azeglio's enthalten die Briefe wenig. Im Jahre 1852 räumte er den Platz einem Nachfolger, der besser als er dafür paßte. Was ein Mann von Verstand, Herz und Charakter für sein Land zu leisten vermag, das hatte Azeglio geleistet. Aber er konnte nicht Eigenschaften bethätigen, die er nicht besaß. Der gewöhnliche Staatsmann folgt den Ereignissen und sucht sie im besten Fall zu beherrschen. Der große Staatsmann kommt denselben zuvor und weiß sie manchmal zu schaffen. Azeglio hätte sich schwerlich (— obwohl er hinterdrein damit einverstanden war —) zur Betheiligung am Krimkriege entschlossen, wie sein Nachfolger Cavour, der dadurch mit dem glücklichen Griffe des Genies die Grundlage jener Politik gewann, welche wenige Jahre später zur Herstellung des italienischen Nationalstaats geführt hat. Und wie Azeglio nicht Cavour's schöpferische Intuition besaß, so auch nicht dessen Lust und Geschick zur diplomatischen, administrativen, parlamentarischen Tagesarbeit. Azeglio vertrug keine Langweile und er langweilte sich leicht. „Mi secco — mi secco molto — mi secco troppo!" waren bei ihm stehende Aeußerungen. Wenn er beim Superlativ, bei der übergroßen Langweile angelangt war, dann hielt er schlechterdings nicht mehr Stich. Wer sich aber nicht zu langweilen vermag, ist nicht zum parlamentarischen Minister gemacht.

Nach seinem Rücktritt lebte Azeglio wieder von dem Ertrag seines

Pinsels wie ehedem. Auch während er erster Minister war, hatte er im Restaurant gespeist. Nun da er wieder einfacher Maler geworden, verkaufte er seine Pferde, für die er „das Heu nicht mehr erschwingen konnte." Die freigebigen Anerbietungen des Königs schlug er aus; nur den unbezahlten Posten eines königlichen Ehrenadjutanten nahm er an. „Sie wollten mich zum General ernennen; darauf habe ich geantwortet, daß ich die Achselschnüre eines Obersten trage, weil ich sie, wenn nicht verdient, doch im Feuer anbehalten habe, während Andere sie ablegten, damit ihr Funkeln nicht die Kaffeebohnen herbeiriefe. Falls es Krieg geben und ich Gelegenheit haben sollte, die Generalstressen im Pulverdampf zu schwärzen, werde ich sie tragen, früher nicht. Zuletzt wollten sie mir gar das Halsband geben und mich zum Vetter des Königs machen*)! Da habe ich denn gesagt, es scheine mir unpassend, daß seine Verwandten Bilder verkauften."

Um recht viele Bilder zu verkaufen und sich für seine alten Tage ein Kapital zu sammeln, ging er 1853 nach London, wo er als eine bekannte Persönlichkeit zahlreiche Bestellungen zu finden hoffte. Allein er hatte falsch gerechnet. Man empfing höchst ehrenvoll den gewesenen Premierminister des Königs von Sardinien und dies beeinträchtigte den Maler. Er speiste bei der Königin und bei Lord John Russell und verkaufte wenig. „Viele Leute," so schrieb er nach seiner Rückkehr an seine Frau, „die mich bei Hof und in Gesellschaft mit Großkreuzen behängt sahen, zitterten bei dem Gedanken, mir einen Auftrag für ein Bild zu geben. Ich komme mir vor wie jene große Dame, welche gewünscht hätte, etwas weniger Ehrfurcht einzuflößen."

In den späteren Jahren werden die Briefe spärlicher und gewähren geringeres Interesse. Sie bestätigen den Eindruck, den man schon aus den Briefen an Rendu empfangen: sie zeigen, daß Azeglio bis zu seinem letzten Athemzug erfüllt war von dem edelsten Patriotismus, aber auch daß er den Ereignissen, welche sich mit solcher Schnelligkeit folgten und in so ungehofft, unerhört glücklichem Verlaufe ein neues Italien schufen, nicht mehr mit derselben Unbefangenheit gegenüberstand wie ehedem. Oder, wie es vielleicht besser und wahrer ausgedrückt wird, Massimo d'Azeglio blieb derselbe, aber die Ereignisse wuchsen über ihn hinaus. Wie so viele treffliche Männer am Abend ihres Lebens, verstand auch er die Zeit nicht mehr.

---

*) Die Verleihung des Halsbandes des Annunziaten-Ordens, des höchsten sardinischen, heute italienischen Ordens, erhebt den Betreffenden zum Range eines Vetters des Königs. Es giebt heute Ritter des Annunziatenordens, die weniger bedenklich gewesen sind als Azeglio.

Nach seinem Rücktritt vom Ministerium im Jahre 1852 hatte er an seine Frau geschrieben: „Der König hat Cavour definitiv beauftragt, die neue Administration zu bilden, und die Dinge werden gut gehen. Was mich angeht, so werde ich ihn nach Kräften unterstützen; und so bin ich denn auf's Neue ein einfacher Sterblicher geworden und das habe ich vor Allem gewünscht."

Azeglio war von der Aufrichtigkeit dieses Wunsches gewiß überzeugt. Aber kein noch so einfacher Sterblicher ist so frei von Selbstgefühl, daß er sich nicht erinnerte, einmal der erste Minister seines Landes gewesen zu sein. Und selbst wenn die Eitelkeit völlig außer Spiel bleibt, welcher tüchtige Mann, der einen Einfluß auf die Geschicke seiner Nation gehabt, möchte sich leicht in den Verlust dieses Einflusses finden? Azeglio war wieder ein bloßer Maler, aber er behielt seine eigne Meinung über die Staatsgeschäfte; er wünschte, daß man ihn über seine Meinung befragte, und daß sie berücksichtigt würde. Nun war er aber durchaus nicht einverstanden mit der Politik des Grafen Cavour. Im Jahre 1855 meinte er, Cavour arbeite mit mehr Talent als Kriterium und Takt. Im Jahre 1858 fand er es unmöglicher denn je, einer der bestehenden Parteien anzugehören. Im März 1859, wenige Wochen vor dem Ausbruch des Kriegs, schreibt er an seine Frau: „Ich rede Dir nicht von Politik, da ich davon nichts mehr verstehe. Je me fais vieux und sage wie Don Bartolo: Die Musik zu meiner Zeit war etwas Anderes! Irgend etwas Großes wird losgehen: das allein begreife ich."

Was Azeglio von Cavour trennte, war nicht die Verschiedenheit der Ideen über das Ziel. Beide sahen die sardinische constitutionelle Monarchie als berufen an zur Herstellung Italiens. Aber nicht die Idee macht den Staatsmann aus, sondern die Fähigkeit, die Idee zu verwirklichen. Diese Fähigkeit, welche aus zwei Dingen besteht, aus der Erkenntniß der geeigneten Mittel und aus dem Muth, sie anzuwenden, besaß Cavour, nicht Azeglio. Neben dem Staatsmann Cavour, dem Schöpfer des neuen Italiens, ist Azeglio nur ein Vorläufer, ein Vorbereiter — gleich Mazzini, gleich so vielen anderen minder bedeutenden Persönlichkeiten, welche in ihrem Volke das nationale Bewußtsein wieder erweckt haben.

2.

Vorstehendes war geschrieben, als in Mailand ein anderer Band, großentheils Briefe Azeglio's enthaltend, veröffentlicht wurde: „Lettere di Massimo d'Azeglio a Giuseppe Torelli con frammenti di questo in continuazione dei Miei Ricordi. Pubblicate per cura di Cesare Paoli. Milano, 1870."

Giuseppe Torelli, ein meist unter dem Pseudonym „Ciro d'Arco" schreibender piemontesischer Literat, stand seit dem Anfang der fünfziger Jahre mit Azeglio in besonders naher Beziehung. Allein trotz der Vertrautheit, die zwischen ihnen geherrscht hat, bieten die Nachträge, welche Torelli zu den „Erinnerungen" hat liefern wollen, kaum ein Interesse. Die Briefe aber ausschließlich politischen Inhaltes, welche zumal zahlreich aus den Jahren 1860 bis 1865 vorliegen, können nur abermals in der Anschauung bestätigen, welche man aus den andern Veröffentlichungen über Azeglio's letzte Lebensjahre gewonnen hat. Er, der sich sonst so liebenswürdig über den Lauf der Welt und über sich selbst lustig zu machen gewußt, zeigt sich jetzt als verdrießlichen krittlichen Greis. Immer und mit Allen unzufrieden, hört er nicht auf, Moral zu predigen und von seiner eignen Offenheit und Geradheit zu sprechen, die so sehr absticht von den Kniffen und Ränken der Andern.

Azeglio konnte nicht begreifen, warum Graf Cavour, der monarchische Minister, auch die revolutionären Geister, Garibaldi, die Mazzinianer, zur Mitwirkung an der Befreiung Italiens herbeigerufen hatte. Azeglio konnte zumal nicht verzeihen, daß, während der König von Sardinien einen Gesandten bei dem König von Neapel unterhielt, sein Minister im Geheimen den Zug Garibaldi's nach Sicilien und die neapolitanische Revolution förderte. Azeglio nannte dies ein doppeltes Spiel, eine Politik „mit mehreren Böden," und damit war Alles für ihn gesagt. Er ließ nur eine Politik gelten, die der Ehrlichkeit, und er war überzeugt, daß nur diese Politik dauernde Erfolge zu erzielen vermöge. In dieser Gesinnung zeigt sich die Biederkeit seines Charakters, die Unbestechlichkeit seiner Intelligenz, aber sie offenbart auch die Grenzen seiner Intelligenz und seines Charakters. Es versteht sich von selbst, daß die Begriffe der Sittlichkeit und Unsittlichkeit auf die Politik anwendbar sind wie auf das ganze Bereich menschlicher Handlungen; aber daraus folgt keineswegs, daß, wie Azeglio fortwährend meint, die Principien der landläufigen Hausvatermoral auf die Thätigkeit des Staatsmannes anwendbar seien. Wohl steckt in jedem Staatsmann auch ein Privatmann und als solcher ist er natürlich nicht von den Pflichten der individuellen Sittlichkeit entbunden: wann immer er das Interesse der Andern — und zumal das Wohl des Staats — seinem persönlichen Vortheil oder dem seiner Familie, seiner Freunde, seiner Günstlinge opfert, begeht er eine Unsittlichkeit wie jeder andere Egoist. Aber eben weil der Staatsmann noch etwas mehr ist als ein Privatmann, weil er nicht blos über sich selbst und seine Angehörigen, sondern über eine ganze Nation verfügt, so muß an seine Handlungen noch ein anderer Maßstab als der der individuellen Sittlichkeit gelegt wer-

den. Der Einzelne darf als höchstes Gebot der Sittlichkeit den Satz anerkennen, daß er lieber Unrecht leiden als Unrecht thun soll. Wie könnte dies für den Staatsmann gelten? er ist nicht befugt, lieber den Staat Schaden leiden zu lassen als Andere zu schädigen. Die, welche da sagen, das Moralgesetz gilt auch für die Politik, sagen eine Trivialität. Es fragt sich, welche Politik ist moralisch? Und darauf läßt sich nur antworten, daß das Gewissen die Quelle aller Moralität ist für den Staatsmann so gut als für den Einzelnen, daß aber das Gewissen des Staatsmannes nicht wie das individuelle Gewissen ein absolutes Ideal zu seinem obersten sittlichen Kriterium machen kann. Das Individuum kann und soll in seiner Brust ein Ideal sittlicher Vollkommenheit tragen und an dessen Verwirklichung seine reale Existenz, das Leben selbst, setzen. Auch der Staatsmann hat nach den Geboten seines Gewissens zu handeln, aber diese Gebote können nicht durch das ideale Bedürfniß seiner individuellen sittlichen Vollkommenheit dictirt werden. Das Individuum hat sittlich zu sein, unbekümmert darum, ob es die Andern seien oder nicht. Aber der Staatsmann gehört der realen Welt an und muß diese Welt behandeln wie sie ihn behandelt. „E se gli uomini fussero tutti buoni, questo precetto non sarebbe buono; ma perchè sono tristi, e non l'osserverebbero a te, tu ancora non l'hai da osservare a loro.“ Dieser Satz Machiavelli's wird für den Staatsmann wahr bleiben, so lange nicht sämmtliche Menschen Engel geworden sind. Bis dahin soll die politische Sittlichkeit wohl suchen, sich immer mehr dem absoluten Sittlichkeitsideal zu nähern, aber sie wird es nur vermögen in dem Maße, als dieses Ideal sich überhaupt in der Welt verwirklicht. Mit andern Worten: die Sittlichkeit des Staatsmanns kann nur der allgemeinen, realen Sittlichkeit seiner Zeit entsprechen. Dies besagt keineswegs, daß die realistische Thätigkeit des Staatsmanns nicht auch von idealen Triebfedern gelenkt werden könne, gelenkt werden müsse. Aber diese liegen für ihn nicht in dem Vollkommenheitstrieb seines individuellen Gewissens, sondern in den Empfindungen und Ueberzeugungen des nationalen Gewissens. Sobald der Staatsmann das Bewußtsein hat, für die dauernden Ziele seiner Nation zu handeln, sobald handelt er sittlich. (Doch muß er auch für eine wirkliche Nation, einen wirklichen Staat handeln! Ein Schein- und Spottstaat, ein Großherzogthum Geroldstein, welches nicht in sich selbst die Nothwendigkeit seiner Existenz trägt, hat keine Ziele zu erreichen). Wer nicht vermag, das ideale Princip seiner Handlungen statt in der eignen sittlichen Vollkommenheit in der Größe und Wohlfahrt seiner Nation zu finden, der paßt nicht zum Staatsmann. Das höchste sittliche Zartgefühl ist nur dem gestattet, der allein für sich selbst verantwortlich ist.

Wenn Graf Cavour im Jahre 1859 sich nicht allein auf die auswärtige Hülfe stützte, sondern auch Garibaldi und die revolutionäre Jugend bewaffnete, so handelte er also nicht aus Schwäche, wie Azeglio, oder aus Skepticismus, wie Andere meinten, sondern weil er den weiten Blick, die hohe Unbefangenheit, die mächtige Hand des Staatsmanns besaß, der das Getriebe der in verschiedenen Richtungen wirkenden Kräfte versteht und sie alle verwendet, alle beherrscht, indem er durch ihren Druck und Gegendruck das Schiff im Gleichgewicht hält und durch ihre combinirte Bewegung es vorwärts führt. Daß Cavour im Jahre 1860 ein doppeltes Spiel trieb gegenüber den neapolitanischen Bourbonen, darum wird die Geschichte weniger streng mit ihm in's Gericht gehen als Massimo d'Azeglio gethan hat. Azeglio war zur Zeit der Garibaldi'schen Expedition Gouverneur von Mailand und legte diese Stelle nieder, um nichts gemein zu haben mit einer Politik, die er verwarf: nachdem er sich — so schrieb er damals an Torelli — durch sein ganzes Leben den Ruf eines treuen und ehrlichen Burschen in Europa erworben, wolle er nicht, nun da er alt geworden, seine Vergangenheit verleugnen und seinen guten Namen verlieren. Als Cavour von dem Entschlusse hörte, rief er aus: „E io, che non so, se, per fare l'Italia, non ho cessato d'essere un gentiluomo!“ Wer zeigt sich hier als den größeren Charakter? Derjenige, welcher so besorgt war um seinen redlichen Namen, oder der andere, dem weniger am Herzen lag, ein Gentleman zu bleiben als Italien zu schaffen? Im Evangelium heißt es, daß, wer seine Seele liebt, sie verscherzt. Der feinste Egoismus kleidet sich in die Form der Liebe zur eignen Tugend.

Uebrigens daß Graf Cavour Italien geschaffen hatte, erkannte Azeglio zuletzt selbst an. Der Brief, welchen er wenige Tage nach dem Tode des großen Ministers an Torelli richtete, ist einer der bemerkenswerthesten der Sammlung und namentlich die folgenden Sätze enthalten ein charakteristisches Zeugniß seiner Denkweise. „Ich kann Dir nicht sagen,“ so schrieb er am 14. Juni 1861, „wie sehr mich das Geschick Cavour's erschüttert und geschmerzt hat, zumal weil ich ihm so zugethan war. Was die politische Frage angeht, so halte ich es für schwer, schon jetzt alle Folgen einer so großen Krisis vorauszusehen zu wollen. Wir glauben an Gott und seine Vorsehung. Aber obwohl wir überzeugt sein mögen, daß er uns seine Hülfe noch weiter gewähren wird — kennen wir seine Absichten? wissen wir, ob das System des Ungestüms und sein kecker Vertreter nicht ihr Stadium vollendet haben? Tausend derartige Fragen werfen sich dem Geiste auf, wie jedes Mal, wenn ähnliche Fälle in der Weltgeschichte vorkommen. Aber sie lassen sich nicht beantworten und wären eitel und leer, wenn sie nicht dazu dienten, übermäßige Besorgniß

und Entmuthigung zu beruhigen. Ein bedeutsames und oft wahres Sprichwort sagt, daß nicht alles Uebel eintrifft, um zu schaden; darum warten wir ab, ehe wir urtheilen, und es genüge uns, zu trauern und eine große Leere zu empfinden ob des Verschwindens eines Mannes, der Italien zu dem gemacht hat, was es ist, und neben welchem wir alle so gut wie nichts gethan haben."

Es gereicht Azeglio zur Ehre, daß die Empfindung der Eifersucht, welche er sonst offenbar nicht ganz hatte verwinden können, nun sein Urtheil über die Leistungen seines Nachgängers nicht mehr zu trüben vermochte. Dennoch erkannte er dessen ganze Bedeutung auch jetzt nicht; sonst hätte er sich über die politischen Folgen des Todes des Grafen Cavour minder leicht beruhigt. Der Zug philisterhafter Nüchternheit, der trotz chevaleresken Wesens und Abenteuerlust, trotz Malerei und Romandichterei durch den Geist Azeglio's hindurchgeht und in seinen letzten Jahren immer mehr zur vorklingenden Saite wird, hinderte ihn, die Wirksamkeit genialer Individualitäten nach ihrem vollen Werthe anzuschlagen. Aber er überlebte den Grafen Cavour noch eben lang genug, um einzusehen, daß dessen Platz nicht wieder ausgefüllt wurde, weder durch einen Einzelnen, noch durch die ganze Menge der Minister, welche sich seitdem in der Regierung Italiens folgten. Nachdem auch Azeglio zu Grabe gegangen, leben von den Männern, die in hervorragender Weise an der Wiederherstellung Italiens mitgeholfen haben, nur noch der Agitator Mazzini und der Freischarenheld Garibaldi. Die Schriftsteller und Staatsmänner der italienischen Wiedergeburt, die Gioberti, Balbo, Cavour, Azeglio, Farini sind sämmtlich todt — wie zum Beweise, daß in Verschwörungen und auf dem Schlachtfelde das Leben minder abgenutzt wird als am Schreibtisch und auf der Ministerbank. Italien leidet heute völligen Mangel an mächtigen Intelligenzen und Charakteren, und dafür würde, selbst wenn das allgemeine geistige und sittliche Niveau der Nation höher wäre, die Masse der Mittelmäßigkeiten nicht entschädigen. Und doch macht die Anpreisung der Mittelmäßigkeit den Grundgedanken aus der letzten politischen Schrift Azeglio's, des im Sommer 1865, wenige Monate vor seinem Tode, veröffentlichten „Briefes an die Wähler." Diese kleinliche Anschauung des Greises hatte er selbst zum Voraus widerlegt durch sein vergangenes Leben. Hätte Azeglio immer nur den gewöhnlichen Hausmannsverstand und die gewöhnliche Hausmannsmoral besessen, er hätte nie die Proclamation von Moncalieri geschrieben.

Heinrich Homberger.

Prevost=Paradol.

In den Tagen des zornigen Erstaunens, welches der französische Friedensbruch in Deutschland hervorrief und bald nachdem die förmliche Erklärung des Krieges in Berlin erfolgt war, traf die Nachricht ein, daß der seit einigen Wochen in Washington anwesende neue Gesandte Frankreichs bei den Vereinigten Staaten, Herr Prevost-Paradol, sich das Leben genommen habe. Der unglückliche Mann hatte lange Jahre hindurch als liberaler Schriftsteller und Journalist das Regierungssystem des Kaiserreiches mit den Waffen der unwiderstehlichen Dialektik, des bitteren, wenn auch in der Form maßvollen Sarkasmus verfolgt. Er glaubte jedoch an die scheinbare Bekehrung vom 2. Januar, glaubte an seinen Freund Ollivier und entschloß sich, der liberalen Regierung seine Dienste zu widmen. Die Versöhnung des Bonapartismus mit der Freiheit erschien ihm nicht unmöglich. Es war, wie er meinte, der Prüfung werth, ob es Louis Napoleon mit seiner parlamentarischen Umkehr wirklicher Ernst, ob dieser dem Lande, das des persönlichen Regiments müde war, dieselbe verfassungsmäßige Regierung, wie etwa die Orleans, nur ohne die Unkosten einer neuen Revolution, im Interesse der Erhaltung seiner Dynastie, bieten und den neuen Pact ehrlich halten wollte. Prevost-Paradol wie eine Anzahl der früheren Liberalen wurde auch durch das Plebiscit noch nicht enttäuscht und hatte von den Plänen der Kriegspartei, die mit jener Procedur ihre Batterien maskirte, keine Ahnung. Als diese enthüllt wurden und die Verschwörung gegen den Ausbau der Verfassung sowie gegen den Weltfrieden an das Licht des Tages trat, wollte Paradol die herbe Erkenntniß nicht überleben. Auch andere Sorgen allerdings hatten seinen Sinn verdüstert. Die Kunde dieses Selbstmordes, mochte derselbe auch nicht ausschließlich von politischen Motiven bestimmt sein, wurde überall mit Erschütterung vernommen, und trotz der vielen Verluste, welche der Krieg seitdem gefordert hat, ist das tragische Ende des Publicisten, der gleichsam als sein erstes Opfer auf französischer Seite fiel, um so weniger vergessen, als die Frage, was unter veränderten Verhältnissen von der bisherigen Opposition jenes verwahrlosten Landes zu erwarten sein werde, die Untersuchung herausfordert. Ein talentvoller Journalist überdies, zumal ein französischer, dem es zum wenigsten in erster Linie um die Sache zu thun war und der das Scheitern seiner politischen Hoffnungen, den Schiffbruch seines inneren Lebens mit selbstgewähltem Tode besiegelte, ist eine höchst seltene Erscheinung. Der Wanderer wird einen Augenblick an

seinem Grabe verweilen und vielleicht gern eine Antwort auf die sinnende Frage entgegennehmen, welche Verkettung von Problemen den seelischen immerhin von äußeren Bedrängnissen nicht ganz freien Conflict herbeiführte, der seine Lösung und Sühne nur in einem solchen Ende finden sollte.

Lucian Anatole Prevost-Paradol, zu Paris am 8. August 1829 geboren, war der Sohn eines früheren Bataillonschefs im maritimen Ingenieurcorps und einer Schauspielerin, Mitglied der Comédie française. Fleißige Studien im Collége Bourbon ließen ihn 1848 den ersten Preis des französischen Aufsatzes in Redeform sowie ein Jahr darauf den Ehrenpreis der Philosophie gewinnen. Solche frühe Erfolge sind nicht immer die Bürgschaft einer regelmäßigen Laufbahn. Als Prevost-Paradol drei Jahre darauf die Normalschule, welche er nach der Beendigung des Unterrichts im Collége besuchte, verließ, trat er nicht sogleich in den öffentlichen Unterricht ein, der ihm eine bescheidene aber sichere Existenz versprach. Er blieb beurlaubt in Paris, beschäftigte sich mit literarischen Arbeiten und erhielt in demselben Jahre 1851 von der Akademie den Preis der Beredtsamkeit für eine panegyrische Ausarbeitung, ein sogenanntes Lob Bernardin de St. Pierre's. Es folgte dann 1854 eine Uebersicht der allgemeinen Geschichte Frankreichs, die noch eilf Jahre später eine zweite Auflage erlebte. Im August 1855 endlich erwarb er sich durch ein tüchtig bestandenes Examen das Diplom des Docteur es Lettres. Seine beiden Thesen waren Jonathan Swift, lateinisch geschrieben, und Elisabeth und Heinrich IV., welche letztere er später, im Jahre 1862, umgearbeitet in zweiter Ausgabe erscheinen ließ.

Im Archiv des Ministeriums der Auswärtigen Angelegenheiten zu Paris befindet sich im Manuscript eine Art Tagebuch, welches Hurault von Maisse, Gesandter Heinrich's IV. am Hofe Elisabeth's von England, über seine Mission im Jahre 1597 geschrieben hat, die den König von Frankreich von der Liga mit England und den Niederlanden loslösen und ihn Frieden mit Spanien zu schließen in den Stand setzen sollte. Die Mission führte nicht sogleich zum Ziel, bereitete aber doch den Frieden von Vervins vor, der 1598 geschlossen wurde. Dieses Journal des französischen Gesandten lag der Arbeit Paradol's zu Grunde, die, auf anderweitiges Quellenstudium gestützt, auch die damaligen Zustände Englands und die Persönlichkeit der Königin Elisabeth in ansprechender Weise behandelt und nicht von dem Vorurtheil beherrscht ist, daß eine das Thema erschöpfende Arbeit nothwendigerweise langweilig sein müsse. Der Verfasser zeigt sich, wo von französischer Politik die Rede ist, unbefangen und citirt, um ein Beispiel anzuführen, gelegentlich des mißlungenen treulosen Staatsstreichsversuches des Herzogs von Anjou in Antwerpen, Januar

1583, der 1500 Franzose
gedicht, welches die Vorgä
Jahren noch immer bewa

Gardez
Ils ont
Ne ten
S'ils o
Ils vo

Mit Bezug auf diese
Staatsstreich von Antw
genannt der Hugenotten
Worte: Nous avons p
vaillance! — Der wac
geschmälerten Vorzügen
überall gerecht. Subti
lichen Darstellung scha
Einleitung beklagt er
und zeichnet Heinrich
Kaiser in den Worten
Worten und zu dem V
leien zu berauschen,
der Mann unseres
Wohlergehen als um
Entwürfe fähig, obw
hänger des Friedens

Der Erfolg, w
sein Aufgehen in d
Ernennung zum P
Aix vermochte, die
fand. In der l
ständiger Mitarbe
geschrieben hatte.
Ende 1856 bis
über, welche
Emil Ollivier
Glück, versp
Er hatte i
hängenden
Familie i
Wissens

Arbeiten über die französischen Moralisten und legte ein schönes Zeugniß ab von der ernsten Richtung seines Geistes.

Für die Freiheit des Cultus, in Wahrheit des protestantischen Gottesdienstes, trat Prevost-Paradol 1858 in einem Artikel der Revue des deux Mondes ein, der bei Michel Levy auch in besonderem Abdruck erschien und rasch vergriffen wurde. Es stand mit der Gewissensfreiheit in Frankreich wie mit allen anderen Freiheiten, die im Prinzip proklamirt, in der Anwendung so gut wie nicht vorhanden waren, und zwar ging es den Protestanten und Dissidenten unter allen Regierungen gleichmäßig schlecht, unter den jesuitenfeindlichen Orleans wie unter dem Kaiserreich, was für die Behandlung des Elsaß Seitens der bevorstehenden neuen Regierung bedeutungsvoll sein wird. Frankreich laborirt in Sachen des Cultus noch immer an der Erbschaft des Concordats, das nach dem Eingeständniß derer, die es abgeschlossen, nichts anderes ist als die Centralisation auf dem Gebiete des Glaubens, die centralisirte Religion mit den Mitteln der bureaukratischen Disciplin, ohne welche der Franzose sich keine menschliche Gesellschaft denken kann. Prevost-Paradol schildert mit vielem Fleiß die drastischen Conflicte, welche der Art. 5 der Charte, sowohl der bourbonischen von 1814 als der revidirten orleanistischen von 1830 (der die Freiheit der Religionsübung und den Schutz des Cultus für Jedermann garantirt), mit den Art. 291 und 294 des Strafgesetzbuches hervorrief, die Versammlungen von mehr als zwanzig Personen selbst in geschlossenen Räumen der vorgängigen Ermächtigung der Behörde unterordnen. Einzelne tolerante Erkenntnisse der Gerichte, wie das des Tribunals von Orleans vom 9. Januar 1838, das religiöse Zusammenkünfte den Bestimmungen des Strafcodex und des Vereingesetzes vom 10. April 1834 entziehen wollte, konnten gegen die Jurisprudenz des Cassationshofes nicht aufkommen. Dieser verkündete am 12. April 1838 förmlich die Geltung des Art. 291 des Code penal und des Vereinsgesetzes von 1834 im Widerspruch mit dem Art. 5 der Charte. Darnach hatte Jeder in Frankreich die Freiheit des Cultus. Fragte er aber, wo er denselben ausüben und feiern sollte, so antwortete die Municipalbehörde: Nirgends! Zuwiderhandlungen der Protestanten wurden mit Gefängniß und Geldstrafen geahndet. So ging es in Frankreich bis 1848 zu. Dann kam die Republik, die nicht nur im Art. 7 ihrer Verfassung die Freiheit aller Glaubensbekenntnisse verbürgte, sondern in dem achten Artikel friedliche Versammlungen gestattete. Das Gesetz über die Clubs vom 28. Juli 1848 schützte noch ausdrücklich im Art. 19 die der Feier eines Gottesdienstes gewidmeten Versammlungen und nahm sie von den restrictiven Bestimmungen des Gesetzes aus. Trotzdem wurde ein protestantischer

Prediger von dem Zuchtpolizeihof des Seinedepartements kraft des Clubgesetzes verurtheilt, weil das Gesetz, so hieß es in den Motiven, nur von der Ausübung des Cultus, nicht von der Predigt spreche und weil er Frauen und Kinder zugelassen habe, welche das Gesetz über die Clubs ausschloß. Das Urtheil wurde durch alle Instanzen aufrecht gehalten. Wie Louis Napoleon vor und besonders nach dem Staatsstreich mit der Glaubensfreiheit umgehen werde, ließ sich darnach errathen. Schon im November 1851 heißt es in einem Vortrag Isambert's am Cassationshof: Die Gensdarmen haben Herrn Lenoir darüber interpellirt, ob er ermächtigt sei, sich zu einer anderen Religion zu bekennen als der des Ortes, und als er dies verneinte, haben sie ihn im Namen des Gesetzes verhaftet. — Die napoleonische Verfassung vom Januar 1852 bestätigte und garantirte mit pompöser Freigebigkeit alle großen Prinzipien von 1789, die die Grundlage des öffentlichen Rechtes der Franzosen bleiben sollten. Aber das Decret vom 25. März 1852, erlassen von dem damals mit der Fülle der gesetzgebenden Gewalt bekleideten Prinz-Präsidenten, bestimmt im zweiten Artikel, daß die Artikel 291, 292, 294 des Strafcodex sowie das Gesetz vom 10. April 1834 auf alle öffentlichen Versammlungen anwendbar sind, von welcher Natur sie auch sein mögen. Die Feder zu diesem gegen alle Nichtkatholiken gerichteten Gesetz, die dadurch wieder ganz und gar der Willkür der Behörden preisgegeben wurden, hatten die Jesuiten geführt, und es bedurfte kaum des Erkenntnisses des Cassationshofes vom 9. December 1853, das die Anwendung des Decrets auch auf religiöse Versammlungen ausdrücklich feststellte. So stand und steht es noch heute in Frankreich mit der Freiheit des Glaubens und des Gewissens, was die Pariser sowie einige welfisch-deutsche Zeitungsschreiber nicht verhinderte, von dem Despotismus des militärisch-regierten Preußens zu declamiren. Prevost-Paradol's muthiger Protest gegen das ultramontane Unwesen war eine verdienstvolle aber wirkungslose Stimme in der Wüste. Das Beharren aller auf einander folgenden Regierungen auf demselben unduldsamen System rechtfertigt sicherlich seine Bezeichnung des französischen Volkes, welches er als das leichtfertigste, veränderlichste und doch in der Routine am meisten festgebannte unter allen Völkern der Welt trefflich charakterisirt.

Zu den „Zeitgenössischen Studien," einer Reihe von Flugschriften, deren Mitarbeiter Remusat, Jules Simon, Berryer, Laboulaye und andere liberale Schriftsteller waren, lieferte Paradol Mitte 1860 als Einleitung einen Essay über die „Alten Parteien," der trotz der reservirten Sprache gerichtlich verfolgt, mit Beschlag belegt wurde und dem Verfasser einen Monat Gefängniß sowie eine Geldstrafe von 3000 Franken, dem Verleger

das schlimmste der Uebel betrachtete, paupertatem praecipuum malorum credebat! In einem Briefe an sein Sonntagsblatt vom 22. September 1861 läßt er den römischen Testamentsfälscher seine Sache vor dem Kaiser führen. Wie er in einer Zeit lebe, wo das höchste Gut nicht auf Seiten der Pflicht sei, wo der Erfolg Allem zur Rechtfertigung gereiche. Zu fürchten sei nur, daß man das Ziel nicht erreiche, und unterweges scheitern sei das größte Unglück: praecipuum malorum. Der Kaiser möge doch bedenken, daß Cäsar, sein Ahn, lieber den Rubicon überschritten habe, als daß er, wie es der Senat verlangt, wieder zu dem Rang des einfachen Bürgers herabgestiegen wäre. Sein Stammvater Augustus habe ähnlich gehandelt, als er bei Philippi der Republik ein Ende machte. Und ich, sagt der Angeklagte, bin kein Mann von Genie, ich kann nicht nach einer Dictatur die Hand ausstrecken. Ich versuche Eroberungen nur zum Schaden des Vermögens meiner Mitbürger. Ich gehe über den Rubicon der Testamente, liefere meine pharsalischen Schlachten den Geldschränken. Mein Feind ist die Armuth und mein größtes Leiden ist der Bankerott. O Kaiser Nero, hast du nicht selbst das Beispiel gegeben durch die Beseitigung deiner Mutter, die zu lange lebte! Einige Pedanten finden, daß du Unrecht hattest, aber ein Gelehrter wird einst ein dickes Buch schreiben, um Dir Recht zu geben. Auch mich wird er gewiß vertheidigen. Aber bitte, Fürst, komm zu meinen Gunsten dem Urtheil der Nachwelt zuvor, sprich mich frei oder, was noch besser wäre, gieb mir mein Geld wieder!

Mit demselben Hohn werden dann die Glücksjäger geschildert, die sich ein künstliches Gewissen anschaffen, ähnlich dem Manne, dessen an das Kerzenlicht gewöhnte Augen nicht mehr das Sonnenlicht vertragen können. Segnen wir den Himmel, so etwa schließt der Brief, daß wir in glücklicheren Zeiten leben, wo nur die Redlichkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wie in dem Leben der Einzelnen belohnt wird; wo die Mäßigung, der gute Glaube, die Ehre überall den Ausschlag geben und wo Niemand, der nicht ganz verloren, dieser wohlthuenden Ansteckung widerstehen kann. Wir athmen eine reinere Atmosphäre. Uns fehlen die Versuchungen, die unsere Verdienste erhöhen könnten, die Tugend wird uns zu leicht und ich fürchte nur, daß der Lohn dafür ausbleiben werde!

Wer so die Gebrechen seiner Zeit züchtigte, konnte mit Leuten wie Morny, der die mexikanische Expedition im Interesse seiner Börsenspeculationen begünstigte oder gar mit Banditen der Presse, wie sie zu Dutzenden auf den Boulevards zu finden, niemals gemeinsame Sache machen. Nicht das Gemeine hat ihn gebändigt, aber der Mangel an Wachsamkeit gegen den liberalen Köder, welchen der Bonaparte mit dem Gewährenlassen des Prinzen Napoleon und verwandten Schauspielerkünsten der Opposition

menten dieses Jahres entgegen, deren Enttäuschung nach kurzem Traum sie so theuer bezahlen sollten.

Ein gewisser Optimismus, dessen sich der talentvolle und von seinen gouvernementalen Gegnern gefürchtete Polemist nicht überall erwehren konnte, spiegelt sich auch in den Betrachtungen wieder, welche er in denselben Briefen, die hier nur eine kurze Analyse gestatten, am Neujahrstag 1860 der soeben erschienenen Broschüre „Der Pabst und der Congreß" widmet. Er erkennt vortrefflich den Widerspruch einer Politik, die den Pabst der Legationen sowie des größten Theiles seiner weltlichen Herrschaft berauben und trotzdem im Besitz der neutralisirten Stadt Rom lassen wollte. Und doch sieht er den baldigen Sturz der weltlichen Macht Pius IX. als so gut wie beschlossen an. Trotz aller Schonungen in der Form sei die Axt an das ehrwürdige Monument mit einer zu sicheren und geschickten Hand gelegt, als daß nicht beim ersten Schlage das ganze Gebäude stürzen sollte. Der Leichtgläubige ahnte damals weder Aspromonte noch Mentana. Ihn verführte die größte Gefahr in politischen Dingen: die Lebhaftigkeit seiner Wünsche. Den ultramontanen Clerus haßte er mit jenem gesunden Haß, welchen die Engländer zu den besten Tugenden des öffentlichen Staatslebens zählen. Prevost-Paradol hatte seine Sporen als Publicist in dem Kampfe gegen die Jesuiten und ihre Bundesgenossen verdient. Gegen Louis Veuillot hatte er seine erste Lanze gebrochen und seine Feder war diesen Leuten gegenüber stets unerbittlich geblieben. Als aber Veuillot, dessen Blatt seit einigen Jahren unterdrückt war, sich in einem offenen Briefe liberal gebehrdete und einer Art Preßfreiheit das Wort redete, war Paradol gerührt und begrüßte den scheinbar bekehrten Collegen Anfang October 1865 mit einigen entgegenkommenden Worten, welche der frühere Redakteur des Univers indessen, wie unsere Skizze dieses Herrn in diesen Blättern schon notirt hat, ziemlich schnöde zurückwies.

Dieser Zug humaner Versöhnlichkeit mochte dem Herzen Prevost-Paradol's um so mehr zur Ehre gereichen, als er nicht wie bei Ollivier der Charakterschwäche entsprang und noch weniger auf Rechnung der Ungeduld, Einfluß und bedenkliche Mittel des Genusses zu erlangen, gesetzt werden konnte. Aber er mußte damit im Angesicht der glänzenden Lüge des Kaiserreiches, die den ehrlichen Leuten kein Compromiß gestattete, schließlich den Kürzeren ziehen. Durch seine Uneigennützigkeit gegen die Verführungen der vulgären Corruption geschützt, sollte er der liberalen Gleißnerei, die seine freisinnigen Instincte gefangen nahm, nach langem Kampf erliegen. Gar schön und beredt hatte er über die Worte des Tacitus geschrieben, die Asinius Marcellus nachsagten, er sei kein schlechter Mensch gewesen; aber ihn habe zu Grunde gerichtet, daß er die Armuth als

Paradol's Leistungen waren, ist durch den Erfolg bewiesen, welchen seine für die Debats und den Courrier du Dimanche geschriebenen Artikel noch in den Sammlungen erlangten, in welchen er sie auswählend zusammenstellte und die mehrere Auflagen hatten. Dem Journal des Debats blieb er treu, und seine Beiträge, sowohl die Premiers-Paris als die anderen, waren eine Zierde des Blattes, zogen demselben allerdings auch Ende April 1863 eine Verwarnung des Herrn v. Persigny zu, weil Prevost-Paradol gelegentlich der bevorstehenden Wahlen den von den Candidaten zu leistenden Eid anders aufgefaßt hatte als im Sinne der unbedingten Ehrenverpflichtung (lien d'honneur absolu) zwischen dem künftigen Abgeordneten und dem Kaiser. Ein Jahr später legte Paradol sein politisches Glaubensbekenntniß in der Flugschrift: „Einige Betrachtungen über die innere Lage" nieder. Er hat die Hoffnung auf eine normale constitutionelle Entwickelung noch nicht ganz aufgegeben, vertraut, daß der auswärtige Krieg, nämlich der dänische, Frankreich unberührt lassen werde und will nicht glauben, daß das Land um die Aussicht auf verfassungsmäßige Freiheit betrogen werden könne. „Der diese Zeilen schreibt," so schließt der Verfasser, „ist aufrichtig, wenn er versichert, daß er die Gründung der Freiheit ohne gewaltsame Zuckungen für Frankreich wünscht. Aber er gehört seiner Zeit an, und er würde leichter dem Leben entsagen als der hoffnungsvollen Sehnsucht nach Freiheit!" Vielleicht ahnte Prevost-Paradol nicht, daß er sechs Jahr darauf diese Worte in einem verhängnißvollen Augenblick wahr machen sollte.

Ein psychologisches Phänomen von nicht geringem Interesse war die Neigung der französischen Liberalen, nach allen Erfahrungen der letzten Jahre wieder und wieder an die freisinnigen Absichten Louis Napoleon's zu glauben. Auch Prevost-Paradol litt an solchen Rückfällen. Die vier Bände, die unter dem Titel: Einige Seiten zeitgenössischer Geschichte (Quelques pages d'Histoire contemporaine) seine in dem Courrier du Dimanche erschienenen Briefe enthalten, liefern trotz des sich hindurchziehenden scharf oppositionellen Fadens mehr als einen Beweis dieser Krankheitserscheinung, welche das bonapartistische Doppelspiel vortrefflich zu pflegen wußte. Ein Brief vom März 1861 erzählt sogar eine angebliche Unterredung mit einem Freunde, der halb ironisch, halb ernsthaft den Kaiser Napoleon als einen heimlichen Anhänger des parlamentarischen Regiments schildert, der durch den Staatsstreich und Alles was darauf folgte, das durch die Mißbräuche des Kammerwesens diesem entfremdete Land für ein gesundes Verfassungsleben erziehen wollte! — Mit solchen immerhin skeptischen Illusionen über die Möglichkeit einer Umkehr des Kaisers zu der Theilung seiner Herrschaft trieben die Liberalen den Experi-

menten dieses Jahres entgegen, deren Enttäuschung nach kurzem Traum sie so theuer bezahlen sollten.

Ein gewisser Optimismus, dessen sich der talentvolle und von seinen gouvernementalen Gegnern gefürchtete Polemist nicht überall erwehren konnte, spiegelt sich auch in den Betrachtungen wieder, welche er in denselben Briefen, die hier nur eine kurze Analyse gestatten, am Neujahrstag 1860 der soeben erschienenen Broschüre „Der Pabst und der Congreß" widmet. Er erkennt vortrefflich den Widerspruch einer Politik, die den Pabst der Legationen sowie des größten Theiles seiner weltlichen Herrschaft berauben und trotzdem im Besitz der neutralisirten Stadt Rom lassen wollte. Und doch sieht er den baldigen Sturz der weltlichen Macht Pius IX. als so gut wie beschlossen an. Trotz aller Schonungen in der Form sei die Axt an das ehrwürdige Monument mit einer zu sicheren und geschickten Hand gelegt, als daß nicht beim ersten Schlage das ganze Gebäude stürzen sollte. Der Leichtgläubige ahnte damals weder Aspromonte noch Mentana. Ihn verführte die größte Gefahr in politischen Dingen: die Lebhaftigkeit seiner Wünsche. Den ultramontanen Clerus haßte er mit jenem gesunden Haß, welchen die Engländer zu den besten Tugenden des öffentlichen Staatslebens zählen. Prevost-Paradol hatte seine Sporen als Publicist in dem Kampfe gegen die Jesuiten und ihre Bundesgenossen verdient. Gegen Louis Veuillot hatte er seine erste Lanze gebrochen und seine Feder war diesen Leuten gegenüber stets unerbittlich geblieben. Als aber Veuillot, dessen Blatt seit einigen Jahren unterdrückt war, sich in einem offenen Briefe liberal gebehrdete und einer Art Preßfreiheit das Wort redete, war Paradol gerührt und begrüßte den scheinbar bekehrten Collegen Anfang October 1865 mit einigen entgegenkommenden Worten, welche der frühere Redakteur des Univers indessen, wie unsere Skizze dieses Herrn in diesen Blättern schon notirt hat, ziemlich schnöde zurückwies.

Dieser Zug humaner Versöhnlichkeit mochte dem Herzen Prevost-Paradol's um so mehr zur Ehre gereichen, als er nicht wie bei Ollivier der Charakterschwäche entsprang und noch weniger auf Rechnung der Ungeduld, Einfluß und bedenkliche Mittel des Genusses zu erlangen, gesetzt werden konnte. Aber er mußte damit im Angesicht der glänzenden Lüge des Kaiserreiches, die den ehrlichen Leuten kein Compromiß gestattete, schließlich den Kürzeren ziehen. Durch seine Uneigennützigkeit gegen die Verführungen der vulgären Corruption geschützt, sollte er der liberalen Gleißnerei, die seine freisinnigen Instincte gefangen nahm, nach langem Kampf erliegen. Gar schön und beredt hatte er über die Worte des Tacitus geschrieben, die Asinius Marcellus nachsagten, er sei kein schlechter Mensch gewesen; aber ihn habe zu Grunde gerichtet, daß er die Armuth als

das schlimmste der Uebel betrachtete, paupertatem praecipuum malorum credebat! In einem Briefe an sein Sonntagsblatt vom 22. September 1861 läßt er den römischen Testamentsfälscher seine Sache vor dem Kaiser führen. Wie er in einer Zeit lebe, wo das höchste Gut nicht auf Seiten der Pflicht sei, wo der Erfolg Allem zur Rechtfertigung gereiche. Zu fürchten sei nur, daß man das Ziel nicht erreiche, und unterweges scheitern sei das größte Unglück: praecipuum malorum. Der Kaiser möge doch bedenken, daß Cäsar, sein Ahn, lieber den Rubicon überschritten habe, als daß er, wie es der Senat verlangt, wieder zu dem Rang des einfachen Bürgers herabgestiegen wäre. Sein Stammvater Augustus habe ähnlich gehandelt, als er bei Philippi der Republik ein Ende machte. Und ich, sagt der Angeklagte, bin kein Mann von Genie, ich kann nicht nach einer Dictatur die Hand ausstrecken. Ich versuche Eroberungen nur zum Schaden des Vermögens meiner Mitbürger. Ich gehe über den Rubicon der Testamente, liefere meine pharsalischen Schlachten den Geldschränken. Mein Feind ist die Armuth und mein größtes Leiden ist der Bankerott. O Kaiser Nero, hast du nicht selbst das Beispiel gegeben durch die Beseitigung deiner Mutter, die zu lange lebte! Einige Pedanten finden, daß du Unrecht hattest, aber ein Gelehrter wird einst ein dickes Buch schreiben, um Dir Recht zu geben. Auch mich wird er gewiß vertheidigen. Aber bitte, Fürst, komm zu meinen Gunsten dem Urtheil der Nachwelt zuvor, sprich mich frei oder, was noch besser wäre, gieb mir mein Geld wieder!

Mit demselben Hohn werden dann die Glücksjäger geschildert, die sich ein künstliches Gewissen anschaffen, ähnlich dem Manne, dessen an das Kerzenlicht gewöhnte Augen nicht mehr das Sonnenlicht vertragen können. Segnen wir den Himmel, so etwa schließt der Brief, daß wir in glücklicheren Zeiten leben, wo nur die Redlichkeit in den öffentlichen Angelegenheiten wie in dem Leben der Einzelnen belohnt wird; wo die Mäßigung, der gute Glaube, die Ehre überall den Ausschlag geben und wo Niemand, der nicht ganz verloren, dieser wohlthuenden Ansteckung widerstehen kann. Wir athmen eine reinere Atmosphäre. Uns fehlen die Versuchungen, die unsere Verdienste erhöhen könnten, die Tugend wird uns zu leicht und ich fürchte nur, daß der Lohn dafür ausbleiben werde!

Wer so die Gebrechen seiner Zeit züchtigte, konnte mit Leuten wie Morny, der die mexikanische Expedition im Interesse seiner Börsenspeculationen begünstigte oder gar mit Banditen der Presse, wie sie zu Dutzenden auf den Boulevards zu finden, niemals gemeinsame Sache machen. Nicht das Gemeine hat ihn gebändigt, aber der Mangel an Wachsamkeit gegen den liberalen Köder, welchen der Bonaparte mit dem Gewährenlassen des Prinzen Napoleon und verwandten Schauspielerkünsten der Opposition

hinwarf. Auch Prevost-Paradol's politischer Panzer hatte eine Lücke, seine Unverwundbarkeit eine menschliche Achillesferse, die unsere Theilnahme fesselt, ihm selbst aber verderblich geworden ist.

Der Ruf Prevost-Paradol's als eines geschickten Vorkämpfers der liberalen Partei war inzwischen wohlbegründet. Als die Neuwahlen zum Gesetzgebenden Körper von 1863 herannahten, empfahl ihn Graf d'Haussonville, Schwiegersohn des Herzogs von Broglie, als Candidaten des sechsten Bezirks im Seine-Departement. Der frühere Abgeordnete Bavin entsagte sogar der Candidatur zu seinen Gunsten. Zu gleicher Zeit wurde er im Departement der Dordogne aufgestellt. An beide Bezirke richtete Paradol Rundschreiben, in welchen er sich auf seine langjährige publicistische Thätigkeit berief, die stets die möglichst wirksame Betheiligung des Landes an den Angelegenheiten des Staates und den Frieden nach außen begünstigt habe. Seine maßvolle Haltung indessen genügte nicht den Wünschen der demokratischen Opposition, und eine gewisse Eifersucht auf den Mitarbeiter des Journal des Debats beherrschte überdies das Comité, das von Siecle, Opinion nationale und Presse geleitet wurde. Diese begünstigten Herrn Gueroult, und Prevost-Paradol, der nur 2,236 Stimmen erhielt, während Gueroult schließlich 11,017 auf sich vereinigte, zog sich nach dem ersten Wahlgang zurück. Er war nicht glücklicher in der Dordogne, wo er mit 2,695 Stimmen dem schon im ersten Wahlgang gewählten Regierungscandidaten gegenüber unterlag. Herr Girardin hatte ihn bei dieser Gelegenheit ziemlich heftig in der „Presse“ angegriffen und ihn als Mitarbeiter der Debats einen Mann der Vergangenheit genannt. Prevost-Paradol antwortete in zwei auf einander folgenden Briefen an die „Presse“ und erinnerte daran, wie er, den man für die ganze frühere Vergangenheit des Journal des Debats unmöglich verantwortlich machen könne, seit er Ende 1856 die journalistische Feder ergriffen, während des allgemeinen Schweigens stets gekämpft habe für die Preßfreiheit, für die Freiheit der Glaubensbekenntnisse, die Wahrheit des allgemeinen Stimmrechts, die Reform der gerichtlichen Institutionen, endlich für dieselbe Vereinigung der liberalen Parteien, die jetzt ihren Sieg feiere. Paradol behielt dem subtilen Rabulisten gegenüber das letzte Wort. Seine Niederlage als Candidat verhinderte ihn übrigens nicht, gleich darauf in einem Schreiben an den Courrier du Dimanche vom 21. Juni 1863 das Ergebniß der Wahlen unbefangen zu behandeln und die Opposition, deren Fortschritte, wie er meinte, unverkennbar wären, zu dem Innehalten einer gemessenen Linie zu ermahnen, sowie zu dem Eintreten für den äußeren Frieden, nach welchem Frankreich verlange. Damals war Puebla etwa einen Monat vorher gefallen. Paradol gedenkt des Ereignisses in seinem

Sonntagsbriefe mit Befriedigung, verhehlt indessen nicht, daß die Dauer der mexikanischen Expedition alle Berechnungen getäuscht habe und deren schließliches Ergebniß sich jeder Voraussicht entziehe.

Bald darauf, im Herbst 1863, erlitt die französische Diplomatie allerdings in Gemeinschaft mit England und Oesterreich eine empfindliche Niederlage in der polnischen Frage. Gortschakoff schickte sie in seiner Spottnote vom 7. September, die die Discussion für geschlossen erklärte, gedemüthigt und mit dem Bewußtsein heim, daß Frankreich einmal wieder die Polen aufgestachelt und sie dann im Stich gelassen habe. Auch das Kaiserreich mußte, wie die Times von der eigenen und der österreichischen Regierung sagte, den Affront ruhig einstecken (quietly pocket the insult) und über die Figur, die es vor Europa spielte, zu lächeln versuchen. Als aber der offiziöse Constitutionnel, um den Rückzug des französischen Gouvernements mit einigen pathetischen Redensarten zu decken, an die reservirte Haltung der Juli-Regierung in derselben polnischen Frage erinnerte, rief ihm Prevost-Paradol mit Recht zu, daß Louis Philipp sich doch niemals Rußland gegenüber so weit vorgewagt, wie Herr Drouyn de Lhuys soeben gethan und daß, wenn man stets den Bourgeois-König verächtlich behandelt habe, die stolzen Leute, deren Devise Noblesse oblige niemals gewesen sei, wenigstens das Mépris oblige! sich zur Richtschnur nehmen sollten. — Mit derselben Schärfe beleuchtete er die Politik der Regierung, als wenige Wochen darauf der in der kaiserlichen Thronrede vom 5. November 1863 vorgeschlagene Congreß durch Lord Russell's offenherzige oder vielmehr grobe Note vom 25. November zum Scheitern gebracht war. Prevost-Paradol läßt einen seiner englischen Freunde, dessen Schreiben er Mitte December im Sonntagscourier citirt, mit vieler Feinheit den englischen Refus vertheidigen, welchen die bonapartistischen Blätter in ganz Frankreich zur Zielscheibe ihrer Angriffe machten. Der Congreß ist in seinen Augen ein Secirsaal, in welchem den hohen Leidenden ihre kranken Glieder amputirt werden sollen. Jeder ist damit einverstanden, daß die Operation an seinem Nebenmann vorgenommen werde. Geht es aber an die eigene Haut, so antwortet der Patient wie Moliere's eingebildeter Kranker, dem seine Magd vorschlägt, ihm einen Arm abzureißen oder ein Auge auszustechen, damit sich der übrige Körper besser befinde. Er sagt: die Sache eilt nicht! Auch Oesterreich und Rußland, wollte man sie im Interesse ihres Wohlbefindens von Venetien oder Polen befreien, würden sicherlich erwidern: cela n'est pas pressé! So war der Congreß unnütz, und weil unnütz auch gefährlich.

In den auswärtigen Angelegenheiten, mit einer bedeutsamen Einschränkung, die sogleich näher zu bezeichnen sein wird, sah Prevost-Paradol

klarer als viele seiner Landsleute, in der polnischen Frage wie in der mexikanischen und in der damit innig verbundenen des Bürgerkrieges in Amerika. Die politische Mode, von den Regierungskreisen aus begünstigt, verlangte, daß der Franzose für den Süden Partei nehme gegen die Regierung in Washington. Als während der Adreßdebatte April 1865 die Nachricht von dem Fall Richmonds der Kammer mitgetheilt wurde, ertönte der Ruf: Tant pis! welchen der Moniteur vom 16. April sorgsam aufgezeichnet hat. Prevost-Paradol hielt sich fern von diesen Verirrungen, die auch die imperialistischen Demokraten zum Theil umstrickt hatten. Der Ermordung Lincoln's widmete er am 10. Mai 1865 einen seiner wärmsten und schönsten Sonntagsbriefe, der besonders die pflichterfüllte, geradsinnige Festigkeit feierte, mit welcher der große Todte seiner schweren Aufgabe überall und in jeder Stunde seines oft hart bedrängten Lebens entsprochen hatte. — Gegen die Legende der Freiheitsmission des ersten Kaiserreichs war Paradol auf seiner Hut, und er hat oft seine schärfsten Pfeile gegen die heuchlerischen Apostel der Lehre gerichtet, die Napoleon I. stets als einen freisinnigen Philosophen darstellt, der, voll Sehnsucht sich der Macht über die emancipirte Nation zu entkleiden, durch Europas Eigensinn an dieser Erfüllung seiner heißesten Wünsche behindert worden sei. Als der Prinz Napoleon Mitte Mai 1865 zu Ajaccio gelegentlich der Einweihung eines Denkmals Napoleon's I. seine berufene rothe Rede hielt, wartete Prevost-Paradol nicht das Desaveu ab, welches der Kaiser nach vierzehn Tagen jener Brandrede zu Theil werden ließ und damit die Demission des verdächtigen Prinzen als Vicepräsidenten des Geheimraths veranlaßte. Der Courrier du Dimanche brachte aus der Feder Paradol's ein sehr pikantes Portrait des widerspruchsvollen Vetters Louis Napoleon's, der, mit der Verfassung des Staatsstreiches von 1852 legitim verheirathet, aus diesem hinderlichen Ehestande gern herausschleiche und der Freiheit öffentlich in unerlaubter Weise den Hof mache, dabei aber mehr Coquetterie als ehrliche Leidenschaft zu erkennen gebe. Von des Prinzen wunderlicher Abneigung gegen den Parlamentarismus, während er die Demokratie durch Preß- und Versammlungsfreiheit organisiren, also den Souverain in die Botmäßigkeit der Journale und der Clubs ohne sonstige verfassungsmäßige Controle bringen will, ist der Kritiker wenig erbaut, und wenn Prinz Napoleon seine Theorie transitorisch nennt, die Opposition auf die Zukunft vertröstet, also mit der zweifelhaften Münze der Gebäude-Krönung bezahlen will, so vergleicht ihn Prevost-Paradol mit Don Juan, der auch seine schlechte Aufführung als vorübergehend entschuldigte und die Versicherung, er werde gewiß einmal mäßig und fromm werden, noch wiederholte, als der Teufel ihn schon beim Kragen hatte und mit ihm zur Hölle fuhr.

Von den Hoffnungen, welche das November-Decret ein halbes Jahr vorher in ihm erregt hatte, war Paradol also im Frühjahr 1865 schon ziemlich geheilt. Fast in allen Fragen, den inneren wie den auswärtigen, zeichnet er sich, wie wir gesehen haben, durch eine anerkennenswerthe Unbefangenheit und Selbständigkeit des Gedankens sowie der politischen Haltung aus. In einer nur und der wichtigsten, der deutschen nämlich, stand er unter dem Banne des französischen Vorurtheils, welches die Energie seines Geistes nicht zu durchbrechen vermochte. Auch er wiederholt oft die falsche Formel der Natürlichen Grenzen, die doch nur künstliche und ausschließlich für Frankreich vortheilhafte waren. Im Mai 1860, allerdings bevor die Armeereform bei uns ernstlich in Angriff genommen war, schreibt er, Preußen gehe mit ehrgeizigen Plänen um; es betrachte seine schöne Nationalgarde, die ihm die Armee ersetze, und Frankreichs schöne Armee, die eine Nationalgarde überflüssig mache. Trotz seiner Friedensliebe ist er wegen Frankreichs Enthaltung in der dänischen Frage besorgt. Er hofft, daß diese Politik zu Frankreichs Vortheil ausschlagen werde. Und da die Würfel einmal gefallen, ruft er im Sonntagsbrief vom 6. Juli 1864 aus, da das Blut wieder fließt, so möge das Geschick sich erfüllen auf Kosten der deutschen Mächte, die, mit einem Fuß in Posen und dem anderen in Venetien, den Frieden der Welt im Namen der Nationalitäten zu trüben wagen. Möge dann der Tag wiederkommen, wo Frankreichs Befriedigung die Ruhe Europas verbürgt, das heißt der Tag, wo diese Ruhe wieder von den beiden einzigen Nationen — England und Frankreich — gewahrt ist, die allein sie aufrechtzuhalten und ihr überall Achtung zu verschaffen im Stande sind.

Die Vorgänge in Schleswig-Holstein beschäftigen Paradol noch längere Zeit. Bald nach Bismarck's Besuch in Biarritz, der am 6. October 1865 stattfand, drückt er in einem von der Mitte desselben Monats datirten Schreiben die Befürchtungen aus, welche ihm das Vorgehen Preußens sowie namentlich auch das Gewährenlassen von französischer Seite einflößt. Sein Hinweis auf die Gefahren des persönlichen Regiments, scheinbar an die Adresse des Grafen Bismarck gerichtet, zielt deutlich auf den Kaiser. Wer sich herausnimmt, das Drama der Menschheit nach seinem Belieben zu verfassen, vergißt die unberechenbaren Schicksalslaunen. Er will Wagram wiederholen und findet den Brand von Moskau; er rechnet auf ein neues Jena und stößt auf Waterloo..... Und wenn der fünfte Act mißlingt, welche Katastrophe inmitten der Todten und Sterbenden, der trauernden Mütter, des Jubelgeschreies der Feinde, die dem Geschlagenen in einer einzigen Stunde die Frucht langer Jahrhunderte des Muthes, der Weisheit und des Glückes entreißen! — Man glaubt die Beschreibung des Tages

von Sedan, des 2. September 1870, prophezeit zu lesen. Aber die Befangenheit des Franzosen läßt ihn, wenn auch nur als Stilwendung, den Grafen Bismarck in seinen Protest gegen das persönliche Belieben der Herrscher verwickeln, die sich gegen den Frieden der Welt verschwören. Die Regungen der deutschen Nation zu erkennnen, deren Wünsche der preußische Staatsmann zu verwirklichen begann, war Prevost-Paradol nicht beschieden. Während des Krieges von 1866 hat er denn auch unausgesetzt wie der erste beste Chauvinist Frankreichs vermeintliche Demüthigung denuncirt.

Am 15. April glaubt er nicht, daß Graf Bismarck thöricht genug wäre, sich in den Krieg gegen Oesterreich und Deutschland zu stürzen, ohne daß er auf das französische Einverständniß rechnen könnte. Er hofft noch auf einen territorialen Gewinnst für Frankreich, denn welche französische Regierung würde im Angesicht der Nation Preußens Vergrößerung ohne eine entsprechende Compensation zulassen können! Alle seine Raisonnements in den Sonntagsbriefen gehen von diesen verhängnißvollen Prämissen aus, und von besonderem Interesse ist, wie er, als die Briefe ein Jahr darauf gesammelt erschienen, in Anmerkungen zu dem Text mit kaum verhehlter Entrüstung constatirt, daß aus dem Ersatz für Frankreich nichts geworden sei und dieses gar nichts davongetragen habe! Die Rede des Kaisers in Auxerre vom 6. Mai 1866 mit ihrer Verabscheuung der Verträge von 1815 gilt ihm als ein Kriegsmanifest und läßt ihn in einem Schreiben vom 13. Mai nach der bekannten wechselnden Methode der französischen Opposition wieder vor der kriegerischen Ablenkung nach außen warnen. In den späteren Anmerkungen von 1867 aber heißt es, Niemand habe vorhersehen können, daß die angebliche Zerstörung der Verträge von 1815 in die Verschärfung derselben in den für Frankreich bedrohlichsten Punkten auslaufen werde. „Wir dachten nur," heißt es wörtlich, „an eine Inconsequenz, konnten aber nicht ein nationales Unglück (un désastre!) vorhersehen, die Einheit Deutschlands ohne einen Ersatz für Frankreich, vorausgesetzt, daß für diese Störung des französischen Gleichgewichts eine Compensation denkbar wäre!" — Der Brief vom 13. Mai war trotz der vorsichtigen Form so störend für die Regierung, die ihre Erwartungen von dem böhmischen Kriege nicht zu offen discutirt sehen wollte, daß er dem Courrier du Dimanche ein zweites Avertissement zuzog, als Vorboten einer schärferen Strafe, die ihn bald ereilen sollte.

Prevost-Paradol setzte inzwischon seine Angriffe gegen die auswärtige Politik noch eine Zeit lang in demselben Geiste fort. Sein Brief vom 15. Juli 1866 trägt die Ueberschrift: Haben wir die Schlacht von Sadowa verloren? Eine Grenzberichtigung — man träumte damals in Paris zum mindesten von der Saarlinie mit Landau u. s. w. für Frankreich — erschien

ihm als selbstverständlich. Aber er ist damit nicht zufrieden. „Für die deutsche Einheit," schreibt er, „kenne ich nur eine einzige Compensation, die des Herrschers der französischen Nation würdig wäre, welches auch sein Name, sein Ursprung, sein Titel sein möge, er heiße König, Republik oder Kaiser, nämlich mit den Waffen in der Hand in dem Kampfe gegen diese deutsche Einheit unterzugehen!"

So schrieb der liberale friedliebende Oppositionsmann, und er fügte später in einer Note, also bei kaltem Blute, die Aufzeichnung des Facits hinzu, daß die Tragikomödie mit Preußens letztem Wort: Non possumus! geendet habe. Wer möchte da noch die französische Linke in allen ihren Schattirungen von der Mitschuld an dem gegenwärtigen Kriege freisprechen, welchem sie trotz des zur Schau getragenen Friedensprogramms lange Jahre hindurch vorgearbeitet hatte. Man durfte die Feinde Deutschlands wahrlich nicht nur in den Tuilerien suchen. Wo deutsche Einheit, Macht und Größe in Frage kam, da war zu jeder Zeit die ganze französische Nation als Kriegspartei vereint und zu dem hirnverrücktesten Kampfe entschlossen. Die Beweise liegen vor, und keine Sophistik kann sie hinwegläugnen.

Den Besseren unter den Liberalen sollte die bittere Reue nicht erspart werden, und an Prevost-Paradol ist sie in jener dunklen Stunde herangetreten, die ihn seine Illusionen und Verirrungen mit einem jähen Tode büßen ließ.

Die Sonntagsbriefe indessen hatten die Politik der Regierung, zumal die auswärtige in der deutschen Frage, mit steigender Heftigkeit angegriffen und Frankreich der glücklichen Arroganz des Grafen Bismarck gegenüber als tief gedemüthigt dargestellt. Das Alles entsprach dem Instinct nicht nur der großen Menge sondern auch der gebildeten Classen. Der Courrier du Dimanche gewann einen Einfluß, der dem Gouvernement mit jeder Woche unbequemer wurde. Man wartete auf eine Gelegenheit, das Blatt zu unterdrücken, wozu das drakonische Preßgesetz bald die Handhabe bot. Inmitten der Aufregung, welche die Nachrichten der Nikolsburger Präliminarien in Paris hervorriefen, gerieth Prevost-Paradol in eine Polemik mit dem Constitutionnel, an dessen Adresse er in einem Brief vom 29. Juli 1866 alle die von der bittersten Ironie erfüllten Vorwürfe richtete, die für eine höhere Instanz bestimmt waren. Das offiziöse Blatt, sagte er, sei in der italienischen Frage ein braver Italiener gewesen, in der amerikanischen ein englischer Patriot, in der deutschen ein ehrgeiziger Germane und in der mexikanischen ein Visionär. Er fährt dann fort: „In einer der Reisen Gulliver's wird die Geschichte einer sehr schönen und von den edelsten Männern geliebten Hofdame erzählt,

die entfloh, um mit einen Stallknecht zu leben. Von diesem wird sie täglich bestohlen, geschlagen, brutal mißhandelt, aber es hilft nichts, sie hat nun einmal an ihrem unwürdigen Liebhaber Geschmack gefunden und kann nicht mehr von ihm losgerissen werden. An diese Erzählung werde ich erinnert, wenn ich sehe, wie Frankreich aufmerksam dem Constitutionnel zuhört und sein Geschick in diesem Orakel zu lesen versucht."

Das war trotz der vorsichtigen Sprache der Regierung zu viel. Der „bevorzugte Stallknecht" bot den gewünschten Vorwand. Herr v. Lavalette, Minister des Innern, begründete in dem Bericht an den Kaiser die Unterdrückung des Courrier du Dimanche, die denn auch durch ein von Vichy 2. August 1866 datirtes kaiserliches Decret verfügt wurde. Der Bericht berief sich auf die von dem Blatte schon erfahrenen acht Avertissements, zwei Suspensionen nebst einer gerichtlichen Verurtheilung, motivirte aber die Maßregel besonders durch das Gemälde des geschlagenen und mißhandelten Frankreichs, wobei indessen die Apostrophe an den Constitutionnel ausgelassen wurde. Prevost-Paradol reclamirte gegen diese Auslassung in einem an mehrere Pariser Blätter gerichteten Schreiben, welches aber kein Journal abzudrucken wagte. Es findet sich im vierten Theil der „Zeitgenössischen Studien" am Schluß der die Sonntagsbriefe umfassenden Sammlung abgedruckt. Die Vorrede desselben Bandes resumirt die Ansichten des Verfassers über die Politik der Regierung in der deutschen Frage und spiegelt seine unheilbare Befangenheit diesem großen Problem gegenüber wieder. Die Auffassung, daß in Deutschland eine Revolution stattgefunden habe, weist er mit Spott zurück. Die preußischen Annexionen sind ihm die baare Eroberung, ein glücklicher Coup des Grafen Bismarck. Die französische Regierung dachte selbstverständlich nicht anders darüber, aber sie wollte nicht, daß man ihr diese Rechenfehler zu laut vorwerfe und ihre ohnehin schwer erträglichen Beklemmungen in Gegenwart des Publikums beim rechten Namen nenne. Der Sonntagscourier mußte es büßen, daß seinem beliebtesten, in der Form gewöhnlich vorsichtigen Mitarbeiter in der Hitze des journalistischen Streites ein Ausdruck entschlüpft war, der dem lauernden Gegner eine scheinbare Rechtfertigung des Todesstreiches gegen das Blatt in die Hand lieferte.

Obgleich von der Preß-Polizei geächtet, entsagte Prevost-Paradol doch nicht der publicistischen Thätigkeit. Das Journal des Debats enthielt in der Regel wöchentlich einen größeren literarischen oder politischen Artikel aus seiner Feder. Auch von diesen hat er die besten unter dem Gesammttitel: Essais de Politique et de Littérature in mehreren Ausgaben von 1859 bis 1865 bei Michel Levy erscheinen lassen. Die letzte in drei Bänden, deren erster die bemerkenswerthesten Essays der früheren Jahre

wieder mit aufnahm, dürfte die vollständigste sein. Eine erschöpfende Analyse derselben würde den hier zulässigen Raum überschreiten, auch angesichts der von den Ereignissen meist überholten Fragen nur ein zweifelhaftes Interesse darbieten. Mehrere in der Sammlung enthaltene Aufsätze, wie beispielsweise der recht tüchtige über die Freiheit des Cultus in Frankreich, haben schon im Laufe dieser Studie eine mehr oder weniger eingehende Erwähnung gefunden. Die Artikel Prevost-Paradol's in den Debats sind überdies auch in Deutschland einem größeren Publikum nicht unbekannt geblieben. Die literarischen knüpfen meist nach Art der englischen Revues an ein neu erschienenes Buch an und behandeln weiterhin den Gegenstand in selbständiger Weise. Politik und Literatur greifen oft in einander, so gelegentlich der paradoxalen Schrift Proudhon's über den Krieg, die mit den Rechtsfragen im Kriegsfall ziemlich cavaliermäßig umging und der durch das Uebergewicht constatirten Macht so gut wie Alles unterordnete. Paradol ließ den geistreichen Excessen gegenüber, mit welchen Proudhon das Thema behandelte, den gesunden Verstand und das sittliche Bewußtsein zu Worte kommen. Vorurtheilsvoller zeigt er sich dagegen in einem Artikel über die französische Armee, deren Verdienste er überschwänglich feiert. Er entgeht seinerseits nicht dem weitverbreiteten Irrthum, der die französische Nation als die am meisten militärische des Continents ansieht, was zu dem Widerstand des Landes gegen Versuche, die allgemeine Wehrpflicht selbst in sehr gemildeter Form einzuführen, schlechterdings nicht stimmt. Die Franzosen sind militärisch, wie es die auf ihr Söldnerheer gestützten Karthager waren, und die punische Treue hat bei den modernen Galliern eine gleichmäßige Stätte gefunden. Prevost-Paradol war, um das einzusehen, zu sehr Pariser, der gerade in solchen Dingen durch eine unverbesserliche Beschränktheit durchweg ausgezeichnet ist. Seit dem eisernen Zeitalter, schreibt er, ist die französische Nation die für den Krieg begabteste gewesen. Es ist ihr Schicksalsgeschenk, daß sie sich im Kriege gefällt, in ihm frei athmet und darin wie in Allem, was man mit Lust und Liebe treibt, ganz vorzüglich ist. Das Mißtrauen, das die geringste Bewegung Frankreichs Europa einflößt, entspringt der schrecklichen Erfahrung, welche Europa von unseren militärischen Eigenschaften gewonnen hat und von unserem instinctiven Gefallen selbst an einem ungleichen Kampf. So ließ Paradol vor fünf Jahren drucken. In diesem Augenblick würde er vielleicht erkennen, daß das Mißtrauen weniger der Besorgniß vor dem militärischen Uebergewicht Frankreichs entsprang, als der Thatsache, daß das französische Volk stets seine Kräfte zu hoch veranschlagte und man von seiner Ueberhebung so wie davon, daß sein sittliches Bewußtsein unrettbar verdunkelt ist, eines frevelhaften Friedens-

bruches stets gewärtig sein konnte. Und wenn Prevost-Paradol seine unwillkürlich, d. h. naiv chauvinistischen Betrachtungen über die französische Armee mit den an und für sich verständigen Worten schließt: Soll eine solche militärische Kraft bestehen, ohne zu viel Schrecken und in Folge dessen zu viel Haß zu erregen, so muß sie nach außen durch das Gefühl der Gerechtigkeit, nach innen durch die Freiheit beschränkt sein — da wird diesem unzulänglichen Geständniß an der Hand der älteren wie der neuesten Erfahrungen hinzuzufügen sein, daß Europa nur Frieden haben kann, wenn Frankreichs ungezügelte Leidenschaften ein für allemal durch die Zurückweisung in seine wirklich natürlichen territorialen Grenzen unschädlich gemacht werden.

Die literarisch philosophischen Aufsätze sind großentheils von künstlerischem Werth. Ernst gehalten und in mustergültiger Form, tragen sie durchweg den Stempel eines hochgebildeten, an dem Studium der Alten und der Engländer genährten Geistes. Eine Skizze Macaulay's ist des unsterblichen Essayisten nicht unwürdig. Man darf es schon hingehen lassen, daß der Verfasser in Macaulay's Niederlage bei den Parlamentswahlen von 1847 ersichtlich eine Art Trost für sein ähnliches persönliches Malheur zu gewinnen sucht und an einer anderen Stelle seinen Landsleuten das Beispiel Englands vor Augen rückt, das Redner und Schriftsteller nicht grundsätzlich von den Staatsgeschäften ausschließe.

Die nichtpolitischen Artikel Prevost-Paradol's behandeln die verschiedenartigsten Gegenstände, wie die Zwischenfälle des bewegten Pariser Lebens oder die auf seinem Studirtisch angesammelten Bücher dazu anregen mochten. Neben kritischen Studien über Spinoza, Xenophon, Demosthenes, Seneca, Jouffroy, finden sich andere über Paris, die Oper, die Untreue der Frauen und Aehnliches. Die Stellung der Frauen in der französischen Gesellschaft zu besprechen bot Michelet's curioses Buch über die Liebe Gelegenheit. Er läßt die geistvolle, aber von den sonderbarsten Einfällen durchbrochene Schrift von einer Dame besprechen, deren angebliches Schreiben er veröffentlicht. Der Unterschied der ernsthaft eingegangenen englischen Heirathen und der französischen sogenannten Vernunftehen, die in gegenseitigem Gewährenlassen ein Correctiv gegen die gesetzlich nicht zulässige Scheidung finden, wird mit Schärfe, nicht ohne Humor beleuchtet. Michelet's unglaubliche Indiscretionen, welchen sogar die Geheimnisse des Accoucheurs zum Opfer fallen, liefern für einige feine Aperçus auf Kosten des wunderlichen Autors ergiebigen Stoff. Ungestraft namentlich konnte die Stelle des Buches der Liebe nicht bleiben, wo Michelet ganz ernsthaft den Fall erörtert, daß die schuldige und von Gewissensbissen verfolgte Ehefrau selbst flehentlich verlange, daß der beleidigte Gatte sie schlagen möchte.

„Wenn sie sich dazu anbietet, meint Herr Michelet, so kann man ihr ein leichtes köperliches Leiden, das den Seelenschmerz verminderе, wohl gewähren. Die Strafe der Kindheit, keineswegеs schädlich und in russischen Bädern sogar als Reizmittel mit Erfolg angewendet, kann bei der Frau den Glauben erwecken, daß sie die Schuld abbüßt (peut lui faire croire qu'elle expie). Haben doch die Kinder keine zu große Furcht davor!" — Der weibliche Kritiker, welchen Paradol scheinbar das Wort nehmen ließ, drückt die Besorgniß aus, Michelet möchte bei allen seinen Gaben hin und wieder Anfälle von leichtem Irrsinn haben. Als ob darüber für die Leser seiner Schriften seit einigen Jahren noch ein Zweifel bestehen konnte.

Ein Buch Villemot's, des liebenswürdigen Chronisten, über das Pariser Leben, das seine Feuilletons gesammelt darbot, veranlaßt einige pikante Bemerkungen derselben vermeintlichen Dame, die ersichtlich nur eine launige Verkleidung Paradol's ist, über das Treiben der französischen Hauptstadt. Er schildert ihre Reize, welche er mit der anmuthigen Tournure einer schönen Frau vergleicht, im Gegensatz zu dem Schicksal minder begünstigter Metropolen: wie man da still und unabhängig leben könne, in dieser wilderness of men, um mit dem englischen Dichter zu reden. Aber er verhehlt auch nicht den entsetzlichen Verbrauch von Existenzen in diesem glanzvollen Fest, der in langen Listen der frühen Todesfälle, der Selbstmorde, der Geisteskrankheiten seinen beredten Ausdruck findet. Auf keiner anderen Stelle der Erde sind Licht und Finsterniß so gleichmäßig vertheilt. Ormuzd und Ahriman haben dort dem Kampf entsagt und gemeinsam ein Werk geschaffen, das zugleich mit dem Zeichen des göttlichen Ursprungs und den schönsten Diamanten aus der Krone des Teufels geschmückt ist.

Die zwiefache Natur in dem innersten Herzen sowohl des Volkslebens wie des Einzelnen hat Prevost-Paradol in einer hübschen kleinen Novelle unter dem Titel: Mein Freund Herrmann, symbolisch veranschaulicht. Die Scene ist in Deutschland. Der Held Namens Herrmann, ein edler, von Allen, die ihn kennen, geachteter, sehr sanfter und mit Glücksgütern gesegneter Mensch, hat nur einen Fehler. Mit dem Untergang der Sonne verfällt er in einen dem Tode ähnlichen Schlaf, von dem er mit dem Morgengrauen erwacht. In diesem lethargischen Zustand führt er ein anderes traumhaftes Leben. Er wohnt in Australien, heißt Parker und ist ein lasterhaftes, in Gemeinheit und Infamie versunkenes Subject. Parker schläft umgekehrt am Tage und träumt dann das tugendhafte Dasein Herrmann's. Beide haben im Wachen das volle Bewußtsein des Traumes, der ganz folgerichtig wie ein zusammenhängendes Menschenleben sich fortspinnt. Jahre durch geht es leidlich gut. Plötzlich wird Herr-

mann unruhig und gesteht seinem Freunde die Seelenangst, die ihn ergreift. Sein Doppelgänger Parker hat einen schnöden Mord begangen und wird von den Assisen in Melbourne zum Tode durch den Strang verurtheilt. Die Hinrichtung Parker's, wie ein Bericht der australischen Blätter später documentirte, wurde vollzogen und Herrmann am anderen Morgen todt in seinem Bette gefunden. Das Ganze liest sich wie ein Hoffmann'sches Nachtstück im classischen Stil und mit philosophischem Hintergrund.

Vor dem Geräusch des Tages flüchtete sich Prevost-Paradol gern in das Studium der Alten, die ihm von der Normalschule her werth geblieben waren. Wunderbar genug und wie in der Vorahnung seines Schicksals verräth Paradol häufig ein unwiderstehliches Interesse für diesen oder jenen in der Geschichte des Alterthums aufgezeichneten Selbstmord. Die Legende des berauschenden, von einem Weibe gereichten Trankes, der dem Dichter Lucretius den Verstand und das Leben gekostet, entlockt ihm ergreifende Worte der Theilnahme. Seneca's Ende giebt den Anstoß zu einer Untersuchung über das Gefühl der Ehre im modernen Sinn, der den Römern und Griechen gefehlt habe. Der Stoiker stirbt voll Hochmuth und Gleichgültigkeit gegen den Werth des Lebens, aber er war der niedrigsten Zugeständnisse fähig. Der unwissendste Franzose, der hier charakteristisch genug die moderne Menschheit repräsentirt, hört die Stimme der Ehre und folgt ihr in den selbstgewählten Tod. Religion und Ehre sind die beiden Momente, die den Alten fehlten und deren Mangel in ihren heroischen Thaten so oft den Adel der Gesinnung vermissen läßt.

Betrachtungen über Krankheit und Tod finden sich am Schluß einer Schrift Prevost-Paradol's über die französischen Moralisten oder Moralphilosophen (Etudes sur les Moralistes français), die Anfang 1865 bei Hachette, getrennt von seinen literarisch-politischen Essays, erschienen sind, eine Reihe von interessanten Studien über Montaigne, Pascal, La Rochefoucauld, La Bruyère u. A. enthalten und Mignet gewidmet sind. Pascal hat er auch in den Essays, aber in einer kürzeren Skizze besprochen, mit gleichmäßiger, obschon in der Form ehrfurchtsvoller Skepsis den Schlüssen gegenüber, mit welchen der selbst von Zweifeln verfolgte Denker zu dem positiven Dogmenglauben gelangt war. Für den Misanthropen La Rochefoucauld kann er eine geheime Sympathie nicht verhehlen, wenn er auch nicht verkennt, daß der Verfasser der „Maximen“ seine auf oft unwahre Prämissen fußende Analyse der menschlichen Natur mit der Leere eines unglücklichen Seelenlebens gebüßt hat. Meisterhaft zeichnet er La Bruyère und erfreut sich daran, wie dieser, zwar kein schöpferisches Genie, aber ein höchst geschicktes Talent, in seinen „Charakteren“ manchen am Wege der Gedankenwelt liegenden Kiesel aufgegriffen, nach allen Facetten fein-

geschliffen und in Umsatz gebracht hat. Niemand wird diese Studien, die wohl zu den verdienstvollsten Prevost-Paradol's gehören, ohne einigen Gewinnst aus der Hand legen.

Unter den beigefügten Aufsätzen ist der über die Krankheit und den Tod auch in den Essays vorhanden und in der Schrift über die französischen Moralisten, nur mit Weglassung der einleitenden Worte, die an eine religiöse Schrift Ozanam's anknüpfen, veröffentlicht. Auch hier, schon fünf Jahre vor seiner unglücklichen That, kehrt der Gedanke wieder, daß der muthige Mann sich zu der Bitterkeit des Entschlusses, sein Ende selbst zu bestimmen, erheben müsse. Sterben, ruft er aus, um Cäsar nichts zu schulden, um nicht die Luft zu athmen, welche Octav profanirt hat, ist nicht sterben, sondern es ist die Befreiung von dem verabscheuten Zustand, der Sieg über das verachtete Dasein. Er schildert dann den Tod des Christen, der das Auge auf die Ewigkeit gerichtet, die Qualen der Agonie nicht empfindet und von dem reinen Leben schmerzlos Abschied nimmt.

Das Frühjahr des Jahres 1865 sollte ihm noch eine unerwartete Freude bringen. Er befand sich im März auf einer Reise in Egypten, als er durch die Zeitungen erfuhr, daß die französische Akademie ihn ohne sein Zuthun als Candidaten für den in ihren Reihen durch den Tod Ampere's erledigten Sitz aufgestellt habe. Die Wahl erfolgte am 7. April 1865, wobei Jules Janin als Mitbewerber unterlag. Ein Jahr später, am 8. März 1866, fand die feierliche Aufnahme Prevost-Paradol's als Mitgliedes der Akademie unter so großer Betheiligung der Pariser Gesellschaft statt, daß es fast zu einer Art von Tumult kam und Frauen beim Eindringen in den Saal nahezu erstickt wurden. Die Hoffnung der Meisten, die politisch satirische Anspielungen erwartet hatten, wurde indessen nur in sehr geringem Maße erfüllt. Prevost-Paradol's Rede hielt sich in der üblichen Besprechung der Leistungen seines Vorgängers Ampere großentheils literarisch. Nur die Erwähnung der Ampere'schen Arbeiten über die römische Geschichte war von einem kritisch abwehrenden Hinweis auf gewisse cäsarisch fatalistische Historiker begleitet, welchen ein hochstehender College in den Tuilerien nicht mißverstehen konnte. Guizot antwortete dem neuen Akademiker, mochte es sich aber trotz seines Protestantismus nicht versagen, gelegentlich Roms ein Wort für die weltliche Herrschaft Pius IX. zu sprechen, das von dem päbstlich gesinnten Auditorium lebhaft beklatscht wurde. Im Uebrigen wurde Guizot Prevost-Paradol's Verdiensten um Literatur und Wissenschaft vollkommen gerecht, erinnerte daran, wie das Andenken seiner liebenswürdigen Mutter, die den Sohn durch die Jahre der Kindheit zärtlich geleitet, sich in Prevost-Paradol's Schrift über die Aufgabe der Familie in der Erziehung wiederspiegele;

wie der strebsame Jüngling schon Lorbeeren und Ehrenbezeugungen geärntet, welche die Akademie nunmehr, durch ihre Wahl des noch nicht Vierzigjährigen zu ihrem Mitgliede gekrönt habe. Guizot spendete auch namentlich Prevost-Paradol's edler Haltung als Publicist, die seiner Thätigkeit in der periodischen Presse eine hervorragende Stelle angewiesen und ihm auch den Beifall der Elite des Publikums erworben habe, reiches Lob. Dieser Moment war ein Sonnenblick in dem durch manche persönliche Leiden verdüsterten Leben des Schriftstellers, der die Glückwünsche seiner Freunde mit der ihm eigenartigen bescheidenen Zurückhaltung entgegennahm.

Im Sommer 1868 erschien von Prevost-Paradol ein Buch, mit dessen möglichst kurzer Charakteristik unsere Skizze seine literarische Thätigkeit verlassen wird. Die Schrift betitelt: La France nouvelle, war gleichsam sein politisches Testament und machte nicht geringes Aufsehen. Eine Darstellung der Bedingungen und Gefahren des demokratischen Gouvernements führt zu Reformvorschlägen, die u. A. eine Correctur des allgemeinen Stimmrechts durch ein dem englischen Wahlsystem entlehntes ziemlich künstliches Verfahren der Stimmabgabe versuchen möchten. Verständige, zum Theil sinnreiche Reflexionen über die Rechte der Kammern, die Ministerverantwortlichkeit, die Organisation der Gerichte, die Cultusverhältnisse und die Preßgesetzgebung entsprechen im Allgemeinen gemäßigt liberalen Voraussetzungen, beweisen indessen, daß der Verfasser von dem Wahn einer möglichen Versöhnung des Kaiserreichs mit der Freiheit noch Anwandlungen hatte. Auch fehlt es nicht an einigermaßen paradoxalen Einfällen, wie beispielsweise nach bestimmten Regeln die Ernennung oder Bestätigung des Conseilpräsidenten durch die zweite Kammer, was mit der im Uebrigen nicht abgewiesenen constitutionellen Monarchie in einen schwer lösbaren Conflict gerathen dürfte. — Das Capitel über den Krieg und die Armee bringt außer dem selbstverständlichen Recept, den Krieg auf das nothwendige Minimum zu beschränken, das Geständniß, daß für Frankreich eine Linienarmee bis etwa 800,000 Mann unvermeidlich sei. Die Mobilgarde, wie sie das Gesetz vom 1. Februar 1868 vorgesehen hatte, wird gelobt. Man weiß indessen, wie kläglich seitdem die Verwirklichung des Niel'schen Planes ausgefallen ist und wie sich die französische Landwehr bewährt hat. Die Hoffnung, daß das neue Gesetz den bürgerlichen Geist der Armee beleben, dem Prätorianerwesen ein Ende machen werde, achtzehnte Brumaires daher fortan unmöglich sein würden, gehört in dieselbe Kategorie frommer Wünsche. Es folgt ein Excurs über Frankreichs Niederlagen und innere Verluste seit 1789, ein melancholischer Rückblick, der mit dem Bilde des Sisyphus abschließt, wie es der römische Poet in den Worten gezeichnet hat: Et semper victus tristisque recedit.

Eine besondere Abhandlung untersucht die Zeichen des nationalen Verfalls und erblickt sie bei Frankreich in der Schwächung des politischen Ehrgefühls und dem wachsenden Mangel des bürgerlichen Muthes. Er fürchtet, daß das Land sich auf der schiefen Ebene des Niederganges wie das alte Rom befinde, und es schwebt dem trauernden Propheten der Name des byzantinischen Reiches augenscheinlich auf den Lippen. Die letzte Betrachtung über Frankreichs Zukunft endlich möchte die Bilanz der Ereignisse seit 1866 ziehen und gelangt zu wenig trostreichen Conclusionen. Alles dränge sich in die Frage zusammen, ob Preußens Herrschaft über Deutschland sich friedlich vollziehen oder ob Frankreich sie mit den Waffen zum Stillstand zu bringen versuchen werde. Früher habe man sich mit dem Problem beschäftigt, ob Frankreich einer europäischen Coalition widerstehen könne. Jetzt handele es sich darum, ob es Preußen allein gewachsen sei? Selbst der Sieg werde seine Schwierigkeiten haben. Die Einverleibung Belgiens und der französischen Schweiz nach dem Grundsatz der Nationalitäten würde zur Anerkennung eines Staates von 51 Millionen Seelen führen, die deutsch sprechen — ohne das Elsaß zu rechnen, wie bedeutsam in Parenthese hinzugefügt wird — sowie aller slavischen Racen unter russischer Fahne. Man müsse daher zu dem Prinzip der Eroberung greifen, was indessen die für einen Augenblick gestaute deutsche Bewegung nicht aufhalten werde.

Die Hypothese der französischen Niederlage wird dann als immerhin möglich in's Auge gefaßt. Von nicht geringem Interesse ist, daß Prevost-Paradol für diesen Fall, welchen er natürlich mit allen denkbaren Verwahrungen in dem Sinne des unausgesprochenen: Dii avertant! von sich weist, den Verlust des Elsasses und Lothringens vorhersieht, sowie einen Vertrag, der Frankreichs militärische Kräfte zu Wasser und zu Lande auf ein unentbehrliches Minimum reducire, den Verlust seiner algerischen Colonie (allem Anschein nach in der Annahme, daß sich die Provinz losreiße) sowie eine Regelung der orientalischen Frage zu Gunsten Rußlands, während England durch den behaglichen Anblick der französischen Verluste und den ruhigen Besitz Egyptens entschädigt werde. Das Gemälde zeigt, daß Preußens gegenwärtiges Friedensprogramm, wie es in diesem Augenblick offiziell verkündet wird, Prevost-Paradol, hätte er das Ende des Krieges erlebt, sehr maßvoll erscheinen müßte.

Die Erhaltung des Friedens, wenn auch möglich, gilt ihm für unwahrscheinlich, denn fast niemals sei in der Geschichte die Suprematie von einer Nation auf die andere ohne einen gewaltsamen Stoß übergegangen. Preußens Vergrößerung, während Frankreich hoffnungslos auf seine bisherigen Grenzen beschränkt bleibe, sei eine Abdankung, die des letzteren

politischen und militärischen Uebermuth (notre orgueil politique et militaire) auf eine zu harte Probe setze. Der Autor tadelt, beklagt diesen Charakterzug, läßt aber durchblicken, daß er demselben, als in der menschlichen Natur begründet, seine Theilnahme nicht versagen kann. Unter allen Umständen flößt ihm das unaufhaltsame Wachsen der germanischen Racen, vor Allem Amerikas, große Besorgnisse ein. Die Zukunft der Welt gehöre schon durch die Ausdehnung ihrer Colonien den Anglo-Sachsen. Will Frankreich nicht zu der Rolle Griechenlands unter der römischen Herrschaft herabsinken, so muß es seinen Platz durch die Befestigung und Entwickelung seiner Colonie in Algerien auszufüllen suchen! Die geregelte Auswanderung nach Nordafrika, das anders als bisher zu behandeln, wird als die letzte Chance erörtert, als das letzte Hülfsmittel gegen den sonst unvermeidlichen Verfall! Man wird gestehen, daß dieser unerwartete Rath die Verzweiflung an Frankreichs normalen Fortschritten und an der Aussicht, daß es seine ebenbürtige Stellung in der Völkerfamilie behaupten könne, ziemlich errathen läßt. Das ängstliche Forschen nach Heilmitteln für den todtkranken Staat endigt mit einem Paradoxon, das, obgleich ernst gemeint, den Eindruck einer unwillkürlich bitteren Satire zurückläßt.

Bei den Wahlen zum Gesetzgebenden Körper vom Mai 1869 wurde Prevost-Paradol in dem zweiten Bezirk der unteren Loire wieder als Candidat aufgestellt, und zwar von der orleanistischen Partei, zu welcher er stets freundliche, mehr oder weniger eingestandene Beziehungen gehabt hat. Auch diesmal indessen blieb er mit 1959 Stimmen in der Minorität, während der demokratische Candidat Guepin 11,679 Stimmen erhielt und der offizielle, Herr Gaudin, mit 12,001 obsiegte.

Prevost-Paradol war durch diese zweite Niederlage gänzlich entmuthigt und wollte es mit dem allgemeinen Stimmrecht nicht wieder versuchen. Er kehrte zu seiner journalistischen Arbeit zurück und schrieb für das Journal des Debats nach wie vor bald Premiers-Paris, bald literarisch-politische Artikel. Seine feine Ironie war der Regierung noch immer so unangenehm wie möglich; sie konnte das „Lächeln des ehrlichen Mannes,“ wie Paradol einmal selbst gelegentlich eines Buches von Laprade die letzte Waffe des öffentlichen Gewissens in schlimmen Zeiten genannt hat, am wenigsten ertragen. Je mehr sich indessen während der zweiten Hälfte des Jahres 1869 die gouvernementalen Kreise mit dem Gedanken einer Verfassungsreform zu befreunden schienen, milderte sich die Polemik dieser streitbaren Feder. Mit dem Regierungswechsel Anfang Januar 1870 trat die Versuchung an ihn heran. Anfälle des optimistischen Vertrauens in die Fähigkeit des Kaiserreiches, sich liberal zu gestalten, hatten ihn, wie wir gesehen, oft genug heimgesucht, und sie wurden jetzt häufiger.

Emil Ollivier und Guizot ermahnten ihn, zu der Befestigung des Werkes beizutragen, welches herbeizuführen die Aufgabe seines Lebens gewesen war. Er habe vielleicht geglaubt, die Orleans würden die parlamentarische Freiheit wieder herstellen. Warum nicht einen Versuch mit dem Kaiser wagen, der immer von der Krönung des Gebäudes gesprochen und der auf die Rettung seiner Dynastie vor den Stürmen der Zukunft bedacht sein mochte!

Die Lockung wurde unwiderstehlich. Dazu kam die nichts weniger als glänzende persönliche Stellung Paradol's, sowie mancher schwere häusliche Kummer. Er mußte schreiben, viel schreiben, um den selbst für eingeschränkte Bedürfnisse stets hochgespannten Anforderungen des Pariser Lebens zu genügen. Durch eine Anmerkung in seinem Buche: Das neue Frankreich, wo er nachweist, daß er unter Louis Philipp den Wahlcensus mit seinem Vermögen nicht erreicht haben würde, wissen wir ziemlich genau die Ziffer dessen, was seine bald funfzehnjährige journalistische Thätigkeit an Bedingungen äußerer Unabhängigkeit für ihn und die Seinigen erobert hatte. Es war nicht viel. Er bezahlte 135 Franken directer Steuern und außerdem 108 Franken Abgaben für eine sehr bescheidene Besitzung auf dem Lande, was in Verbindung mit dem seit 1847 erheblich gestiegenen Steuermaß seine melancholische Betrachtung erklärt, daß er unter der früheren Regierung weder Wähler noch wählbar gewesen wäre.

Prevost-Paradol's Frau, eine Engländerin, war, wie uns einer seiner früheren Freunde aus Brüssel mittheilt, irrsinnig geworden und er hatte sich von ihr getrennt. Als er in Washington eintraf, glaubte man, er sei Wittwer, und die Frau war jedenfalls für ihn so gut wie todt. Für das Gerücht, er habe bei der Annahme eines Gesandtschaftspostens aus der Hand des Bonaparte eine reiche Heirath im Auge gehabt, haben wir, obgleich dasselbe allem Anschein nach auch in diplomatischen Kreisen zu Washington verbreitet war, nach irgendwie genügenden Anhaltspunkten vergebens gesucht. Er hatte aus seiner gestörten Ehe zwei Kinder, eine Tochter, die damals siebzehn bis achtzehn Jahre zählte, und einen jüngeren Knaben. Ein von einem englischen Blatt nach seinem Tode veröffentlichtes Schreiben an „einen Freund," wahrscheinlich an einen der Prinzen von Orleans, wird die Gründe, die ihn zur Regierung übertreten ließen, am deutlichsten aufklären. Es war ersichtlich eine für den Kreis seiner politischen Glaubensgenossen in London bestimmte Antwort auf den von mehreren Seiten erhobenen Vorwurf, daß er seiner Ueberzeugung untreu geworden sei, einen Vorwurf, der sich in einem Theil der Pariser Presse zu den schwersten Anklagen zuspitzte.

„Ich begreife," schreibt er am 17. Juni, wenige Tage vor seiner Abreise nach Amerika, „das sehr natürliche Gefühl, das Ihren Brief ver-

anlaßt hat. Der Gedanke an das Bedauern, welches mein Entschluß hervorgerufen hat, ist mir peinlicher als ich es sagen kann, und Sie wissen es so gut wie ich. Aber Sie wissen auch, wie stark die Gründe sind, die mich dazu bestimmt haben. Der Widerwille gegen die Presse hat mich befallen, nach funfzehn Jahren dieser harten Carriere. Ich empfinde buchstäblich einen physischen Ekel, wenn ich die Feder in die Hand nehme.

„Mein Weg wies mich augenscheinlich darauf hin, durch die Kammer in die öffentlichen Geschäfte zu treten. Aber was konnte ich hoffen nach so vielen vergeblichen Versuchen? In den Städten als Demagoge und Feind der besitzenden Klassen auftreten oder auf dem Lande als Grundbesitzer 40 bis 50,000 Franken auf seine Wahl verwenden — das sind die Bedingungen des Erfolges. Ich könnte weder die eine noch die andere erfüllen. Ich müßte also mit innerem Widerstreben in der Presse bleiben und dabei vergeblich um die Kammer kreisen. Ueberdies konnte ich, wäre ich selbst in die Kammer gelangt, bei dem gegenwärtigen Mangel an fähigen Männern und den bekannten Tendenzen des Kaisers dem Ministerium nicht entgehen, so wenig wie Buffet, und die Trennung (von der früheren Partei) wäre nur um eine kurze Zeit verzögert worden.

„Was sollte ich also thun? Auf dem Lande leben und der Politik entsagen? Gewiß, diese Wahl hätte mein Herz vorgezogen, aber Sie wissen, daß mir auch das versagt war.... Der Entschluß, welchen ich ergriffen habe und in dem ich wie einen Willen des Geschickes erblickte — denn auch ich habe meinen Aberglauben — gewährt mir ein bis zwei Jahre Ruhe, während derer ich mich auf die Geschäfte vorbereiten und mich fern halten kann, bis der Lauf der Ereignisse sich geregelt und fest gestaltet hat. Für jetzt kann ich denen, die es besser wissen, nur dies sagen: Was es mich auch kostet, ich durfte und konnte nicht anders handeln."

So reiste er denn, ungewarnt durch das Plebiscit, mit seinen Kindern am 2. Juli nach New-York ab, wo er nach einer Ueberfahrt, welche er körperlich schwer empfand, am 14. Juli eintraf und sich sogleich nach Washington begab. Dort herrschte eine überaus starke trockene Hitze. Er schickte seine beiden Kinder nach dem lieblichen Seebade von Newport an der Küste von Rhode-Island, wo sie vor den schädlichen Einwirkungen des nordamerikanischen Sommers geschützt waren. Er selbst, durch die Pflichten seines Amtes gefesselt, blieb in Washington. Die Regierung hatte ihn ehrenvoll empfangen und fast alle einflußreichen Blätter versprachen Gutes von der Vertretung Frankreichs durch einen Mann, der stets als Publicist, so noch in seiner letzten Schrift: **La France nouvelle**, für Amerika und dessen Institutionen eine verständnißreiche Sympathie kundgegeben hatte. Da trafen, wie ein Blitzschlag aus heiterem

Himmel, durch den atlantischen Kabel die kriegerischen Nachrichten aus Europa ein. Die Stimmung schlug plötzlich um und die Presse trat mit geringen Ausnahmen auf die Seite Deutschlands.

Prevost-Paradol war von dieser Wendung der Ereignisse, welche er bei der Abreise von Frankreich nicht geahnt hatte, tief erschüttert. Er erkannte vollkommen die wahrscheinlichen Folgen des tollkühnen Unternehmens, in welches sich die kaiserliche Regierung gestürzt hatte. Und er sollte jetzt diese Politik, welche fast alle unabhängigen amerikanischen Organe in der ihnen eigenthümlichen heftigen Sprache verdammten, offiziell vertreten! Dieser Conflict wurde durch die Erinnerung, daß er während langer Jahre als Schriftsteller und Journalist die kriegerischen Gelüste Frankreichs trotz des Friedensprogramms der Opposition besonders dann genährt hatte, wenn der Kaiser zum Frieden zu neigen schien, wo möglich noch verschärft. Er konnte allerdings seine Demission geben, aber er mußte dann den Spott und Hohn der Unversöhnlichen hinnehmen, daß er dupirt worden sei, mußte zu der verhaßten Galeerenarbeit der Presse, wie sie ihm erschien, zurückkehren, zugleich aber durch seinen Rücktritt der französischen Kriegserklärung ein öffentliches Desaveu geben, die Regierung, deren Beamter er geworden, in dem Augenblick der Gefahr im Stich lassen. Von den qualvollsten Gedanken und Gewissensbissen verfolgt, schritt er durch die endlos langen Straßen und Alleen Washington's, wo bei einer Hitze von 38° die Sonne ihre Strahlen wie Schwerter herabschoß, sunbeams as strokes, wie die amerikanischen Blätter schrieben. Da verlor der Unglückliche das innere Gleichgewicht. Er vergaß seine unversorgten Kinder, nach welchen er doch, wie man gern glauben möchte, in helleren Augenblicken eine schmerzliche Sehnsucht, wie ein unstillbares Heimweh empfunden haben wird, und er beschloß zu sterben.

Am 19. Juli begab sich Prevost-Paradol mit dem Kanzler der Gesandtschaft, Herrn v. Jardin, zu einem Waffenhändler der Pennsylvania-Straße und kaufte einen nach dem Colt'schen System gearbeiteten Revolver. Am Abend ging er nochmals allein hin und kaufte einen zweiten, wobei er sich sorgsam erkundigte, ob es eine gute Waffe sei, an effective weapon, wie er sich ausdrückte. Als er nach seiner Wohnung zurückkehrte, einem unbehaglichen, ziemlich öden Hause, sagte ihm die alte Dienerin Marie Walter, welche er nebst einem Kammerdiener von Paris mit sich genommen hatte, sie fürchte sich des Nachts, könne nicht schlafen. Es wäre ihr, als ob Gespenster umgingen, als ob es spuke. Man habe ihr erzählt, daß zwei frühere Bewohner in demselben Hause während der letzten zwei Jahre sich umgebracht hätten! Prevost-Paradol antwortete mit einem eigenthümlichen Lächeln: Es scheinen hier wirklich böse Geister ihr Wesen

zu treiben, auch ich kann nicht schlafen. Er entließ die Dienerin und man hörte ihn noch lange in seinem Zimmer auf- und abgehen.

Am folgenden Tage bemerkten mehrere Personen, die mit ihm zu thun hatten, sein verstörtes Wesen. Schon am 19. hatte er dem Diener für den Fall, daß ihm etwas begegnen sollte, Verhaltungsbefehle wegen seiner Effekten und des vorhandenen Geldes gegeben. Früher noch, Montag den 18., hatte er dem Gesandtschaftskanzler ein Billet eingehändigt, das erst, wenn ihm Außerordentliches zustoßen sollte, zu öffnen wäre. Es zeugt von unglaublicher Gedankenlosigkeit, daß dieser Herr trotzdem, und obgleich ihm bei dem Waffenankauf auf seine Frage, was der Gesandte mit dem Revolver wolle, Paradol's schweigende Erregtheit auffiel, nicht weiter in ihn drang und gleichgültig seinen Geschäften nachging.

Am Abend des 21. Juli zog sich Prevost-Paradol zur gewohnten Stunde zurück und befahl seinem Diener, der im Nebenzimmer schlief, er möge ihn wie gewöhnlich um 5 Uhr Morgens wecken. Um 1 Uhr in der Nacht fiel ein Schuß in Paradol's Zimmer. Der Diener hörte, wie dieser ihn mit schwacher Stimme zu sich rief. Er fand ihn in der Mitte des Gemaches stehend, den Kopf auf die Brust geneigt. Hast du gehört, sagte er, ich glaube, man hat im nächsten Hause mit einer Pistole gefeuert. Der Diener sah, daß Paradol todtenbleich schwankte und wollte eine Erfrischung für ihn holen. Auch Marie Walter war herbeigeeilt. In diesem Augenblick fiel Paradol gegen den Kamin auf den Boden nieder. Die Leute vermutheten eine Ohnmacht und suchten in der Küche nach Essig. Als sie wieder in das Zimmer traten, sahen sie ihren Herrn mit Blut bedeckt, welches er mit der auf das Herz gepreßten Hand zu stillen suchte. Nach wenigen Augenblicken verschied er.

Bei der amtlichen Todtenschau erschien als erster Zeuge der Gesandtschaftskanzler, Herr Paul von Jardin, erzählte die Vorgänge der letzten Tage und überreichte das Billet, welches er, nachdem er die Nachricht von dem plötzlichen Hinscheiden des Ministers erhalten, geöffnet hatte. Es enthielt die an den Kanzler und den französischen General-Consul in New-York gerichtete Bitte, dafür zu sorgen, daß seine Familie und seine Diener nach Frankreich geschickt würden. Er hoffe, seine Freunde in Amerika würden die dazu erforderlichen Maßregeln treffen. Man hatte auch ein Briefcouvert gefunden mit diesen an seinen Vorgänger im Amte, Herrn Berthemy, der nach Brüssel versetzt war und sich in New-York befand, gerichteten Zeilen: „Ich habe mich getödtet, kommen Sie zurück, Herr Berthemy, und bleiben Sie hier. Prévost-Paradol."

Die Untersuchung stellte fest, daß ein erster Versuch des Selbstmordes mißglückt war. Der Schuß hatte versagt und Paradol hatte zu dem

zweiten Revolver gegriffen, welchen er in der Voraussicht eines solchen Falles gekauft hatte. Er war dann vorsorglich gewesen, hatte das Hemd entfernt und sich gerade in das Herz geschossen. Der Verhandlung bei der amtlichen Todtenschau wohnten die Mitglieder der Gesandtschaften von Rußland, Spanien, der Türkei, sowie Berichterstatter der amerikanischen Presse bei. Das Verdict der Geschworenen constatirte einfach die Thatsache, daß Prevost-Paradol an den Folgen eines von ihm selbst abgefeuerten Pistolenschusses gestorben sei, und schloß die Annahme eines Wahnsinnsanfalles in Folge der großen Hitze nicht aus. Auch die katholische Geistlichkeit zeigte sich barmherziger, als sie in solchen Fällen zu sein pflegt. Sie öffnete dem Sarge die Thüren der St. Matthäi-Kirche. Auf Befehl des Präsidenten der Vereinigten Staaten wurde die sterbliche Hülle von einer Ehrenwache nach New-York geleitet. Dort wurde sie von den verwaisten Kindern erwartet, die gehofft hatten, daß der Vater bald zu ihnen kommen und unter den kühlen Verandas in Newport den Sommer mit ihnen verleben werde. Statt dessen traf das Telegramm mit der Todesnachricht ein, die sie zu dem schweren hülflosen Einzelkampf des Lebens verurtheilte. Sie kehrten mit der Leiche des Vaters nach Europa zurück, auf demselben Dampfer, dem „Lafayette," der sie voll der reichsten Hoffnungen nach Amerika gebracht hatte.

Die Nachricht des traurigen Ereignisses rief auch in Paris trotz des beginnenden Kriegsgeräusches, das fast jedes sonstige Interesse verschlang, eine schmerzliche Theilnahme hervor. Man erinnerte sich, daß ein anderer Diplomat, Graf Bresson, unter Louis Philipp zum Gesandten in Neapel ernannt, gleich nach seiner Ankunft am 2. November 1847 sich das Leben genommen hatte. Die Gründe dieses Selbstmordes waren niemals ganz aufgeklärt worden. Man glaubte mehrfach, Graf Bresson, der als Gesandter in Madrid zu dem Zustandekommen der spanischen Heirathen beigetragen, habe die Versetzung nach Neapel als ein Zeichen der Ungnade, fast als ein Exil angesehen und darüber den Verstand verloren.

Prevost-Paradol's Tod erschien den Meisten wenigstens tragischer. Ein hochbegabter, edler Regungen fähiger, eines besseren Endes werther Mann, fiel er den Widersprüchen zum Opfer, die Frankreichs Zustände sowie seine eigene Natur beherrschten. Gewiß, die Tausende, deren Gebeine auf den französischen Schlachtfeldern bleichen, haben ein schöneres Loos gefunden. Am wenigsten beneidenswerth ist aber das Schicksal derjenigen, die mit dem Bewußtsein, daß sie diesen frevelhaften Krieg verschuldet, weiter leben müssen. Wie erbärmlich neben Prevost-Paradol erscheint Emil Ollivier, der, durch frühere Engagements gegen seine Partei dazu gezwungen, Lord Clarendon zu einem diplomatischen Schritt wegen der

europäischen Entwaffnung veranlaßt hatte, und im Ministerconseil, wo über Krieg und Frieden die Waage schwankte, bei Stimmengleichheit auf einen Wink des Kaisers für den Krieg entschied. Er verläugnete damit seine ganze Vergangenheit. Bald darauf mußte er diesen servilen Act durch seinen Fall büßen, der von der unzweideutigen Mißachtung der Zeitgenossen begleitet wurde. Bei dem Verlassen des Ministerhotels mochte er sich seines Freundes Prevost-Paradol erinnern, welchen er in seinen Sturz verwickelt hatte. Es durfte jedoch Niemand fürchten, daß er freiwillig auch des Freundes Ende theilen werde. Schönredner wie Ollivier sind gegen eine solche verbrecherische Fahnenflucht aus dem Dasein geschützt durch ihre Eitelkeit und die unverwüstliche Hoffnung auf die Wiederkehr der Volksgunst. Man kann von ihm noch manche Leichenrede, manchen enthusiastischen Toast erwarten, vielleicht auch in veränderter Zeit eine Fülle von Parlamentsreden und Offenen Briefen. Aber wenn das Stück zu Ende, geht der Schauspieler nach Hause und tröstet sich im Kreise der Seinen, die ihn bewundern, über das Fiasko auf der Bühne. Man wird nicht etwa voraussetzen, daß er seine Rolle ernst nehme und, was er so lange declamirt, im Leben verwirkliche. Die gesittete Welt hat mit ihm abgerechnet und ihn nicht zu den Todten geworfen, sondern zu den verbrauchten Narren des Jahrhunderts.

Deutschland aber wird erkennen, daß kein französischer Thron- oder Regierungswechsel ausreichende Bürgschaften für einen dauernden Frieden bietet, seine Grenze daher auch gegen ein republikanisches oder orleanistisches Frankreich nur durch territoriale Garantien geschützt werden kann. So oft es sich in der Vergangenheit um die deutsche Frage handeln mochte, die zum Glück jetzt zu einer „französischen“ sich umgestaltet hat, war das Programm der wie auch immer gemäßigten Linken so gut wie identisch mit dem des fanatischen Chauvinismus. Da unterschieden sich Thiers und Prevost-Paradol nur in der Form, höchstens scheinbar in dem Mehr oder Weniger, von den Girardin und Cassagnac. Dem muß und wird ein Ende gemacht werden. Diesmal wird die einmüthige Hoffnung der Nation, gestützt auf die mit so schweren und blutigen Opfern erkauften Siege unserer Armeen, weder durch Kleinmuth und Zwietracht im Innern, noch durch ausländischen Verrath zu Schanden werden. Hatte einer der geistvollsten Franzosen, wie wir gesehen, das Wort niedergeschrieben, daß jeder Herrscher Frankreichs, um die deutsche Einheit zu hindern, im Kampfe gegen sie unterzugehen bereit sein müsse, so wird nunmehr dafür gesorgt, daß Deutschland den sicheren Untergang des Feindes fortan nicht mit dem Einsatz der Blüthe des Volkes erkaufen werde.

E. Frensdorff.

Friedenshoffnungen.

Kaum zwei Monate sind verflossen, seit das deutsche Schwert aus der Scheide fuhr, und schon regt sich in Millionen Herzen die tiefe Sehnsucht nach einem gerechten Frieden. Zwar unser Geldmarkt hat diesmal die Krisis leichter überstanden als vor vier Jahren; doch wer die unermeßliche zerstörende Kraft des Krieges erkennen will, der braucht nur jene feiernden Massen zu betrachten, welche in geschäftigem Müßiggang durch die Straßen unserer Städte sich umhertreiben. Wir empfinden Jeder am eigenen Leibe, wie der Krieg alle Gedanken, alle Gewohnheiten dieses arbeitenden Geschlechts auf den Kopf stellt, und wie thöricht darum der Argwohn ist, als könne unser Volk in Waffen jemals einer Politik der Eroberung fröhnen. Wir werden uns vermuthlich noch eine gute Weile in Geduld fassen müssen. Seit jenem Gottesgerichte von Sedan hat unser Heer einen gefährlichen militärischen Widerstand nicht mehr zu überwinden, aber die gräßliche Zerrüttung des Staats- und Volkslebens unserer Feinde erschwert den Abschluß des Friedens. Was wir in den jüngsten Wochen an den Franzosen erlebten, überbietet die finstersten Erwartungen; wir blicken entsetzt in einen Abgrund der Verderbniß, wir sehen die Macht der Lüge so riesengroß angewachsen in dem unseligen Volke, daß wir kaum noch auf die Genesung hoffen können. Unter allen Franzosen, die bisher ihre Stimme erhoben — von Guizot und Thiers bis zu Gambetta und Favre, von Renan und dem Herzog von Joinville bis zu Ollivier und Palikao — ist auch nicht Einer, der nicht angefressen wäre von dem Wahne der nationalen Selbstvergötterung, nicht Einer, der sich entschlösse den Thatsachen ehrlich in's Gesicht zu sehen. Die Phrasen des Bonapartismus haben wir immer gleichmüthig hingenommen, denn die Lüge ist sein Wesen; doch jener gemachte radicale Phrasenschwall, den die Republikaner von heute in die Welt hinausschreien, erfüllt jeden freien Mann mit grenzenlosem Ekel. Hannibal steht vor den Thoren, und diese Helden der Freiheit erproben die Kraft ihrer Arme an den Ladenschildern der Hoflieferanten! In solchem Chaos ist nichts wahrscheinlich, nichts unmöglich. Da der Geldbeutel in Frankreich jederzeit das empfindlichste Glied des menschlichen Körpers war, da die napoleonische Legende das Landvolk bis in's Mark erfüllt und auch die Armee Bazaine's die Republik noch nicht anerkannt hat, so kann vielleicht das Unglaubliche geschehen, die Zurückberufung des Gefangenen von Wilhelmshöhe durch eine constituirende Versammlung: er wußte doch mindestens Hab und Gut vor den Plünderern zu schützen! Wir Deutschen aber schauen mit höchster Unbefangenheit dem wüsten Toben zu, wenngleich wir glauben, daß die Republik unter allen Staatsformen die für Frankreich verderblichste ist und die Stellung der Nation in Europa erschweren muß. Wir hegen keine, schlechthin keine Vorliebe für irgend eine Partei der Franzosen, denn sie sind allzumal unsere Feinde; wir wünschen nur bald eine anerkannte und mächtige Staatsgewalt erstehen zu sehen, auf daß wir unsere Hand rasch aus dem Schlamme herausziehen können. Die Zeit der großen Kriegsthaten scheint mit dem Tage

von Sedan abgelaufen; die diplomatische Action tritt wieder in den Vordergrund.

Die deutsche Revolution bleibt ihrem Charakter treu, sie vollbringt ihre entscheidenden Schläge durch kriegerische Kräfte, unter der thatsächlichen Dictatur der Krone Preußen. Der öffentlichen Meinung verbleibt dabei nur eine bescheidene Mitwirkung, und ein Theil der Presse findet es in der That bequem, vorderhand auf die Kundgebung selbständiger Ideen zu verzichten. Trotzdem ist in der Stille die Arbeit der Gedanken fortgeschritten und eine erfreuliche Klärung der öffentlichen Meinung vollzogen. Kein Zweifel mehr, die ungeheure Mehrheit der Nation fordert die geraubten deutschen Provinzen zurück; nur ein kleiner Haufe unverbesserlicher Demagogen widerspricht. Es ist bezeichnend für die Unfähigkeit des deutschen Radicalismus, daß gerade diese Partei, die unter allen am meisten Grund hat sich zu schämen, deren Weissagungen sammt und sonders sich als thöricht erwiesen haben, heute zuerst den Waffenstillstand der Parteien bricht. Schlechte Gesellen, die noch vor wenigen Wochen den deutschen Waffen die Niederlage wünschten, erdreisten sich heute, im Namen der Sittlichkeit uns vor dem Raube zu warnen; phantastische Verehrer der republikanischen Phrase preisen den Heldenmuth des Leonidas von Laon und verfechten die Unantastbarkeit des heiligen Bodens der Freiheit; unversöhnliche Gegner des norddeutschen Bundes stimmen mit ein, weil sie wissen, daß die Nation, wenn ihr auch diesmal der gerechte Siegespreis entgeht, sich erbittert von der Politik des Grafen Bismarck abwenden wird. Das Alles wird den gesunden Sinn der Deutschen nicht beirren. Die Mannen der sogenannten Volkspartei warnen vor der Wiedereroberung von Elsaß-Lothringen, folglich ist sie nothwendig — nach einem Naturgesetze, das noch niemals täuschte.

Die Grenzlinie, welche wir zu fordern haben, erregt wenig Streit mehr; die ausschweifenden Träume historischer Romantiker finden geringen Anklang bei der gesunden Nüchternheit der Deutschen. Die Mehrheit begreift, daß der Besitz wälscher Provinzen unseren nationalen Staat schwächen muß, sie verlangt daher als ein nothwendiges Uebel nur so viel wälsches Land, als zur militärischen Deckung des Elsaß und des deutschen Lothringens unentbehrlich ist. Wie weit diese militärisch nothwendige Grenze reicht, darüber steht dem Nichtfachmann kein selbständiges Urtheil zu; und nachdem soeben der Bundeskanzler, offenbar nach dem Rathe des Generalstabs, den Besitz von Metz als strategisch unersetzlich bezeichnet hat, halten wir für patriotische Pflicht der Presse, auf untergeordnete Bedenken zu verzichten und dem Reichsfeinde gegenüber wie Ein Mann diese Forderung der Krone Preußen zu unterstützen. Die unbedingte Trennung der Staaten nach der Sprachgrenze ist kein politisches Princip; wir würden unsere diplomatische Stellung erschweren, wenn wir eigensinnig einen Grundsatz aufstellen wollten, den alle großen Mächte als revolutionär und gefährlich bekämpfen. Der Einwurf, Frankreich werde sogleich ein Trutz-Metz errichten, sagt leider gar nichts. Das Verhältniß zwischen den beiden Nachbarvölkern ist durch die Pariser Sünden dieses Sommers auf lange hinaus vergiftet. Begnügt sich Deutschland die Metzer Festungswerke zu schleifen, so wird Frankreich irgendwo sonst in seinen Ostmarken ein neues Ausfallsthor gegen

uns errichten, — was kein Friedensschluß gänzlich verhindern kann: — wir aber wären gezwungen die Wälle von Metz an einer anderen Stelle Deutsch-lothringens wieder aufzubauen. Die Entfestigung der volkreichen Städte ist ein frommer Wunsch; wir Alle theilen ihn, doch die Erfahrungen dieses Krieges versprechen ihm keineswegs eine baldige Verwirklichung. Wenn das düstere Schicksal Straßburgs lehrt, daß die engen Vauban'schen Festungswerke heutzutage nicht mehr genügen, so beweist umgekehrt die zähe Ausdauer der Armee Bazaine's, daß eine von einem befestigten Lager umgebene große Stadt noch immer gewaltige Widerstandskraft besitzt.

Auch über die Frage, wem das eroberte Land zufallen solle, beginnt man sich zu verständigen. Der wunderliche Vorschlag, in jenen Westmarken eine neue Staatsform, ein Reichsland mit erblichen Statthaltereien zu gründen, kann heute schon als abgethan gelten. Die große Mehrzahl der süddeutschen Blätter gesteht mit ehrenhafter Selbsterkenntniß ein, daß Preußen allein stark genug sei die gefährdeten Lande zu beschirmen; nur die Form der Unterordnung unter die Krone Preußen ist noch streitig. Im Verlaufe der jüngsten Wochen ist ein neuer Vorschlag aufgetaucht: man solle die Provinz als ein Vorland Deutschlands unter die Oberhoheit des Bundesfeldherrn stellen, ihre Verwaltung von Bundeswegen besorgen, die Einnahmen an die Bundeskasse abführen, ihren Bewohnern vorderhand die Wehrpflicht und die Theilnahme am Parlament versagen. Der Gedanke verdient reifliche Prüfung, denn er hat offenbar nichts gemein mit jenen phantastischen Reichsstatthalter-Träumen, ja er tritt mit einer Bestimmtheit auf, als ob er den wirklichen Absichten des preußischen Cabinets entspräche. Dennoch müssen wir gestehen, daß uns eine solche Ordnung nur haltbar scheint als ein Nothbehelf für kurze Zeit, keineswegs als ein dauernder Zustand.

Für den Augenblick mag dies Provisorium manchen Verlegenheiten vorbeugen. Zwar das Mißtrauen der fremden Mächte wider Preußens Eroberungslust wird dadurch schwerlich beseitigt; sie werden wahrscheinlich in dem Hergang nur eine verhüllte Annexion erblicken. Werthvoller ist, daß jeder Streit zwischen den deutschen Verbündeten von vornherein abgeschnitten wird; auch kann das gute Einverständniß unter den Bundesgenossen nur gewinnen, wenn bairische und badische Beamte mit den preußischen bei der Verwaltung der neuen Provinz zusammenwirken. Zum erstenmale in unserem Jahrhundert erscheint Deutschland als Eroberer feindseliger Gebiete, die neuen Provinzen stehen zu uns etwa wie die Südstaaten nach dem Bürgerkriege zu der Union von Nordamerika standen, und der Gedanke liegt nahe, auch diese feindlichen Bundesglieder, wie jene Rebellenstaaten, eine Zeit lang unter die Dictatur des Bundes zu stellen. Es geht schlechterdings nicht an, daß schon während der schwierigen Anfänge des neuen deutschen Bundes die Elsaß-Lothringer im Reichstage erscheinen um den mißtönigen Chor der Polen und Dänen zu verstärken. Aber man sehe sich vor, daß wir nicht, um einer augenblicklichen Verlegenheit auszuweichen, uns für alle Zukunft schwere Gefahr bereiten!

Als eine dauernde Ordnung ist ein reichsunmittelbares Vorland im neunzehnten Jahrhundert unmöglich. Auch die Staatenbünde der Niederlande und

der Schweiz haben einst was das gute Schwert der Verbündeten erwarb als gemeines Bundeseigenthum behandelt. Doch Niemand in der Welt hat jemals die politische Mischbildung dieser gemeinen Vogteien und Generalitätslande bewundert. Es galt immer als ein Zeichen der Trägheit, der Unfähigkeit, daß jene Republiken nicht vermochten, ihre neu erworbenen Gebiete als gleichberechtigte Glieder dem Bunde einzufügen. Die gemeinen Herrschaften am Niederrhein wie in den Alpen sind durch die Revolution spurlos hinweggefegt worden, denn sie ruhten auf den überwundenen Gedanken des Patrimonialstaats, auf der Vorstellung als ob das Recht der Eroberung ein privatrechtliches Eigenthum an Land und Leute begründe. Und solche Verhältnisse sollten sich in unseren hellen Tagen erneuern lassen? Nein, das „Reichsland" ist nur haltbar so lange Ausnahmezustände in den neuen Provinzen bestehen, so lange die Dictatur des Bundesfeldherrn über den Unterworfenen schaltet. Aber die Nation darf nicht dulden, daß ihre Westmarken zu einer Brutstätte des Absolutismus werden. Sie muß fordern, daß den Elsaß-Lothringern sobald als irgend möglich die allgemeine Wehrpflicht auferlegt werde; unser Heer hat sich als ein mächtiges Band der nationalen Einheit erwiesen, und es frommt nicht, eine verbitterte aufgehetzte Jugend in einem pflichtenlosen Leben noch mehr verwildern zu lassen. Den Elsassern kann die Theilnahme am deutschen Reichstag nicht auf die Dauer versagt werden; das parlamentarische Leben, ein Hemmschuh für die erste Organisation des eroberten Landes, ist späterhin ein unschätzbares Mittel der Verständigung und Versöhnung. Sobald aber die neue Provinz in den Reichstag aufgenommen wird, kann man ihr auch einen Landtag für die Berathung ihrer inneren Angelegenheiten nicht versagen — und hier zeigt sich alsbald die Unmöglichkeit des ganzen Planes.

Wie hochherzig klingt die Versicherung: „die Siegesbeute des gesammten Deutschlands soll keinem Particularismus, auch dem preußischen nicht, dienen" — und doch würde die Gründung eines Reichslandes grade den allerverwerflichsten Particularismus, den elsaß-lothringischen, befördern. Ein Straßburger Landtag wäre ein Tummelplatz des Vaterlandsverraths, französischer Ränke und republikanischer Wühlereien. Nein wahrlich, ein so gefährdeter Besitz bietet keinen Boden für politische Experimente; die alte deutsche Unart, das Einfache und Nothwendige nicht zu wollen, ist hier am Allerwenigsten am Platze. Unser Reich ist kein Einheitsstaat. Der gegenwärtige Krieg hat die Fortdauer der Einzelstaaten auf lange hinaus gesichert. Darum wird auch der preußische Landtag, weit entfernt sein Ansehen einzubüßen, noch lange ein wichtiges Glied des deutschen Staatslebens bleiben; es ist keineswegs gleichgiltig, ob die neue Provinz an der Arbeit dieser Versammlung theilnimmt oder ob sie die wichtigsten Geschäfte der inneren Politik durch einen selbständigen Landtag besorgt. Die Provinz ward bisher fast willenlos geleitet durch die Pariser Bureaus; das also eingedrungene Franzosenthum wird nicht ausgerottet, wenn man dem Lande eine Sonderstellung einräumt, sondern nur wenn man es einfügt in das feste Gefüge des preußischen Staats, wenn das Ansehen der preußischen Krone, die Willenskraft des preußischen Beamtenthums den französischen Sympathien und Wühlereien entgegentreten.

Die Elsasser sind noch erfüllt von dem Wahne der Unüberwindlichkeit Frankreichs, sie werden noch lange unseren Sieg als ein Werk des Zufalls betrachten, das ein anderer Glücksfall wieder beseitigen könne; es gilt, ihnen das Bewußtsein zu erwecken, daß die Franzosenherrschaft unwiderruflich und für immer abgethan ist. Diese Ueberzeugung werden sie gewinnen, sobald sie aufgenommen sind in den preußischen Staat und die schroffe Energie der preußischen Verwaltung auf sie einwirkt. So lange sie nur ein Reichsland bilden, werden sie immer meinen in einem Provisorium zu leben, immer hoffen, Deutschland selber glaube nicht recht an die Dauer der Eroberung. Die an die harte Centralisation des französischen Staats gewöhnten Elsasser mögen sich vielleicht endlich darein finden, den französischen mit dem preußischen Großstaate vertauschen zu müssen, doch sie werden spotten, sie werden sich nichts Bestimmtes dabei denken können, wenn sie abstracte Deutsche werden sollen, während alle anderen Deutschen einem concreten Einzelstaate angehören. Und, ehrlich gestanden, wir Deutschen selber können uns nichts Klares vorstellen unter dem Begriffe eines reichsunmittelbaren Landes; denn so weit dieser Anachronismus heute noch einen Sinn hat, ist offenbar der preußische Staat selber reichsunmittelbares Land. Welche unübersehbare Fülle bündischer Staatsformen bietet nicht schon heute der norddeutsche Bund — von Luxemburg an, das nur dem Zollvereine angehört, bis hinüber zu Waldeck, das im Namen des Landesherrn von Preußen verwaltet wird! Der Eintritt des Südens wird die übergroße Mannichfaltigkeit unzweifelhaft noch verstärken. Ist es rathsam, in dies so wunderbar verzwickte und verschnörkelte Bundesrecht ohne dringende Noth noch ein neues politisches Gebilde einzuführen? Und wo sind die Organe des Bundes, welche fähig wären eine Landesverwaltung zu leiten? Der Bund besitzt weder einen Unterrichtsminister noch einen Minister des Innern, sein vielgeplagter Bundeskanzler kann dem Reichslande nur beiläufige Aufmerksamkeit widmen. So liefe denn Alles praktisch darauf hinaus, daß sich unter einer halbselbständigen Provincialverwaltung ein elsaß-lothringisches Sonderleben entwickelte, und grade dies ganz und gar verdammenswerthe, dies vaterlandsfeindliche Sonderleben der Westmarken muß durch rücksichtslose Kraft zerstört werden.

Man erinnert immer wieder an den Widerwillen Europas — als ob nicht grade die Mißgunst des Auslands bewiese, daß die Einverleibung des Elsaß in den preußischen Staat das für Deutschland einzig Heilsame ist. Man hofft, das gemeinsame materielle Interesse der deutschen Staaten an dem Reichslande werde ein Band der Einheit bilden — als ob dieses erfreuliche Ergebniß sich nicht durch einfachere Mittel erreichen ließe. Was hindert denn, die gesammten Einnahmen der preußischen Provinz Elsaß der Bundeskasse zu überweisen, oder eine neue Vertheilung der Matricularbeiträge zu vollziehen, wonach Preußen für diese zwölfte Provinz eine unverhältnißmäßig größere Summe zu zahlen hätte? Das preußische Beamtenthum zeigt menschlicherweise wenig Neigung, die in den neuen Provinzen kaum überstandenen Annexionsfreuden unter schwierigeren Verhältnissen nochmals zu genießen. Eifrige Preußen verweisen bedenklich auf die unförmliche Gestalt, welche der soeben erst leidlich abgerundete Körper des Staats nach der Erwerbung des Elsaß annehmen würde; sie rufen verächtlich: dies

entdeutschte Gesindel ist des preußischen Namens nicht würdig. Auf solche Bedenken läßt sich nur antworten: noblesse oblige! Der preußische Particularismus zeigt sich diesmal nicht in der Begehrlichkeit, sondern in der Entsagung. Die neue Provinz bringt dem Staate allerdings nicht eine Machterweiterung, sondern vorderhand nur widerwärtige Lasten. Aber der Staat ist um Deutschlands willen verpflichtet diese Lasten auf sich zu nehmen; er kann das Führeramt in Deutschland nur dann glücklich behaupten, wenn er selber mit eintritt in die Reihe der süddeutschen Staaten. Er hat in kleineren Tagen eine noch weit ungünstigere Gestaltung seines Gebiets ertragen; er hat die Schwaben von Sigmaringen, die Lothringer von Saarbrücken zu treuen preußischen Bürgern erzogen und wird auch die Schwaben von Schlettstadt, die Lothringer von Saargemünd, die mehr an den Sünden ihrer Väter als an eigenen Sünden kranken, dem deutschen Staatsleben wiedergewinnen.

Mit kurzen Worten: Ueber die Formen des Provisoriums zu streiten ist müßig; so lange wir noch im Feldlager stehen sind wir allzumal verpflichtet die Maßregeln der preußischen Krone zu unterstützen. Aber sobald die friedliche Ordnung sich herstellt, wird der deutsche Reichstag darauf dringen müssen, daß die neue Provinz in den preußischen Staat aufgenommen wird und in den Berliner Landtag eintritt — wenn anders wir nicht eine elsassische Frage, eine offene Wunde am Leibe unseres Reiches, schaffen wollen. Der provisorische Zustand darf nicht lange währen; denn Niemand weiß, wie bald der neu auflebende Kampf der Parteien oder eine Verschiebung der europäischen Verhältnisse uns erschweren wird das Nothwendige zu thun.

Doch das ist ja das Herrliche dieser großen Zeit, daß sie die Vernunft der Geschichte mit übermächtiger Beredtsamkeit sprechen läßt und der deutschen Politik grobe Mißgriffe kaum noch gestattet. Die Einverleibung der neuen Provinzen in den preußischen Staat wird über lang oder kurz erfolgen, denn sie liegt in der Natur der Dinge, und derselbe Zwang der Thatsachen muß schließlich auch bewirken, daß das letzte Ziel dieses gewaltigen Krieges, die Vereinigung des Südens mit dem Norden, erreicht wird. Die Höfe von München und Stuttgart haben ihre Vertragspflicht erfüllt ebensosehr um ihre Unabhängigkeit, ihr Dasein zu retten, als um dem Gebote des nationalen Gedankens zu gehorchen; die bekannte Rede des bairischen Kriegsministers läßt darüber keinen Zweifel, daß ein verständiger Particularismus den rettenden Entschluß in München entschieden hat. Nachdem jetzt die süddeutschen Truppen wacker mitgeholfen zum glänzenden Siege, sieht sich die preußische Regierung durch alle Gründe des Anstands und der Billigkeit gezwungen, ihren Verbündeten nicht durch vorzeitiges Drängen lästig zu fallen. Man mag das Berliner Cabinet zuweilen übertriebener Zurückhaltung zeihen — wir wenigstens hätten ein derberes Einschreiten gegen die landesverrätherischen Umtriebe des Herrn v. Dalwigk gewünscht — doch es ist natürlich, daß die Krone Preußen zunächst abwartet, welche Vorschläge Baiern zu bieten hat für die deutsche Verfassung. Der Münchener Hof scheint noch immer einen festen Entschluß nicht gefunden zu haben, noch immer, wie seit vier Jahren, zu schwanken zwischen drei Parteien. Aber wir hoffen, die erregte Stimmung des bairischen Volks werde solchem Zaudern

ein Ziel setzen. Es giebt Zeiten, wo das natürliche Gefühl der Massen eine Macht wird im Leben der Staaten.

Ganz Baiern hallt heute wieder von Bewunderung für Preußens Staat und Heer; jeder bairische Soldat, der heimkehrt aus dem Kampfe, ist fortan gepanzert gegen die schändlichen Verleumdungen, welche eine Rotte von Pfaffen und Demagogen wider seine norddeutschen Waffenbrüder zu schleudern pflegt. Die Krone Preußen hat der Geschichte dieser Mittelstaaten einen neuen reichen Inhalt geschenkt; Baierns gesammte Vorzeit weist Nichts auf, was sich den welthistorischen Tagen von Sedan vergleichen ließe. Das arme Volk, jederzeit empfänglich für die rauhe Herrlichkeit des Krieges, hört sich nicht satt an den Wundermären der jüngsten Tage; die Krone der Wittelsbacher wird den Baiern selber klein und armselig erscheinen, wenn sie wieder versuchen sollte sich abzusondern von dem großen Deutschland. Das Volk ist in diesen Krieg geschritten voll der festen Zuversicht, die deutsche Einheit werde sich erheben aus Blut und Greueln. Es wäre ein Unglück und ein Frevel, wenn dieser treue Glaube betrogen würde. Ein tiefer Ingrimm, bitterer, gefährlicher als die Verstimmung von 1815, würde sich der deutschen Herzen bemeistern, wenn selbst die wunderbaren Triumphe dieses Krieges den Eigensinn der kleinen Höfe nicht zu brechen vermöchten. Sollte das mit Muth und Talent nicht überschwänglich ausgestattete Münchener Cabinet wirklich die Tollkühnheit finden, die Nation in solcher Zeit mit Undank zu belohnen? Wir zweifeln daran.

Wie der heutige Krieg nur die Arbeit des böhmischen Krieges fortsetzt, wie er die Unabhängigkeit Deutschlands, die wir damals gegen Oesterreich erkämpften, vor Frankreichs Uebermuth sicherstellt, so kann auch die deutsche Verfassung, welche aus diesem Kriege hervorgehen wird, nur eine Fortbildung des Werkes von 1866 sein. Nicht die schwarzrothgoldne Fahne, die in den Todeskämpfen des alten Bundestages schmachbeladen niedersank, sondern die auf den Schlachtfeldern Lothringens ruhmvoll erprobte schwarzweißrothe Fahne ist das Banner des neuen Deutschlands. Wenn einzelne bairische Blätter hochtrabend erklären, das Kinderröckchen des norddeutschen Bundes genüge nicht mehr für die Manneslänge des ganzen Deutschlands, so verweisen wir, um solche Ueberhebung zu heilen, gelassen auf die Landkarte und auf die statistischen Tabellen. Das Gemeinwesen des Nordens hat sich soeben in einem großen Kriege herrlich bewährt. Wir bedürfen keines Neubaus, keiner constituirenden Versammlung; es genügt, wenn die süddeutschen Staaten einfach sich der norddeutschen Bundesverfassung unterordnen, mit Vorbehalt einiger Aenderungen, welche zu Gunsten Preußens und Baierns unerläßlich sind. Ich sage: zu Gunsten Preußens und Baierns; denn daran läßt sich ja gar nicht zweifeln, daß die Erweiterung des norddeutschen Bundes von der Krone Preußen mindestens ebenso viel Selbstverleugnung fordert wie von der bairischen Krone. Als im vergangenen Frühjahr der Eintritt Badens in den Bund zur Unzeit angeregt wurde, da erinnerten diese Jahrbücher warnend an die noch allzu schwache Centralgewalt des Bundes. Fast alle die Bedenken, welche wir damals aussprachen, gelten noch heute. Die Kraft des Widerstandes wird in dem erweiterten Bunde stärker, die Uebermacht Preußens geringer sein als in dem norddeutschen Bunde; das Fehlen jeder wirklichen

executiven Gewalt, die Zwittergestaltung des Bundesraths, der zugleich ein Staatenhaus und ein Bundesdirectorium vorstellt, muß zu mannichfachen Uebelständen führen. Wenn wir dennoch heute alle Bedenken unterdrücken, so geschieht es nur, weil inzwischen die sittliche Macht des nationalen Gedankens unermeßlich gestiegen ist, weil wir der Nation nach diesem Kriege die Kraft zutrauen, auch unter einer widerspruchsvollen Verfassung ein gesundes Staatsleben zu führen. Wir sind darauf gefaßt, daß der erweiterte Bund nicht ganz so leicht und rasch erstarken wird wie bisher der norddeutsche; wir denken nicht an verfrühte Experimente und betrachten den Plan eines deutschen Fürstenhauses, den Graf Münster soeben wieder ausspricht, als ein Traumgebilde, das erst in einer fernen Zukunft Fleisch und Blut gewinnen kann. Aber eine wesentliche Schwächung der bereits errungenen Bundesmacht ist für Norddeutschland unannehmbar.

Vor Allem der Artikel 78 der Bundesverfassung, der uns die Entwickelungsfähigkeit unseres Gemeinwesens verbürgt, muß aufrecht bleiben; von einem Veto Baierns gegen Verfassungsänderungen kann gar nicht die Rede sein. Der bairische Staat muß sich darein finden nichts mehr zu sein als das zweitmächtigste Glied des deutschen Bundes, er muß einmal für allemal verzichten auf jene unheilvolle Großmachtspolitik, von der man einst rühmte, sie habe Baiern groß gemacht. Ist man in München gewillt die wesentlichen Sätze der Bundesverfassung anzuerkennen, so kann die Verständigung über Nebenpunkte nicht schwer fallen. Baiern hat nicht nur dieselbe Ausnahmestellung zu beanspruchen, welche dem Königreich Sachsen zugestanden wurde, sondern auch eine billige Berücksichtigung seiner volkswirthschaftlichen Verhältnisse, die Fortdauer seiner Bier- und Branntweinsteuer u. s. w. Sollte man in München die häßliche kornblumenblaue Uniform als eine unveräußerliche Stammeseigenthümlichkeit betrachten, so wird dies schwerlich ein Hinderniß bieten. Es ist heut nicht die Zeit um Nebenfragen zu rechten; die Agitation im bairischen Volke, welche den Eintritt in den Bund unter mäßigen Vorbehalten verlangt, verdient rückhaltlose Unterstützung. Wagt Baiern den entscheidenden Schritt, so ist auch Würtembergs und Badens Eintritt unzweifelhaft. Preußen aber hätte dann nur eine geringe Aenderung des Stimmenverhältnisses im Bundesrathe zu fordern, wozu die Erwerbung der oberrheinischen Lande den einfachsten Anlaß bietet. Ein Bund, in dem Preußen ernstlich Gefahr liefe überstimmt zu werden, wäre offenbar eine Unwahrheit. Der Eintritt der Südstaaten bedarf der Genehmigung des Parlaments, doch der Reichstag wird an den Verträgen der Kronen nachträglich wenig ändern können. Wir können diesen unvermeidlichen Uebelstand unserer von oben geleiteten Revolution ertragen, weil unser Grundgesetz selber die Fortbildung des Bundesrechts gestattet und erleichtert. Noch ist nicht sicher, ob die Dinge so günstig verlaufen werden. Aber uns scheint, der Münchener Hof — und bei ihm allein liegt die Entscheidung — sei heute nicht mehr in der Lage dem deutschen Gesammtstaate Bedingungen vorzuschreiben. Will er die schwere Verantwortung auf sich nehmen, die gerechten Erwartungen der Nation zu täuschen, so droht über das kleine Königreich eine Zerrüttung hereinzubrechen, die selbst einen muthigen Mann erschrecken mag.

Nach großen Siegen verlangt das Volksgemüth stets, majestätische Zeichen und Namen zu sehen, welche den errungenen Erfolg gleichsam verkörpern. Der alte Traum von Kaiser und Reich liegt den Deutschen tief im Blute. Soll jener Zug schwermüthiger Sehnsucht, der sich noch immer in der Staatsgesinnung der Deutschen erkennen läßt, ganz verschwinden, soll das frohe Bewußtsein, daß uns eine neue glückliche Zeit angebrochen ist, auch die Massen unseres Volkes durchdringen und erwärmen, so wird unser neues Gemeinwesen den Namen des deutschen Reiches führen müssen. Nicht prahlerische Eitelkeit, sondern die Macht einer tausendjährigen Geschichte redet aus dem Wunsche, der heute im Süden überall widerhallt — aus dem Verlangen, es möge der Nation vergönnt werden, ihren siegreich heimkehrenden Feldherrn als deutschen König zu begrüßen. Nur freilich hat das deutsche Königthum dann allein Sinn und Werth, wenn es der vorhandenen Einheit zum Symbole dient, nicht, wenn sein großer Name die Nation trösten soll für eine ungenügende politische Ordnung.

Noch einmal bewährt sich heute die alte Schicksalsgemeinschaft der beiden großen Völker Mitteleuropas. Derselbe Krieg, der den Deutschen das Werk von 1866 vollendet, schenkt den Italienern die ewige Stadt. Der Papst verliert seine weltliche Herrschaft in demselben Augenblicke da er sich für unfehlbar erklärt. Die europäische Welt nimmt diesen humoristischen Einfall der Geschichte gleichgiltig auf, ja sie schaut mit Verachtung auf einen Hof, der einen großen Erfolg nicht der eigenen Kraft, sondern der Laune des Glücks verdankt. Nur sollte man gerechtermaßen nicht vergessen, daß die ehrenwerthe Haltung des italienischen Volks einen großen Antheil hat an der jüngsten Wendung der florentinischen Politik. Wir können heute nicht mehr daran zweifeln, der Kriegsbund mit Frankreich war bereits abgeschlossen, nicht durch die Regierung, wohl aber durch den elenden Hof; nur der rasche Siegeszug der deutschen Waffen und der laute Widerspruch der Italiener selbst hat den unheilvollen Plan vereitelt. Zwar sangen fast alle großen Blätter des Landes wieder das alte Lied von dem natürlichen Bunde der romanischen Völker; wir entsinnen uns noch einer Abhandlung des gefeierten Publicisten Bonghi, die mit cynischer Unbefangenheit bewies: das sei nun einmal das Gesetz der Natur, daß jede Nation, die sich constituire, dem glücklichen Nachbarn einen Bissen abgeben müsse, Deutschland habe diese Pflicht versäumt und werde folglich von Rechtswegen gezüchtigt. Aber die bonapartistische Consorteria des Palastes Pitti und ihre Zeitungen vertreten nicht die öffentliche Meinung. Die große Mehrheit der Nation, die Einen aus verständiger Einsicht, die Anderen aus Haß gegen den Mann von Mentana, jubelten den deutschen Siegen zu; die Presse der Actionspartei stand von vorn herein auf unserer Seite. Auch eine gewichtige deutsche Stimme wandte sich an das Nachbarvolk: Theodor Mommsen schrieb ein kleines Meisterstück, eine Reihe offener Briefe, welche, gewandt eingehend auf den Gedankengang der Südländer, den Italienern das Recht dieses deutschen Krieges erklärten. In verwandtem Sinne sprach schon vor dem Kriege eine merkwürdige kleine Schrift von Giuseppe Ratti „über die Bündnisse Italiens“ *). Der geistreiche Verfasser

*) Agli Italiani Teodoro Mommsen. Berlino 1870. — G. Ratti, le alleanze d'Italia. Milano 1870.

faßt das Nationalitätsprincip nach italienischer Weise in einem radicalen Sinne, den wir nicht billigen, er fordert Wien für den deutschen, Triest für den italienischen Staat; doch er zeigt vortrefflich den tiefen Gegensatz der Interessen Frankreichs und Italiens, er sieht — und wir mit ihm — in Deutschland den natürlichen Verbündeten der Italiener und preist die deutsche Tüchtigkeit mit einem warmen Lobe, das uns zuweilen erröthen macht.

Italiens Freiheit ist nicht gesichert, so lange die Sprache, die Sitten, die Politik der Franzosen noch die Halbinsel beherrschen. Der Sturz des zweiten Kaiserreiches eröffnet dem vielgeprüften Volke die Aussicht wieder sich selber anzugehören; die Tage der unfruchtbaren Mittelmäßigkeit, welche seit Cavour's Tod mit ihrem leeren Parteigezänk das Land verdarb, sind hoffentlich zu Ende. Durch die Eroberung Roms kann der Radicalismus entwaffnet und der Weg geebnet werden für die nüchternen Arbeiten der Wirthschaftspolitik und der Unterrichtsreform, welche den verwahrlosten socialen Zuständen der Nation vor Allem noth thun. Doch dies Ziel wird kaum erreicht werden, wenn nicht die Italiener abermals eine schwere Pflicht der Entsagung üben. Rom soll eine italienische Stadt sein; die ewige Stadt mag, da die Sehnsucht der Nation dies fordert, den Namen der Hauptstadt Italiens führen, doch kein Freund Italiens kann wünschen, daß König und Parlament dort ihren Wohnsitz aufschlagen. Wenn dieser nichtige, zwischen Sinnlichkeit und Bigotterie hin und her schwankende Hof an Einem Orte lebt mit den geriebenen geistlichen Ränkeschmieden des Vaticans, so wird er den feinen Netzen clericaler Politik auf die Dauer schwerlich entgehen; dann wäre die schwache Dynastie vollends entwurzelt, Italiens Leiden verewigt.

Wir Deutschen fühlen wohl mit einigem Stolze, daß unser Volk heute keinem anderen des Welttheils nachsteht; doch wir verschmähen die Uebertreibungen des prahlerischen Teutonenthums. Wir dürfen nicht wünschen, daß unser Sieg über Frankreich den Niedergang der romanischen Rasse herbeiführe. Welche Aussicht, wenn zu dem leider unleugbaren Verfalle Frankreichs und Spaniens auch noch die Zerrüttung Italiens hinzuträte, wenn in Rom wie in Paris und Madrid eine Republik entstünde, die nicht leben und nicht sterben kann, wenn die drei großen romanischen Völker sämmtlich, unfähig im eigenen Hause Frieden und Gedeihen zu finden, in die fieberische Unruhe abenteuernder Politik verfielen! Mancher verspätete Prophet meint heute tiefsinnig: dieser Krieg mußte kommen! — als ob die deutsche Politik nicht mit vollem Rechte gestrebt hätte, den Krieg in Ehren zu vermeiden. Und schon werden wieder besorgte Stimmen laut, die uns versichern, Deutschlands Einheit müsse dereinst noch im Kampfe gegen das gesammte Europa sich erproben. Es giebt leider der düsteren Anzeichen viele, welche solche Weissagung zu bestätigen scheinen. In den romanischen, den slawischen, den skandinavischen Völkern liegt ein gewaltiges Capital des Neides gegen das siegreiche Deutschland angesammelt; die europäische Diplomatie wird durch das verschobene Gleichgewicht der Mächte gezwungen, sich gänzlich umzudenken, sie findet sich ungern in neue, durchaus veränderte Combinationen. Wir aber hoffen, es werde unserem Staate im Laufe der Jahre gelingen, das Mißtrauen des Auslands zu zerstreuen. Ein verständiger Grund Deutsch-

land zu bekämpfen besteht für keine der europäischen Mächte, und die schrecklichen Folgen der blinden nationalen Eifersucht liegen vor Augen auf den Feldern von Metz und Sedan. Unser Reich bedarf einer gerechten, maßvollen Staatskunst, welche dem besiegten Feinde nicht mehr auferlegt als das Nothwendige und der widerwilligen Welt die Ueberzeugung aufzwingt, daß Deutschlands Einheit den europäischen Frieden verbürgt.

25. September. Heinrich von Treitschke.

Politische Correspondenz.

Berlin, 30. September 1870.

Der große Krieg, an dessen Ausgang wir stehen, wurde von Frankreich unternommen, um die ihrem Abschluß entgegengehende staatliche Vereinigung Deutschlands zu verhindern. Wir haben den herrschsüchtigen Feind, der ein Anrecht auf unsere Zerrissenheit zu haben wähnte, in sieben Schlachten geschlagen, die Hälfte seiner Armee gefangen, den Aberglauben an die Ueberlegenheit seiner Waffen und seiner Civilisation zerstört, wir haben uns und allen Culturvölkern das Recht der freien Selbstbestimmung wiedererobert. Der Feldzug von 1866 beendete die Herrschaft Oesterreichs über Deutschland, der Feldzug von 1870 hat die Herrschaft Frankreichs über Europa beendet. Der tiefste Grund dieser europäischen Vorherrschaft lag in dem Uebergewicht des früh geeinten französischen Staats über das staatlose, sich selbst zerfleischende, auch nach den Siegen der Freiheitskriege nur lose zusammenhängende Deutschland. Weil die Mitte Europas so zersplittert war, darum glückten die Raubzüge Ludwig's XIV., die Eroberungskriege der Revolution, darum war noch im Jahre 1813 nur die Coalition aller Mächte stark genug, die gallische Ueberschwemmung in ihr Bett zurückzuweisen. Seitdem hat sich der weltgeschichtliche Wendepunkt vorbereitet, der nunmehr vor den erstaunten Augen der Völker enthüllt wird. Der junge preußische Staat, der im Jahre 1815 nur 10 Millionen gegenüber den 30 Millionen Frankreichs zählte, der erschöpft, verarmt, in zwei Theile gespalten war, wuchs durch seine wirthschaftliche Energie in einem halben Jahrhundert zu der doppelten Bevölkerung heran, erstarkte mittelst der allgemeinen Wehrpflicht in den Kriegen von 1864 und 1866 zu einem zusammenhängenden Gebiet von 24 Millionen und zu einem Bundesstaat von 30 Millionen, und gab diesem neuen Organismus durch die glückliche Gesetzgebung der Bundesfactoren eine nationale Befriedigung, durch die Einführung der preußischen Militäreinrichtungen eine Widerstandskraft, welche ihn den Angriffskräften Frankreichs moralisch und materiell überlegen machte. Das norddeutsche Volk in Waffen mit einer Feldarmee von mehr als einer halben Million, mit einer unerschöpflichen Reserve an Landwehr und Ersatztruppen, überflügelte an Zahl wie an Tüchtigkeit die französische Berufsarmee, und diese Ueberlegenheit wurde noch weit entschiedener, als die süddeutschen Staaten, den geschlossenen Verträgen getreu, unsere 26 Feld-Divisionen durch 6 Divisionen verstärkten. In einem Siegeszug ohne Gleichen ward dann äußerlich durch weltgeschichtliche Thaten offenbar, was sich innerlich herausgebildet hatte und nur von dem Hochmuth unserer Feinde nicht gesehen und nicht geglaubt worden war. Nicht von der Coalition der Mächte, sondern von Deutschland allein ist Frankreich heute niedergeworfen. Die Tage der 200jährigen Vorherrschaft sind vorbei. Die Provinzen, die in jener Zeit unserer Ohnmacht uns entrissen wurden, nehmen wir zurück, so weit sie noch deutsche Sprache reden oder zu unserer Sicherung gegen spätere Angriffe unentbehrlich sind. Die Gestalt unseres Welttheils ist in voller Umwandlung. Die

Mitte Europas hat endlich die Consolidation erlangt, welche geeignet ist, die Glieder in West und Ost in ihren Schranken zu halten.

Aber vollendet ist diese Consolidation noch nicht. Noch reicht die staatliche Einheit Deutschlands nur bis zum Main. Darüber hinaus ist der Deutsche mit dem Deutschen nur durch Allianzen verbunden, als ob beide nicht ein Volk, sondern verschiedene Völker wären. Unsere politischen Zustände sind noch dieselben, wie sie der Krieg von 1866 geschaffen hat; die Folgerungen aus dem Kriege von 1870 sind noch nicht gezogen. Aber diese Folgerungen sind unabwendbar. Mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher sich nach dem Falle Oesterreichs der norddeutsche Bundesstaat bildete, wird sich nach dem Falle Frankreichs der deutsche Bundesstaat bilden. Denn die Neubildung hielt ja nur deshalb an der Mainlinie an, weil man Frankreich nicht außer Rücksicht lassen konnte. Nur um den Krieg mit Frankreich zu vermeiden, nahm man das willige Baden nicht in den Bund auf. Die vaterlandslosen Particularisten in Würtemberg und Bayern rechneten darauf, daß Frankreich die Schöpfung von 1866 wieder zerschlagen, Preußen am Rhein zurückdrängen, die süddeutsche Libertät vor den Umschlingungen des norddeutschen Bundes erretten werde. Das alles ist nun dahin. Die süddeutschen Staaten haben nur die Wahl, entweder sich dem Norden anzuschließen, oder ohne jede Anlehnung in der Luft zu schweben.

Durch welche abenteuerlichen Prophezeiungen hatten die particularistischen Gaukler die Phantasie der Süddeutschen zu erschrecken gesucht, als der Frankfurter Bundestag zertrümmert wurde! Die großdeutschen Militärbroschüren wiesen nach, daß mit der Lostrennung Oesterreichs der Süden wehrlos gegen Frankreich geworden sei. Er werde bei dem nächsten Kriege überfluthet, von dem Norden freiwillig oder aus Noth preisgegeben, vielleicht gar zwischen den Armeen Frankreichs und Oesterreichs erdrückt werden. Statt dessen haben die rheinpfälzischen Grenzdörfer die Rothhosen nur als Gefangene gesehen; durch die Thore Straßburgs sind keine wälschen Schaaren nach Karlsruhe und Stuttgart eingebrochen; Kleindeutschland, das soviel schwächer sein sollte als der alte Bundestag, ist stark genug gewesen, Beust in Schach zu halten und Napoleon einzufangen; stark genug, da Gebiete zu erobern, wo der Bundestag nur Gebiete verlor. Die Erfolge von 1870 sind die geschichtliche Rechtfertigung für die Politik von 1866. Das Großdeutschthum hat seinen Sinn verloren. Der Gedanke, der ihm zu Grunde lag, kann unter vernünftigen Menschen nur noch fortleben als der Wunsch nach freundschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Oesterreich. Kleindeutschland, dessen Westgrenze in Zukunft bis zu den Vogesen, bis Chateau-Salins und Metz reichen wird, hat im Ringen mit der angeblich stärksten Militärmacht Europas die Probe seiner sich selbst genügenden Kraft abgelegt.

Die militärischen, die scheinbar patriotischen Vorwände des süddeutschen Particularismus sind also gefallen. Der glänzendste Feldzug, den die neuere Kriegsgeschichte kennt, hat sie widerlegt. Aber andere Vorwände sind geblieben, oder vielmehr sie sind aus den unerwarteten Erfolgen dieses Sommers neu aufgetaucht. Hat nicht auch die Allianz der Südstaaten die Probe bestanden? Haben sie nicht treu und willig ihre Wehrkraft unter die Führung des Bundes-

feldherrn gestellt und ruhmreichen Antheil an unseren Siegen genommen? Wozu bedarf es also politischer Aenderungen? Man lasse den norddeutschen Bund wie er ist und die Allianzverträge wie sie sind. Beides, wir wissen es jetzt, genügt, um der deutschen Nation ihre Stellung in der Welt zu sichern.

Indessen man weiß doch auch, was im Juli dieses Jahres in den Sitzungen gewisser Ministerien und in den Berathungsräumen gewisser Parteien vorging. Man weiß, daß es wesentlich der in der Einsamkeit gefaßte Entschluß eines deutschgesinnten jungen Fürsten war, der, unterstützt durch die unverdorbenen Empfindungen der Bevölkerung seiner Hauptstadt, den üblen Willen der Mehrheit der Minister und der Abgeordneten unschädlich machte. Man weiß, wie mächtig die Entscheidung König Ludwig's auf Stuttgart wirkte, wie dadurch das nationale Gefühl des Volkes auch hier eine überwältigende Kraft erhielt und den entarteten Parteiführern jenen Grad von Todesangst einflößte, der schlechthin nöthig war, um sie aus Franzosenfreunden zu Deutschen zu machen. Wir dürfen diese Hergänge nicht mehr verschleiern. Offen und laut müssen wir sagen, an wie dünnen Fäden im Juli die Entscheidung des Südens für die deutsche Sache und gegen die Neutralität hing. Denn diese Hergänge vernichten den Vorwand, als könnte das deutsche Volk mit seinem heutigen Zustand zufrieden sein. Die also sprechen, sind dieselben Personen, welche im Juli Deutschland gern an den Nationalfeind verrathen hätten, welche schon heute an die zukünftigen Gelegenheiten denken, wo sie den Verrath vielleicht mit mehr Glück ausführen könnten. Freilich für den Augenblick ist die Gelegenheit fern. Frankreich wird sich aus seinem heutigen Ruin nicht in wenigen Jahren erholen. Aber, wer weiß, in einem Jahrzehnt vielleicht wird die große Coalition fertig, die den norddeutschen Bund vom Westen, Osten und Südosten gleichzeitig angreift. Es sind das phantastische Rechnungen, indeß die Rechnungen des Particularismus waren bisher immer phantastisch, und ein Gran von Wahrscheinlichkeit ist ja darin. Für diese Coalitionen der Zukunft möchte der verbissene Particularist den Zustand bewahren, in welchem alles von der Zufälligkeit persönlicher Entscheidungen abhängt. Diesen Hintergedanken überträgt er in die weniger offenherzige Erklärung: der norddeutsche Bund und die Allianzverträge genügen zum Schutze Deutschlands.

Aber eben deshalb sagen alle ehrlichen Leute diesseits und jenseits des Mains: Nein, sie genügen nicht. Deshalb erstreben alle Patrioten einen staatlichen Zusammenschluß, der uns von dem Zufall persönlicher Entschlüsse frei macht und die Möglichkeit ausschließt, daß jemals ein Theil der Nation sein Geschick von dem Ganzen loslöse. O könnte doch die deutsche Verfassung — wenigstens soweit sie die militärischen Befugnisse der Centralgewalt betrifft — von den deutschen Armeen im Felde berathen werden! Wir sind gewiß, die bayerschen, die würtembergischen Offiziere und Soldaten würden kein Bedenken tragen, den Oberfeldherrn der deutschen Armee im Krieg auch zu ihrem Leiter im Frieden zu machen, ja sie würden die überklugen Politiker fragen: — Wie könnt Ihr zaudern? Hat uns der preußische Oberbefehl nicht die Lorbeern von Wörth und Sedan gebracht? Sind es nicht die glänzendsten Blätter der Kriegsgeschichte unseres Landes, die wir an der Seite unserer preußischen Kameraden gefüllt haben? Als wir auf Grund des Bundesföderalismus neben den Oester-

reichern gegen die Preußen kämpften, da ging alles schief und wir ernteten Elend und Schmach. Seitdem wir auf Grund der nationalen Einheit an der Seite der Preußen kämpfen, da geht alles gut, und wir ernten Siege und Ehren. Wir stehen in Noth und Tod zusammen, und in Noth und Tod haben wir gelernt, daß wir Ein Volk, Ein Fleisch und Blut sind. Und was kann den Prinzen unserer Dynastien Größeres begegnen, als daß sie Generale der deutschen Armeen werden? Welches Geschichtsbuch hätte je von dem Kronprinzen von Sachsen gesprochen, wenn Sachsen nicht als Glied in die nationale Gemeinschaft eingetreten wäre? Jetzt ist er der Führer einer Armee, ein sieggekrönter deutscher Feldherr geworden, und man wird von ihm noch reden, wenn längst Niemand mehr an Eure armseligen Sorgen um die Sonderprivilegien einzelner Staaten denkt. Welche Auszeichnung könnte ein würtembergischer, ein bayerscher Offizier in der engen Grenze seines Heimathslandes erwerben, die zu vergleichen wäre mit der Ehre, das eiserne Kreuz auf der Brust zu tragen? Und Ihr Minister, Beamte, Abgeordnete, so weit Ihr Talent oder Ehrgeiz habt, wie könnt Ihr zögern, den großen Schauplatz der Wirksamkeit für den deutschen Staat mit Euren kleinen, den Gesichtskreis verengenden Verhältnissen zu vertauschen? — Wahrlich es ist nicht im Sinn der süddeutschen Krieger, wenn man sie jetzt abermals von dem Norden lostrennen, sie aus der Einheit des deutschen Heers wieder herausreißen will. Man verkennt, indem man dies versucht, den mächtigen Einfluß einer gemeinsamen Kriegsgeschichte. Wir Deutschen hatten bis vor Kurzem nur eine Einheit in den höheren Schichten der Bildung, in der Wissenschaft, der Literatur, wir lasen dieselben Dichter, studirten dieselben Denker — das war zwischen Süd und Nord die ganze Gemeinschaft. Sie griff in die unteren Klassen nicht hinein, die Volksmassen blieben sich fremd, bei dem Gegensatz der Confessionen war es doppelt leicht sie zu verhetzen. Es fehlte das Band gemeinsamer volksthümlicher Erinnerungen. Denn niemals oder fast niemals von den Religionskriegen im sechzehnten Jahrhundert bis zur Schlacht bei Leipzig und bis zum Mainfeldzug hatten die Süddeutschen und Norddeutschen unter Einer Fahne gefochten. Vielmehr sie hatten die Waffen gegen einander getragen, sich im Bruderkampfe zerfleischt, die Heere verstärkt, mit denen der fremde Eroberer niederwarf was in Deutschland noch feststand. Nur die Bewohner Norddeutschlands — die Hessen, Hannoveraner, Preußen verband die alte Volkstradition aus dem siebenjährigen Krieg und der großen Erhebung wider Frankreich. Jetzt endlich ist uns das Heil widerfahren, daß die Bauernsöhne aus den bayerschen Alpen und dem Schwarzwald, aus Pommern und der Mark das gleiche Bild großer Fährlichkeiten und Siege heimtragen, heimtragen das Gefühl, daß sie einander herausgehauen, für einander geblutet, ihre Verwundeten gemeinsam gepflegt, ihre Todten gemeinsam beweint haben. Niemals mehr wird es der Bosheit der Parteien gelingen, in das süddeutsche Volksgemüth von dem Preußen ein albernes Zerrbild zu pflanzen, den Haß und den Abscheu gegen die Verbindung mit dem Norden zu wecken. Ob in Würtemberg das Volk die Energie haben würde, noch einmal wie 1849 seine Regierung in den deutschen Bundesstaat hineinzuzwingen, das wissen wir nicht, aber die goldenen Tage Karl Mayer's sind wohl für immer vorüber, und die

Täuschung der nationalen Erwartungen würde inskünftige die würtembergische Regierung in eine keineswegs beneidenswerthe Lage versetzen.

Die geistigen Vorbedingungen, um die Bevölkerung von Süd und Nord zu Einem Staatswesen zusammenzufassen, sind durch die gewaltigen Ereignisse der letzten Monate gegeben. Die Verhetzung hat ihre Kraft verloren, der Haß ist verstummt, tausend warme Beglückwünschungen und Danksagungen sind von dem einen Ende Deutschlands zum andern geflogen; ein gemeinschaftlicher Schatz der herrlichsten Gedenktage, der gehobensten Freude, des heiligsten Schmerzes ist erworben, — der kostbarste Schatz, den ein Volk besitzen kann. Wie jeder Einzelne von uns die Begeisterung seines Jünglingsalters, das Glück seiner Brautzeit im Gedächtniß trägt, so wird die Nation diesen höchsten und reinsten Moment ihres Lebens treu bewahren. Der Moment wird vorübergehen, aber nicht seine Wirkungen. Wer heute das alte Spiel particularistischer Absonderung wieder anfängt, der möchte doch zuletzt die Erfahrung machen, daß der Boden im Volk nicht mehr so günstig dafür ist als früher.

Ebenso wichtig als diese neugewonnene sittliche Grundlage der Einheit ist die Thatsache, daß mehr als drei Viertheile von Deutschland auch die äußere Form der Einheit schon besitzen. Wir stehen nicht vor dem Chaos wie 1848, wir haben nicht von neuem die Fundamente zu legen, wie 1866; das Gebäude des deutschen Bundesstaats steht da, und ist in den vier Jahren, seitdem es errichtet wurde, fleißig erweitert und ausgebaut; es ist durchaus fähig, auch eine etwas größere Zahl von Bewohnern aufzunehmen, als heute bereits in ihm Platz und Behagen gefunden haben; so daß Jedermann, der sich weigert in ihn einzuziehen, in den dringendsten Verdacht geräth, daß nicht die Gestalt dieses Bundesstaats, sondern der Bundesstaat überhaupt ihm zuwider ist. Wer mit einiger Besinnung die moderne Geschichte verfolgt, der wird Gott danken, daß wir endlich über das Stadium der constituirenden Versammlungen, der systematischen Verfassungsberathungen, der Parlamente, die von vorn anfangen, hinausgekommen sind. Die Völker, welche sich am fruchtbarsten in diesen Dingen zeigen, sind bekanntlich am unfähigsten, irgend etwas Haltbares zu schaffen. Frankreich beruft zum October — wir können im Augenblick nicht ausrechnen, die wievielste Constituante. Es constituirte sich von 1789 bis 1870, genoß alle Paar Jahr oder mindestens alle 15 bis 18 Jahr das Glück, sich eine nagelneue Verfassung zurecht zu machen, und proklamirte zu Dutzenden von Malen die Grundsätze der Freiheit und Gleichheit und alle denkbaren Menschenrechte. Aber keine der verschiedenen Phasen der Republik, des Kaiserreichs, des legitimen oder illegitimen Königthums, keine von all den systematischen Verfassungen schlug feste Wurzeln, es wurde niemals eine Grundlage gewonnen, auf der nun die eigentliche politische Arbeit, die Entwicklung der Freiheit in den einzelnen Institutionen, im Detail der Verwaltung und Gesetzgebung hätte beginnen können. Nächst Frankreich war Oesterreich am meisten mit vereinbarenden Parlamenten, Diplomen, Grundgesetzen, revidirten und unrevidirten Verfassungen gesegnet. Aber wie in Frankreich all diese Mittel nicht zur Freiheit führten, so führten sie in Oesterreich nicht zur Einheit. Nur derjenige Theil der österreichischen Ländermasse consolidirte sich, der nicht von vorn anfing, der eine politische

Geschichte hatte und sie ehrte, der den Faden seiner bisherigen Entwicklung mit Zähigkeit festhielt und alles Neue an ihn anknüpfte. Auch wir haben einen solchen Faden. In wunderbarer Folgerichtigkeit führt uns die deutsche Geschichte von der Zeit des großen Kurfürsten bis zu den Tagen des König Wilhelm, von der ältesten Schöpfung staatsbildender Energie, welche Ostpreußen und die Herzogthümer am Rhein mit Brandenburg, Magdeburg und Pommern verknüpfte, bis zu der neuesten Schöpfung, welche die Lücken zwischen den preußischen Gebieten ausfüllte und ganz Norddeutschland zu einem Bundesstaat verband. Die Einrichtungen dieses Bundes sind freilich erst vier Jahr alt, sie enthalten nur die nothdürftigsten Grundzüge der Einheit, nur den engbemessensten Kreis einer die Freiheit und Wohlfahrt fördernden gesetzgeberischen Competenz, sie müssen von Jahr zu Jahr entwickelt, gekräftigt werden. Aber in keinem Zeitraum unserer Geschichte hat Deutschland auch nur annähernd so glänzende wirthschaftliche, rechtliche, politische Fortschritte gemacht, als unter und mit jenen Einrichtungen in den jüngsten vier Jahren. Was der norddeutschen Bundesverfassung an voller Ausbildung der Centralgewalt, an constitutioneller Systematik, an Grund- und Freiheitsrechten für die Bevölkerung der Einzelstaaten fehlt, das liegt an dem Particularismus dieser Einzelstaaten, den man schonen mußte und den man am wenigsten in dem Augenblick scharf angreifen kann, wo es sich darum handelt, einige der größesten, bisher selbständigen Einzelstaaten in den Bund aufzunehmen.

Die unendliche Mehrheit der Norddeutschen ist denn auch gar nicht im Zweifel darüber, daß man das bewährte Gut der norddeutschen Bundesverfassung nicht aufgeben dürfe gegen das erträumte Gut einer idealen Reichsverfassung, die in einem allgemeinen deutschen Parlament mit den Regierungen erst vereinbart werden soll. Diese Träume der Berliner Fortschrittspartei hat ein Parteigenosse derselben, der Abgeordnete v. Kirchmann, so scharf beleuchtet, daß wir Anderen uns die Kritik sparen können. Wunderbar ist, wie gänzlich die Partei die Beschaffenheit der Faktoren außer Acht läßt, mit denen sie ihre Ideale erreichen will. Mit einem Bundesrath, in welchem die Bevollmächtigten Bayerns sitzen, will sie die Rechte der Einzelstaaten über das jetzige Maß beschränken, unter Anderem den Bundesrath von der Verwaltung der Bundesangelegenheiten ausschließen. Mit einem Reichstag, in welchem die bayerschen Ultramontanen den demokratischen Zuwachs aus dem Süden weit aufwiegen werden, will sie die Schule von der Kirche befreien, die Civilehe einführen, die indirecten Bundessteuern in directe verwandeln u. s. w. Das heißt doch, Feldzugspläne machen ohne irgend eine Rücksicht auf die Streitkräfte, die man besitzt. Und nun gar die „Mitentscheidung über Krieg und Frieden," die dem Parlament noch über sein Budget- und Anleiherecht und über seinen großen moralischen Einfluß hinaus formell gesichert werden soll! Mit diesem Recht in der Hand würde das preußische Abgeordnetenhaus 1864 die Erwerbung Schleswig-Holsteins und 1866 den Krieg gegen Oesterreich vereitelt haben. Meint man wirklich, daß diese Erfahrungen das deutsche Volk lüstern gemacht haben nach der Ausübung von Befugnissen, die der Natur der Sache nach in Einer Hand liegen müssen? Ahnt man gar nicht, wie stark die Monarchie gerade jetzt durch ihre Leistungen

geworden ist? Ein König, von Natur einer der friedfertigsten Monarchen, führt, unterstützt durch geniale Staatsmänner und Generale, für die höchsten nationalen Ziele die glänzendsten Kriege, welche die Welt je gesehen hat. Er entschließt sich zu dem letzten Krieg, gezwungen durch den Uebermuth der Feinde, unter dem unermeßlichen Jubel der Nation. Der 73jährige Greis unterzieht sich mit der strengsten Pflichttreue den Strapazen und Gefahren des Feldzugs, er wird der populärste deutsche Fürst, der jemals seit dem alten Fritzen gelebt hat; er wird der glücklichste, der gefeiertste von allen ohne Ausnahme, die jemals gelebt haben. Und diesen Fürsten und diesen Zeitpunkt sucht man sich aus, um ein „Mitentscheidungsrecht über Krieg und Frieden" zu erobern? Welche Selbsttäuschung!

Die Lust, von vorn anzufangen, das geschichtlich Gewordene wegzuwerfen, in einer einzigen Parlamentssession alle denkbare Freiheit und Gleichheit urkundlich festzustellen, ist nicht entfernt ein deutscher Gedanke; es ist vielmehr eine der vielen französischen Oberflächlichkeiten, die aus dem phrasenhaften Pariser Kammerwesen zu uns herübergedrungen sind. Wunderbar ist nur, daß dieser französische Doctrinarismus sich auch unserer Conservativen bemächtigt, die sich doch sonst immer für das organische Wachsen und gegen das mechanische Machen ereifern. Auch bei ihnen zeigt sich die Neigung zu einer Generalrevision der Bundesverfassung, nur daß sich ihre Wünsche nicht gerade auf Grundrechte und auf Erweiterung parlamentarischer Befugnisse richten. Aber es scheint, daß sie das Reichstagsgebäude gern durch einen Oberstock krönen möchten, in welchem die Gesinnungen der 90 Alten und Befestigten Raum finden könnten. Es drückt sie das Gefühl, daß das Herrenhaus immer mehr in den dunklen Hintergrund der Geschichte zurücktritt. Ein Reichsherrenhaus würde aber eine so vollständige Verschiebung aller Organe der jetzigen Bundesverfassung bedingen, daß man besser thäte, sich mit der Demokratie zur Vereinbarung einer ganz neuen Verfassung zu verbünden. Nicht alle conservativen Schattirungen denken übrigens an eine Nachahmung der politischen Schöpfung des seligen Professor Stahl. Auch ein so nationalgesinnter und freidenkender Mann, wie Graf Münster, empfiehlt in seiner neuesten Broschüre die Bildung eines Oberhauses, das er sich aus den hohenzollerschen Prinzen, den Reichsfürsten oder ihren ältesten Söhnen, den Chefs der mediatisirten Familien, aus einer noch näher zu bestimmenden Zahl der erblichen Mitglieder des Herrenhauses und vielleicht auch aus einzelnen auf Lebenszeit ernannten Capacitäten zusammengesetzt denkt. Graf Münster fordert, daß das „föderative" Element, welches in die norddeutsche Verfassung aus dem Frankfurter Bundestag herübergekommen ist, beseitigt, die monarchische Einheit des deutschen Königthums hergestellt, und den Erwählten des allgemeinen Stimmrechts eine Pairskammer zur Seite gesetzt werde. Wir streiten nicht gegen die theoretische Berechtigung dieser Ideen, aber der Stoff, mit dem wir zu arbeiten haben, scheint uns für ihre Ausprägung vorerst noch nicht geeignet. Eine solche Verfassung setzt eine weit ernstere Mediatisirung voraus, als wir sie jetzt gegen unsere Kriegsverbündeten durchsetzen können. Nun gar in München und Stuttgart will man ja nicht weniger, sondern mehr „föderatives" Element, und man würde sich den „Kaiser" der Deutschen nur unter der Bedin-

gung gefallen lassen, daß das Angebot dieses Titels von anderen reelleren Zugeständnissen befreite. Die Frage, wie das deutsche Oberhaus dermaleinst beschaffen sein soll, scheint uns jetzt noch nicht lösbar. Eine sichere Meinung darüber existirt noch gar nicht; die Einen denken an eine Fürsten- oder Pairskammer, die Anderen an ein Staaten- oder Provinzenhaus, ähnlich dem, welches die Frankfurter Reichsverfassung vorschlug. Aus dieser Unsicherheit ziehen wir den Schluß, daß ein Bedürfniß nach der Neuerung noch nicht hervorgetreten ist, denn mit dem Bedürfniß würde sich auch eine festere Ansicht über die rechte Form finden. Wir stecken noch in Uebergangszuständen, welche jeder Organisation nach staatsrechtlichen Systemen oder nach dem Beispiel anderer Staaten und Bundesstaaten widerstreben.

Der Zutritt der Südstaaten wirft uns in der inneren Entwicklung des nationalen Staats zurück. Es wäre eine merkwürdige Verkennung des stark ausgeprägten Sonderbewußtseins in Bayern und Würtemberg, wenn man meinen wollte, wir könnten diese Staaten aufnehmen und gleichzeitig eine mehr einheitliche oder mehr freiheitliche Reichsverfassung erlangen. Das Eine schließt das Andere aus; auch die demokratische Erweiterung der Parlamentsbefugnisse, die Feststellung von Grundsätzen über Justiz, Verwaltung, Gemeindefreiheit u. s. w. sind ja eben so viel Eingriffe in die Selbständigkeit der Einzelstaaten. Die Behauptung, daß die norddeutsche Bundesverfassung den Südstaaten nicht liberal genug sei, war stets nur ein Schlagwort für die politischen Kinder. Seitdem der Zutritt des Südens von dessen Ministern und Parteiführern auch nur oberflächlich in's Auge gefaßt ist, hört man kein Wort mehr von der Unfreiheit des Nordbundes, wohl aber mancherlei von gewissen Ausnahmen und Privilegien, die mit liberalen oder gar demokratischen Idealen nicht das Mindeste zu thun haben. Wir wollen diese Stockung unsers innern Fortschritts ertragen, um des bedeutenden Zieles willen, daß der Bundesstaat endlich seinen natürlichen Umfang gewinnt, daß nicht mehr ein Theil der Nation draußen steht, abgeschnitten von ihrer frischen und kräftigen Entwicklung, im Moment eines ruchlosen feindlichen Angriffs sich überlegend, ob auch wohl der casus foederis gegeben sei. Wir wollen dieses Denkmal einer traurigen Vergangenheit aus der Welt schaffen und wir rechnen darauf, daß die Deutschen aus Süd und Nord, wenn sie nur erst zusammen unter einem Dache sitzen, auch bald zusammen die Interessen nationaler Einheit und Freiheit vertheidigen werden. Nur eins steht für die unendliche Mehrheit des Nordens fest, — an dem wohlerworbenen und segensreichen Bestande der Bundesverfassung kann er im Sinne des Particularismus nicht rütteln lassen. Er kann Nebensachen preisgeben, materielle Vortheile gewähren; wem aber selbst das bescheidene Maß von Einheit zu viel ist, welches der Nordbund geschaffen hat, der thut besser, für sich zu bleiben.

In Baden und in Südhessen hatte man längst den einfachen Wahlspruch: Eintritt in den norddeutschen Bund, der den Südstaaten, jedem einzelnen wie allen zugleich, durch Art. 79 der Bundesverfassung geöffnet ist. Die badische Regierung wurde nur durch die abweisende Kühle des Bundeskanzlers, die südhessische nur durch gewisse nach Westen gerichtete Hoffnungen zurückgehalten.

Jene Abweisung und diese Hoffnungen sind mit der Niederlage Frankreichs wohl beseitigt. Der deutschen Partei in Würtemberg gereicht zum Ruhm, daß sie die einzig mögliche nationale Formel frühe mit Entschiedenheit aussprach. Sie wollte lieber eine kleine Partei mit klarem und bestimmtem Programm, als eine große Partei mit unklarem und verwaschenem Programm sein. Sie sagte nicht blos der ausschweifenden Phantasie eines Südbundes, der mit dem Nordbund zu einem dritten weiteren Bund sich vereinigen sollte, sondern auch dem trüben Gedanken einer allmählichen Erweiterung der Competenz des Zollparlaments sehr bald Valet, und es sind die Würtemberger Nationalen, die heute am bestimmtesten für den einfachen, raschen Anschluß an den Bund ohne Vorberathungen, Bedingungen u. s. w. eintreten. Am Stuttgarter Hofe ist man freilich weniger entschlossen, man schwankt zwischen der Angst vor der Isolirung und dem Wunsch, möglichst viel Souveränetät zu retten. Die braven Pariser Republikaner haben uns auch hier geholfen. Die stille Allianz der würtembergischen Regierung mit den Rothen vom Beobachter war schon früher aufgegeben, weil man sah, daß ihre Frucht die Unterwühlung des Landes, die Untergrabung jeder staatlichen Autorität sei. Jetzt wo sich in der Nachbarschaft neben der schweizerischen noch die französische Republik etablirt hat, wird man die Allianz noch weniger erneuern wollen. Man ist auf den intelligenten Mittelstand und die Armee angewiesen, und beide sind national. Wie es scheint, sehen die Klügsten unter den bisherigen particularistischen Ministern ein, daß sie mit anderem Fahrwind segeln müssen. Sie werden sich vorläufig an Bayern anlehnen und die Zugeständnisse, die man dem größeren Staate macht, auch für sich zu erlangen suchen. Ob sie auch ohne Bayern dem Bunde beitreten, darüber wagen wir nicht zu urtheilen.

Würtemberg hat 1¾, Bayern hat 4¾ Millionen Einwohner; es ist doppelt so volkreich als das Königreich Sachsen. Die Einfügung Bayerns in den deutschen Bundesstaat hat man stets als die größte Schwierigkeit betrachtet. Es war die Würdigung des territorialen Gewichts dieses Staats, aus dem im Frühjahr 1866 die Bismarck'schen Anerbietungen hervorgingen, wonach Bayern die militärische Führung im Süden und eine ähnliche politische Stellung erhalten sollte, wie Preußen im Norden. Zum Glück für die Zukunft Deutschlands lehnte die Münchener Regierung diese glänzenden Vorschläge ab, und der Verlauf des Kriegs machte sie für immer unmöglich. Denn statt der 19 Millionen Preußen, die den Kampf gegen Oesterreich und die Mittelstaaten erst noch zu bestehen hatten, standen nunmehr 30 Mill. Deutsche den 4¾ Mill. Bayern gegenüber. Das Verhältniß der Kräfte hatte sich völlig verändert, Bayern war im Vergleich zum Nordbund jetzt nicht stärker, als früher Sachsen im Vergleich zu Preußen. Diesen gewaltigen Umschwung übersehen die bayerschen „Patrioten," wenn sie uns die verstaubten Acten der Dresdener Conferenzen, den Plan eines deutschen Directoriums wieder hervorholen. Das Directorium hatte einen Sinn, als an dem deutschen Bunde zwei Großmächte und vier selbständige Königreiche Theil nahmen, aber zwei Königreiche mit zusammen 6 Mill. Bevölkerung können sich doch nicht im Ernst neben das Oberhaupt des Nordbundes stellen wollen. Der Ruhm, den die zwei tapferen bayerschen Corps an der Seite

der dreizehn und später funfzehn norddeutschen Armeecorps geerntet, hat die „Patrioten" offenbar trunken gemacht. Sie fühlen sich als eine selbständige Macht, während der flüchtigste Rückblick auf das Jahr 1866 sie erinnern müßte, was diese Selbständigkeit zu leisten vermag, wenn sie der nationalen Idee sich entgegenstellt. Indeß die „Patrioten" sind glücklicher Weise nicht identisch mit dem König, der Hauptstadt und dem Volke von Bayern.

Der König und seine Minister stehen vor der Frage, ob Bayern nach den Umwälzungen des französischen Kriegs seine bisherige isolirte Stellung festhalten kann. Sie sind vollkommen sicher, daß König Wilhelm gegen seinen mächtigsten und verdienstvollsten Kriegsverbündeten keinen Zwang ausüben wird. Wenn sie die Isolirung für vortheilhafter halten, so wird Preußen ihr freies Selbstbestimmungsrecht achten. Aber der Entschluß, für sich zu bleiben, wäre die Wiederholung des verhängnißvollen Fehlers, welchen Bayern im Frühjahr 1866 beging. Der deutsche Bundesstaat wird vor Ablauf des Jahres seine Grenzen bis zur Mosel und den Vogesen, bis zum Jura und dem Bodensee ausgedehnt haben. Er wird, da Badens Anschluß außer allem Zweifel steht, in einem breiten Gürtel den Rest von Süddeutschland umschließen. Die Rheinpfalz wird vom Hauptkörper abgeschnitten und vom Bundesland umgeben werden. Bayern allein oder Würtemberg und Bayern werden nur noch an zwei Mächte grenzen, an Deutschland und an Oesterreich. Es bleibt ihnen nur die Wahl, sich an die eine oder die andere anzulehnen, oder haltlos zwischen beiden in der Luft zu schweben. Jede andere politische Combination ist unmöglich, seitdem Frankreich für ein Jahrzehnt ruinirt und die Haltestation am Main von uns überwunden ist. Welche Richtung will der Minister Bray einschlagen? Will er durch Vermittlung des Herrn von Schrenck in Wien Anhaltspunkte suchen und Zukunftspläne mit dem Reichskanzler schmieden, der selbst nicht mehr weiß, wie er sich und wie er Oesterreich helfen soll? Oder will er Bayern als abgeschnittenen Binnenstaat fortvegetiren lassen und warten, bis die wirthschaftliche Noth ihn zwingt, sich dem deutschen Staat auf Gnade und Ungnade zu ergeben? Besser wäre es doch, er hörte auf die verständigen Stimmen, welche dringend mahnen, den jetzigen günstigen Augenblick nicht zu versäumen, nicht zu warten, bis mit dem Jahre 1877 die Kündigung des Zollparlaments herannaht. Heute wird Bayern als Waffengenosse Preußens manches erlangen, was ihm nach sieben Jahren nimmermehr zugestanden wird. Wenn es jetzt zurückbleibt, so wird es später in eine weit straffere Verfassung eintreten müssen.

Alle nüchternen Köpfe in Norddeutschland kennen diese Lage genau und begreifen daher sehr wohl, warum Graf Bismarck durchaus nicht mit Vorschlägen drängt, sondern die Anträge Bayerns in Ruhe erwartet. Seine Stellung wird mit jedem Tage besser, die der bayerschen Regierung kann nur schlechter werden. Heute wird das bayersche Ministerium noch ein ganzes Register von „Bedingungen" aufstellen, ohne deren Erfüllung es in den norddeutschen Bund nicht eintreten könne. Da wir uns aber nicht vorstellen können, daß Graf Bismarck den Inhalt des deutschen Bundesstaats für den äußeren Umfang preisgiebt, so wird im Verlauf der Verhandlungen das Register wohl kleiner werden. Wenn die Bayern uns sagen: wir können die sechs

Millionen Gulden unserer Malzsteuer nicht entbehren, so wundern wir uns etwas über diese Bedürftigkeit des wohlhabenden und gut gestellten Landes, indeß wir sind es seit langem gewohnt, für große nationale Zwecke materielle Opfer zu bringen. Wenn sie weiter die Verwaltung des Post- und Telegraphenwesens auf ihrem abgerundeten Territorium behalten wollen, so ist das zwar schon die zweite Bresche in die einheitlichen Institutionen des Bundes, indessen wir können zugestehen, daß auch diese Ausnahmebestimmung nicht den Kern des Bundes trifft. Will man aber auch an die nothdürftige militärische und diplomatische Einheit die Hand legen, findet man einen Bund, welcher dem Königreich Sachsen einen eigenen Kriegsminister, eine besondere Militärverwaltung, welcher jedem Einzelstaat das Gesandtschaftsrecht läßt, noch immer zu unitarisch, dann verzweifeln wir an dem Ausgleich.

Die norddeutsche Bundesverfassung zählt im Art. 4 die Gegenstände auf, welche zur Wohlfahrt des deutschen Volkes gemeinsam geregelt werden sollen. Der Kreis ist so eng gezogen, es ist so Manches davon ausgeschlossen, was schon aus Gründen des sachlichen Zusammenhangs in ihn hineingehört, daß die Verfassung gar nicht zu ertragen wäre, wenn nicht der Art. 78 gestattete, unter Zustimmung von Zweidrittheilen des Bundesraths die Zahl der Bundesangelegenheiten zu erweitern, die Organe der Bundesthätigkeit zu vervollkommnen. Auf diese Perfectibilität der Verfassung können wir weder verzichten, noch können wir sie uns erschweren lassen.

Der norddeutsche Bundesrath ist nach dem bedenklichen Vorbild des Plenums im Frankfurter Bundestag construirt. Preußen mit 24 Millionen führt darin 17, die übrigen Staaten mit zusammen 6 Millionen führen 23 Stimmen. In der Eschenheimer Gasse durfte niemals die Minorität majorisirt, wohl aber durfte die Majorität minorisirt werden, und der Geist der Eschenheimer Gasse geht noch heute in den Cabinetten der Mittel- und Kleinstaaten um. Jenes Verhältniß von 17 zu 23 ist nur erträglich gewesen, weil die kleineren Bundesglieder der Politik des Präsidiums nicht dauernden Widerstand leisten konnten. Wenn aber an die Seite von Sachsen und Mecklenburg noch zwei Königreiche und zwei Großherzogthümer treten, so wird die Frage der Stimmenvertheilung sehr viel ernster. Preußen kann nicht wie im Zollbundesrath mit 17 Stimmen 41 Stimmen gegenüberstehen; es kann nicht, während es Zweidrittheile der Nation repräsentirt, sich durch eine Coalition der Mittel- und Kleinstaaten majorisiren lassen, die zusammen nur ein Drittheil repräsentiren. Wer solche Ansprüche erhebt, der verletzt nicht den Staat Preußen, sondern er verletzt das deutsche Volk; er verlangt, daß die außerordentliche Mehrheit dieses Volks durch eine Minderheit desselben unter der Firma eines oder einzelner Particularstaaten gehemmt, gestört und brachgelegt werden könne. Man darf aus der mäßigen Widerstandskraft, welche der Bundesrath unter den bisherigen Verhältnissen zeigte, durchaus nicht auf die Zukunft schließen, man darf sich nicht leichtsinnig dabei beruhigen, daß die moralische Macht des Parlaments die Regierungen schon vorwärts auf dem Wege der Einheit treiben werde. Auch im Parlament werden die Gegensätze tiefer, die particularistischen Strömungen mächtiger werden, und sie werden in den süddeutschen Kammern meistens bereite Unterstützung

finden. Wir stehen hier vor dem Punkt, wo die Verfassung auch einmal zu Gunsten Preußens revidirt werden muß. Zum mindesten muß seine Stimmenzahl um so viel erhöht werden, daß das Verhältniß von 17 zu 23 auch in dem erweiterten Bundesrath bestehen bleibt. Die 24 Millionen Preußen sind gern bereit, den „föderativen" Neigungen ihrer Bundesgenossen jedes billige Zugeständniß zu machen, aber man sei auch so billig, den 24 Millionen wenigstens annähernd so viel Stimmrecht zu geben, als die 14 Millionen ausüben sollen. —

Die große Mission, die zerrissenen Glieder des deutschen Reichs wieder zu sammeln, hat dem Staate Preußen von jeher die härtesten Anstrengungen, seinen Unterthanen die gewaltigsten Lasten auferlegt. Jeder Schritt vorwärts wurde bezahlt mit dem Blut und den Steuern des Landes; zum Schutz des gemeinsamen Vaterlandes mußte Preußen die Lücken in den dürftigen Leistungen der anderen Staaten ausfüllen; um Deutschland wirthschaftlich zu einigen, mußte es Präcipua geben, um die norddeutsche Wehrkraft zusammenzufassen, den Kleinstaaten Erleichterungen gewähren. Ueber all diese besonderen Lasten und Opfer hat man in Preußen niemals geklagt; man hat sich mit der Ehre begnügt und den Particularismus durch freigebiges Entgegenkommen entwaffnet. Auch jetzt klagen wir nicht, fordern weder Privilegien noch Präcipua, sondern nur das nothwendige Maß von Rücksicht auf die Bevölkerungsverhältnisse und die reale Macht der einzelnen Bundesglieder. Der Nordbund ist heute die stärkste Macht Europas; militärisch genommen bedarf er des Südens nicht, während dieser seiner bedarf; seine innere Verfassung würde sich ohne den Süden rascher zur festen Einheit gestalten. Es ist also nicht das Streben nach eigener Verstärkung, es ist nicht einmal die Hoffnung auf Verbesserung unserer Institutionen, die uns treibt, dem Süden die Hand zu reichen. Es ist der nationale Naturtrieb, es ist die Idee des gemeinsamen Vaterlandes. Wir sind im Norden bereit, dafür abermals manches Opfer zu bringen, nur dürfen die Opfer nicht der Art sein, daß sie den nationalen Zweck selbst schädigen. Wenn wir das Einheitswerk, welches seit vier Jahren geschaffen wurde, wieder auflösen oder auch nur lockern ließen, so würden wir am Schluß des ruhmvollsten deutschen Krieges nicht vorwärts sondern rückwärts gekommen sein.

W.

Notizen.

Gleichzeitig mit dem Septemberheft unserer Zeitschrift erschienen mehrere, auf die große Zeitfrage bezügliche Schriften, deren Anzeige vier Wochen später, nachdem sie sich ihren Weg in's Publicum gebahnt haben, fast ohne Zweck ist. Wir rechnen dahin Ad. Wagner's „Elsaß und Lothringen," eine kernige, von kräftigem deutschen Sinn geleitete, an werthvollem statistischen Material reiche Erörterung unseres Verhältnisses zu Frankreich und der Gründe, welche Deutschland zwingen, die ihm entrissenen Grenzlande zurückzufordern. Bei der Lectüre der Schrift ist uns nur der Wunsch übrig geblieben, daß Wagner in seinen Urtheilen über die Existenzberechtigung der „neutralen Zwischenstaaten" etwas sanfter hätte verfahren mögen, da das mißgünstige Ausland schon hinreichend geneigt ist, uns des Chauvinis-

mus zu verdächtigen. — Völlig mit den Gedanken unserer Zeitschrift deckt sich die Broschüre von W. Maurenbrecher, „Elsaß eine deutsche Provinz;" der Verf. hat im Norden zu den Ersten gehört, welche entschlossen den Satz aussprachen: „Elsaß und Deutschlothringen muß eine preußische Provinz werden," und er hat sich auch später durch die diplomatische Erfindung des deutschen „Vorlandes," die ja provisorisch ihren Werth haben mag, nicht irre machen lassen. — Die schon neulich von uns in Erinnerung gebrachte Schrift von Adolph Schmidt: „Elsaß und Lothringen, Nachweis, wie diese Provinzen dem deutschen Reiche verloren gingen, ist inzwischen in zweiter und dritter Auflage erschienen. In ihrer ältesten Gestalt stammt sie aus dem Jahr 1859, wo Adolph Schmidt in wackerem Muthe bereits an die „natürlichen Grenzen" Deutschlands mahnte; in ihrer jüngsten Gestalt ist sie durch einen Abschnitt bereichert, welcher die Geschichte der Frage bis zum zweiten Pariser Frieden verfolgt. — Fein und geschickt behandelt eine bei J. Springer erschienene anonyme Broschüre (Die bundesstaatliche Einigung Süd- und Norddeutschlands unter Preußens Führung) das Verhältniß des geeinten Deutschland zu den europäischen Mächten und weiß überall die Seiten aufzufinden, von denen aus keine dieser Mächte in der Erweiterung des Nordbundes eine Verletzung ihrer Interessen und eine Bedrohung des Friedens finden kann.

Ein Unternehmen ganz eigener Art, verschieden in Zweck, Form und Inhalt von den politischen Broschüren des Tages, ist ein Büchlein von H. Baumgarten, das den Titel führt: Wie wir ein Volk geworden sind. Es ist eine, im populären Ton gehaltene, feine und sinnreiche Darstellung der deutschen Geschichte seit den letzten zwei Jahrhunderten, die besonders für süddeutsche Leser bestimmt ist. Sie will „in diesen großen Tagen nach dem Grunde so wundervoller Erscheinungen suchen, um sie recht in ihrem Kern zu erfassen und ihre Bedeutung ganz zu erkennen." Sie klagt, — indem sie wohl vorzugsweise die süddeutsche Bevölkerung im Auge hat — daß uns Deutschen das eigene Loos zugefallen sei, in den verschiedensten Wissenszweigen das unterrichtetste Volk zu sein, von unserer eigenen Vergangenheit aber weniger zu wissen, als Franzosen, Engländer und vielleicht noch andere Völker. Was bedeutete für die Deutschen außerhalb Preußens bisher der große Kurfürst von Brandenburg? Und doch war er es, der den Grund zum neuen Deutschland legte. Wie Viele wissen es noch, daß kaum der vierte Theil von Deutschland sich 1813 zum glorreichen Freiheitskrieg gegen Napoleon I. erhob? Die mythenbildende Volksmeinung hat aus dieser Erhebung später eine gemeinsame That der deutschen Stämme gemacht, der Stämme, die bis zur Schlacht bei Leipzig meist unter französischen Fahnen fochten. Mit schonender, milder, überall die Versöhnung bietender Hand deckt Baumgarten die wirkliche deutsche Geschichte auf, wie sie bisher nur in der Wissenschaft, nicht in dem allgemeinen Bewußtsein festgestellt ist. „Indem wir jetzt aus nationaler Ohnmacht mit raschem, sicherem Schritt auf den Vordergrund der Weltbühne treten, ernten wir Alle, was die Hohenzollern seit den Tagen des großen Kurfürsten in harter Arbeit, unzählige Male von unserer Gleichgültigkeit, fast eben so oft von unserem kurzsichtigen Widerstreben gehemmt, auf preußischem Boden gezogen haben." Es ist das Verständniß des eigentlichen Kernes der neueren deutschen Geschichte, welches Baumgarten in weiteren Kreisen erwecken will, und in der That könnte die Einigung des Südens mit dem Norden nicht besser vorbereitet werden.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Unsere Klagen über England.

Nach Abschluß der Revolutions- und Befreiungskriege ist viel von einem dreißig-, ja, vierzigjährigen Frieden gesprochen und geschrieben worden, und selbst die utopische Schwärmerei von einer allgemeinen Friedensära schien in weiten Kreisen und Ländern Bestand zu gewinnen. Seit wenig mehr als zehn Jahren indeß kommt die ernüchterte Welt zur Ueberzeugung, in welchem eisernen, ganz besonders kriegerischen Zeitalter wir leben. Das Eisen, das heute wie nie zuvor den Segnungen des Friedens zu dienen bestimmt scheint und namentlich alle Entfernungen überbrücken hilft, zieht noch eben so mächtig wie in den allerfrühsten Zeiten den Mann an und schafft blutiger als je in den Geschicken der Völker und der Reiche die gewaltigsten Wechsel.

Die Pflicht der Selbsterhaltung, der geschichtlichen Bestimmung und der nationalen Ehre hat nun unser Vaterland vor allen anderen im Laufe weniger Jahre wiederholt genöthigt, den Pflug und die Spindel mit dem Schwerte zu vertauschen. An den Schanzen von Düppel und am Alsensund galt es, den preußischen Waffen endlich Respect zu verschaffen; auf den böhmischen Walstätten und am Main wurde mit Oesterreich und den Widersachern innerer Einigung die allzu langmüthig hinausgeschobene Abrechnung getroffen. Der furchtbare Kampf, der zu Anfang dieses Sommers von der französischen Nation und ihren Machthabern in blindester Frechheit vom Zaun gebrochen wurde, den wir aber mit Gottes Hilfe trotz den furchtbarsten Opfern ungebeugt und siegreich zu bestehen verhoffen, betrifft zwar auch die höchsten nationalen Güter, vorzüglich das unbehelligte Schalten der Deutschen im eigenen Hause; er ragt aber, da wir zum ersten Mal einer obersten Führung und einem einzigen Willen vertrauensvoll folgen, so wenig auch bisher andere Staaten zu interveniren wagen durften, weit in die internationale Sphäre hinüber. Die beiden Mächte konnten sich allein mit einander messen; aber da auf der einen Seite Wahrheit und Gerechtigkeit beisammen stehen, auf der anderen List und Lüge, vor denen die Welt unglaubliche Nachsicht geübt, offenbar geworden, so streiten unsere

deutschen Heere auch den Streit aller übrigen, sowohl derer, die von stillem Abscheu vor demselben Feinde ergriffen mit äußerster Spannung zuschauen, als auch solcher, die sich von Frankreich haben umgarnen lassen. Indeß Neid, ja, Haß und Rachsucht, schlummern eben so wenig. Wir wissen mit Sicherheit, wessen wir uns von diesem oder jenem Nachbarn zu versehen haben. Insbesondere ist das deutsche Volksgemüth jüngst durch die Haltung Englands stark verletzt worden, indem es, wenn auch nicht auf Unterstützung, so doch auf wohlwollende Neutralität rechnen zu dürfen, statt dessen aber auf Mißgunst, und selbst auf französische Sympathien zu stoßen glaubte. In wie weit sind die so laut erhobenen Beschwerden zutreffend? Woher entspringen sie? Was sind gar die historischen Ursachen, die im Laufe eines halben Jahrhunderts allem Anschein nach den gefürchteten Dreizack Britannias in eine harmlose Forke verwandelt haben? Aus der Folge der erklärenden Thatsachen allein wird man auch über den Beschuldigten billiger urtheilen können, und wird der Deutsche, der stolz sein darf, seine Sache endlich einmal ohne das Zwischenreden anderer auszutragen, die Ueberzeugung gewinnen, daß die alte stammverwandte Nation, wenn auch vielfach umgewandelt und selbst zurückgeschritten, wesentlich dieselbe geblieben ist.

Wer weiß nicht, wie lange und wie oft gerade England für die Freiheit des Welttheils gegen übermüthige Aggression männlich eingetreten ist. Immer wieder wurde Europa von demselben Feinde bedroht, immer wieder sammelte das tapfere Inselreich Genossen, ihm Widerstand zu bieten. Sie standen einst in buntem Kreise um Wilhelm III., als dieser Hort der Gewissensfreiheit der Einzelnen und der Unabhängigkeit der Staaten der Herrschgier Ludwig's XIV. die ersten Schranken zog. Als späterhin Frankreich und Oesterreich in unreinem Bunde der Welt ihre Gebote vorschreiben wollten, war es der ältere Pitt, der königliche Mann, welcher Hand in Hand mit dem großen Friedrich sich entgegenwarf und zugleich der Heimath in beiden Hemisphären Macht und Ruhm in's Unermeßliche steigerte. Und wieder gegen Republik und Empire, als sie Throne stürzten und Völkerfreiheit brachen, rang bis zum letzten Athemzuge ungebrochen William Pitt der Sohn. Großbritannien beharrte in seiner Bahn, bis die Mächte des Ostens sich aus unseliger Spaltung herbeifanden, damit sie gemeinsam dem furchtbaren Eroberer ein Ende bereiteten und dem Welttheil den lang entbehrten Frieden zurückgäben. Groß, gefürchtet, bewunderungswürdig erschien dieses Reich allen Zeitgenossen. Mit seinen Flotten, seinem Handel, seinen Colonien beherrschte es den Ocean. Wer hätte es nicht um seine Verfassung, um die hohe Achtung vor Gesetz und Glauben beneidet, die das dortige Leben beseelten.

Und doch traten nach Abschluß des Weltkriegs die lange verhaltenen Keime tief liegender Schäden, das Bedürfniß allseitiger Regeneration, welche das Zeitalter von allen, auch den Mächtigsten beanspruchte, sofort zu Tage. England, das wesentlich mit Hilfe eines Systems von Coalitionen seine Weltstellung errungen und darüber durch Aufwand riesiger Mittel eine öffentliche Schuld von unerhörter Dimension contrahirt hatte, glaubte in seinem starken Egoismus hinfort nicht nur von dem restaurirten Europa als Zins für so gewaltige Auslagen dauernden Vortheil ziehen, sondern wie so oft in seiner tausendjährigen Geschichte sich im Vertrauen auf seine insulare Stellung nach Gutdünken der Theilnahme an den continentalen Händeln entschlagen zu dürfen. Mit dem Czaren in Großmuth wetteifernd, war es in europäischen Verträgen für die territoriale Integrität Frankreichs eingestanden, zweimal taub gegen die gerechten Ansprüche, welche Deutschland, namentlich Preußen, wegen der eigenen Sicherheit wie zum Heile Europas erhob. Wer erinnert sich heute nicht, daß es auf Betrieb des Herzogs von Wellington vornehmlich die englischen Staatsmänner waren, deren Kurzsichtigkeit, abgesehen von einer winzigen Regulirung an der Saar und der Pfälzer Grenze, die Franzosen lediglich zu einer Geldbuße verurtheilte. Ihre von Ludwig XIV., von der Revolution und Napoleon, von allen darauf folgenden Regierungen gehätschelte, auf Raub abzielende Nationaleitelkeit wurde fürsorglich geschont, auf das Ehrgefühl der biederen Deutschen dagegen gar keine Rücksicht für nöthig erachtet. Und England selber wollte lange Zeit den Schaden nicht erkennen, den es dadurch nicht minder der eigenen Machtstellung zugefügt hatte. Während es die unhaltbare Reaction durch die unverbesserlichen Bourbonen auf dem französischen Throne gut hieß und argwöhnisch sein Auge auf die Vereinigten Staaten im Westen, auf Rußland im Osten heftete, enthielt es sich wohl vorsichtig der Congreßpolitik, durch welche die absolutistischen Mächte vergeblich den Agonien der Völker vorzubauen suchten, und sprang dann unerwartet wieder, von hochherzigen Impulsen getrieben, den letzteren bei. Allein indem muthige Staatsmänner den in West und Ost um die Freiheit Ringenden beredte Worte und selbst thatkräftigen Vorschub liehen, wich doch die nationale Politik trotz dem Hader feindlicher Parteien keinen Augenblick aus den Geleisen, die so lange nur dem eigennützigen Vortheil gedient hatten, und widersetzten sich die herrschenden Classen dem seit mehr als einem Menschenalter laut und immer lauter gewordenen Verlangen nach umfassenden Reformen in socialer, mercantiler, confessioneller und politischer Beziehung mit gewohnter Entschiedenheit. Endlich mit der Emancipation der Katholiken zumal in Irland und mit der ersten Umgestaltung des parlamentarischen Wahlrechts in demokratischer

Richtung kam der unwiderstehlich gewordene Drang zum Durchbruch. In die Bresche, welche der dem aristokratischen Selfgovernment eng verflochtenen anglikanischen Staatskirche geschlagen worden, fluthet seither zerstörend und auflösend theils ultraprotestantisch puritanischer, theils irisch ultramontaner Radicalismus über. Die alten traditionellen Factionen von Tory und Whig sind in völlige Zersetzung gerathen, die Parteirufe moderner Gruppirung: „Stillstand und Fortschritt" an ihre Stelle getreten, ohne daß die eine oder die andere Seite dem Princip, dem sie dienen will, jemals treu bleiben könnte. In Schwindel erregender Hast stürzt sich hinfort die gesetzgeberische Thätigkeit auf alle Gebiete des öffentlichen Lebens, um von den alt eingewohnten Institutionen des Rechts und der Verwaltung, von den Grundlagen in Handel und Wandel, in Glauben und Sitte kaum eine einzige unangetastet und rein erkennbar zu belassen. Nur in einem Punkt freilich bleibt sich der angeborene Genius dieser Nation unwandelbar gleich. Niemals überläßt er sich theoretischen Doctrinen und einem hoch fliegenden Schwunge der Idee, wozu andere Völker so leicht neigen, sondern schöpft unablässig aus dem nie versiegenden Born der unmittelbaren Erfahrung in Allem, was Staat und Gesellschaft angeht. Seitdem nun aber erfinderischer Sinn die unvergleichlichen Schätze des eigenen Bodens auszubeuten gelehrt, seitdem Dampf und Maschine einen kolossalen Industrialismus erzeugt haben, lag es in dieser neuen volkswirthschaftlichen Kraft selber, die alten gebundenen Grundlagen der Existenz, den Ackerbau und den Handel, zu entfesseln und mehr oder weniger in den Bereich und die Unterwürfigkeit eines einzigen allgewaltigen Betriebs zu ziehen. Indem sich England unerschrocken vor jeder Concurrenz unter Proclamation des Freihandels zum ersten producirenden Markte der Welt aufschwang und seinen Nationalwohlstand rasch in's Unermeßliche steigerte, wurden alle Classen der Gesellschaft wie der Einzelne in die Rennbahn nach materiellem Gewinn fortgerissen. Wer weiß nicht, wie darüber enormer Reichthum auf der einen Seite unter den „oberen Zehntausend," wie andererseits das Massenproletariat der Fabrikbevölkerung in's Ungeheuere gediehen ist. Gewiß begegnen wir denselben hieraus erwachsenden Problemen drohend genug auch an anderen Orten, aber so grell, so fern von jeder Lösung wie hier erscheinen sie doch nirgends. Neben Uebercultur nach oben unendliche Rohheit in den unteren Schichten, neben vollkommener Gewissensfreiheit die unerquicklichste Intoleranz der Kirchen und Secten unter einander, neben echt mittelalterlichen Resten des einst so organisch geschlossen erscheinenden Staatswesens ein Fortschreiten allgemeiner Nivellirung, die man americanisch, oder vielleicht noch besser keltisch nennen könnte, die jedoch auf die Dauer nur bei stets

gesteigerter Vollmacht der Behörde und unter dem beständigen Zurückweichen der localen und communalen Selbstverwaltung nothdürftig bestehen kann. Und in allen diesen und vielen anderen verwandten Stücken muß Tag aus Tag ein durch ungeheuere materielle, so wie durch Opfer an politischer und sittlicher Consequenz, durch erkünstelte Respectabilität, durch Beschönigung und Heuchelei hingehalten und niedergehalten werden, so daß durch den noch immer nicht völlig zerstörten Rechtssinn allein erklärt werden kann, weshalb kein allgemeiner Brand ausgebrochen ist und bisher die Formel: „Reform, aber nicht Revolution" sich thatsächlich behauptet hat.

Ist es unter solchen Umständen zu verwundern, wenn die britische Politik auch dem Auslande gegenüber im Laufe von fünfzig Jahren eine vollkommen andere geworden ist? Einst war ein frischer Lebensodem durch die Welt gegangen, als George Canning den Hellenen in ihrem Befreiungskampfe wider die Osmanen das Mitgefühl seines Volks zuzuwenden gewagt und den Uebergriffen der Continentalmächte in Spanien zum Trotz durch Anerkennung der südamericanischen Freistaaten die neue Welt in's Leben gerufen, das Gleichgewicht der alten mühevoll hergestellt hatte. Allein dieser Schwung hielt nicht lange vor, der Respect vor dem seegewaltigen, auch auswärtige Nationen schirmenden britischen Reiche begann irre zu werden, als zunächst die Tory-Regierung, zu deren ehrenvollsten Ueberlieferungen die ausdauernde Bekämpfung französischer Superiorität gehört hatte, früher als alle anderen das Beispiel für jede nachfolgende Umwälzung gebend, nicht nur das Julikönigthum in Paris, sondern auch die revolutionäre Trennung von Belgien und Holland gut hieß, und bald darauf das Reformministerium der Whigs mit den Cabinetten Louis Philipp's eine trügerische entente cordiale der Westmächte einleitete. Wie lange hat diese Politik die Augen des europäischen Publicums geblendet, das sie für liberal und entschieden heilbringend hielt, weil sie den Constitutionalismus in Belgien förderte und in den Verfassungskämpfen der Spanier, Portugiesen und Italiener dieselbe Staatsdoctrin zur herrschenden zu erheben trachtete, obwohl sie rechtlich eben so wenig dazu befugt war wie der Absolutismus zu dem Gegentheil. Wie lange hat man übersehen, daß Frankreich überall seine eigenen, den englischen oft schnurstracks entgegengesetzten Zwecke verfolgte, daß damals schon die ruhelose Interventionslust eines Staatsmannes wie Lord Palmerston, der eine barsche Sprache gegen die kleinen Staaten, aber eine um so vorsichtigere, verschlagenere gegen Weltmächte wie Rußland führte, den realen Machtmitteln sehr wenig entsprach, welche Großbritannien bei seiner Scheu, die gewaltigen Staatslasten noch zu erhöhen, und Angesichts der ungeheueren

socialen Umwandlung, für einen ernstlichen Krieg zur Verfügung gestanden hätten. Die Einmischung an allen Ecken, besonders wenn sie im Orient und in Polen russischen Intriguen begegnete, galt immer noch als eine Aeußerung uneigennütziger Kraft. Nur für wenige Jahre alsdann hatte das Ministerium Peel, die Auflösung des alten mercantilen Schutzsystems, die allgemeine Aufmerksamkeit auf wesentlich andere Materien abgelenkt und die besonders seit 1840 klaffende französische Differenz, als Thiers, in der ägyptischen Frage unterliegend, zum Rheinkrieg hetzte, durch neue Annäherung an die Julidynastie auszugleichen gesucht. Nach der Rückkehr der Whigs und ihres jocosen Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten lebten die Streitpunkte jedoch bald genug an dem Project einer spanisch-orleanistischen Doppelheirath, an dem confessionellen Bürgerkriege in der Schweiz, an dem überall in Europa hoch aufgeschütteten Zündstoff desto heftiger auf, bis im Februar 1848 der Sturz des Julithrones und der Sieg der Republik in Paris alle staatliche Ordnung des Festlandes dröhnend erschütterten.

Auch England ist damals von einer Erhebung der elementaren, aller festen gesellschaftlichen Existenz feindseligen Kräfte mehr bedroht gewesen, als gemeinhin angenommen wird. Indem es jedoch ihre ersten Zuckungen mit Erfolg niederhielt, bot es allerdings ein Bild der Ruhe und des Friedens im scharfen Gegensatze zu dem Tumult, der fast alle continentalen Staaten erfaßt hatte. Nichtsbestoweniger waren die namhaften Stimmen, die sich hierüber vernehmen ließen — wer erinnert sich nicht der berühmten Apostrophe in Macaulay's gleichzeitigem Geschichtswerke — nicht frei von einem starken Hange nach selbstgerechter Beräucherung. Man war so stolz, nicht zu sein wie die da draußen, während der Wille und nicht minder die Kraft, ihnen redlich aus dem Wirrsal empor zu helfen, sich höchst schwächlich zu erkennen gab. Und wie hätten fremde mit der Revolution ringende Staatsgewalten ernstlich Vertrauen fassen sollen zu einem Gouvernement, welches fortfuhr trotz der langsam aufkommenden Lehre, daß eine jede Nation ihr eigenes Geschick am besten selber bestimme, die Neapolitaner mit constitutionellen Theorien gegen ihren despotischen Hof aufzustacheln, den Ungarn eine freundliche Miene gegen die Wiener Reaction zu zeigen und die Forderungen des Kopenhagener Pöbels für gerechter zu erklären, als die altverbrieften Privilegien von Schleswig-Holstein. Freilich erschien England, einsam und ruhig dastehend, noch einmal in erhabener Größe, während die Völker tobten und die Throne zitterten. Es bedurfte, so meinte man wohl, kaum einer Stütze, sich anzulehnen, es war sogar berechtigt mit einer gewissen Verachtung namentlich auf Deutschland herabzublicken, als hier nach kurzem ideenreichen Auf-

brausen der Sturm und Drang um nationale Einigung kläglich zusammensank und in um so größeren particularistischen Hader auseinander brach. Und in der That, vornehmlich der in Berlin schwankende Wille, das traurige Zurückweichen des Starken, als Oesterreich, auf Rußland gestützt, in Olmütz Preußens Erniedrigung dictirte, der noch viel jämmerlichere Rückfall in die bundestägliche Misère als das den realen Verhältnissen entsprechende einzig mögliche Band der Föderation — Alles dieses mit einander vermochte bei britischen Politikern keinen Eindruck zu unseren Gunsten hervorzurufen und hat namentlich in dem verhängnißvollen Londoner Protokoll vom 8. Mai 1852, worin Preußen und Deutschland gegen Dänemark den Kürzeren zogen, seinen Ausdruck gefunden. Da inzwischen aber die Spannung mit Rußland ungeschwächt fortbestand und in Wien ein unüberwindlicher Argwohn gegen Lord Palmerston vielfache Nahrung erhielt, so blieb dem Cabinet von St. James, das doch der Allianzen auf die Dauer nie hat entrathen können, keine andere Wahl als eine solche mit dem hauptlos gewordenen Frankreich, mit einem Worte die westmächtliche Politik, die schon mehrmals aufgetaucht war, zu erneuern. Noch war der Gegensatz der beiden parlamentarischen Parteien scharf erkennbar: die Tories beriefen sich auf redliche Beobachtung der europäischen Tractate, zumal der Beschlüsse von Wien; auch die Whigs suchten diesen Grundsatz festzuhalten, aber nur soweit er ihnen zweckdienlich erschien. Für zweckdienlich aber wurde erachtet, den Aufständischen der beiden Sicilien im Frühjahr 1849 verfängliche Verheißungen, namentlich Beseitigung ihrer grausamen Dynastie, vorzuspiegeln und durch ein Geschwader von funfzehn Linienfahrern dem winzigen, insolventen Griechenland die erbärmliche Schuldforderung eines Fremden abzupressen. Um ein Haar, und der verwegene Minister, der Feuerbrand und Störenfried jeder anderen Cabinetspolitik, wäre, als ihn die Opposition zur Verantwortung ziehen wollte, der verdienten Züchtigung durch die eigene Nation verfallen. Indem ihm jedoch eine geringe Majorität hindurchhalf, durfte er das Spiel weiter fortsetzen und derselben Zweckdienlichkeit zu Liebe die hastige Anerkennung des Staatsstreichs vom 2. December 1851 vollziehen, durch welche sich Louis Napoleon meineidig gegen seine Wähler und Frankreich und den Wiener Tractaten zum Trotz zum Gewaltherrscher emporschwang. Die Unthat, welcher dieses große Reich zum Opfer fiel und deren Folgen demnächst alle übrigen Staaten kosten sollten, war von Lord Palmerston im Widerspruch mit dem constitutionellen Vorrecht der Monarchin und ohne Einverständniß mit seinen Collegen gut geheißen, so daß er dafür freilich seinen Posten einbüßte, aber nichtsdestoweniger den Anstoß zu jenem verhängnißvollen Bündnisse gegeben hatte, in welchem England theils durch

die Schwäche kurzlebiger Cabinette, vor Allem aber durch die Arglist des usurpatorischen Kaisers Napoleon beharrt hat, der in dieser Allianz den Rückhalt zu seiner die Sicherheit aller anderen Mächte bedrohenden Politik erblickte. Wie bald schlug der Zorn Englands und seines lauten Mundstücks, der Times, in das helle Gegentheil um, als dieses Reich im Schlepptau der französischen Politik den Krieg gegen den Czaren aufnahm, der sich an der Türkei vergriffen. Wer erinnert sich nicht, wie da in der Krim die kostspielige Rüstung der Briten, ihr niemals zureichendes, veraltetes Militärsystem neben den dominirenden Armeen der Franzosen zu Schanden wurde, wie jetzt allein Lord Palmerston, zum ersten Mal Premierminister, wegen seiner Thatkraft als der rechte Mann galt, das unendlich verfahrene Staatsschiff wieder in glattere Bahnen zu steuern. Von der alten Achtung bei den Nationen, von dem kriegerischen und selbst dem seemächtigen Prestige, von der selbständigen Consequenz inmitten gewaltiger Welthändel war freilich der beste Theil vollends verscherzt. Giengen auch die Wege der Großmächte nach dem Pariser Frieden von 1856 sofort mannichfach auseinander, englische Interessen und selbst englische Waffen haben in den folgenden Jahren an mehr als einer Stelle den französischen nicht nur cooperiren, sondern selbst abhängig dienen müssen. Kam auch Lord Palmerston im Februar 1858 zu Fall, vornehmlich weil er ungewöhnlich dreist die Landesgesetze behufs Verfolgung der wider das Leben Napoleon's Verschworenen abändern wollte, so nahm doch das Tory-Cabinet im nächst folgenden Jahre wieder ein rasches Ende, als die französischen Siege über Oesterreich die überwiegende Sympathie der Engländer zu Gunsten der Neugestaltung Italiens wach gerufen hatten. Es wird stets für einen der größten Erfolge der Staatskunst Napoleon's III. erklärt werden müssen, daß gerade sein trugvolles Verfahren in Italien, verbunden mit gemeinsamen Expeditionen in China, Syrien und Mexico, und bald hernach der von den Wortführern des unbehinderten Austausches der Nationen und kriegsscheuer Friedensseligkeit, von Richard Cobden und Michel Chevalier, abgeschlossene Handelsvertrag die enge Verbindung der nur durch den Canal getrennten alten Rivalen um so straffer anzuziehen vermochte. Man hat in London weder die Einverleibung Savoyens und Nizzas in das französische Imperium, noch den Ausbau einer gewaltigen Seemacht in Cherbourg und Toulon aufhalten können, sondern Beides in banger Sorge unmuthig hinnehmen müssen. Rastlose Experimente im Panzerbau und im Geschützwesen, die Errichtung einer nationalen Freiwilligenwehr galten nur der stets befürchteten Invasion — und trotz alledem blieb Frankreich der bevorzugte Alliirte!

Während seiner zweiten bis an seinen Tod reichende Administration

hat Lord Palmerston im Grunde diese Allianz als die Basis seiner auswärtigen Politik betrachtet und — die Geschichte wird später hierüber strenger urtheilen als gegenwärtig — hierdurch der Würde seiner Heimath von Stufe zu Stufe nur noch mehr vergeben. Kein Fleck der Erde, wo sich die Interessen beider Reiche irgend wie gedeckt hätten; aber überall erschienen ihre Schiffe neben einander, um Handel und Christenthum zu schirmen und eigenmächtig unter barbarischen und halbcivilisirten Völkern zu interveniren. Wo immer sich nur das kaiserliche Frankreich zu schaffen machte, da secundirte ihm die englische Seemacht. Wohl ließ sich nicht verkennen, daß sie zugleich als argwöhnische Hüterin den sehr zweifelhaften Bundesgenossen escortirte. In Mexico hat noch der schlaue Palmerston selber ihn mit Genugthuung in sein Verderben rennen lassen. Allein an zwei Punkten hat die gefährliche Anlehnung an die französische Politik der öffentlichen Ehre Englands einen besonders argen Stoß versetzt. Es ist kaum möglich, daß die britische Regierung während des nordamericanischen Bürgerkriegs ihre höchst bedenkliche Neutralität zu Gunsten der Conföderirten längere Zeit beobachtet haben, daß sie nach dem Tode des Königs Friedrich's VII. von Dänemark sich jeder activen Intervention auf Grund des Londoner Protokolls enthalten haben würde, wenn sie nicht in wesentlichen Stücken an die Willensmeinung der Tuilerien gefesselt gewesen wäre. Weder die Vereinigten Staaten noch Deutschland freilich haben sich zu beklagen, daß ein seemächtiges Reich mit seiner starken Flotte bei diesen ernsten Anlässen völlig aus dem Spiele blieb. Das Princip der Nichtintervention, in welche jetzt die Palmerston'sche Politik umgeschlagen, und dem die Preßorgane um die Wette das Wort redeten, war in Wahrheit als die Frucht des französischen Bündnisses und der Entfremdung von den anderen Mächten herangereift.

Noch viel mächtiger, viel verderblicher noch als früher wirken gegenwärtig dieselben Gründe zusammen, um diese thatenlose, unwürdige Enthaltsamkeit, gleichsam ein Ausscheiden aus der Staatenfamilie Europas, zu erzeugen. Alle achtbaren politischen Richtungen als Summe der öffentlichen Meinung perhorresciren gleichmäßig den Krieg, weil alle darauf aus sind, die Wiederkehr eines dauernden Deficits zu vermeiden und, wenn irgend möglich, einige Ziffern an der Nationalschuld abzutragen, weil das ganze Volk verdienen und ein jeder ungestört rasch reich werden möchte. Mit der vor zwei Jahren sogar von einem Tory-Cabinet durchgeführten noch größeren Nivellirung des Wahlrechts hat sich die ökonomische Doctrin der Schule von Manchester erst vollends befestigt: billig produciren, bei aller Welt nach Kräften viel und vortheilhaft absetzen, darum Verkehr ohne Schranken, Arbeit und Brot für die Fabrikbevölkerung, jedoch um

keinen Preis eine Gefährdung des Weltfriedens. Die theuere, aber doch so unerläßliche Sorge für die Vertheidigung zu Lande und zu Wasser steht bei keiner der politischen Factionen mehr so in Ehren, wie sie sollte. Alle haschen nach Popularität mittelst Ersparniß; keine einzige kommt über Pläne und Projecte hinaus. Nordamerica gilt selbst in dieser Beziehung als Muster, wo die Geld machende Classe nun einmal die allein herrschende ist und in Behandlung innerer und auswärtiger Staatsangelegenheiten längst eigenthümliche Begriffe von Ehrgefühl entwickelt hat. Nachdem einst Cobden, der Apostel dieser Lehre, für englische Regierungen vortheilhafte Handelsverträge abgeschlossen, aber auch beständig auf Abrüstung gedrungen und gegen einen jeden Krieg gewarnt hatte, sitzt heute sein Jünger und Freund, der Quäker John Bright, als Handelsminister in einem liberalen Cabinet. Längst hätte man am liebsten die Unterhaltung des kostspieligen Soldheeres fahren lassen und den Stolz von Jahrhunderten, die Kriegsflotte, auf wenige Wacht- und Schulschiffe herabgemindert, wie das in den Vereinigten Staaten zu geschehen pflegt, schmerzten nicht drei wunde Flecke sehr empfindlich an dem alt werdenden Riesenkörper: Irland, Canada und Ostindien. Im Westen und Osten hat neuerdings, wie sich jeder erinnert, zu wiederholten Malen der Aufstand gerüttelt. Als Entgeltung für so manche den südstaatlichen Conföderirten gewährte Connivenz erfreuen sich die Fenier des Beifalls und Schutzes der Yankees. Rußland trachtet über das turanische Mittelasien, über Afghanistan und Persien hinaus zugleich den Heerd britischer Handelsgröße und die ihm so lange verlegte Straße nach Constantinopel zu erreichen. Fällt der britische Pflanzstaat am Ganges oder am St. Lorenz, so ist auch an allen Orten, wo angelsächsische Ansiedler von vornherein gewohnt sind, auf die eigenen Füße zu treten, kein Halten mehr, und die Colonial- und Seemacht hat ein Ende. Dasselbe dürfte gar leicht im Mutterlande mit dem Sturze der regierenden Classen zusammentreffen, welche nur noch mit der größten Anstrengung ein wenig beneidenswerthes Vorrecht üben und bisher einen höchst bedenklichen Zustand durch alle möglichen Ausgleiche und Flickwerk jeder Art hinzuhalten bemüht gewesen sind. Daher heißt es denn ebenfalls: Arbeit und Verdienst ohne Unterlaß, aber Ruhe draußen und drinnen, sei der Preis auch noch so hoch. Der staatliche und nationale Eigennutz mag dabei vortrefflich gedeihen, die Hochachtung der Verpflichtungen gegen andere freilich mußte schwinden, seitdem grundsätzliche Treue vor dem momentanen Nutzen durchaus in den Hintergrund getreten war.

Deutschland ganz besonders hat in neuerer Zeit über sein Verhältniß zu Großbritannien bittere, aber immerhin höchst lehrreiche Erfahrungen machen müssen. Wo war die Erinnerung an wiederholte ruhmreiche

Waffenbrüderschaft lebendiger als bei uns? Populär und wissenschaftlich halten wir immerdar an dem Fortbestande der uralten Gemeinsamkeit der Bande des Bluts fest. Weder in der Intimität des Verkehrslebens noch in der verwandtschaftlichen Richtung der Confessionen sehen wir sie verkümmert. Und selbst das politische Bedürfniß kann nimmer von der alten Gegenseitigkeit lassen. Mag man von der Bedeutung dynastischer Ehen denken wie man will, mag sie in der That nicht mehr dieselbe sein wie vor Alters, die englisch-preußische Heirath hat jedenfalls noch einmal Hoffnungen wach gerufen, die trotz fortschreitender politischer Entfremdnng noch immer nicht haben erstickt werden können. Wo endlich wurde die englische Verfassung als das lebensvolle Ergebniß eines in seinen tiefsten Wurzeln germanischen Organismus treuer verehrt, wo wurden ihre Principien, um die für die eigenen Zwecke wirklich anwendbaren Elemente zu erkennen, ernstlicher studirt als bei uns?

Und doch ist der so hoch gepriesene und materiell so reich gesegnete Staat uns seit Decennien stets nur kalt und spröde begegnet. Wer möchte sagen, daß das ohne unsere Schuld geschehe? Im Gegentheil, man ist sich in Deutschland nur zu wohl bewußt, wie sehr die Zerfahrenheit und Mattherzigkeit der preußischen und überhaupt der deutschen Politik in der dunklen zunächst auf 1848 folgenden Periode dazu beigetragen hat, gleich wie an anderen Orten namentlich auch das Vertrauen Englands herabzustimmen und seine Staatsmänner in die Arme der von manchen, wie zu ihrem Lobe gesagt werden muß, wahrlich nicht begehrten französischen Allianz zu treiben. Jedermann weiß, wie verhängnißvoll in dieser Hinsicht der dänische Streit gewirkt hat, an dem die unfertige und uneinige Lage Deutschlands auch ihrestheils genug verschuldet hat. Wir haben uns nicht ausreden lassen, daß England nicht sowohl nach seiner Gewohnheit auch in diesem Falle dem Schwächeren uneigennützig seine volle Sympathie zugewandt, sondern daß es vielmehr mißgünstig habe verhindern wollen, daß Deutschland durch Lostrennung der beiden Herzogthümer aus dem dänischen Personalverbande eine stärkere maritime Position gewinne. Feindselig haben Regierung und Volk jenseits des Canals, und selbst der alte Palmerston, der in früheren Tagen doch einmal gewaltsam und nicht ohne Vortheil für uns die Sache auszutragen vorschlug, zugeschaut, ohne freilich gegen den Willen Frankreichs sich zu einer Intervention zu versteigen, als Preußens starker Arm endlich 1864 den Knoten durchhieb. Der Unwille über den Bismarck'schen Gewaltact, wie er auch in England, wohin sich selbst augustenburgsche Sympathien erstreckten, bezeichnet wurde, wirkt bis auf diesen Tag nach und kann doch nur wesentlich dazu dienen, das Schamgefühl über das eigene Unvermögen zu unterdrücken, indem die Re-

gierung weder gewillt noch im Stande war, der entscheidenden Wendung anders als mit papiernen Phrasen zu begegnen. Dem lebhaften Zartgefühl gegenüber, welches die Engländer für die im V. Artikel des Prager Friedens verheißene Grenzregulirung in Nordschleswig hegen, wäre es deutscherseits vielleicht zeitgemäß, daran zu erinnern, wie einst im Jahre 1806 Helgoland englisch geworden, das deutsche Eiland, das, als die französische Flotte in diesem Sommer thaten- und ruhmlos unsere Küsten blockirte, ihr so wenig geziemend als Windfang hat dienen dürfen.

Allerdings ist es auch dem preußischen Verfassungsconflict beizumessen, wenn die Stimmung Englands gegen Preußen hinsichtlich der an Dänemark vollzogenen Sühne fast feindlich und selbst Angesichts der ungeheueren Erfolge und Umwandlungen, welche der österreichische Krieg im Sommer 1866 hervorrief, immer noch getheilt und kühl blieb. War es doch so bequem, die Bismarck'sche Politik lediglich aus dem Gesichtspunkt der Eroberung zu verurtheilen, wie das traditionell gerade von den Briten der fridericianischen widerfuhr, und das Bedürfniß Deutschlands, durch Preußen endlich wieder zu einer Nation zu werden, blind zu verkennen. Erst allmälich sind über die kraftvolle Begründung des norddeutschen Bundes auch den Engländern die Augen aufgegangen und sie beginnen zu begreifen, daß dem mächtigen Aufschwunge nicht sowohl arbiträre Gewalt, sondern schon von langer Hand her höchst reale populäre und verfassungsmäßig wirksame Momente zu Grunde lagen. Allein auch noch ein anderer Umstand, der dynastische, wie geringfügig er auch erscheinen mag, machte sich als Hemmniß geltend. Die Ehe des Prinzen von Wales mit der reizenden Tochter König Christian's IX. wirkte geradezu politisch. Es gab wenige, die nicht für die gute Sache der dänischen Heimath ihrer Prinzessin geschwärmt hätten, ohne viel übervernünftig nach der Ursache des Streits zu forschen. Sonderbarerweise aber hatte auch der Hof bald hernach zu älteren verwandtschaftlichen Beziehungen noch neue, engere mit dem Hause Augustenburg geknüpft. Andererseits machte der Sturz des unglücklichen Königs Georg V. bei Hofe wie im Volke nur geringen Eindruck, indem beide aus guten Gründen dem Hause Cumberland keine anderen als üble Erinnerungen bewahrten. Sie stehen dauernd im Wege, daß jemals das Exil von Hietzing nach London verlegt werden könnte und daß sich Königin Victoria anders als zu Gunsten des Privatvermögens ihres Vetters verwendet hätte. Höchstens mögen sich welfische Sympathien unter den Angehörigen der Linie Cambridge regen, die durch landgräflich hessische Beziehungen nach Kopenhagen reichen und bekanntlich auch in Mecklenburg-Strelitz anklingen. Allen miteinander hält naturgemäß das kronprinzliche Paar von Preußen die Waage, so daß in diesen Stücken

am Hofe von St. James nur von vollkommener Neutralität die Rede sein kann.

Und während diese Verhältnisse nun in der Gesellschaft und in der Presse zwar zu jeder Zeit vielseitig discutirt werden, haben sie doch in den weiteren Kreisen der Nation sehr bedeutend an Interesse verloren. Das Volk als solches würde am liebsten ganz von jeder Betheiligung an continentaler Politik absehen. Die Kenntniß der deutschen Dinge insbesondere ist ohnehin von jeher nur einer Minorität zugänglich gewesen, und von dieser auch viel weniger, als zu wünschen wäre, verarbeitet worden. Gewiß ist neuerdings die frühere Geringschätzung sehr bedeutend gewichen und hat einstweilen einem Gefühle Platz gemacht, das sich zu gelinde als Respect, aber noch keineswegs als Hochachtung bezeichnen läßt. Staunend sieht man, wie stetig, rasch und sicher im Herzen Europas die deutsche Macht den ihr gebührenden Platz zurückgewinnt. Man erkennt, daß die ganze Staatengesellschaft eine wesentlich andere Gliederung annimmt, seitdem sich die einst stabil erscheinenden Machtverhältnisse an mehreren maßgebenden Punkten durchaus verschoben haben. Man verbirgt sich nicht, wie empfindlich auch das Inselreich auf seinen eigenen maritimen Grundlagen davon berührt wird. Ein sprechendes Zeugniß von der gewaltigen internationalen Umwandlung und dem Untergange einer mehr als hundertjährigen Theorie ist die Thatsache, daß der Satz, der seit 1727 alljährlich als Einleitung zu dem die Wehrkraft regelnden Finanzgesetze (der Mutiny Bill) diente: „es ist die Pflicht Großbritanniens, das Gleichgewicht der Mächte aufrecht zu erhalten," mit dem Jahre 1868 stillschweigend und für immer verschwunden ist. Was ihm zu Liebe bei Gelegenheit der Friedensschlüsse nach dem großen Napoleonischen Kriege an Deutschland und speciell an Preußen gesündigt worden, wird damit nun freilich, ohne ein Wort zu verlieren, eingestanden, doch fehlt noch viel, bis es auch öffentlich dargelegt und bekannt wäre. Und in der That mag viel dazu gehören, den irrthümlichen Grundzug einer Politik einzuräumen, die von 1814 datirt, die ein starkes Frankreich allen daselbst einander folgenden Erschütterungen und der gallisch aggressiven Tendenz zum Trotz festhalten, den Nutzen aber, den ein starkes Deutschland für die gesammten britischen Interessen haben mußte, schlechterdings nicht begreifen wollte. Jetzt sieht man nun fast mit Schrecken den Wunsch, den voll Bewunderung über den großen Friedrich im Jahre 1758 bereits ein englischer Diplomat geäußert: es möge in Deutschland nur einen Herrn und König geben, in Erfüllung gehen und wird von einem unheimlichen Gefühl des eigenen haltlosen und zerfahrenen Wesens ergriffen.

Auch die besten Patrioten und die treusten Freunde Englands er-

fassen mit Bekümmerniß die Degeneration, die zumal seit 1832 nach drinnen und draußen unendlich um sich gegriffen hat. Der Götzendienst des Mammon droht die alte, seit Jahrhunderten sich selbst erneuernde politische Kraft zu verzehren und physisch wie moralisch aus Großbritannien einen Nachfolger des tief gesunkenen Hollands zu machen. Gleich wie dieses im achtzehnten Jahrhundert an Ruhm und Reichthum gesättigt aus der Zahl der bestimmenden Weltmächte ausschied, ist England nahe daran, nach einer viel längeren und viel glorreicheren Laufbahn noch vor dem Ende des neunzehnten auf seine Machtstellung zu verzichten, falls es nicht schleunig in sich geht, sich social ermannt und international aus seiner verhängnißvollen Vereinzelung heraustritt. Leider jedoch lassen bisher zwei Symptome noch keine Genesung verhoffen, die Thatenscheu und die allzu lange Hingabe an die verführerische französische Freundschaft.

Neben jenen politischen und volkswirthschaftlichen Gründen, der ängstlichen Rücksicht auf feindselige Weltmächte und der Sorge, durch die unnütze Verschwendung für eine schwache Armee und eine im beständigen Umbau begriffene Kriegsflotte nicht abermals in unabsehbare Anleihen gestürzt zu werden, Bedenken, denen England recht eigentlich gegenwärtig sein Ausscheiden aus der Kette der Staaten zuzuschreiben hat, machen sich die sentimentalen Einwürfe gegen den Krieg überhaupt fast bis zum Ekel geltend. Alle Organe einer mächtigen, das selbständige Nachdenken so bequem ersparenden Presse wetteifern in Schilderung und Verurtheilung der schrecklichen Greuel, durch welche die rohsten Leidenschaften der Menschen entfesselt, auf Generationen nicht zu ersetzende Opfer an Gut und Blut gebracht und alle Triebe sittlichen und materiellen Gedeihens verkümmert werden. In allen Kreisen der einst so kriegerischen Nation, deren einzelne Glieder freilich die angeborene Rauflust und persönliche Tapferkeit heute so wenig verleugnen wie vor Alters, gehört es recht eigentlich zum guten Ton, salbungsvoll zu versichern, daß der Krieg, der Uebel größtes, nicht nur vermieden werden könne, sondern auch vermieden werden müsse, und daß diese Inseln der Glückseligen so ziemlich bei einem solchen, das chiliastische Zeitalter anbahnenden Zustand angelangt seien. Und was die öffentliche Meinung beseelt, das müssen die Staatsmänner aller Farben zu vertreten sich bequemen. Allerdings erscheint es höchst auffallend, wie wenig zarte Rücksicht auf Erhaltung des Menschenlebens in anderen Stücken herrscht. Der alltägliche Nutzen und die Jagd nach dem Mammon setzen sich für deutsche Begriffe viel zu kalt und vornehm über die zahllosen Opfer hinweg, die beständig, ohne daß ernstliche Vorsorge getroffen würde, in den gräßlichen Eisenbahnkatastrophen und in den schlagenden Wettern der Kohlengruben verschlungen werden, der arbeiten-

den Massen gar nicht zu gedenken, welche im Dienste desselben Götzen physisch und moralisch zu Grunde gehen. Daß die Gebote der höchsten Pflicht, der freudige Opfermuth, der Weib und Kind, Haus und Hof fahren läßt, die Ehre des Vaterlandes von Fürsten und Völkern den Krieg als letzte Entscheidung aus Gottes Hand fordern, daß sie ihn bei überfeinerter Gesittung im äußersten, seltensten Nothfalle um so mehr veredeln, das haben die Nachkommen derer, die mit Cromwell um die Freiheit des Glaubens, mit den Pitts um die nationale Ehre stritten, heute so gut wie vergessen. Wie und wo hätten sie auch die herzstärkenden, dem Tode für das Theuerste mit freudigem Gottvertrauen in's Auge blickenden Impulse der Schlacht kosten sollen, da ein den eigenen Boden in Waffen schirmender Patriotismus seit 1803 thatsächlich nicht mehr empfunden worden ist, die Kriege aber alle draußen, meist in weitester Ferne lediglich von einem Soldheere geführt worden sind, dem um hohen Lohn allemal noch fremde Miethlinge hinzuzutreten pflegten. Was bedeuten Begeisterung und Leistungsfähigkeit des Volontärcorps im Vergleich mit dem aus der allgemeinsten Wehrpflicht hervorgegangenen preußisch-deutschen Heere, dem vollends kraft des Grundprincips seiner Verfassung die Kriegführung zu entsittlichenden, der wüsten Blutgier und Eroberung fröhnenden Zwecken geradezu abgeschnitten ist? Wir vertrauen, daß das Urtheil, welches das deutsche Heer so eben unter der Führung seines Heldenkönigs vollstreckt hat, wesentlich dazu beitragen werde, wie über die politischen Motive in England insbesondere auch darüber aufzuklären, daß heute so gut wie ehedem heilige Pflichten von den Völkern erheischen, Gut und Blut in edelster Begeisterung dahin zu geben. Sollte den Engländern an unseren Leistungen auch nicht die Erinnerung wieder aufleben, wie oft, wie großartig sie einst Mann an Mann mit den stammverwandten Deutschen ein Gleiches vollbracht haben? Es ist unvergessen, daß einer ihrer Dichter, Wordsworth, die Kriegsgeißel eine Tochter Gottes hieß und Alfred Tennyson noch zur Zeit des Krimkriegs die Windsbraut vom Himmel heraberflehte, um die trägen Gewässer aufzupeitschen.

Noch trauriger aber als der Mangel an Thatkraft offenbart sich, wie wir meinen, die Vorliebe für Frankreich. An und für sich ja ist es eine erfreuliche Erscheinung, wenn zwei Nachbaren, die durch die Jahrhunderte häufiger mit einander geschlagen als sich innig verständigt haben, gegenseitige Neigung fassen. Wenn nur diese Gegenseitigkeit, ein Verständniß hüben und drüben, in Wirklichkeit vorhanden wäre? Was England wenigstens betrifft, so hat das Volk als solches unendlich wenig damit zu schaffen. Höchstens die normännische Ader im physischen und geistigen Leben pulsirt von jeher in der Richtung. Es lebt sich so viel

besser in französisches Wesen und französische Gefühle hinein als in die deutschen. Auch abgesehen von der größeren räumlichen Nähe sind Freude und Geschmack an dem leichten, gefälligen esprit für eine große Schicht der Gesellschaft, die in ihrem Wohlleben ohne Beruf Nichts zu thun hat, so weit mehr zugänglich als die etwas schwerfällige und formlose Art deutscher Gediegenheit. Diese Hinneigung hat besorgnißerregende Fortschritte gemacht während der Epoche des zweiten Kaiserreichs, zu dessen System es entschieden gehörte, wie durch gemeinsame politische Action und einen profitlichen Handelsvertrag die Engländer, welche Jahr aus Jahr ein in ganzen Schwärmen Paris erfüllen, durch die dort lockenden Freuden einzuschläfern und gefangen zu nehmen. Welche deutsche Capitale, selbst Wien nicht ausgenommen, wäre im Stande, Tausenden von Müßiggängern Aehnliches zu bieten. Die demoralisirenden Folgen sind denn auch nicht ausgeblieben: die üblen Wirkungen des Genußlebens und einer sehr bedenklichen Lockerung der Sitten erstrecken sich über manche Classen der englischen Gesellschaft nach unten wie hoch nach oben hinauf. Ist es doch leider Thatsache, daß Frauen und Mädchen, deren edle Stellung in Haus und Familie einst die Angehörigen anderer Länder entzückte, neuerdings in Tracht und Aufführung das Pariser Modell nur zu sehr nachahmen und dafür verdientermaßen sehr strenge Sittenrichter gefunden haben. Damit harmonirt nun, wie auch oberflächliche Beobachter erkennen müssen, die herrschende Auffassung der bedeutendsten öffentlichen Fragen. Für eine Menge Reformen, beispielsweise nur in der Verwaltung, in der Agriculturgesetzgebung, in der Schule wird das französische Muster zweckdienlicher befunden als das deutsche, über welches wohl gelegentlich parlamentarische Aufnahmen geschehen, das aber die große Menge der Politiker niemals ernstlich zu ergründen sich Mühe gegeben hat. Ueberall bietet Frankreich den größeren Reiz.

Nicht als ob es dem Napoleoniden jemals gelungen wäre, den internationalen Argwohn völlig einzuschlummern. Das Gefühl der Unsicherheit hat sich im Gegentheil bei allen Cabinetten, die einander folgend ihm Freundschaft zuwinkten, immer wieder zu erkennen gegeben. Wie Lord Palmerston dem Kaiser in Syrien und Mexico empfindliche Streiche spielte, so zeigte die Expedition nach Abessinien im Jahre 1868 in einer auch für Deutschland erfreulichen Weise, daß entschlossenes, selbständiges und kraftvolles Handeln den Briten, wenn sie nur wollten, doch keineswegs erstorben war. Die unbestimmte Ahnung, daß die Franzosen, die unter Louis Napoleon, um ihren überwiegenden Weltruhm zu wahren, mit einer Großmacht nach der anderen angebunden haben, auch von ihnen einmal späte Rache für Waterloo fordern könnten, ist selbst den friedfertigsten

und sparsamsten ihrer Staatsmänner niemals ganz erloschen. Da sollte nun ihr Reich durch die frivolste aller Kriegserklärungen, durch die ehrverletzende Zumuthung an den König von Preußen und den frechen Angriff gegen Deutschlands Selbständigkeit auf die härteste aller Proben gestellt werden, in der es für uns am Wenigsten, für sich selber schwerlich zur Befriedigung bestanden hat.

Es gehört zu den traurigsten Erscheinungen des gewaltigen Jahres 1870, von dem unsere Kinder und Kindeskinder aus vollem Herzen dem Höchsten dankend einst singen und sagen werden, daß England, während noch nach dem vom Fürsten Menschikow im Jahre 1853 zu Constantinopel begangenen diplomatischen Attentat der populäre Unwille das schwachmüthige Ministerium Aberdeen fortriß, für das weit frevelere Auftreten Benedetti's keinen ähnlichen Zorn mehr zur Verfügung hatte und dem Ministerium Gladstone nicht das gleiche Schicksal bereitete. Louis Napoleon und König Wilhelm in Caricaturen wie zwei Raufbolde zu schildern, die vergebens von der behelmten Britannia zum Frieden ermahnt werden, der gemeine Vorwurf: der Krieg habe keinen anderen Anlaß als zu entscheiden, welche der beiden kampflustigen Nationen die stärkere sei, die Anklage, daß hierdurch die moderne Welt ohne die Entschuldigung der Unbildung für sich zu haben in den Zustand der wildesten Barbarei zurückgeschleudert werde — Alles dieses war so recht nach dem Geschmack des sich auf seinen Geldsäcken rekelnden John Bull. Es fiel ihm gar nicht ein die mit seiner Vollmacht betrauten Minister über ihr Verhalten ernstlich zur Rede zu stellen. Und wie kläglich ist dasselbe gewesen, nachdem sie bei Ausbruch des Streits, als gleich zu Anfang durch Wegfall der hohenzollernschen Candidatur in Spanien jeder Vorwand beseitigt worden, an die im Pariser Frieden von 1856 projectirte gütliche Vermittlung gemahnt und vergebens ohne ernstlich beachtet zu werden den Frieden gepredigt hatten. Der Muth, mit welchem der verstorbene Graf Derby noch im Jahre 1859 den ersten Friedensbrecher bedrohte, war ihnen völlig ausgegangen. Nicht einmal ihre Unparteilichkeit haben sie erhärten können, denn ohne von dem englischen Botschafter in Paris verdientermaßen gerügt zu werden durfte der Herzog von Gramont auf die erlogene Sympathie der englischen Nation für die französische trotzen, und Lord Granville ließ thatsächlich die schmachvolle Zumuthung an König Wilhelm, niemals wieder auf die spanische Candidatur des Hohenzollernprinzen zurückzukommen, in Berlin unterstützen. Mit dem Kriege selbst hatte man ja Nichts zu schaffen; höchstens wenn die Neutralität Belgiens ernstlich gefährdet werden sollte, war man durch gewisse Verträge an die lästige Pflicht gebunden für die Sicherheit nicht nur dieses kleinen Staats,

sondern mittelst Freihaltung Antwerpens und der Schelde gegen französische Eroberung für die eigene Sicherheit Sorge zu tragen. Da fuhren nun wie ein Donnerschlag die ungeheueren Enthüllungen des Grafen Bismarck dazwischen, durch welche die langjährigen Verführungen, denen Preußen männlich widerstanden, die unausgesetzte Begier Frankreichs gerade auf Belgien und in letzter Linie auch die Perspective auf einen englisch-französischen Krieg unwidersprechlich dargelegt wurden. Nur in England sträubte man sich ohne Weiteres die Echtheit des Einen, allen Zweifel niederschlagenden Documents einzuräumen. Man mäkelte kindisch an Handschrift und Sprache, an dem Charakter des Grafen Bismarck um den Sündenbock nur in diesem Lager zu entdecken. Man behielt auf der Stelle in allen seinen Bedenken Unrecht, man mußte zugestehen, daß Frankreich, indem es endlich sich auf den Rhein stürzte und damit nicht minder Belgien bedrohte, lediglich nach Revanche für Sadowa dürstete und sich wie doch von jeher aus dem sogenannten guten Rufe gar Nichts mehr machte, man war aber trotzdem nicht im Stande die völlig verweichlichte Staatskunst durch etwas Besseres zu ersetzen. Das Cabinet mit dem schon 1853 kläglich debutirenden Gladstone als Chef macht gar keinen Anspruch darauf männliche Entschlüsse zu fassen, und die Nation hat sich ihrerseits bereits darin finden müssen, daß die großen Fragen des Festlandes seit einer Reihe von Jahren ohne auf die Wünsche und die Mitwirkung Englands sonderlich Rücksicht zu nehmen ausgetragen werden.

Demnach haben denn auch Gladstone und seine Collegen den Schutz Belgiens in einer Weise in die Hand genommen, die ihnen und ihrem Lande weder drinnen noch draußen Ehre bringt. Indem es ihm augenscheinlich zunächst besonders darauf ankam, das nahe bevorstehende Ende der Session zu erreichen, sträubte sich der leitende Minister so lange wie möglich vor dem Parlament das eine Wort: Belgien auszusprechen. Um den Preis der persönlichen und der nationalen Würde suchte er vielmehr Tage lang einer jeden Erklärung aus dem Wege zu gehen, um nicht die zwingende Nothwendigkeit des Kriegsfalls für England zugeben zu müssen, obwohl eine vertragsmäßige, heilige Verpflichtung vorlag, wonach jener Staat unter allen Umständen mit den Waffen geschirmt werden mußte. Statt dessen zierte Herr Gladstone das Jahresfest der Cobden-Gesellschaft und ein Banquet der City-Behörden mit Reden, die von utopistischen Klängen überflossen. Gleichzeitig freilich mußte er spüren, wie sehr durch sein Benehmen das Vertrauen seiner zahlreichen Gönner erschüttert wurde, denn die Fonds an der Börse begannen zu sinken und der nationale Unwille zog ernstlich eine Parallele mit William Pitt's letztem Erscheinen in der Guildhalle, damals, als er mit dem Blick des Todes im Auge, un-

gebeugt durch schlimme Botschaft von der Capitulation von Ulm, stolz über den Sieg bei Trafalgar, ausrief: „England hat sich durch seine Anstrengungen gerettet und wird Europa durch sein Beispiel retten.“ Also erst durch starke äußere Nöthigung ließ sich das Ministerium seine Meinung abringen. Und sehr bezeichnend war es nicht etwa der Premier, sondern Lord Granville im Oberhause, der am 28. Juli den unerläßlichen Schritt that, wobei er sich natürlich auf das Aengstlichste hütete irgend wie die Frage nach Recht oder Unrecht der beiden streitenden Mächte zu berühren. Ja, die Lords hätten auf alles selbständige Urtheil verzichtet, wenn nicht der alte Graf Russell, ein ehrlicher Mann und besserer Tage eingedenk, auf Bismarck's Rundschreiben verweisend, durch welche die französische Niedertracht sonnenklar enthüllt worden, daran zu erinnern gewagt hätte, daß der König von Preußen ein Gentleman vom Kopf bis zur Zehe und keiner Lüge fähig sei. Im Grunde ist denn der von England zu Gunsten Belgiens proponirte, von den beiden kriegführenden Staaten angenommene Neutralitätsvertrag, da er nur erneuert wozu man sich bereits zweimal 1831 und 1839 verpflichtet hatte, höchst überflüssig. Allenfalls bedeutet er ein Mißtrauensvotum, zu dem sich nun auch die Engländer gegen Frankreich ermannten, denn wenn es diesem eingefallen wäre bei besserem Kriegsglück, als ihm zu Theil geworden, ohne Rücksicht auf die erneute Garantie über den kleinen Nachbarn herzufallen, ein englisches Panzergeschwader in der Schelde mit vielleicht 20,000 Mann Landungstruppen an Bord und alle noch so großartigen Rüstungen der Insel hätten die Occupation Belgiens wahrlich nicht aufhalten können. Zum Glück wurde das kleine Königreich durch die unter seinen Augen erfochtenen preußischen Siege auf das Nachdrücklichste gegen jede Gefahr geschützt, mochte sie nun aus französischer Treulosigkeit oder englischer Herzlosigkeit entspringen.

Wir in Deutschland, im guten Bewußtsein mit den französischen Raubplänen gar Nichts zu schaffen zu haben, konnten daher auch mit Recht diesen völkerrechtlichen Transactionen weit gemüthsruhiger zusehen, als der von England selber gegen uns geübten Neutralität. Die britische Gewinnsucht trachtete doch zu unverhohlen bei Ausbruch des Krieges von der Stockung des Seehandels für sich den möglich größten Vortheil zu ziehen. Als die französische Flotte in der Ostsee erschien, rechnete diese selbstverständlich auf eine bequeme und billige Versorgung mit Kohle aus Newcastle, und gewiß kein einziger Producent hätte angestanden das Feuerungsmaterial direct zu liefern. Als sofort deutsche Zeitungen wie die Kölnische Lärm schlugen, erhob sich eine heftige Discussion darüber, ob Steinkohlen überhaupt als Kriegscontrebande zu betrachten seien. Sie hat wenigstens den Erfolg gehabt, daß wir Deutsche zwar erkennen muß-

ten, daß den Engländern der Handel mit einem Hauptproduct ihres Bodens selbst in Kriegszeiten nimmermehr untersagt werden könnte, daß sie aber ihrerseits, Regierung wie Volk, ernstliche Maßregeln in Bezug auf den Bestimmungsort der Kohlensendungen ergriffen, damit nicht das unerläßliche Mineral unmittelbar in die Oefen der französischen Panzerfahrzeuge wanderte und also eine schreiende Bevorzugung einer Partei vor der anderen stattfände. Hiergegen wie gegen Vermiethung britischer Lootsen sind energische Verbote wirksam geworden, so daß wir uns in dieser Hinsicht wenigstens wegen Nichterfüllung der neutralen Pflichten keineswegs zu beklagen haben. Anders jedoch steht es in Beziehung auf die Fabrication und die Ausführung von Waffen. Graf Palikao hatte wahrhaftig zu nicht geringem Verdruß des Cabinets von St. James mit Bestellung einer bedeutenden Anzahl von Gewehren in Birmingham geprahlt. Sie ist auch von keiner vertrauenswerthen Seite abgeleugnet worden, und wer will entscheiden, wie viel davon fertig und in der That unbehindert abgeliefert wurde. Die krämerische Sucht der Engländer, den Krieg, an dem sie in keiner Weise betheiligt sein wollten, auszubeuten, ist eben so unermeßlich wie einst bei den Holländern vor hundert Jahren und mehr. Daß Mittel und Wege zur Ausfuhr allen Verboten des Geheimen Raths zum Trotz niemals fehlen werden, beweisen die Erfahrungen zur Zeit des nordamericanischen Bürgerkrieges. Damals wurde eine ganze Anzahl kampffertiger Schiffe den Conföderirten zugeführt, und wer weiß nicht, wie schmerzlich noch heute England für diese laxe Beobachtung seiner Neutralität zu büßen hat. Schiffe für Preußen nun freilich hat Niemand gerüstet, aber dieses beklagt sich mit Fug und Recht, daß englische Waffenfabriken seinen Feind versorgen. Die neu ausgeflickten Landesgesetze behindern jetzt allerdings jener bitteren Erfahrung entsprechend den Bau von Kriegsfahrzeugen für fremde Rechnung, sobald es anderswo Krieg gibt, doch haben sie den Waffenhandel nicht eben so gut ausdrücklich untersagt. Wir begreifen nicht, weshalb das nicht sofort nachgeholt wird, da doch große Organe der öffentlichen Meinung versichern, daß der Regierung gar Nichts im Wege stehe, einfach durch Order of council zu verfügen und das Verbot nachträglich vom Parlament bestätigen zu lassen. Will die Regierung etwa kleinlich dafür Vergeltung üben, daß einst Preußen in den Tagen seiner Schwäche die von dem russischen Gouvernement in Lüttich bestellten Geschütze und Gewehre ohne Protest durch sein neutrales Gebiet passiren ließ? Oder hat man in England besondere Ursache sich auf eine Declaration des nordamericanischen Präsidenten zu berufen, nach welcher für Neutrale der Waffenhandel ebenfalls gesetzlich zu gestatten sei? Noch erbärmlicher klingt das Argument, das neutralisirte

Belgien zwar sehe sich neuerdings genöthigt das Verbot gegen die **Waffenausfuhr** streng zu handhaben, aber es gewähre doch unmöglich ein **Beispiel**, nach welchem sich Staaten wie England oder Rußland zu richten **hätten**. Ist es nicht schimpflich für eine große Nation, daß ihr von dem **norddeutschen** Botschafter und seinen Consuln deshalb scharf auf die Finger **gesehen** und gegen unleugbare Connivenz streng reclamirt werden muß? Die **Wucht** der preußischen Erfolge und die Niederwerfung Frankreichs bewirken **indeß** glücklicherweise, daß solche Stimmen, welche unter den Engländern **recht** eigentlich die öffentliche Meinung machen helfen, immer lauter sich **dahin** aussprechen, Waffen so gut wie Kriegsschiffe seien von Neutralen an die kriegführenden Parteien schlechterdings nicht zu liefern. Wie sehr auch in dieser Beziehung die Regierung nicht etwa leitet, sondern lediglich sich treiben läßt um die argen Lücken in der Gesetzgebung zu füllen, ergibt sich zur Genüge nicht nur aus ihrer kühlen Gesammthaltung, sondern speciell aus der Circulardepesche Lord Granville's vom 11. August, in welcher sie darauf rechnet: „daß, sobald sich die jetzige Aufregung gelegt hat, die deutsche Nation es ihr noch zum Lobe nachsagen werde, daß sie ehrlich und nach bestem Vermögen den Verpflichtungen der Neutralität nachgekommen sei.“ Es wäre sehr zu wünschen, daß diese Erwartung durch greifbare Handlungen gerechtfertigt würde und daß an die Stelle der kühlsten Beobachtung des Allernothwendigsten auch von Seiten der Regierung eine hochherzigere Beurtheilung des ungeheueren Kampfes der beiden Nachbarvölker träte. Die Auffassung, daß es sich zwischen ihnen einfach nur um eine Boxerei handle, der man mit verschränkten Armen zuschauen dürfe, werden die Mitglieder des Cabinets Gladstone nur zum Schaden ihrer Heimath aufrecht erhalten können.

Etwas besser steht es allerdings im Publicum. Da gibt sich das peinliche Gefühl wenig loyal gehandelt zu haben vieler Orten zu erkennen. Die Presse sieht sich genöthigt von unseren gerechten Klagen über das unwürdige Verfahren ihrer Staatsregierung Notiz zu nehmen, aber ist noch weit davon entfernt nach Gebühr die Schande aufzudecken, der sich neutrale Staaten, und die mächtigsten zu allermeist, so leicht aussetzen. Der Neid, ja die Angst vor der gewaltig aufsteigenden Größe Preußens und des in Strömen des gemeinsam vergossenen Blutes fest geeinigten Deutschlands, das böse Gewissen Angesichts der Reinheit unserer nationalen Sache, das sind, Gott sei's geklagt, die wahren Ursachen, weshalb die Handlungsweise Großbritanniens so weit hinter jeder billigen Erwartung zurückgeblieben ist, weshalb kein unwiderstehlicher Drang der öffentlichen Meinung durchzubrechen strebt, weshalb wir Deutsche, die wir England liebten und niemals aufhören werden alles Große und Tüchtige in

seinen Institutionen und Persönlichkeiten zu lieben, auch beinahe den letzten Schimmer von Vertrauen, daß das Gottesgericht dieses Jahres auch jenseits des Canals einen Aufschwung hervorrufen werde, mit Schmerzen fahren lassen müssen.

Wer möchte aber dennoch verzweifeln und nicht lieber annehmen, daß die edlen Sympathien Einzelner und selbst ganzer Gesellschaftskreise unter den Riesenwendungen dieses Krieges ihn anzubahnen beginnen? In allen Städten Englands und Schottlands haben die Geldsammlungen und Unterstützungen jeder Art vornehmlich doch zum Besten unserer verwundeten Krieger immer größeren Umfang angenommen. Das menschliche Mitgefühl ist denn doch das alte geblieben unter diesen Angelsachsen, unter denen Tausende trauern, daß ihr tapferer Arm nicht eben so wohl uns beistehen durfte. Hohe Kirchendiener, Bischöfe und Dechanten haben seit Ausbruch des Kampfes nicht unterlassen ihren Mitbürgern ernstlich in's Gewissen zu reden. Ein freudiger Zuruf des Bischofs von London an einen beherzten und mildthätigen Caplan in Darmstadt fand bei uns dankbaren Widerhall. Alle unsere Zeitungen haben mit Recht die Mittheilungen aus einer Predigt wiederholt, die am Sonntage dem 17. Juli in der St. James Capelle zu Westminster gehalten wurde, und in der es heißt: „Was anders als Schande wird Frankreich fühlen können, wenn es sich decimiren läßt für die Sicherheit des Verbrechers. Für uns selbst aber ist es ein Wendepunkt, daß wir uns einem solchen Verbrechen gegenübergestellt sehen. Es hätte bei uns bewirken sollen, daß diplomatische Klugheit dem beleidigten sittlichen Gefühle Platz macht." Uns liegen die Zuschriften zahlreicher britischer Freunde vor, die freudig den Sturz Napoleon's innerhalb vier Wochen voraussagten, die unserem Könige und seiner glorreichen Armee allein den Sieg wünschten, und auch nach Einsetzung einer republicanischen Regierung in Paris nicht im Mindesten zweifelten, daß dadurch an keiner Stelle eine andere Wendung des Geschicks eintreten könnte. Der Eine schreibt: „Ihr Deutschen kämpft nach meiner Meinung Englands Schlacht so gut wie der ganzen Welt. Möge dieser Erfolg auch nicht einen einzigen Rückschlag erleiden, bis Buonaparte an dem ihm gebührenden Platze — in Brompton weilt." Ein Anderer: „Meine Gedanken sind einzig und allein bei euerer Armee. Nehmt das östliche Drittel Frankreichs an euch, gebt Savoyen und Rom an Italien zurück, laßt eueren Prinzen in Spanien wählen und schafft alle Pariser Handschriften nach Berlin um sie dort zu drucken." Ein Dritter gar ließ schon nach Wörth und Spicheren den Kaiser von Deutschland leben und erklärte neuerdings die Annexion des Elsaß und des deutschen Lothringens geradezu für unsere Pflicht. „Welche poetische Gerechtigkeit," ruft er,

„daß die Franzosen, die so lange gierig nach dem großen Strome schrieen, sich fortan mit der Grenze der kleinen Mosel begnügen müssen."

Und Meinungen wie diese greifen in der That in allen gebildeten, politisch denkenden Kreisen um sich. Sie haben bereits den Pariser Correspondenten gewisser Londoner Blätter, welche einem Kreuzzuge gegen preußische Vergrößerungssucht zujubelten, ihr Handwerk gelegt. Sie machen die Times in ihrer gesinnungslosen Haltung stutzig, so daß sie nicht mehr wie Mitte August dem Könige von Preußen Friedensbedingungen aufzunöthigen oder die schändliche Zurückweisung des menschenfreundlichen Antrags die Verwundeten beider Theile durch Belgien zu transportiren in der Ordnung zu finden wagen darf. Wenn selbst wohlgesinnte Blätter wie Saturday Review noch nach den furchtbaren Schlachttagen bei Metz sich zu dem Gedanken verstiegen, England werde darüber zu wachen haben, daß Frankreich an seinem Besitzthum keine Verkürzung geschehe, so denkt das englische Volk über den von seinen Cabinetten so kläglich gepflegten Mythus der französischen Unantastbarkeit bereits vollständig anders. Man braucht nur die Daily News, das einflußreichste liberale Organ, zu durchblättern, dessen Haltung von vornherein eine deutschfreundliche war, um zu erkennen, nach welcher Seite das Herz der Nation sich geneigt hat.

Kann da noch die Regierung allein für Frankreich Partei ergreifen? Obwohl sie im Verein mit den übrigen neutralen Mächten durch ein starkes Wort den Raubanfall der Franzosen hätte verhindern können, ließ sie den Moment ungenutzt verstreichen und beruhigte sich scheinbar mit der Theorie von der Localisirung des Krieges, während Deutschland zum ersten Mal in dem Vollgefühle einer geeinigten Nation ohne Coalition und Allianzen zu bedürfen von Sieg zu Sieg geschritten ist. Jetzt bleibt für das Cabinet Gladstone gar nichts Anderes übrig als unthätig zuzusehen, wie auch der Friede localisirt und ausschließlich so, wie ihn Deutschland beansprucht, dem bezwungenen Frankreich vorgeschrieben wird. Die öffentliche Meinung Englands ist bereits mit unseren an den Besiegten zu stellenden Anforderungen einverstanden; der Stimme des eigenen Landes aber hat sich diese schwache Regierung niemals widersetzt. Sie trägt die Schuld, wenn der englischen Politik die derbe Lection ertheilt werden mußte, den Mund zu halten zu den Friedensbedingungen, die wir erheben. Möge die englische Nation daraus die Lehre ziehen in Zukunft nicht wiederum den einen Theil ausschließlich zu verwöhnen, sondern gegen den anderen eben so gut Billigkeit zu üben. Wenn sie etwas weniger an sich selber denkt, wird sie in allen ihren inneren und äußeren Bedrängnissen dabei am besten fahren.

15. September. R. Pauli.

Der preußische Beamtenstand unter Friedrich Wilhelm I.

III.

In den Armeen des dreißigjährigen Krieges waren Soldaten und Offiziere aus demselben Material; „jeder Liebhaber des Kriegshandwerks,“ von welchem Herkommen, von welcher Bildung er sein mochte, konnte emporkommen, wenn er sich brauchbar zeigte, Glück hatte oder Geld, sich eine höhere Stelle zu kaufen. Der Offiziersstand hatte keine Heimath, kein Nationalgefühl, keine angestammten Fürsten. Daß schon der große Kurfürst versuchte, einen von ihm abhängigen Offiziersstand zu schaffen, habe ich bereits erwähnt; aber noch lange barg er viele ungebildete, fremde, schlechte Subjekte in sich, was in der andauernden Friedenszeit unter Friedrich Wilhelm I. doppelt gefährlich sein mußte.

Die Reform, die Friedrich Wilhelm vornahm, bezeichnet Friedrich der Große mit den Worten: „Man schaffte bei den Regimentern die Offiziere fort, deren Aufführung und Herkommen sich für die ehrenvolle Laufbahn, in welcher sie emporsteigen sollten, nicht schickte, und seit dieser Zeit litten die Offiziere nur untadelhafte Namen unter sich.“ Es war auch hier, wie bei den Justiz- und Verwaltungsbeamten, die Einführung eines geistigen und moralischen Census für die Berechtigung zum Dienste.

Die Bildungszeit für den angehenden Offizier blieb zwar eine dreifache; er konnte von der Pike auf dienen, er konnte als Page bei einem General eintreten oder einen Kurs im Kabettenhause durchmachen; aber die beiden letzteren Wege wurden begünstigt. Bei den Revüen gab sich der König besonders damit ab, die Pagen zu examiniren. Die gebildeten Familien des Landes sollten vor Allem ihre Söhne dem Offiziersstande zuführen. Das ist die Ursache, warum der König vorzugsweise den Adel herangezogen wünschte, der bisher in ständischer Opposition gegen die Regierung — meist faul und unthätig auf seinen Gütern saß. „Nicht als ihr Vorrecht, sondern als ihre Pflicht galt es, zu dienen.“ Es war eine politische Thatsache von tiefgreifendster Bedeutung, daß 1724 schon vom ganzen pommerschen Adel mit wenigen Ausnahmen gesagt werden konnte, er habe entweder als Offizier gedient oder diene noch. Und ausgeschlossen waren Bürgerliche mit nichten. In der Instruktion für die zu Felde ziehenden Regimentscommandanten von 1734 heißt es: „Wenn sich auch in dergleichen Occasionen Unteroffiziere, sie seien von Adel oder nicht,

wirklich distinguiren, so sollen die Commandeurs der Regimenter solches S. M. berichten, auch bei vorfallenden Avancements auf sie reflektiren und sie darzu vorschlagen." Im Felde mußte die persönliche Bravour entscheiden, nur im Frieden konnte man eine höhere Bildung als Bedingung des Eintritts in den Offiziersstand stellen.

Die sämmtlichen Offiziere sollten einen besonderen Stand der „Ehre" bilden, von gleicher Bildung, gleicher Hingabe an den Dienst, gleicher Pflichttreue. Der ganze Offiziersstand sollte auf einer bestimmten gesellschaftlichen Höhe stehen; aber im Innern desselben sollte eine gewisse Gleichheit herrschen; es war eine nicht nach Außen, aber nach Innen demokratisch wirkende Maßregel, daß alle Offiziere auch außer dem Dienste des Königs Rock tragen sollten; es sollten den Reicheren und Vornehmen dadurch die goldgestickten Sammtkleider, die Ueberhebung über ihre Kameraden verwehrt werden. Nur wer keine Ausschweifung begehe und erträgliche Wirthschaft führe, sollte befördert werden. Es galt die strengste Disciplin und Unterordnung, aber doch war der Offizier nach dem Dienstreglement von 1726 nur dann dem Vorgesetzten unbedingt zu gehorchen verpflichtet, wenn dieser ihn nicht an seiner Ehre angriff.

Auch hier haben wir wieder eine jener Maßregeln vor uns, die neben mancherlei Schwankungen fortgewirkt hat bis auf den heutigen Tag; es wurde durch diese Tendenzen der gebildete Offiziersstand geschaffen, auf dem nicht allein, aber doch wesentlich mit die Größe der preußischen Armee, ihre ausgezeichnete Führung beruht. Diese Offiziere sind der feste sichere Rahmen, der die Armee zusammenhält. Es war damit, wenn man so will, eine neue Aristokratie geschaffen. Die französische Armee beruht seit der Revolution auf dem entgegengesetzten Princip; jeder gemeine Soldat hat gleiche Aussicht auf die Offiziersepauletten; aber ihr Charakter als Prätorianer- und Landsknechtarmee hängt damit enge zusammen. Die aristokratische Richtung des preußischen Offiziersstandes hat ihre großen Schattenseiten: das abschließende, hochmüthige Standesbewußtsein, die Ueberhebung über die Civilbehörden, wie über die Gesetze des Staates. Die Collisionen zwischen Militär- und Civilbehörden traten schon unter Friedrich Wilhelm hervor. Das Zerrbild der aristokratischen Richtung wurde vor 1806 durch die ausschließliche Beförderung des Adels erreicht. Der Offiziersstand, in langem Frieden und steifem Gamaschendienst der höheren ernsten Pflichten entwöhnt, fühlte sich nur noch als vornehme Kaste. Aber auch Scharnhorst ging nicht davon ab, den Offiziersstand als eine Klasse höherer gebildeter Beamter dem Soldaten gegenüberzustellen; auch er ging davon aus, daß im Frieden nur Bildung und Kenntnisse, im Kriege natürlich ausgezeichnete Tapferkeit den Anspruch auf den Offiziersrang gebe; nur

sollte der Bürgerliche wie der Adelige gleichmäßig befördert werden. Die allgemeine Wehrpflicht sollte die Gesammtheit des Soldatenstandes heben, der Offiziersstand blieb den gebildeten Klassen. Es entspricht das unseren gesellschaftlichen und Kulturverhältnissen, die sich nicht ohne Weiteres nivelliren lassen. Aller Dienst der Gebildeten und Besitzenden für den Staat hat etwas Aristokratisches, wie alle wahre politische Freiheit nicht möglich ist ohne aristokratische Elemente.

In kirchlichen Dingen ist Friedrich Wilhelm nicht schöpferisch aufgetreten, aber er hat an den großen Traditionen seines Hauses festgehalten und hat sich redlich bemüht, dieselbe Reinigung, die er im Beamtenstande vollzogen, auch auf das kirchliche Gebiet auszudehnen.

In den specifisch lutherischen Staaten hatte eben damals die Verfassung der Kirche in der Form des Episcopalsystems sich zugespitzt; Karpzov und seine Schule wollte die unbedingte Herrschaft der Theologen, denen die fürstliche Autorität ihren Arm leihen sollte. Unduldsamkeit bis zum Uebermaß, Aufgehen in theologische Controversen kennzeichnet diese Richtung, die damals von Wittenberg ausging. Ein Geschlecht von Geistlichen regierte, das dem religiösen Gefühle des Volkes fremd gegenüberstand, das die Verderbniß der Sitten in allen Lebenskreisen nicht sah oder sehen wollte, wenn nur die theologischen Wortstreite in ihrem Sinne entschieden, alle Andersgläubigen aus dem Staate vertrieben wurden. Dem gegenüber hatte schon der große Kurfürst das Princip der Duldung aller Confessionen auf seine Fahne geschrieben. Unter seinem Sohne hatte der fromme, den Lutheranern tief verhaßte Pietismus in Berlin und Halle eine Zuflucht gefunden. Thomasius und Justus Henning Böhmer predigten im preußischen Staate die neue Lehre des sog. Territorialsystems: der Staat stehe allen Religionsgesellschaften gleichmäßig gegenüber; er habe nur dafür zu sorgen, daß keine sich Ausschreitungen erlaube; alle Gewalt stehe dem weltlichen Regiment zu; aber es sei nicht Aufgabe der Gewalt, in das innere Gebiet einzugreifen, „denn die Toleranz sei das vornehmste Regale." Leibniz und Jablanowski arbeiteten emsig daran, die Union zwischen Lutheranern und Reformirten zu Stande zu bringen; der Inspektor Winkler schlug vor, sie mit Gewalt einzuführen; 1690 schon hatte man den preußischen jungen Theologen das Studium in Wittenberg verboten; 1698 wurde der Zwang zur Privatbeichte beseitigt; 1703 mußte jeder Candidat versprechen, den Exorcismus (die Teufelsaustreibung) auszulassen.

Friedrich Wilhelm war von demselben Geiste der Duldung der verschiedenen Confessionen wie seine Vorfahren erfüllt; in dem Unterschied

zwischen Lutheranern und Reformirten sah er bloßes Pfaffengezänk, erließ auch schon am 31. Juli 1714 eine Verordnung, „denen wegen zu erhaltender Einigkeit zwischen beiden evangelischen Religonsverwandten vorhin publicirten Ediktis genau nach zu kommen." Am 10. Mai 1719 erfolgte das strenge Verbot an die Prediger der beiden Confessionen, gegen einander zu predigen. In Bezug auf die Kirchenverfassung stand Friedrich Wilhelm theoretisch auf dem kirchenrechtlichen vorangeschrittenen Standpunkt von Thomasius und Justus Henning Böhmer; aber sein wirklich frommer Sinn und sein Eifer gegen alle Mißbräuche, wo er sie sah, war so groß, daß er auch das innere Leben der Kirche nicht sich selbst überließ, sondern von oben herab die Studien und die Disciplin der Kirchendiener zu ordnen suchte.

Im Jahre 1709 (14. Dezember) erging noch von Friedrich I. ein Edikt, das von den damaligen Zuständen uns ein Bild giebt; es wird verordnet, das königliche Patronat überall in Anspruch zu nehmen, wo es irgend gehe, die Anstellungen durch die adeligen Patrone seien zu schlimm. „Die Erfahrung bezeiget" — heißt es — „daß von denen Patronis bei Ertheilung der Vocation großen Theils entweder auf Beybehaltung der Pfarrwittwe, oder Beförderung eines Kinder-Informatoris, oder eine Heyrath oder andere weltliche unanständige und zum Theil Gott höchst mißfällige Dinge die Absicht gerichtet wird, da dann die Candidati allererst bei dem examine ihre ignorantz und Unfähigkeit an den Tag legen und ob sie gleich in solchen Fällen soforth abgewiesen werden sollten, dennoch, wiewol irrig, dafür gehalten werden will, daß sie ex vocatione bereits ein Recht erlanget, und nicht zurück gesetzet werden könnten." Um dem künftig vorzubeugen, soll künftig keiner auch nur zu einer Probepredigt zugelassen werden, der nicht ein testimonium über ein Examen vor dem Consistorium oder dem Superintendenten der alten Mark oder einem Inspektor und zwei Predigern aufzuweisen habe. Den 15. Juni 1715 erfolgt dann eine Verordnung, wie es mit dem Examen der Candidati Theologiae gehalten werden solle, welche Papiere sie beizubringen haben u. s. w. Die eingehende königl. preußische erneuerte Verordnung wegen der studirenden Jugend vom 30. September 1718 bezieht sich auch auf die Gymnasien, auf die sämmtlichen Studirenden, hauptsächlich aber auf die Studiosi der Theologie; das Verhalten auf der Universität, dann in der Zeit zwischen Universität und Anstellung, in welcher die Betreffenden unter die geistlichen Lokalinspektoren gestellt werden, das Examen, das Verhalten der Examinatoren wird auf's Genaueste vorgeschrieben. Die Lebensweise, welche den Candidaten in der Zeit vor ihrer Anstellung hier vorgeworfen wird, deutet auf einen ziemlich rohen Stand von Geistlichen. „Sie sollen,"

heißt es, „nicht mehr wie die studiosi auf den Universitäten in Völlerei und Zech-Compagnien, faulem Geschwäz und anderem üppigem Wesen ergeben, dahinleben." Die Verordnung vom 18. April 1733 stellt das Examenwesen unter den Minister, welchem die Direktion derer Geistlichen und Kirchen anvertraut ist. Die Cirkular-Verordnung vom 27. September 1736 wiederholt den Befehl, daß kein Patron einem Candidaten eine Vocation ertheilen solle, „biß er ein testimonium von denen examinatoribus wegen seiner Capazität und Admissibilität zurück erhalten habe." Was die Universitäten betrifft, so verlangt eine Verordnung vom 1. November 1727 nur, daß jeder zuletzt auf einer inländischen Universität studirt habe, eine vom 25. März 1729, daß jeder in Halle, eine vom 9. Januar 1736, daß jeder zuerst zwei Jahre in Halle studirt habe. Ein Rescript vom 18. Januar 1738 spricht es als allgemeinen Grundsatz aus, daß bei den Pfarren wenigstens, deren Patronat dem Könige zustehe, kein Sohn dem Vater folgen solle; die Erblichkeit der Stellen mit all ihren Mißbräuchen sollte durchbrochen werden. Das Patent vom 19. Januar 1738 verbietet die Anstellung von Candidaten der Theologie vor dem zurückgelegten 25. Jahre.

Um ein geordnetes äußeres Kirchenleben, eine geordnete Verwaltung des Kirchenvermögens wieder einigermaßen herzustellen, hatte man für die lutherischen Geistlichen des Landes 1710 eine Generalvisitation veranstaltet. Die Instruktion vom 5. März 1715, wonach die Superintendenten, Pröpste und Inspektores der Churmark Brandenburg, ein jeder in seiner Diöcese, die Lokalvisitation anzustellen und zu verrichten haben, schreibt je nach der Größe der Distrikte ein-, zwei- oder dreijährige Visitationen vor und ordnet genau den Gang der Visitation, bezeichnet alle einzelnen Punkte, auf die das Augenmerk zu richten sei. Durch die reformirte Inspektions-, Presbyterial-, Classical-, Gymnasien- und Schul-Ordnung vom 24. Oktober 1713 erhielt die Verfassung der reformirten Kirche in Preußen ihren Abschluß; sie ordnet für die reformirten Geistlichen die Prüfungen, Visitationen, das Beurlaubungswesen und Aehnliches. Ein scharfes Edikt endlich vom 29. September 1736 betont, daß eine noch strengere Controle über die Geistlichen durch die Inspektoren zu führen sei; die Inspektoren sollen nicht so viele Rücksichten nehmen gegen Geistliche, die ein ärgerliches Leben führen; sie sollen die Protokolle der Visitationen, ebenso jährliche Conduitenlisten an die Consistorien einsenden; die fiskalischen Bedienten sollen in specie instruirt werden, ein wachsames Auge über all das zu halten.

Neben diesen Edikten allgemeinen umfassenden Inhalts wendet sich eine Reihe einzelner Befehle gegen einzelne Mißbräuche. Ich will nur einige aus der letzten Zeit des Königs anführen. Am 20. August 1737

ergeht das Rescript, „daß Prediger, so Gemeinen ein Aergerniß geben, nicht in honorem ministerii mit bloßen Verweisen gestraft, sondern cum effectu suspendiret oder dem Befinden nach gar cassiret, in gewissen Fällen aber nur translociret werden sollen." Das Patent vom 27. Mai 1739 gebietet, „daß keinem Kirchenpatron erlaubt sein soll, die Kirchen-, Armen- und Wittwen-Capitalia eigenmächtig zinßbahr an sich zu nehmen." Wie der König den eigenmächtigen Processen der einzelnen königlichen Behörden unter einander ein Ende gemacht, so verbietet er auch (10. Juni 1739) den Pfarrern, ohne Erlaubniß des Consistoriums oder reformirten Kirchendirektoriums eigenmächtig Processe anzufangen. Das Edikt vom 15. Juni 1739 richtet sich gegen übermäßige unberechtigte Gebühren, die einzelne Pfarrer erhoben.

Es ist wahr, in viele Details, in manches Aeußerliche des Kirchenlebens hat sich das harte Regiment des Königs eingemischt. Er behandelte auch die Pfarrer theilweise mit militärischer Strenge; die Disciplin wurde dadurch verschärft, daß die an die größte Strenge gewöhnten Feldprediger (damals etwa 100 an der Zahl) bei der Besetzung höherer besserer Stellen besonders berücksichtigt wurden.

Es ist auch nicht zu leugnen, was Mühler in seiner Geschichte der evangelischen Kirchenverfassung der Mark Brandenburg sagt: die guten Einrichtungen der Zeit entwickeln sich nicht als lebendige Gestaltungen aus der innersten Glaubenstiefe der evangelischen Kirche heraus, sondern treten von außen her als formell verbindende Normen und Regulative auf. Aber ob durch dieses Uebergewicht des landesherrlichen Regiments in der That „die innere lebensvolle Entwicklung der kirchlichen Idee" gehemmt wurde, möchte ich sehr bezweifeln. Ohne dieses landesherrliche Regiment würde jenes Geschlecht bornirter lutherischer Pastöre noch unduldsamer gewesen sein, die Reformideen Spener's und Thomasius' gar nicht in sich aufgenommen haben, würde noch zänkischer gegen Berufsgenossen, herzloser gegen die Gemeinden, gefügiger und demüthiger gegen die Herren Patrone, fauler und nachlässiger im Amte, egoistischer in der Eintreibung der Gebühren gewesen sein. Der einzelne Geistliche jener Zeit war freilich nicht schlimmer, als die Menschen jener Tage überhaupt; das Institut der Geistlichkeit aber litt in seiner Organisation an denselben Gebrechen, wie der bisherige Beamtenstand. Die Geistlichkeit litt als Klasse, als herrschende, mit dem feudalen Adel verbundene Klasse an denselben Gebrechen, wie dieser. Sie bedurfte des großen strengen Zuchtmeisters; er hat keine edeln kirchlichen Lebenskeime unterdrückt; die waren gar nicht vorhanden; aber er hat wenigstens die äußeren Bedingungen geschaffen, die wieder einen anständigen, von groben Lastern freien Stand von Geistlichen erzeugten.

Wir haben im Bisherigen gesehen, wie die Diener des Staates und der Kirche zu ihren Stellen berufen, welche Pflichten ihnen auferlegt, unter welche Controlen sie gestellt wurden; es bleibt uns übrig, zu betrachten, wie die letzten Hebel psychologischer Wirkung, die Furcht vor Strafe und die Hoffnung auf Belohnung und Förderung, von Friedrich Wilhelm und seiner Regierung angewandt wurden.

Sowohl die Strafen für eigentliche Vergehen und Verbrechen der Beamten, als die bloßen Disciplinarstrafen für Nachlässigkeit im Dienste waren sehr streng. Immer aber war es ein Fortschritt, daß in den Instruktionen fast für alle Disciplinarfälle feste Strafen angesetzt wurden; die Willkür der Behörden wenigstens war dadurch in feste Grenzen gewiesen. Ich führe einige Fälle an. Der Thorschreiber, der einen Wagen passiren läßt, ohne ihn nach accisebarer Waare zu fragen, zahlt 12 g. Groschen (1 = 1,45 heutige Sgr.); wenn dabei dem königlichen Interesse etwas zum Nachtheil versehen sein sollte, so ist dem Thorschreiber ein monatliches Traktement abzuziehen (Instruktion vor die Thorschreiber vom 31. Januar 1714). Ein Accisevisitator, der aus dem Dienst weggeht, ohne es bei dem Vorgesetzten zu melden, zahlt 6 gGr., bleibt er über eine Stunde weg, 12 gGr. (Instruktion vor die Visitatores vom 31. Januar 1714). In den Instruktionen für das Generaldirektorium und die sämmtlichen Kriegs- und Domänenkammern wird bestimmt, daß die Sitzungen im Winter um 8 Uhr, im Sommer um 7 Uhr beginnen. Wer eine Stunde zu spät kommt, zahlt bei den letzteren 50 Thaler, bei der ersteren 100 Dukaten. Wer ohne Entschuldigung wegen Krankheit oder ohne besondere Erlaubniß von einer Sitzung wegbleibt, der soll 6 Monate von seinem Traktement zur Pönalkasse verführen. Wer das zweite Mal ohne Entschuldigung wegbleibt, der soll cum infamia kassiret werden, „denn Wir sie davor bezahlen, daß sie arbeiten sollen.“ Auf alle Bestechungen, auf eine Reihe von Nachlässigkeiten ist ohne Weiteres die Kassation gesetzt. Während unter Friedrich I. Leute, welche den Staat um Tausende gebracht, mit der Zahlung mäßiger Abstandssummen davongekommen waren, wie Graf Wittgenstein, während noch schlimmere Verbrecher aus der Beamtenwelt, wenn sie nur Connexionen hatten, höchstens die Festung Spandau zu sehen bekamen, galt jetzt für alle gleiches strenges Recht. „Die guten Zeiten, wo nur Spandau zu fürchten war, sind vorüber“ — schreibt eine Stimme der Zeit selbst — „jetzt heißt es gleich an die Karre! wenn man glaubt, daß Jemand seine Schuldigkeit nicht gethan habe.“

Will man übrigens die fürchterliche Strenge der Strafen, die gefürchtete Thätigkeit des schon erwähnten Fiskalats in Bezug auf die Heranziehung von Beamten zur Bestrafung richtig beurtheilen, so darf man die

Verhältnisse unter Friedrich Wilhelm nicht vergleichen mit der Straflosigkeit corrupter Höflinge unter seinem Vorgänger, sondern man muß die Strafen und das Verfahren dabei vergleichen mit der Strafrechtspflege jener Zeit überhaupt.

Noch herrschte ein entsetzlicher inquisitorischer Proceß, wobei durch alle Maßregeln der Tortur dem Angeschuldigten die Antworten abgepreßt wurden. Als Friedrich der Große 1740 die Tortur beseitigte, vermeinte die Masse der heute wie damals zäh am Hergebrachten hangenden Richter, keinen einzigen Schuldigen seiner Verbrechen mehr überweisen zu können. Die Diebe wurden vor den Häusern, in welchen sie gestohlen hatten, gehängt, die Kindesmörderinnen wurden in ledernen Säcken in's Wasser geworfen. Weder Friedrich Wilhelm noch seine Zeit waren milderen Strafen geneigt. Doch gereicht es dem König zur größten Ehre, daß er am 4. April 1738 das sog. Prügelmandat erließ, in dem er „das barbarische Wesen, die Unterthanen gottloser Weise mit Prügeln und Peitschen wie das Vieh anzutreiben," absolut verbot; aber er glaubte nicht, daß körperliche Züchtigungen der Bauern ganz zu entbehren seien; nur die Pächter, die Schreiber sollen die Bauern bei den Hofdiensten nicht direkt prügeln, sondern es sollen diejenigen, die nicht arbeiten wollen, nach einem ordentlichen Verfahren in den Stock gespannt werden, oder soll ihnen der spanische Mantel umgehängt werden; wenn beides nicht verfange, sollen sie auf einige Zeit mit Festungsarbeit bestraft werden. Gerecht soll gestraft werden, aber unerbittlich und strenge; anders wußte es der sittliche Feuereifer des Königs nicht.

Von dem Fiskalat und seiner gehässigen Thätigkeit sind einzelne Anekdoten allgemein bekannt, wie daß Friedrich Wilhelm einen gemeinen Soldaten einmal zum Generalfiskal gemacht, daß die Processe selbst gegen hochgestellte Beamte und Generale, die angeblich unschuldig gewesen, niedergeschlagen wurden, wenn die Betreffenden hohe Summen zur Rekrutenkasse zahlten. Aber das nur in's Schwarze malende Bild, das z. B. Förster aus solchen Anekdoten zusammenflickt, ist entschieden schief, wie man schon sieht, wenn man nur die Edikte in der Myliusschen Gesetzessammlung oberflächlich durchliest. Es verhielt sich mit dieser Institution folgendermaßen.

Das Amt eines Fiskals war ein ganz altes. Kühns führt in seiner Geschichte der Gerichtsverfassung der Mark Brandenburg eine Urkunde von 1468 an, in der Friedrich II. einen Herrn von Gardelegen zu seinem Procurator fiscal ernennt; der Markgraf erklärt, er habe erkannt, wie mancherlei Ueberfahrung und Verbrechen ungestraft geblieben; damit nun bessere Achtung und Aufsicht darauf gethan werde, so sei der Gerechtigkeit und allen Liebhabern des Rechts zur Handhabung dem Betreffenden das

Fiskalamt empfohlen, von Allem dem Recht und Strafung zu fordern, das brüchlich und sträflich sei; der Fiskal solle alle Sachen vor des Hofes Kammergericht austragen. In der ersten Kammergerichtsordnung von 1516 werden vier Prokuratoren, deren jeder einen Advokaten gebrauchen darf, für das Publikum, daneben für die fürstliche Regierung ein Procurator fisci generalis bestellt, der zugleich die Armensachen mit zu übernehmen hat. In der nicht publicirten Kammergerichtsordnung von 1643 wird den Advocatis und Adjunctis fisci sowohl als den Hoffiskalen der Rang vor allen anderen Advokaten verliehen; sonst sollen nach ihr die Fiskale gegenüber dem Gerichte sich bezeigen wie andere Advokaten; doch wird erwähnt, daß sie das Recht haben, eine summarische Inquisition vorzunehmen; „wer sich darauf hin mit Uns der Strafe halber nicht abfinden will, sondern seine Unschuldt auszuführen vermeint," der wird auf den Weg des gewöhnlichen Processes vor dem Gerichte verwiesen. Aus einem Rescript vom 24. Juni 1698 erhellt, daß die Fiskale theils auf Besoldungen, theils auf Antheile an den Strafen verwiesen sind. In der neumärkischen Kammergerichtsordnung von 1700 werden die Funktionen des neumärkischen Hofadvokatus und der Hoffiskale genau bestimmt; die letzteren haben die Kriminalprocesse zu betreiben, der Hofadvokatus hat die Schriftstücke für fiskalische Civilprocesse, für Streitigkeiten um Hoheitsrechte zu fertigen; er hat, sobald er etwas erfährt, „so unserer Landesfürstlichen Hoheit, unserem juri et potestati territoriali et episcopali nachtheilig, ingleichen unserem Aerario und Rentheiintraden wie auch unsern Aemtern, Domanial-Gütern und Amtsunterthanen schädlich oder verderblich sein möchte, solches sofort unserem Kantzler und Räthen pflichtmäßig anzuzeigen." Aehnlich, nur ziemlich ausführlicher, lauten die Bestimmungen der kurmärkischen Kammergerichtsordnung von 1709 (Tit. XIII). Den Hoffiskalen wird der Antheil an den Strafen genommen; sie sollen eine feste Besoldung erhalten; nur dem Hofadvokatus soll $^1/_{10}$ der Strafgefälle zugewiesen werden; das Vigiliren auf alle Vergehen und Verbrechen wird den fiskalischen Bedienten zur Pflicht gemacht, aber jeder Eingriff in das eigentliche Gerichtsverfahren ihnen verboten; sollte Jemand sein Verbrechen oder Exceß einsehen und einer leidlichen Strafe sich unterwerfen wollen, so soll das gebührenden Ortes hinterbracht werden. Eine feste Organisation kam in das ganze Institut dadurch, daß die Land-, Zoll- und Ausreiter angewiesen werden, den Fiskalen ihre Anzeigen zu machen; schon 1704 waren durch ein besonderes Rescript die sämmtlichen Officiales fisci des Landes unter den Advocatus fisci Durham, der zum Generalfiskal ernannt worden war, gestellt worden (26. Februar 1704). Ihre Zahl scheint nicht unbedeutend gewesen zu sein; man wünschte an verschiedenen Orten der-

artige Beamte zu haben; daraus ergab sich aber auch, daß sie damit nicht voll beschäftigt waren. Man nahm Advokaten, die nebenher eine Privatpraxis hatten, und auch unter Friedrich Wilhelm I. wird in dem Reglement vom 20. August 1722 ihnen nur verboten, in solchen Sachen als Advokaten für Privaten aufzutreten, welche das fiskalische Interesse directe oder indirecte berühren. So überkam Friedrich Wilhelm ein Institut, das in seinen Augen eine hohe Bedeutung haben mußte. Strenge Durchführung der Gesetze, Reinigung des Beamtenstandes schien vor allem durch eine angestrengte Thätigkeit des Fiskalats ermöglicht zu werden. Zunächst werden der Generalfiskal und dessen Subalternen durch das Edikt vom 22. Dezember 1716 angewiesen, auf alle Uebertretungen von Mandaten und Edikten, es geschehen dieselben von denen Collegien sowohl und andern Befehlshabern, als jedwedem insgemein; ein wachend Auge zu haben; wider die Contravenienten und Verbrecher ohne alles Ansehen der Person aufs schärfste unermüdet zu inquiriren und zu sorgen, daß die Verbrecher zu verdienter Strafe ohnnachläßig gezogen werden. Der bisherige Generalfiskal Durham, ein redlicher Mann, schien dem König zu nachsichtig; seine beiden Nachfolger — deren einer allerdings vorher freilich nach mancherlei Schicksalen gemeiner Soldat gewesen war — waren thätiger, aber es waren unglücklich gewählte schlechte Persönlichkeiten. Daß sie aber nicht an ihrer Stelle blieben, daß besonders der letztere, der Geheime Justizrath Gerbett, selbst wegen Fälschung nach Spandau kam, spricht für den König. Er wollte thätige, aber keine ungerechte Fiskale. Das erhellt auch aus den weiteren allgemeinen Bestimmungen, die er traf.

Das Reglement, wonach sämmtliche Fiskale bei denen Processen und fiskalischen Verrichtungen sich zu achten (20. August 1722), stellt die fiskalischen Bedienten in der Hauptsache durchaus gegenüber den Gerichten auf eine Linie mit den Advokaten von Privatpersonen. Ebenso das allgemeine Edikt wegen Abkürzung derer Inquisitionsprocesse und Abstellung verschiedener Mißbräuche vom 21. August 1724. Es wird den Fiskalen verboten, sich dessen, was zum richterlichen Amte gehöret, anzumassen oder sich darin zu meliren. Ein fiskalischer Bedienter, welcher in den Inquisitionssachen weiter gehet, als ihm die Ordnungen verstatten, soll das erste mal mit 10, das andere mal mit 50 Thlr., das dritte mal mit Kassation bestraft werden. Die allgemeine Ordnung und Deklaration in Bezug auf die Inquisitions- und Criminalprocesse vom 12. Juli 1732 will zunächst das Recht der höheren Gerichte (der Landesregierungen), alle derartigen Processe zu dirigiren und zu Ende zu bringen, wahren; jedes derartige Gericht soll mit sechs erfahrenen Criminalräthen besetzt sein; die Untergerichte und die fiskalischen Bedienten haben sich direkt an sie zu wen-

den; handelt es sich um Processe aus den Aemtern (Domänen), so hat ein Mitglied der Kriegs- und Domänenkammer der Verhandlung beizuwohnen. Kein Fiskal soll ohne Erlaubniß des Gerichts zur Specialinquisition schreiten. Findet das Gericht, daß Anklagen der Fiskale ohne Noth oder ohne genugsame Ursache erfolgt sind, so soll das Gericht nicht die Angeklagten, sondern die Fiskale zu den Kosten ex propriis verurtheilen, auch nach Befinden Strafe ohne Ansehen der Person verhängen. In dem Rescript vom 14. Mai 1734 wird die neumärkische Kriegs- und Domänenkammer sehr strenge abgekanzelt, daß sie sich anmaße, wider alle Verfassung eine Criminalsache an sich zu ziehen.

Wir sehen hieraus, daß alle eigentlichen Vergehen auch der Beamten vor die gewöhnlichen Gerichte kamen; der König griff dabei, wenn der Proceß im Gange war, nur höchst selten ein. Ehe es so weit war, ließ man unter Umständen wohl einen Verdacht unberücksichtigt, strengte einen zweifelhaften Proceß gegen Beamte nicht an, wenn sie sich bereit erklärten, eine größere oder kleinere Zahlung an die Rekrutenkasse zu machen; wer aber seiner Unschuld ganz sicher war, konnte immer den Weg Rechtens betreten. Und dann, wenn die Gerichte gesprochen hatten, waren die Urtheile in bestimmten Fällen, welche in der vorhin erwähnten Allgemeinen Ordnung vom 12. Juli 1732 § 5 genau aufgezählt sind, dem Könige vorzulegen. In solchen gesetzlich ihm vorzulegenden Fällen das Strafurtheil zu mindern oder zu mehren, betrachtete Friedrich Wilhelm als sein unbestreitbares Recht, und es war das auch althergebrachtes fürstliches Recht. Es war ein Recht, das des größten Mißbrauchs fähig war, ein Recht, das nach besserer Einrichtung des Justizwesens beschränkt werden mußte; aber es war damals vorhanden, und das müssen wir Friedrich Wilhelm zugestehen, daß er dieses Recht wohl in leidenschaftlichen Anfällen sittlicher Entrüstung über Vergehen seiner Beamten hart gebraucht, aber daß er es nie zu persönlicher Willkür oder Rachsucht, aus Lust an Quälereien mißbraucht hat. Die Mißbräuche der Verwaltung, die Corruption des Beamtenstandes waren in der That solche, daß ab und zu abschreckende Beispiele statuirt werden mußten. Der König hatte in manchen Fällen so Unrecht nicht, wenn er die Strafen, welche von laxen, oft auch halb corrupten Gerichten gesprochen waren, verschärfte; so z. B. in dem Falle mit dem Königsberger Kriegs- und Domänenrath von Schlubuth, der eine große Summe Geldes unterschlagen hatte. Der König hielt ihm — in Königsberg angekommen — persönlich sein Unrecht vor und erklärte ihm, er habe den Galgen verdient. Als darauf Schlubuth trotzig auf seine Stellung als preußischer Edelmann pochte, als er meinte, es sei nicht Manier, einen solchen hängen zu lassen, zumal er das Geld wieder ersetzen

werde, da ließ ihn der König in Gegenwart der ganzen Kriegs- und Domänenkammer trotz aller Gegenvorstellungen aufknüpfen. Er mochte sich dabei aller der empörenden Corruption der preußischen Adelsverwaltung erinnern, die noch immer unter der Decke fortwucherte; er war sich bewußt, bei solcher Handlung das Rechtsgefühl des Bürgers und Bauern, des Handwerkers und Tagelöhners auf seiner Seite zu haben. Hatte sein Großvater den Justizmord an dem Obristen von Kalkstein vollziehen lassen müssen, um den preußischen Adel vor dem schnöden offenen Landesverrath abzuschrecken, nicht minder berechtigt und nicht minder heilsam war es, dem immer noch nach den Privilegien der polnischen versumpften Libertät lüsternen Adel einmal ernstlich zu zeigen, daß der Dienst des Königs von nun an keine Quelle verbrecherischer Bereicherung mehr sein dürfe.

Vom gleichen Geiste, der die Strafen diktirte, wurden die Belohnungen zugemessen. Zunächst ein Wort über die Höhe der Gehalte. Der König hatte sie, wie schon erwähnt, bei seinem Regierungsantritt wesentlich herabgesetzt; der Maßstab der Reduktion war folgender. Der Herzog von Holstein, General der Cavallerie, erhielt statt 8400 Thlr. 3600; Geh. Rath v. Printzen statt 1700 — 400 (er hatte wohl noch Einnahmen aus anderen Kassen); eine Anzahl Hofräthe und Kriegsräthe statt 480 — 300 und so fort in ähnlichem Maßstabe. Im Ganzen aber waren die Gehalte der höheren Beamten immer noch sehr bedeutend, sie waren nur nicht mehr verschwenderisch. Die Zeit war zu derb und zu realistisch, um nicht neben der Ehre ein gutes Einkommen zu verlangen. Die Minister bezogen 2000—6000 Thlr., einzelne sogar 8000 und mehr Thaler, besonders wenn sie Nebenämter und Sinekuren hatten; die Räthe des Generaldirektoriums stellten sich auf 600—1700 Thlr. Die Einnahmen dieser Beamten setzten sich zusammen aus dem festen Gehalt und einer Gratifikation, den sog. Neujahrsgeldern. Die Räthe bei der Generalrechenkammer, die ersten Räthe am Kammergericht hatten 200—980 Thlr., die Kriegskommissare 120—300 Thlr., die Prediger in Berlin 300—800 Thlr., in kleineren Städten 100—150, auch 200 Thlr. Von Subalternbeamten erwähne ich die Kanzlisten beim Generaldirekorium mit 250, die Kopisten mit 60, die Kanzleidiener mit 50 Thlr.; bei geringeren Behörden bezogen solche Leute 36—40 Thlr. jährlich. Will man diese Gehalte mit den allgemein bekannten heutigen vergleichen, so muß man zunächst wissen, daß der damalige Thaler (12 nach dem Leipziger Münzfuß von 1690 auf die feine Mark gerechnet) etwa = 1,166 Thlr. heutigen Geldes ist. Der damalige Geldwerth hat sich im Allgemeinen bis gegen 1848 kaum verändert; nur lokal hatte der preußische Staat 1713—40 einen niedrigeren Geldwerth als im

19. Jahrhundert; und dann waren alle Bedürfnisse damals sehr einfache, außerdem waren die wichtigsten Dinge, Lebensmittel, Holz, Wohnungen spottbillig. Berlin zwar war schon etwas theurer; der Minister Happe verlangt für einen nach Berlin versetzten Kriegsrath, der bisher 500 Thlr. gehabt, eine Zulage von 400 Thlr., da es dort viel theurer zu zehren sei; freilich soll die Zulage zugleich eine Beförderung in sich schließen. Aber im Ganzen war das Leben billig; eine geringe Bevölkerung, überwiegend friedliche und gute Jahre, ein sich hebender Wohlstand erklären das zur Genüge. Ich führe nur einiges Detail an. Das Pfund Rindfleisch wird in Berlin 1735 zu 1¼ gGr., d. h. etwa 1,8 Sgr. heutigen Geldes gerechnet; es kostet 1851—65 nach den offiziellen Durchschnittspreisen 4 Sgr. 4 Pf., 1866—68 5 Sgr. 1 Pf. In der Instruktion, wie die Taxen für den Hypothekenverkehr zu machen (Hypothekenordnung vom 4. Februar 1722), wird als niedriger Durchschnittswerth eines fetten Ochsen 12 Thlr., einer Kuh 6 Thlr., eines Hammels 20 Gr. bis 1 Thlr. damaligen Geldes angenommen. Das wäre gegen 14 Thlr., 7 Thlr., 1,16 Thlr. heutigen Geldes. Die Preise sind hingegen heute die 4—6- und noch mehrfachen. Der Scheffel Roggen stand nach Dieterici in Berlin 1713—30 auf 23—28 Groschen heutigen Geldes, er stand 1851—65 auf 63 Sgr.; der Waizen damals 33—40 Gr., 1851—65 87 Gr. Friedrich Wilhelm erklärte selbst, man könne in Potsdam mit 80 Thlr. ein Thorschreiberhaus bauen; heute dürfte es unter 300—400 Thlr. nicht herzustellen sein. Ich habe nach den wöchentlichen hallischen Frage- und Anzeigungsnachrichten eine große Anzahl hallischer Häuserpreise aus den Jahren 1729 und den folgenden zusammengestellt; die meisten bewegen sich zwischen 150 und 800 Thlr.; der Preis von 300—600 Thlr. überwiegt; ein Haus vis-à-vis der Residenz in Halle mit 7 Stuben, 11 Kammern, 1 Waschstube, 2 Küchen, 2 Böden, 2 Pferdeställen, nebst Rohrwasserberechtigung und Pumpe, kostet 800 Thlr.; nur in ganz wenigen Fällen steigt der Preis auf 2800 bis 3000 Thlr. (z. B. für einen großen Gasthof mit Garten).

Diese wenigen Zahlen mögen wenigstens einen ungefähren Maßstab der Höhe der Gehalte geben; sie zeigen, daß ich Recht hatte zu sagen, daß die der höheren Beamten immer noch bedeutend waren. Freilich hatten die Minister in Berlin keine unbedeutende Repräsentation zu bestreiten; der König lud sich selbst oft bei ihnen zu Gast; sie wie andere wurden gezwungen, sich in Berlin anzubauen. Aber auch die Gehalte der unteren Beamten waren bei diesen Preisen immer noch ganz auskömmlich. Viele Beamten dienten allerdings nicht blos ein, sondern mehrere Jahre, bis sie in ein Gehalt einrückten; aber wenn sie so weit waren, dann erhielten sie es auch sicher; und das unterschied wieder den preußischen Staat von fast allen

anderen der damaligen Zeit; jede Finanzverlegenheit führte hier zu einer Sistirung der Gehaltszahlung, verwies damit den Beamten auf Betrug und Unterschleif; in dem geordneten preußischen Staatshaushalt kam das nicht vor; jeder erhielt pünktlich, was ihm gebührte.

Einen sicheren Rechtstitel auf seinen Gehalt hatte allerdings der Beamte nicht. Jährlich ließ sich der König die Etats vorlegen, erhöhte und erniedrigte die Positionen nach den Erfahrungen des Jahres, den Conduitenlisten, den Mittheilungen der Vorgesetzten. War ein Beamter überflüssig, so wurde er entlassen; noch 1748 bei der großen Justizorganisation stand man nicht an, eine Reihe von Kammergerichtsräthen plötzlich zu entlassen. Ebensowenig gab es einen sicheren Anspruch auf Pensionen und Gnadengehalte in Alter und Krankheit, für Wittwen und Waisen. Faktisch freilich geschah auch darin schon viel, wie z. B. die Gehaltslisten bei Förster eine Reihe von Pensionen enthalten.

Fehlte so noch die Grundlage fester Rechtsansprüche an Gehalt und Pension, wie sie das heutige Staatsdienerrecht kennt, faktisch war die Handhabung in der Hauptsache keine andere; faktisch ist aus der Praxis der preußischen Regenten des vorigen Jahrhunderts das heutige deutsche Staatsdienerrecht erwachsen. Man war im Großen und Ganzen unter Friedrich Wilhelm, wie später unter Friedrich dem Großen sicher, daß ein gerechtes Verfahren, eine sachliche unparteiische Behandlung der Personalfragen stattfinden, daß keiner ohne Ursache entlassen werde, daß der tüchtige Beamte mit ehrenhafter Selbständigkeit seiner Ueberzeugung folgen dürfe. Und innerhalb der Carriere war man — was ja kein Staatsdienerrecht garantiren kann — sicher, daß der Fleißige, Ehrliche, Brauchbare vorwärts komme, man gewärtigte nicht, unfähige Dilettanten und Höflinge in den besten Stellen und höchsten Gehalten zu sehen.

Das war es, was dem Staatsdienste immer genug Leute und die besten Kräfte des Landes zuführte; freilich kam dazu noch eines, was es auch erklärt, warum der Adel trotz aller Demüthigung, die er von Friedrich Wilhelm erfuhr, doch so mächtig vom Staatsdienst angezogen wurde, — der Beamten- und Offiziersstand entwickelte sich in diesem streng disciplinirten Gemeinwesen schon damals zu einer Art herrschender Klasse. Es gab bald keine andere Möglichkeit, zu hoher Stellung, zu Einfluß und Ehre zu kommen, als den Staatsdienst. Schon an der Wiege des Beamtenstaates zeigt sich so dieser Mißstand, der später, nachdem andere Gesellschaftsklassen herangewachsen, nachdem der große geistige Impuls der altpreußischen Büreaukratie verbraucht, die alte Strenge gewichen war, — zur inneren Auflösung des reinen Beamtenstaates führen mußte.

Damals freilich trat dieser Krebsschaden des büreaukratischen Staates

noch nicht grell hervor; lockte der Ehrgeiz in die Carriere des Staatsdienstes, so war dieser Staatsdienst daneben in seiner Strenge eine tüchtige Schule, er war kein Faulbett für Bequemlichkeit und Indolenz; das Erste und Letzte, was man forderte, war immer wieder — unermüdliche aufreibende Arbeit und hingebende Pflichttreue. Der Patriotismus, das Staatsgefühl, die begeisterte Vaterlandsliebe, die heute wieder in Millionen edler deutscher Herzen vom Felse bis zum Meere, von der Memel bis zur Maas glühen, diese Gefühle sind, wenn wir in die innerste Werkstatt geschichtlichen Werdens blicken wollen, großgezogen, gehegt und gepflegt worden in den Seelen jener Minister und Generale, jener Beamten und Offiziere, die der sterbende König 1740 seinem großen Sohne als bestes Erbtheil übergeben konnte. Es waren harte derbe Menschen, sie nahmen nicht — wenigstens nicht alle — Theil an den geistigen und literarischen Fortschritten, die eben damals sich vorbereiteten; aber es waren feste Charaktere, es waren tüchtig geschulte Beamte, unermüdliche Arbeiter, und unter einem rauhen Aeußern bargen sie mehr als alle anderen ihrer Zeitgenossen die Flamme eines großen unauslöschlichen Idealismus — des Idealismus für den Staat.

Nicht blos die Kinder, auch die Geschlechter der Menschen und die Völker bedürfen ab und zu einer Schulzeit; und glücklich die Nation, die nach kläglichem Untergang wieder durch eine richtige Schule zu verjüngtem Leben erwacht. Das Preußen vor 1740 mag uns erscheinen wie eine große Schulanstalt. Die Beamten sind die Schulmeister, der König ist der große Pädagog, der, stets den Schulstock in der Hand, stets ermunternd und strafend, lobend und tadelnd, alle seine Schulanstalten visitirt. Unermüdlich reist er herum, nach allem zu sehen; in einer Kapsel, die er stets bei sich führt, stecken die Etats der Provinz, des Domänenamtes, der Stadt, die er besichtigt; er will jeden sein Pensum gleichsam abhören. Der ganze Staat ist so eng, so knapp wie eine Schulstube, der Dienst so pedantisch, die Vorschriften so streng. Wir vermissen darin die gesicherte Freiheit der Person und des Eigenthums, die selbstbewußte Männlichkeit eines gebildeten Bürgerthums, die stolze Größe einer wahrhaft politischen Aristokratie, das großartige Schauspiel freier politischer Kämpfe, das den Staat in seiner Vollendung ziert. Es ist nicht das Ideal eines Staates, das wir vor uns haben, aber es ist die Vorschule zu diesem Ideal.

Und es war eine gute Schule. Aus ihr gingen fast alle die Offiziere hervor, die die preußische Armee später zum Siege führten, in ihr hatten die Diplomaten, die Minister, die Land- und Steuerräthe, die Kriegs- und Domänenräthe Friedrich's des Großen gelernt. Wenn man mit Recht schon gesagt hat, das Geschlecht, das Friedrich den Großen umgeben, sei

eines der geistesmächtigsten, die Norddeutschland jemals aus seinem Schoße hervorgebracht hat, — die Schule dieses Geschlechtes, soweit es staatliche Leistungen aufzuweisen hat, liegt in der Zeit vor 1740. In dieser Schule haben die Beamten dieses preußischen Staates gelernt — was wohl einzig dasteht in der Geschichte des Beamtenthums — sechs entsetzliche Kriegsjahre, von 1757 bis 1763 auszuharren, ohne einen Groschen baarer Besoldung, und am letzten Tage so unermüdlich thätig zu sein für den König und die Ehre des Staates, wie am ersten. Vor allem aber ist aus dieser Schule der große Friedrich selbst hervorgegangen, der die Schüler hinaus in's Leben führte, der den prometheischen Funken besaß, dem Kunstwerk des Vaters das rechte Leben zu geben. In der Kriegs- und Domänenkammer zu Küstrin saß er, zu unterst am Tische als letzter Rath, Aemteranschläge und Etats vortragend; dort lernte er die Geheimnisse, mit denen er später die Wunden der Kriege heilte, mit denen er Schlesien und Westpreußen reformirte. Er hatte daneben die gesammte Bildung einer neuen Zeit in sich aufgenommen. In Bezug auf das innere Leben seines Staates und seiner Armee dankt er das Beste seinem Vater. Er selbst wußte das wohl; wie aller Schatten der Eiche von der Kraft der Eichel herrührt, — so schreibt er selbst — rührt all mein späteres Glück von dem arbeitsamen Leben und den weisen Maßregeln Friedrich Wilhelm's her.

Friedrich II. hat die preußische Großmacht gegründet, das pädagogische Talent seines Vaters besaß er nicht; vielleicht gerade weil er so viel Größeres leistete, konnte er hierin seinem Vater nicht gleichkommen; das Beamtenthum, das er bei seinem Tode hinterließ, war im Gegensatz zu dem von 1740 verbraucht und vernutzt. Die Maschine hatte zu viel leisten müssen, als daß man auf ihre Instandhaltung oder Verbesserung die nöthige Sorgfalt hätte verwenden können. Wohl aber zeugt es von ihrer großen Leistungsfähigkeit, von der gesunden ursprünglichen Organisation, daß die Reformepoche, die nach der Schmach von 1806 Preußen wiederaufgerichtet, die den monarchischen Staat vollendet, die Rechtsgleichheit, die definitive Befreiung des Bauernstandes, die freie Selbstverwaltung der Städte durchgeführt hat, doch an die alten Formen wieder anknüpfte. Es ist das verjüngte Beamtenthum, das in der Stein-Hardenbergischen Zeit alle Elemente der neuen literarischen, politischen und wirthschaftlichen Bildung mit der Pflichttreue und dem Eifer der Beamten aus der Zeit Friedrich Wilhelm's vereinigt.

Daß das Beamtenthum von 1806—30 dem von 1740 ebenbürtig war, nach einzelnen Seiten ihm wohl nachstand, nach anderen ihm dagegen entschieden überlegen war, wird man nicht leugnen können. Ob man das

aber auch von dem preußischen Beamtenstand der Gegenwart sagen könne, scheint mir fraglich. Es ist freilich schwer für den Mitlebenden, ein sicheres Urtheil über eine solche Frage zu fällen. Und wir möchten am allerwenigsten gern zu denen gezählt sein, die wegen einzelner Mißstände, wegen des natürlichen Gegensatzes, in dem das Beamtenthum noch zu dem constitutionellen Staat steht, ohne weiteres leichtsinnig über ihn aburtheilen. Noch in der jüngsten Zeit haben die preußischen Beamten in einzelnen Geschäftszweigen, hat jedenfalls die preußische Armeeverwaltung so Großes geleistet wie jemals; noch sind tüchtige, im Großen und Ganzen auf die Zustimmung des Volks und der Kammern gestützte Beamtenministerien für uns wohl segensvoller, als reine Parteiministerien. Noch ist eine gar nicht zu entbehrende, oft heutzutage unterschätzte Summe von technischen Kenntnissen, von ehrenhaften Ueberlieferungen und Tugenden im preußischen Beamtenthum.

Aber all das kann uns für die Erkenntniß nicht verschließen, daß das Beamtenthum nicht ist was es war, besonders nicht was es 1740 war. Die ganze Bildung eines Jahrhunderts hat es voraus, es ist in Geschäftsroutine, in formaler Geistesbildung sicher weit dem der früheren Zeit überlegen. Aber unfähig zu weiteren Reformen, zu schöpferischem Fortschritt hat es sich gezeigt seit der Gründung des Zollvereins bis zu den Anstößen, die das parlamentarische Leben gebracht hat. Die Büreaukratie von 1740 war eine ecclesia militans, war eine Reformpartei im Staate selbst, die mit den Ideen der Aufklärung und der Rechtsgleichheit, mit der neuen kameralistischen Bildung eine verrottete Gesellschaft und ihre egoistischen Anschauungen bekämpfte. — Die heutige Büreaukratie ist keine ecclesia militans mehr; sie hat längst gesiegt, sie will nichts mehr erkämpfen; sie hat sich behaglich eingerichtet und ist mit der conservativen Aufgabe beschäftigt, ihren alt überkommenen Besitzstand gegen unbequeme Neuerung zu vertheidigen. Sie hat unter ihren Gliedern hochgebildete Köpfe; aber als Stand, als geschlossene Körperschaft steht sie entfernt nicht mehr so an der Spitze der Zeit und ihrer Bildung, wie das damalige Beamtenthum. Sie hat im Ganzen nicht den Arbeitseifer, nicht die praktisch-realistische Bildung jener Tage. Die Controlen sind laxer, die Geschäftsführung ist bequemer geworden; die Zahl der Bewerber ohne inneren Beruf ist größer. Die Beamten von 1740 standen noch im Kampf mit den privilegirten und besitzenden Klassen; heute sind die höheren Beamten, der adelige Grundbesitz und die haute finance ein Herz und eine Seele. Vornehme Geburt, politische Gesinnung und formales Talent verhelfen heute sehr viel leichter zur Carriere als damals; die Beförderungen sind vielleicht nie wieder seit 1740 mit solcher Gerechtigkeit

vorgenommen worden, weil nie wieder ein König so mitten inne in den Geschäften stand, so sehr jede Arbeitskraft kannte.*)

Doch führen wir die Parallele nicht weiter. Jedes Zeitalter hat seine Lebensformen, hat seinen Glanz und seinen Schatten. Nur die ewigen sittlichen Grundmächte bleiben dieselben. Wir haben es heute nicht mehr mit dem Beamten-, sondern mit dem constitutionellen Staate zu thun. Sind wir sicher, daß die handelnden Personen heute dieselbe sittliche Integrität, dieselbe Pflichttreue, dieselbe Energie und dieselbe Arbeitsfähigkeit mitbringen, wie seiner Zeit die Beamten in den Beamtenstaat — dann sind wir auch sicher, daß die parlamentarische Staatsform — als höhere Lebensform an sich — die deutsche Nation auch wahrhaft zu höheren Stufen politischer und menschlicher Gesittung führen wird.

Gustav Schmoller.

---

*) Diese schon vor Monaten, längst vor dem Ausbruch des Krieges geschriebenen Schlußworte könnten unter dem Eindrucke der außerordentlichen Leistungen unserer Generale, unserer Militär-, unserer Postverwaltung ꝛc. doch etwas zu hart erscheinen; auch der Verfasser war erst in Versuchung sie etwas zu ändern; bei reiferer Ueberlegung aber glaubte er doch sie lassen zu sollen, wie sie vor dem Kriege niedergeschrieben sind. Man übersehe nur nicht, daß die obige Vergleichung in der Hauptsache das Civilbeamtenthum, nicht die Armeeverwaltung im Auge hat, man vergesse auch nicht, daß die Kraft des heutigen preußischen Staates längst nicht mehr allein und nicht ausschließlich auf seinen Beamten und Offizieren, sondern ebenso auf der allgemeinen Wehrpflicht, auf der Selbstverwaltung, auf der parlamentarischen Verfassung, auf der total veränderten Stellung des Bürgerthums zum Staate beruht. Wäre Preußen bis 1870 ein reiner Beamtenstaat geblieben, es hätte Deutschland schwerlich geeinigt, schwerlich so zum Siege geführt!

Die Dilthey'sche Biographie Schleiermacher's.

(Leben Schleiermacher's von Wilhelm Dilthey. Erster Band, Erste Lieferung 1867. Zweite Lieferung 1870. Berlin bei G. Reimer.)

Eine ausführliche und wahrhafte Lebensgeschichte Schleiermacher's war seit lange der Wunsch aller derjenigen, die sich in der Verehrung des merkwürdigen Mannes, in der Anerkennung seiner persönlichen wie wissenschaftlichen Bedeutung begegneten. Das Verlangen danach mußte wachsen, seit es durch die reichlichen Mittheilungen seines Briefwechsels uns gleichsam Allen vergönnt worden war, noch einmal, und zwar vertrauter und vollständiger mit ihm zu leben als irgend ein Einzelner von denen, die noch in sein helles Auge geblickt, noch den Strom seiner Rede von seinen eigenen Lippen geschöpft hatten. Ueber die Meinung, daß ein überlebender Zeitgenosse, ein unmittelbarer Schüler Schleiermacher's ihm am besten die Dienste des Biographen leiste, waren wir damit hinaus. Der Schilderungen seines persönlichen Eindrucks, der Memoiren über ihn hatten wir jetzt genug, und die besten von ihm selbst. Geschichte aber, wirkliche Geschichte — würden die etwa Freunde und Schüler am besten schreiben? Und vollends die Freunde und Schüler Schleiermacher's? Steht es doch kaum anders mit diesen als mit den „Freunden Lessing's!" Wir verdanken Mendelssohn einige schöne Worte zur Charakteristik Lessing's: eine Biographie Lessing's zu schreiben, wäre der wackere Mann ohne Zweifel vollkommen untauglich gewesen. Man lasse doch insbesondere für die „Pietät," die dem rechten Biographen nicht fehlen dürfe, die großen Männer selber sorgen! Für diejenige jedenfalls, die nur der Ausdruck eines sich unterordnenden Schülerbewußtseins, wo nicht gar der Deckmantel einseitiger, Anhänger werbender Absichten ist, sind die großen Männer zu gut. Derjenigen gar, die sich schonendes Verschweigen und dürftige Schönmalerei zur Pflicht macht, bedürfen sie nicht und bedarf von Allen, die jemals lebten und irrten, Keiner so wenig wie Schleiermacher. Es ist so, wie Dilthey in Bezug auf einen einzelnen Punkt von dessen Leben sagt: für seine Handlungsart ist durchweg und schlechterdings das hellste Licht das günstigste. Nur Einer Pietät ebendeshalb bedarf er, — derjenigen, die sich in reiner Wahrhaftigkeit und Sachlichkeit, in dem Streben offenbart, ihm ganz in seiner ganzen Erscheinung und seinem ganzen Werthe, im vollen Umfang seines Wesens und seiner Wirkungen, im durchschauten Zusammenhang mit der Entwickelung des deutschen Lebens und der deutschen Bildung gerecht zu werden.

In Dilthey, dem wir bereits die kundige Redaction der späteren Theile des Briefwechsels verdanken, hat Schleiermacher einen Biographen gefunden, so nach allen Seiten der großen Aufgabe gewachsen, so ganz für dieselbe geschaffen, wie schwerlich ein Zweiter. Der Segen eines reinen und großen Lebens scheint sich in dem Glück erst zu vollenden, daß dieses Leben jetzt in einem verstehenden Geiste sich noch einmal spiegelt und sich dadurch mit gesteigerter Wirkung in die Gegenwart hinein fortsetzt. Wenn die Tochter des Verewigten, die edle Gräfin Schwerin-Putzar dem Biographen den gesammten, ausgedehnten Nachlaß ihres Vaters zu rückhaltloser Benutzung überließ, so war das ein würdiger, aber zugleich ein weiser Entschluß. Solche Gunst konnte nicht glänzender gerechtfertigt werden, als durch die vorliegende Arbeit geschehen ist. Denn dieses Material, wie schätzbar an sich, hat erst durch die musterhaft gründliche Verarbeitung in der Hand des Biographen seinen vollen Werth erhalten. Sind doch der Spuren genug zurückgeblieben, die uns die unsägliche Mühe ahnen lassen, welche zur Entzifferung und mehr noch zur Feststellung der Entstehungszeit, der chronologischen Folge so vieler handschriftlicher Actenstücke aufgewandt werden mußte. Der Verfasser hat allen Anforderungen, die in dieser Richtung an ihn gemacht werden können, in der zweckmäßigsten und befriedigendsten Weise entsprochen. In einem Anhang, „Denkmale der inneren Entwickelung Schleiermacher's“ theilt er von den handschriftlichen Arbeiten Schleiermacher's die wichtigsten, theils vollständig, theils in Auszügen mit, die durch ihre Fassung selbst ihre Treue und Zulänglichkeit verbürgen, während wir durch kritische Vorbemerkungen zugleich in den Stand gesetzt werden, die gegebene Entscheidung über das Chronologische nachzuprüfen. Je nach dem Bedürfniß der verschiedenen Leser mag der Eine sich bei der die Ergebnisse zusammenfassenden Darstellung des Textes beruhigen, mag ein Anderer jene Ergebnisse durch den Einblick in die zu Grunde liegenden Quellen controliren, ein Dritter noch an der Kritik der Quellen bis auf einen gewissen Grad mit- und nachforschend Kritik üben.

Doch Geduld und Sorgfalt, auch wenn sie mit höchstem Scharfsinn verbunden sind, reichen für sich allein nicht aus, das Chaos solcher Denkmale historisch zu lichten. Aus den durcheinandergeworfenen Bruchstücken eines bedeutenden Geistes und Lebens stellt nur derjenige das Ganze her, dem zugleich dies Ganze beständig gegenwärtig ist. Aus diesem geistigen Einverständniß heraus, das, immer rege, das Einzelne vorwegnimmt, um sich durch das richtiger und richtiger bestimmte Einzelne rückwärts wieder von Schritt zu Schritt zu vervollständigen und zu vertiefen, erwächst alle Wiederherstellung und Nacherzeugung gegebener Erscheinungen. Bewunderungswürdig ist diese Aufgabe im vorliegenden Fall gelöst. Die Wahr-

heit dieser Biographie ist so durchsichtig, so überzeugend, daß nichts darüber geht. Vom ersten Blatt an erhalten wir den Eindruck, daß der ganzen Darstellung eine sichere Gesammtanschauung des Schleiermacher'schen Wesens zu Grunde liegt, die in intensiver Empfindung, in einem ganz auf dieses Wesen gestimmten Mitgefühl ihre Wurzeln hat. Hier wird ebendeshalb nicht viel Aufhebens mit geflissentlicher Charakteristik gemacht. Die Voraussetzung ist, daß das sprechende Bild sich selbst erläutere, erkläre; auch wenige Worte dienen je an ihrer Stelle, um immer das rechte Licht zu verbreiten, um die fremde Eigenthümlichkeit sich selbst aus ihrem eigenen Innern heraus beleuchten zu lassen. So ist es zunächst in denjenigen Partien, die den persönlichen Erlebnissen und Beziehungen des Helden gewidmet sind. Aber auch für die scharfsinnigste Zergliederung der Schleiermacher'schen Gedankenarbeit bleibt die Grundlage dieselbe. Vor uns steht nicht bloß der gute und reine Mensch, der zuverlässige und zartsinnige Freund, der seelenkundige Helfer und Berather, sondern auch der im Tiefsten arbeitende, mit den höchsten Problemen sich rechnend auseinandersetzende Denker.

Kein Zweifel, eben weil es so ist, wird es der Dilthey'schen Biographie Schleiermacher's nicht anders ergehen, als es Schleiermacher selbst erging. Wie Viele, die von der Lectüre der Reden und Monologen eine neue Epoche ihres Innenlebens datirten und doch die Kritik der Sittenlehre, wie der ehrliche Spalding, mit einem Seufzer bei Seite legen mußten, weil sie von dieser „Algebra" nichts, aber auch gar nichts verstanden! Wie Viele, die sich an seinem Gespräch erquickten, an seinen Predigten erbauten und doch dem dialektischen Faden seiner Vorlesungen und seiner wissenschaftlichen Werke zu folgen gänzlich außer Stande waren! Dasselbe doppelte Gesicht zeigt das vorliegende Buch. So wie die erzählenden Capitel desselben geschrieben sind, diejenigen, die uns Personen und Zustände, den äußeren Lebensgang Schleiermacher's, seine Berührungen mit Männern und Frauen, seine Gemüthsbeziehungen und Gemüthserlebnisse, auch im Ganzen und Großen die Entwickelung seines Gedankenlebens darstellen — so wie diese Capitel geschrieben sind, so könnte ein Roman, ein recht guter Roman geschrieben sein. Goethe's Wahrheit und Dichtung ist so geschrieben; wenigstens der allgemeinen Anlage nach meint man das große Muster hindurchzuerkennen, wenn auch die Fülle sinnlichen Lebens und das gleichmäßig heitere Behagen der Selbstbiographie des Dichters unmöglich erreicht werden konnte. Allein diese unendlich reizenden Capitel, bei denen dem Leser wohl wird wie im Verkehr mit einem recht bedeutenden und zugleich höchst liebenswürdigen Menschen, sind nur der kleinere Theil des Buches. Sie werden durchbrochen von anderen, breit dazwischen

gelagerten, welche der Mehrzahl der gewöhnlichen Leser ungenießbar sein werden. Jenen verwöhnten Reisenden gleich, welche die Berge am liebsten von unten sehen, werden sie sie liegen lassen und versuchen, ob sie ihren Weg nicht im anmuthig begrünten Thale fortsetzen können. Mögen sie zusehen! Es bleibt doch gewiß, daß derjenige auch die Thäler nicht ordentlich kennen lernt, der niemals die weitschauenden Gipfel erstiegen hat. Es ist wahr, unser Schriftsteller muthet der Aufmerksamkeit und Denkkraft der Leser das Aeußerste zu, so oft er zu wissenschaftlichen Erörterungen, zur Klarlegung der intellectuellen Entwickelung Schleiermacher's im Einzelnen übergeht. Er scheint uns jetzt gerade die steilsten und anstrengendsten Wege ausgesucht zu haben, um uns auf die Höhe zu führen, er scheint uns jetzt, wie zu geflissentlicher Ermüdung, auf weiten Umwegen mit sich fortzunöthigen, er scheint wieder ein ander Mal, einer einzelnen Aussicht wegen, auf seine eigenen Schritte zurück- und, trotz der angestrengtesten Bewegung, nicht vom Flecke zu kommen. Lesen wir eine Biographie oder lesen wir ein philosophisches Werk? — Wir lesen die Biographie Schleiermacher's, das Leben eines Mannes, der eben auch, wie jenes wunderthätige Madonnenbild, für die Niedrigen niedrig, für die Hohen hoch war, das Leben eines Mannes, der im brieflichen und mündlichen Verkehr, in Ernst und Scherz so ganz nur Mensch, der herablassendste, der herzlichste, wohlthuendste Seelsorger war, und der dann wieder für die tiefsten Gefühle und für den Drang seiner sittlichen Natur in künstlich dialektischer Arbeit den mathematisch strengsten Ausdruck, die wissenschaftlich schärfste Formel zu finden suchte.

In dieser Zweiseitigkeit, in der That, liegt die größte und, genau besehen, eine unüberwindliche Schwierigkeit für das Unternehmen einer biographischen Behandlung Schleiermacher's. Zweiseitigkeit ist zu wenig gesagt. Die Sache ist die, daß die wissenschaftliche, insbesondere die philosophische Gestalt, zu welcher Schleiermacher den idealen Gehalt seines Wesens ausprägte, unendlich mangelhaft erscheint im Vergleich zu dem, was er war und lebte. Er hat es selbst wiederholt bekannt, daß ihm Leben mehr war als Wissen, der Verkehr mit Menschen mehr als mit Büchern, mit Seelen mehr als mit Ideen. Er war, sagt Dilthey, zustimmend so vielen ähnlichen Urtheilen Anderer, eine auf das Menschliche, gar nicht in erster Linie auf das Wissenschaftliche gerichtete Natur. Er war, sagt er an anderer Stelle, unendlich mehr, als alle Aufzeichnungen, alle Forschungen, die wir noch von ihm besitzen. Das macht: das Ethisch-Religiöse ist immer und überall nur unvollständig lösbar im Element des Begrifflichen. Hier begreift sich die so oft bemerkte Analogie mit Sokrates, der, wie Schleiermacher, eine durch und durch ethische Persönlichkeit, in

dem paradoxesten Ausdruck den Werth des Sittlichen zu fixiren strebte. Im Besitz unvergleichlich reicherer Mittel ringt Schleiermacher mit eben derselben und mit der noch verzweifelteren Aufgabe, die Welt der Gefühle im Reflex des Gedankens erscheinen und wieder verschwinden zu lassen. Das Tiefste soll das Klarste werden, und vor der Klarheit fliehend, wird es zum unaufhörlichen Reiz dialektischer Gedankenarbeit. Kurz gesagt: Incommensurabilität bildet den Inhalt und bleibt der Charakter des Schleiermacher'schen Systems. Dazu aber kömmt ein Zweites. In seinen letzten Motiven von der sprödesten, unlöslichsten Originalität, bildet es sich den Stoff der bedeutendsten Gedankenbildungen der Vergangenheit und Gegenwart an; benutzt es sie alle als Mittel, um sich mit allen zugleich auseinanderzusetzen. Dilthey selbst kann sich der Zustimmung zu dem von Zeller (zuerst in diesen Jahrbüchern) entwickelten Satze nicht entziehen, daß dem Schleiermacher'schen Denken auf's Bestimmteste der Charakter des Eklekticismus aufgeprägt sei.

Es gab nur Einen Weg, einen in der Natur der Sache gelegenen Weg, auf dem es trotzdem gelingen mochte, mit der Person zugleich das System, mit dem Leben zugleich die Philosophie Schleiermacher's darzustellen. Sollte jenes Verhältniß der Unangemessenheit und des Nichtfertiggewordenseins nicht verloren gehen, so mußte sich der Darsteller in den lebendigen Mittelpunkt der wissenschaftlichen Intentionen Schleiermacher's versetzen und von ihm aus zum Kritiker seiner Leistungen werden. Die Aufgabe war, ihn nicht bloß darzustellen, sondern fortzuentwickeln, sein Leben gleichsam über die natürliche Grenze dieses Lebens fortzusetzen. Nicht bloß neben, sondern mit Allem, was er sonst war, war Schleiermacher ein Philosoph im universellen Sinne des Wortes. So eben faßt ihn Dilthey. Vor der Seele des Lesers, wenn er das Buch schließe, — so bezeichnet er selbst seine Absicht — soll nicht allein ein Bild dieses großen menschlichen Daseins stehen, sondern zugleich „ein Zusammenhang bleibender Ideen, streng begründet, eingreifend in die wissenschaftliche Arbeit und das handelnde Leben der Gegenwart." Mit Recht lehnt er es darum ab, sich bloß charakterisirend zu verhalten und seiner Arbeit die Form eines geschlossenen Kunstwerks zu geben. Einen Philosophen darstellen, was kann das anders heißen als ihm nachphilosophiren? Ihm nachphilosophiren heißt weiterphilosophiren, und bei Keinem ist dies so unerläßlich wie bei demjenigen, der von aller Jüngersucht am fernsten und mitten in der angestrengtesten Systematik niemals in Systemformeln begnügt war.

Eine lebendige philosophische Forschung also, ein Versuch, vom Standpunkt der Gegenwart aus die höchsten ethischen und erkenntnißtheoretischen Fragen weiterzuführen, dieser Versuch in die Form einer

biographisch-historischen Darstellung gekleidet: so haben wir diese Biographie nach ihrer strenger wissenschaftlichen Seite hin aufzufassen. Dem künstlerischen Geiste des Platon war es einst natürlich, seine ganze tiefsinnige Weltanschauung in der Form einer kritischen Verherrlichung, einer Apotheose und Weiterbildung des sittlichen und wissenschaftlichen Geistes seines Lehrers darzustellen. Durchweg lehnt sich die Entwickelung der Platonischen Gedanken, wie am deutlichsten und sinnreichsten im Gastmahl, so mehr oder weniger in seinen sämmtlichen Dialogen, an die Person des Sokrates an; durchaus ruht seine ideale Welt- und Lebensanschauung auf dem Grunde und fließt sie zusammen mit der künstlerischen Charakteristik dieser wunderbaren Persönlichkeit. Ein analoges Beginnen tritt uns hier entgegen. Statt des künstlerischen der unserer Gegenwart eigene historische Geist. Auf's Natürlichste leiht sich der Gehalt der Schleiermacher'schen Persönlichkeit dem Unternehmen einer solchen historisch-kritischen Weiterentwicklung dar. Die Bedingungen einer treuen geschichtlichen Darstellung, das versteht sich, weisen von selbst den Versuch in engere Grenzen, ja, die Wahl gerade dieser Form schließt von vorn herein eine so selbständige und schöpferische Leistung wie die des genialen Sokratikers aus. Vielmehr, es ist das keine Wahl. Die philosophische Thätigkeit bedarf, so scheint es, in unseren Tagen unweigerlich des Anhalts an das Geschichtliche. Gleichsam wider Willen hat sich unser Verfasser dieser in der Richtung der Zeit gelegenen Schranke fügen müssen. Ihm entschlüpft an einer Stelle seines Buches die Klage, wie ein tiefes Gefühl der Einsamkeit und Unterdrückung heutzutage auf denen laste, die an den Geisteswissenschaften arbeiten. Allein die Wahrheit ist: nur die Philosophie als solche ist in eine vereinsamte Stellung und theilweise geradezu in Mißachtung gesunken. Noch immer jedoch sind wir voll Eifer, die Natur des Geistes zu studiren; wir suchen ihr nur vor Allem durch entsagsame Vertiefung in die geschichtlichen Erscheinungen, in deren ursachlichen Zusammenhang, in das Geheimniß ihres Werdens und Fortschreitens beizukommen. Nur eine einzelne Form dieses die Gegenwart beherrschenden Strebens ist die biographische, der Versuch, der Entwickelung und der Gedankenbildung in dem Geiste eines einzelnen bedeutenden Menschen nachzuspüren. Vielleicht ist gerade hier die innigste Durchdringung des Philosophischen und Historischen möglich, vielleicht die Gefahr des Irrthums hier die geringste, die Aussicht auf ein reines Ergebniß am größten. Jedenfalls ist hier der Punkt, wo dem Forscher das Interesse der Zeitgenossen am bereitwilligsten entgegenkömmt. Denn wo irgend dem heutigen Geschlecht die Macht des Gedankens und des Willens in lebendiger, persönlicher Erscheinung gezeigt wird, da bewährt sich noch immer der ideale Zug des deutschen Wesens. In Rührung und Begeiste-

rung wenden wir uns der Erinnerung an die großen Menschen zu, die uns in Bildern und Gedanken eine ideale Welt erschufen, und zeigen so, daß wir nicht gemeint sind, über den großen praktischen Kämpfen und der eisernen Arbeit des Tages den Adel unserer auf das Höchste und Innerste gerichteten Bildung preiszugeben.

Um so vollendeter freilich wird eine solche Biographie sein, je mehr sie sich selbst wieder der künstlerischen Form annähert, und das wird sie, je mehr die Erzählung zur natürlichen Hülle der entwickelten Ideen wird, je unmittelbarer und greiflicher uns aus der Darstellung eines wissenschaftlichen Lebens zugleich die Kritik seines Gedankengehalts entgegenspringt. In dieser Beziehung, wenn wir nicht irren, läßt die vorliegende Biographie Einiges zu wünschen übrig. Wenn wir irgend etwas an ihr vermissen, so ist es dieses freie und ungezwungene Einverständniß zwischen der historischen Form und der kritisch-philosophischen Endabsicht. Es beeinträchtigt, meinen wir, in etwas die Durchsichtigkeit der Arbeit, daß der Verfasser gleichsam zwei Seelen hat und daß der Selbstdenker oft zu sehr den urtheilenden Erzähler, den Berichterstatter bei Seite schiebt. Uns bedrängt bei der eindringenden und gleichsam ruhelos wühlenden Vertiefung des Verfassers in die Ideenwelt, mit der er es zu thun hat, eine solche Fülle von Gesichtspunkten und Problemen, daß wir in Versuchung sind, die dadurch entstehende Gedankengährung auf die Unfertigkeit seiner eigenen letzten Ueberzeugungen zu schieben. Hat er sich wirklich für sich schon zu einem reifen und festen Urtheil hindurchgearbeitet? Ist er nicht hie und da zu geistvoll und zu gedankenreich, um uns ein unbedingt vertrauenerweckender Führer zu sein? Ginge es ihm etwa dann und wann, wie er so treffend einmal von Fr. Schlegel sagt, daß er die einzelne Untersuchung nicht rein zu führen und abzuschließen im Stande ist, weil gleichzeitig seine ganze Ideenmasse in Bewegung ist? Ist er nicht stellenweise selber noch zu unmittelbar in den dargestellten Bildungsprozeß verwickelt, gleichsam zu sehr noch leidend von den Elementen desselben afficirt, um dieselben frei übersehen und beherrschen zu können? Das Interesse der Forschung, um es anders zu sagen, wird oft ungebührlich laut über dem der Darstellung. Subjective Aufklärungsbedürfnisse, Fragen und Untersuchungen, die in einer anderen Umgebung entsprungen sind, mischen sich störend ein, und wir haben den Eindruck, als ob noch im Momente der Darstellung selbst der historische Stoff dem Darsteller nur Mittel zum Zweck, nur ein Leitfaden zum Studium mehr oder weniger entlegener wissenschaftlicher Probleme würde.

Wie dem jedoch sei: da, wo der Verfasser Historiker ist, da ist er ein vortrefflicher, ein echter Historiker. Seine Biographie, sofern sie es

mit dem Denker Schleiermacher zu thun hat, ist ein Stück Geschichte der Philosophie, wesentlich verschieden von dem, was noch heutigen Tages gewöhnlich so heißt, in einem ganz anderen Stil als demjenigen, der seit Hegel der herrschende unter uns geworden und zum Theil durch glänzende Muster vertreten ist. Dieser constructiven Art der Geschichtschreibung, die, auf dem Boden der realen Geschichte immer nur vorübergehend versucht und bald wieder aufgegeben, ihren eigentlichen Sitz im Gebiete der Geschichte philosophischer Systeme aufgeschlagen hat, erklärt das vorliegende Buch wiederholt in bestimmten Worten den Krieg. Thatsächlich vor Allem, an dem Beispiel der Gedankenbildung in dem Geiste Schleiermacher's, führt es den Nachweis von der Unzulänglichkeit der Voraussetzungen, auf denen jene falsche, aber blendende Geschichtschreibung beruht.

Zwei große, aber über das Maaß ihrer Berechtigung ausgedehnte Gedanken liegen dieser letzteren Methode zu Grunde. Wenn dieselbe die Aufeinanderfolge philosophischer Standpunkte dem logischen Schema zweckbeherrschter, durch die Nothwendigkeit immanenter Dialektik getriebener Entwickelung unterwirft, so geht sie mit Recht von der Ansicht aus, daß alle Geschichte genetisch zu verfahren hat, und mit Recht von der anderen, daß die Geschichte des Geistes den allgemeinen Gesetzen des Geistes, die Geschichte des Denkens den Gesetzen der Vernunft gehorchen müsse. Von diesen richtigen Einsichten jedoch macht sie einen vollkommen unkritischen, ja, einen geradezu phantastischen Gebrauch. Sie träumt von einer allgemeinen Vernunft, der Vernunft des Weltgeistes, deren Mechanismus sie bis auf den Grund zu durchschauen sich einbildet. Sie verengt die unendliche Mannigfaltigkeit des Werdens von Gedanken aus Gedanken und aus geistigen Mächten der verschiedensten Art durch die Annahme eines logischen Gesetzes, das sie zwar mit Momenten der Anschauung und der historischen Wirklichkeit zu umspinnen, auch in der Anwendung mehr oder weniger biegsam zu machen sich herbeiläßt, das aber nichts desto weniger immer ein logisches zu sein beansprucht. So täuscht und blendet sie durch den Schein einer organischen Selbstentwickelung, eines künstlerischen Planes, eines dramatischen Verlaufs. Umsichtig und listig endlich sucht sie dem Vorwurf einseitiger Berücksichtigung des Gedankenlebens dadurch zu entgehen, daß sie — nach demselben Gesetze logisch dialektischer Continuität — die Philosophie einer bestimmten Epoche kurzer Hand für die in eine höchste Spitze zusammengefaßte Summe, für den repräsentativen Ausdruck des Gesammtgeistes dieser Epoche erklärt.

Dem gegenüber nun unternimmt es Dilthey, die *einzig richtige, echt historische Methode in Anwendung und zur Geltung zu bringen.* Er pflanzt die Gedanken als menschlich gedachte in ihren natürlichen Boden

zurück, der allein ihrem Wachsthum die Nahrung zuführt. Er zerstört den Traum, als ob man sich auf den Höhen der Gedankengeschichte der Beachtung der realen Vermittelungen entziehen könne, als ob philosophische Systeme zu vornehm wären, um der ursachlichen Bedingungen zu bedürfen, ohne deren Verständniß sonst nichts in der Welt verstanden werden kann. Schlagend weist er z. B. nach, wie das Verhältniß Schleiermacher's zu Kant die Theorie der immanenten dialektischen Entwickelung Lügen straft, wie der Kant'sche Standpunkt in Schleiermacher nicht sowohl sich selbst durch seine eigene Consequenz „aufhob," sondern durch eine ursprüngliche gegensätzliche Stimmung, durch eine gänzlich verschiedene, in dem Tiefsten der Individualität begründete Richtung abgestoßen und so theils verneint, theils wesentlich umgestaltet wurde. An die Stelle der constructiv genetischen tritt eben die pragmatisch genetische Darstellung. Nicht als ob hier jener schlechte Pragmatismus wieder auflebte, der — wir wollen Dilthey's eigene Worte brauchen — jeden Gedanken wie ein festes Ding hinnahm, aus der Uebertragung durch einen überspringenden Influx erklärte und so einem chaotischen Aufspüren von Causalitäten verfiel. Nicht so: sondern die Grundlage für die genetische Erklärung des Schleiermacher'schen Systems ist die lebendigste und beweglichste Anschauung von dem Treiben intellectueller Kräfte in der Werkstätte der menschlichen Seele. Unser Historiker ist gleich fern von der Beschränktheit, innergeistige Prozesse als eine Kette mechanisch und äußerlich wirkender Ursachen zu fassen, und von der speculativen Ueberhebung, an dem Werden individueller Ueberzeugungen die absolute Dialektik, das abstracte Entwickelungsspiel der Vernunft ohne Beinamen aufzeigen zu können. Er weiß, daß das Reich des Geistes, die werdende Wahrheit weder durch ein Zusammenwirken todter Anstöße, noch aus logischer Triebkraft nach dem immer wiederkehrenden Schema sich einheitlich schließender und vertieft wieder aufbrechender Gegensätze, sondern immer lebendig und immer anders, im Gedränge menschlicher Empfindungen, Strebungen und Leidenschaften wächst. Jeden Gedanken ist er bemüht, von innen, und bemüht, ihn im Zusammenhang seelischer Bewegungen zu sehen. Ihm ist das System, dessen Werden er darlegt, etwas mehr als ein Entwickelungsstadium der allgemeinen: es ist ihm das Denkmal einer individuell gearteten Vernunft. Ihm ist dieses System gleichzeitig etwas weniger als der Ausdruck des gesammten Inhalts einer geschichtlichen Epoche: es ist ihm der Repräsentant nur einer bestimmten Richtung dieser Epoche. Mit ebenso viel Gewissenhaftigkeit wie Genialität daher lehrt uns das Dilthey'sche Werk die Philosophie Schleiermacher's aus allen zusammenwirkenden Factoren, aus den persönlichen Umständen, aus der sittlichen und intellectuellen Cultur der Zeit, aus der Lage der

philosophischen Forschung, aus den Mitteln und Anregungen, welche die positiven Wissenschaften gaben, in treuer Feststellung der wirklich vorhandenen, der nach der ideologischen Evolutionstheorie geradezu ignorirten Causalverknüpfungen verstehen. Es geht diesen Causalverhältnissen bis in's Einzelne, und es geht ihnen mit exacter Nachweisung soweit nach, als irgend die Beschaffenheit der Quellen zu gehen gestattete. Diese Quellen aber gestatteten, sehr weit zu gehen. Ohne zu verkennen, daß an einzelnen Stellen durch Combination zu ergänzende Lücken übrig bleiben, darf Dilthey mit Recht behaupten, daß schwerlich für einen anderen unserer bedeutenden Denker eine gleiche Vollständigkeit der Documente existirt und folglich eine gleich eingehende genetische Klarlegung gestattet ist. —

Doch wir fühlen, daß es unmöglich ist, von dem Werth und der Methode des bedeutenden Werks durch bloße allgemeine Charakteristik eine hinreichende Vorstellung zu geben. Ebensowohl der Reichthum, wie das, was wir den Ueberreichthum desselben nennen möchten, legt uns die Pflicht auf, unsere Bemerkungen durch einen raschen Gang durch die Blätter des Buches zu erläutern. Wir möchten uns solchen Lesern zumal, die auf dem weiten Wege dieser Geistesgeschichte zu ermüden oder gar auf den verschlungenen Seitenpfaden derselben sich zu verirren in Gefahr sein könnten, als Führer anbieten und ihnen über schwindelnde oder minder anmuthige, dornige und gestrüppige Stellen des Weges rascher hinüberhelfen. Es ist dabei ganz und gar nicht auf eine vollständige Erzählung des Schleiermacher'schen Lebens abgesehen. Schon früher haben ja diese Jahrbücher den biographischen Ertrag des Schleiermacher'schen Briefwechsels wiederholt zusammenzufassen versucht. Niemandem würden wir mit der Erzählung der Hauptthatsachen seiner Jugendgeschichte etwas Neues sagen. Nur einzelnes bisher Unbekanntes werden wir hervorzuheben, unsere ganze Aufmerksamkeit aber auf die innere Textur, auf die Motivation der sich allmählich bildenden Anschauungen und Gedanken Schleiermacher's zu richten haben.

Gleich der Anfang unserer Biographie zeigt, wie der Verfasser bedacht ist, sie auf breitester Basis anzulegen. Indem er in einem Ersten Buch die Jugendjahre und erste Bildung Schleiermacher's — bis zu seinem achtundzwanzigsten Jahre — behandelt, beginnt er damit, die Wurzeln dieser Persönlichkeit bis in das Geheimniß der Abstammung zurückzuverfolgen. An die Erzählung von den Erlebnissen des Großvaters Schleiermacher's während seiner Verwickelung in das fanatische Sektentreiben am Niederrhein knüpft sich ein überzeugendes Culturbild und ein Blick auf die Wandlungen des religiösen und theologischen Geistes in dem protestantischen Deutschland des achtzehnten Jahrhunderts. Wir wissen,

wenn wir die nun folgende Charakterschilderung von Schleiermacher's Vater gelesen haben, daß wir einem Darsteller vertrauensvoll folgen dürfen, den verstandenes Menschenschicksal zum billigsten Beurtheiler menschlicher Schwächen und Irrthümer macht. Auf den unseligen religiösen Zuständen zweier Generationen beruhen die inneren Schicksale von Schleiermacher's nächsten Vorfahren: der Ertrag dieser Schicksale kömmt unbewußt dem Sohn, dem Enkel zu gute. In schärfster Beleuchtung tritt uns darauf der Geist des Herrnhutischen Pietismus, in einfacher Anschaulichkeit das Leben in Niesky und Barby entgegen, in dessen ängstliche Armuth die Sorge der Eltern den frühreifen Knaben geflüchtet hat. Auf sicherem Hintergrund erhebt sich so die Darstellung seiner inneren Kämpfe und die Erzählung der Krisis, die ihn — Ostern 1787 — aus der Gemeinde in die Welt, von Barby nach Halle führt. Der Jüngling bricht mit dieser Erziehung und nimmt doch ein Stück davon mit, um es nie wieder zu verlieren: den Geist der Frömmigkeit, die geordnete Stille des Gemüths, „die Gewohnheit der in die scheinbaren Kleinigkeiten seiner Beziehungen sich vertiefenden Nachdenklichkeit."

In fast klösterlicher Abgeschiedenheit lebt sofort der Freigewordene auch auf der Universität. Die gesellschaftliche Welt wenigstens sieht er nur im Reflex der Anschauungen und Verse seines Freundes Brinkmann. In der Schilderung dieses „Leichtherzigen," sowie allemal, so oft eine neue Figur in die Erzählung eintritt, bewährt sich das specifisch biographische Talent des Verfassers in wahrhaft glänzender Weise. Der künftige Diplomat mit seiner Vielgeschäftigkeit und Lebegewandtheit, seiner gesellschaftlichen Routine, seiner Wuth, kleine Romane zu spielen und glatte Verse darüber zu ergießen, steht leibhaftig vor uns. In einer anderen Welt inzwischen findet der junge Theolog sich selbständiger zurecht. Seiner philosophischen Entwickelung wenigstens wird frühzeitig die Richtung gegeben, wie richtungslos auch übrigens sein autodidaktischer Fleiß sich in die Welt des Wissens einwühlt. Durch Eberhard lernt er den Aristoteles kennen; durch Eberhard, was die Hauptsache ist, wird er „mitten in die zwischen der neuen Kant'schen Lehre und aller bisherigen Philosophie schwebenden Fragen" eingeführt.

Es wäre zu wünschen, daß wir oder daß der Biograph ein ebenso scharf aufklärendes Wort über den damaligen Stand der theologischen Entwickelung des jungen Mannes sagen könnte. Schon recht nämlich: die Richtung, unter deren Einfluß Schleiermacher demnächst am unmittelbarsten sich gestellt sah, nachdem er früher an der Orthodoxie, der Accomodationstheologie und dem Herrnhuterthum vorbei- oder hindurchgekommen war, ist die Aufklärungsfrömmigkeit, der ernste, besonnene Rationalismus.

Sie ist vertreten durch den von dem Hallischen Katheder in die Pfarre zu Drossen übergegangenen Onkel Stubenrauch, bei dem unser Kandidat nach dem Universitätsbiennium sich aufhält. Auf's Liebenswürdigste wird uns die Drossener Landpredigeridylle geschildert, von dem väterlichen Freunde Schleiermacher's das gewinnendste und gewiß treuste Bild entworfen. Wie wohlthuend ist, gegenüber jenem hochmüthigen Gerede, welches über den Rationalismus als über einen abgethanen Standpunkt den Stab bricht, die Wärme, mit der die echt historische Anschauung unseres Biographen dem sittlichen und gemüthlichen Gehalt dieser Bildungsform gerecht wird! Aber Schleiermacher geht keinesweges etwa in derselben auf. Aus seiner Correspondenz mit Brinkmann tritt uns ein Skepticismus und Radicalismus entgegen, eine Verbitterung insbesondere gegen die Theologie und das Christenthum, welche doch nicht bloß ein Ergebniß der Beschäftigung mit Kant, sondern mindestens ebenso sehr eine Frucht der Lectüre Wieland's, Montaigne's und anderer Weltkinder ist. Das Alles verschweigt Dilthey nicht, aber er wählt dabei die gedämpftesten Farben. Es ist, als ob die objective Gelassenheit, mit welcher der junge Mann seinen eigenen Zweifeln und negativen Ueberzeugungen zusah, ruhig erwartend, ob und wie sie sich etwa lösen möchten, an dieser Stelle auch die Beleuchtung bestimme, welche über dem Bilde des Darstellers liegt. Daß eben diese Gelassenheit es war, die demnächst und immer mehr sich zu positiver, ihres Grundes sicherer Frömmigkeit umbildete, welche abwechselnd alle, auch die schneidigsten Zweifel der Reflexion in sich aufsaugte und dann wieder sich gegenüber ertrug, — darin zumeist ist unseres Erachtens die Lösung des Räthsels zu suchen, dessen scharfe Formulirung der Biograph an dieser Stelle zu umgehen vorzog.

Der Wendepunkt von erklärtem Unglauben zur Aussöhnung mit dem Kern des Glaubens, ohne den der theologische Beruf Schleiermacher's eine Unmöglichkeit gewesen wäre, trat erst während der Hauslehrerzeit in Schlobitten — Herbst 1790 bis Frühjahr 1793 — ein. Zum ersten Mal geht die Sonne auf über diesem Leben, das bis dahin unter einem bewölkten Himmel gestanden. Und in der Darstellung des Lebensbeschreibers fühlen wir diesen Sonnenblick hell und erwärmend. Sein Material hat ihm gestattet, den Schauplatz und die Menschen, mit denen Schleiermacher sich hier zusammenschloß, deutlicher hervortreten zu lassen, als dies früher der Fall war. Die Familie der Dohna's, die geistige Luft, die dort wehte, wird uns völlig vertraut. Ein heller, schöner Stern erscheint namentlich das Bild der jungen Gräfin Friderike, zart und rührend, rein und lieblich, und zu diesem Bilde in starker aber verschwiegener Neigung das Herz des jungen Hauslehrers hingezogen. Zum ersten Mal wird ihm in diesem

Kreise der Sinn für edle Weiblichkeit und für die schöne Freiheit geselligen Familienlebens erschlossen. Die befreundeten Menschen, die ihn umgeben, denen er sich mittheilen darf, locken ihn aus sich heraus. Die Nebel einer im Grübeln zweifelnden, im Zweifeln entsagenden Welt- und Lebensanschauung sinken nieder und lassen den Kern seines Wesens, die „unter kalter Gelehrsamkeit verschüttete religiöse Frömmigkeit" durchdringen. Das Predigen — vor Kurzem noch eine verhaßte Pflicht — wird ihm eine Lieblingsbeschäftigung. Nun erst, im Gegensatz zu dem Frieden und Glück, das in seinem Inneren aufkeimt, erscheint ihm sein Unglauben, den er bisher gelassen geduldet, als eine feindliche Macht, mit der er sich entscheidend auseinandersetzen, die er überwinden müsse. Gegenüber den Offenbarungen seines im Sonnenschein der glücklichsten Verhältnisse kräftig gedeihenden Gemüthslebens ist er geneigt, in den Gedanken des ungläubigen Verstandes nur Spiele der „Phantasie" zu erblicken, nur Versuchungen, ähnlich den sinnlichen Bildern, die den nach sittlicher Reinheit strebenden Willen beunruhigend umgaukeln. Und doch, wenn nun wieder sein nachdenklicher Geist den Ertrag seiner dermaligen inneren Erfahrungen in klarer Auseinandersetzung formulirt: wie gedämpft erscheint da die Empfindung, wie muß sich da seine sittliche Grundanschauung in die Maaße des besonnensten Verstandes fügen! Das Gleichgewicht der Seele zwischen dem, was das Leben bietet und dem, was es fordert, weiß er noch immer mit keinem besseren Wort zu bezeichnen, als mit dem der Resignation.

Und noch eine weitere Lehrzeit folgt. Wir finden Schleiermacher im nächsten Capitel, nach der Auflösung des Verhältnisses in Schlobitten, ein kurzes halbes Jahr in pädagogischer Thätigkeit in Berlin, dann aber in Landsberg als Adjuncten des dortigen, mit ihm verwandten Predigers Schumann. Das Capitel giebt Anlaß, zum ersten Mal die Predigtweise Schleiermacher's zu charakterisiren: denn die Zeit in Landsberg ist die, in welcher sich „in lebendiger Erfahrung sein inneres Verhältniß zu dem Amt der Verkündigung der Religion" gestaltete. In eben dieser Zeit bildet sich die Freundschaft zu der Landsberger Cousine — das erste von vielen ähnlichen Verhältnissen, deren allgemeine Natur daher schon hier in's Licht gesetzt werden durfte. „Nicht Leidenschaften sind es," sagt Dilthey sehr schön, „nicht was man Freundschaften nennt, sondern eine pädagogische Natur von einziger Größe giebt sich in Einwirkung und Mittheilung hin, vom innersten Sein anderer Menschen hindurchdringend bis zu den äußerlichsten Verhältnissen, überall sorgend und fragend und durch ihr bloßes Dasein und Mittheilen fremdem Streben eine höhere Form gebend, ja, mit einer sichtlichen Hinneigung zu Menschen, Männern und Frauen, in deren inneren und äußeren Verhältnissen große Schwierigkeiten, Schmerzen

und Bedürfnisse lagen." Man ist versucht, die hierin ausgesprochene Natur Schleiermacher's, ihre innere Bedingtheit und ihre Wirkungsweise sich durch den Contrast, etwa dadurch zu verdeutlichen, daß man sich die leidenschaftlichen Verhältnisse vergegenwärtigt, wie sie Goethe durchlebte. Der ganze Unterschied einer ethischen und einer künstlerischen Natur, zusammentreffend dennoch in dem gleich starken Bedürfen, das eigene Leben an fremdem zu nähren und zu bereichern, springt in die Augen.

Nun jedoch, mit dem Landsberger Aufenthalt, sind die Lehrjahre Schleiermacher's geschlossen, auch äußerlich geschlossen durch den in diese Zeit fallenden Tod des Vaters. Wir biegen um eine scharfe Ecke. Unsere Biographie schlägt an dieser Stelle auf einmal ganz andere Wege ein. Noch einmal zurückgreifend nämlich bis in Schleiermacher's Universitätszeit, geht sie jetzt innerhalb der Gesammtentwickelung seines persönlichen Wesens in gesonderter Betrachtung der Entwickelung seiner Gedankenwelt nach. Die Bildungsform der deutschen, durch ihren ethisch-religiösen Zug von der französisch-englischen geschiedenen Aufklärung ist der historische Hintergrund dieser Entwickelung. Zwischen den Gründer und den Vollender dieser deutschen Aufkärung, zwischen Leibnitz und Kant, wird der Verlauf von Schleiermacher's Denken in die Mitte genommen. An Kant's Schriften vor Allem hat er denken gelernt. Der actenmäßige Beweis wird von Dilthey beigebracht, daß er von seinem neunzehnten bis zu seinem siebenundzwanzigsten Jahre ununterbrochen unter dem Einfluß Kant's und zugleich ununterbrochen im Kampfe mit den Gedanken Kant's sich entwickelte. Das Merkwürdigste aber dies. Sein Einverständniß ebensowohl wie sein Gegensatz zu Kant ist dadurch bedingt, daß er kein metaphysischer Kopf, sondern eine ethisch-religiöse Natur ist. Daher sein Einverständniß mit den metaphysischen Grundlagen, daher seine Kritik der metaphysischen Schlußfolgerungen Kant's. Von ethischen Prämissen aus wird Kant's Aufbau der übersinnlichen Welt von ihm zerstört und so die Nothwendigkeit vorbereitet, den Bedürfnissen des Gemüths und des Gewissens durch einen viel intensiveren Idealismus — nicht durch Metaphysik, sondern durch Mystik zu genügen.

Wegen dieser zweischneidigen Stellung Schleiermacher's zu Kant ist es nun unserem Biographen nöthig erschienen, sowohl diejenigen Gedanken des Kant'schen Systems, auf denen jener positiv fußt, wie diejenigen, welche den Gegenstand seiner Polemik bilden, eingehend und so, daß er sich mitdenkend in die Beweggründe des Philosophen versetzt, zur Darstellung zu bringen. Es ist unsere wohlerwogene Meinung, daß die Oekonomie seines Werkes diesen außerordentlichen Aufwand nicht forderte. Von der Art jedenfalls ist diese Darstellung nicht, daß sie auch den Laien leicht

die Hauptzüge der Kant'schen Lehre übersehen ließe: sie wird im Gegentheil für Jeden um so fesselnder sein, je mehr er ohnehin in dieser Lehre zu Hause ist. Denn nur ein Solcher wird im Stande sein, Kant und dessen Darsteller deutlich auseinanderzuhalten, nur ein Solcher den spannenden Reiz, das eigenthümliche Verdienst dieser Abschnitte gebührend würdigen. Das ist keine trockene Relation, das ist auch keine schulmeisterliche Exposition und keine elegante Paraphrasirung, sondern vielmehr eine lebendige Nach- und Neuschaffung der kritischen Philosophie, die eben deshalb das volle Interesse einer ganz frisch zur Erörterung gestellten Untersuchungsreihe bekömmt. Man kann Kant nicht antheilvoller, nicht richtiger, nicht mit klarerer Einsicht in die Grundmotive, nicht mit feinerer Unterscheidung der ursprünglichen, scharf begrenzten kritischen Absicht und der diese Absicht überschreitenden Folgerungen zergliedern.

So klar und offen lag nun vor des jungen Schleiermacher's Blicken das Ganze der Kant'schen Lehre noch keinesweges da. Sein Scharfsinn nichtsdestoweniger arbeitete gleichfalls bereits auf's Angestrengteste mit dem großen Aufgabensteller mit; sein tiefstes Wesen nöthigte ihn, den einen Theil der Kant'schen Ueberzeugungen sich zu assimiliren, von einem anderen sich loszumachen. Er nahm zunächst — wie das schon oft, auch ehe das Verhältniß im Einzelnen bekannt war, von früheren Darstellern hervorgehoben worden ist — die allgemeine kritische Stimmung und den kritischen Standpunkt Kant's in sich auf, um sie demnächst „wie eine helle Leuchte in das geheimnißvolle Dunkel der Theologie zu tragen." Aber er eignete sich zweitens — und dies hat erst Dilthey in's Klare gebracht, dies hält er mit Recht den unkritischen Schülern Schleiermacher's nachdrücklich vor — auch das Hauptresultat der grundlegenden Kant'schen Untersuchungen an. Mit Kant stand es Schleiermacher fest, daß es „über das Gebiet möglicher Erfahrung hinaus keine wissenschaftliche, im strengen Sinn allgemeingültige Erkenntniß gebe."

Auch darüber hinaus endlich, auch auf dem Gebiete der Moralphilosophie laufen die Linien des Schleiermacher'schen mit denen des Kant'schen Denkens noch eine Strecke weit zusammen. Der reine gute Wille, beruhend auf der Selbstgesetzgebung der Vernunft, ist Beider gemeinsamer Ausgangspunkt. Nun jedoch scheiden sich die Wege. In den hierauf gegründeten Entwurf einer positiven Weltanschauung, in die Regionen einer religiösen, auf praktischen Postulaten schwankend gegründeten Metaphysik folgt der Schüler dem Lehrer nicht nach. Polemisch richtet er sich hier gegen denselben. In drei merkwürdigen, bisher völlig unbekannten Abhandlungen aus der Hallischen, der Drossener und der Schlobittener Zeit, Zeugnissen für die bewunderungs-

würdige Frühreife des scharfsinnigen Jünglings, setzt er sich mit diesem Theile der Kant'schen Philosophie auseinander. In der frühesten dieser Abhandlungen „über das höchste Gut“ zerstört er, den kritischen Standpunkt und die Prämissen Kant's gegen ihn selbst kehrend, die von diesem versuchte Wiederherstellung der Gottes- und der Unsterblichkeitsidee. Denn die Idee des höchsten Gutes darf nicht in eine Verbindung von Tugend und Glückseligkeit, wie Kant will, sondern einzig in den entwickelten Inbegriff des Vernunftgesetzes der Sittlichkeit selbst gesetzt werden, und nichts, zweitens, berechtigt dazu, von dieser Idee, wie Kant thut, statt eines nur regulativen, zielzeigenden, einen constitutiven, das Ziel vorwegnehmenden Gebrauch zu machen. In der zweiten dieser Abhandlungen „über die Freiheit“ macht er sich ebenso von der Ueberschwenglichkeit der Kant'schen Freiheitslehre los, indem er nachzuweisen bemüht ist, daß die sittliche Verbindlichkeit und die Zurechnung unserer Handlungen auch mit der Annahme des Determinismus bestehe, daß nur diese Annahme mit geläuterten moralischen Empfindungen, nur sie mit der Idee eines weisen, die Entwickelung aller Individuen durch fortschreitende Erziehung begünstigenden Weltplans vereinbar sei. So schreitet Schleiermacher's kritische Abrechnung mit Kant von der Polemik gegen die religiöse Metaphysik zu der Polemik gegen die in der transscendentalen Freiheit ihr untergebaute Bedingung fort. Die dritte Abhandlung „über den Werth des Lebens“ greift endlich noch weiter, zur Analyse des Inhalts der Sittlichkeit, zu dem Ausgangspunkt Kant's zurück. Mit Recht indeß bemerkt Dilthey selbst, daß diese dritte Schrift nicht wie die beiden andern die directe Absicht einer Auseinandersetzung mit Kant hat. Hier ebendeshalb zeigt sich das Mißliche des Dilthey'schen Verfahrens, die Gedankenentwickelung Schleiermacher's in gesonderter Betrachtung verfolgen zu wollen. Nur im Zusammenhang mit seiner Lebensentwickelung offenbar ist diese dritte, der Schlobittener Zeit angehörende Schrift zu verstehen. Denn in freien Betrachtungen, um innerlich Erlebtes sich selber zur Klarheit zu bringen, orientirt sich in derselben Schleiermacher über den Sinn des Lebens, sucht er, abrechnend zwischen den Ansprüchen der Pflicht und den Ansprüchen auf Glück, den specifischen Werth desselben auszumitteln. Das Geleise der Kant'schen Philosophie scheint ganz verlassen zu sein, und überhaupt: nicht eine wissenschaftliche Ueberzeugung, nicht eine fertige Formel ringt sich aus diesen Selbstbetrachtungen los — sondern die ganze sittliche Individualität des Verfassers steht vor uns; das abstracte Vernunftgesetz der Kant'schen Ethik füllt dieselbe nicht aus; nur ein concreterer Ausdruck des Sittlichen wird ihr genügen können, aber sie bringt es für

jetzt nur zu dem subjectiven Ausdruck einer Stimmung. Es ist, wie wir schon früher sahen, die Stimmung der Resignation.

Den ersten Anstoß zu diesen Selbstbetrachtungen hatte eine in Schlobitten gehaltene Neujahrspredigt gegeben. Wir rücken noch weiter von der rein wissenschaftlichen Gedankenarbeit Schleiermacher's hinweg, wenn wir sofort mit Dilthey einen Blick auf seine gleichzeitigen Predigten werfen. Der Versuch exacter Auseinanderlegung des Prozesses seines geistigen Werdens stößt dabei an einer unüberschreitbaren Grenze an. Ein unverächtliches Mittel, diese Grenze ein für alle Mal deutlich zu machen, wäre es doch wohl gewesen, wenn der Verfasser irgendwo von der eigenthümlichen intellectuellen Structur des Schleiermacher'schen Geistes ein allgemeines Bild gegeben hätte. Es ist zuletzt freilich unaussprechbar, wie ein lebendiger Geist arbeitet; am anschaulichsten wird es uns eben an dem fortschreitenden Hervortreten seiner Anschauungs- und Gedankenwelt; die bloß psychologische Analyse darf nicht die Stelle einer sachlichen Erklärung vertreten wollen. Dennoch möchten wir Schilderungen, wie sie z. B. David Strauß und Karl Schwarz von der wunderbaren Organisation dieses Geistes gegeben haben, von dem sich beständig Abstoßen und wieder Zusammentreffen dialektischer Verstandes- und mystischer Gefühlsthätigkeit, von jenem mathematischen Linienziehen, dem sich tief im Innern eine Alles begleitende musikalische Stimmung untergebreitet habe — solche Schilderungen möchten wir nicht für nichtssagend halten. Von der frühsten Knabenzeit an läßt sich in der That diese Doppelseitigkeit des Schleiermacher'schen Geistes verfolgen. Mathematische Studien beschäftigen ihn vorzugsweise, und die Forderung streng mathematischer Demonstration trägt er auch auf solche Gebiete hinüber, die sich dem rechnenden Denken entziehen. Je mehr er aber die Methode der reinen Verstandesreflexion und die Forderung mathematischer Gewißheit auf die Spitze treibt, um so unvermeidlicher erhebt sich aus dem Grunde seines Gemüths und seines gediegenen sittlichen Wesens eine Reaction dagegen, die im Stillen die Ergebnisse des rechnenden Verstandes, die isolirt verlaufenden Fäden seiner Denkoperationen berichtigend, gleichsam in geheimer, unsichtbarer Arbeit zurechtlegt. Diese Eigenart seines Geistes, diese elastische Spannung zwischen zwei polar entgegengesetzten Strebungen muß man sich vergegenwärtigen, wenn man auch nur die Abhandlung über den Werth des Lebens neben den rein wissenschaftlichen Erörterungen der beiden älteren Abhandlungen verstehen will. Man muß sie sich vollends vergegenwärtigen, wenn man durch den Inhalt der gleichzeitigen Predigten nicht überrascht werden soll. Denn hier sehen wir auf einmal Ueberzeugungen ganz anderer Art, als die,

welche er in exacter kritischer Rechnung sich auf's Reine gebracht hat, leihweise gleichsam angenommen und vorgetragen. Der kritischen Ueberzeugung von der gänzlichen Unhaltbarkeit einer jenseitigen Welt mit Gott und Unsterblichkeit tritt hier auf einmal das anschauliche Bild einer höheren Weltordnung nach christlichen Begriffen entgegen. Diese Weltansicht, wesentlich übereinstimmend mit der des damaligen theologischen Rationalismus, hat zu ihrem Mittelpunkt den ethischen Gehalt des Christenthums. Hier, in der Betonung der reinen Gesinnung, berührt sie sich mit den streng philosophischen Ansichten des jungen Denkers: aber unbefangen legt sich um diesen Kern die ganze christliche Vorstellungswelt, um ihn mit ihrer ansprechenden Sinnlichkeit und Gemüthlichkeit bunt und lebendig zu umkleiden. Man wird das nimmermehr aus bewußter Anbequemung an den Standpunkt der Zuhörer erklären dürfen. Die religiöse Gemüthswelt des Christenthums hat eben im Rücken der radicalen Ergebnisse, zu denen er auf dem Wege rein wissenschaftlicher Schlüsse gelangt ist, ihr Recht behauptet. Sie hat es wenigstens wiedererobert; denn allerdings hatte es, während der Zeit der Vorbereitung zum theologischen Examen, Momente gegeben, in denen die wissenschaftlichen Zweifel, bis zu erklärter Feindschaft gegen das Christenthum vorgedrungen, zur Alleinherrschaft gelangt waren. Hier ist und bleibt — wir wiederholen es — für unser Verständniß eine Lücke. Dieselbe ist durch nichts als durch den Hinweis auf jene angeborene Doppelrichtung des Schleiermacher'schen Geistes auszufüllen. In der immer feineren Vermittlung und zugleich Scheidung der Gemüths- und Gedankenwelt ist das ganze Leben Schleiermacher's aufgegangen. Die Tendenz, „beide Gebiete zu sondern und dadurch in ihren Grenzen zu befreien" ist mit ihm herangewachsen. Kein historisches Document, sagt Dilthey mit Recht, und fände sich eine noch so deutliche Erklärung Schleiermacher's selber, könnte uns den Ursprung dieser Tendenz in ihm authentisch aufklären.

Allerdings dagegen sind wir im Stande, die wissenschaftlichen Mittelglieder aufzuzeigen, die dem Vertrag und der Grenzbestimmung jener beiden Gebiete zu Hülfe kamen, die, je länger je mehr, unserm Theologen eine selbst wieder wissenschaftliche Formulirung des zwischen Beiden schwebenden Verhältnisses ermöglichten. Das nächste und weitaus wichtigste dieser Mittelglieder war Spinoza. Dilthey's kritische Ermittelungen stellen die Thatsache außer Zweifel, daß auch die Bekanntschaft mit Spinoza schon in diese erste Epoche von Schleiermacher's Bildung fiel, daß sie aller Wahrscheinlichkeit nach im Jahre 1794 anhob. Kein Wunder, daß gerade Spinoza auf Schleiermacher eine außerordentliche Anziehungskraft ausübte. Er begegnete sich mit ihm vor Allem in jener religiös

ethischen Gemüthsfassung, die Beiden den Determinismus nicht nur erträglich, sondern nothwendig machte, in der großartigen Gelassenheit des Geistes, in dem Bedürfniß endlich des mathematischen Denkens. Auf Grund dieser inneren Wahlverwandtschaft gelingt es ihm daher, mit bewunderungswürdiger kritischer Genialität den echten Spinoza aus der ungenauen Darstellung Jacobi's (denn nur diese lag ihm zunächst vor) herauszuwittern. Er bemächtigt sich, weiter, des Spinozistischen Grundgedankens von einem Unendlichen, in welchem von Ewigkeit alles Endliche befaßt ist. Er mißt diesen Gedanken und prüft ihn an dem System Leibnitzens und Kant's. Er gelangt auf diesem Wege zu einer Anschauung, bei welcher ebensowohl sein Gemüthsbedürfniß ausruhen, wie sein kritischer Verstand sich befriedigen kann. Spinoza wird ihm zur Ergänzung Kant's, Kant dient ihm zur Berichtigung Spinoza's. Das wahrhaft Seiende, das Unendliche, die unsinnliche Welt, die ja Kant wie Spinoza zum tragenden Grund der endlichen, der Erscheinungswelt macht, — sie *ist*, aber sie ist undurchdringlich für das Auge unserer Erkenntniß. Wie in dem von dem wissenschaftlichen Erkennen sich abstoßenden Gemüth, so ist in dem wahrhaft Seienden weder Unterschied noch Einheit. Mit diesem von Schleiermacher lediglich durch wissenschaftliche Messungen, durch scharfsinniges Ausgrübeln des Verhältnisses von Spinoza zu Kant zu Stande gebrachten Gedanken ist die Ausbildung seiner Weltanschauung, wie sie in der folgenden Epoche vor sich ging, entscheidend vorbereitet. Nur Eine ungelöste Frage nimmt er in diese hinüber. An ihrer Beantwortung freilich hängt nicht weniger als Alles. Denn das Endliche, Einzelne beschlossen in einem unerkennbaren Unendlichen —: noch immer bleibt mit diesem Gedanken die ganze Welt ein ungeheures Räthsel, noch immer Verstand und Gefühl im sprödesten Gegensatz, wenn nicht angegeben werden kann, *wie Endliches und Einzelnes überhaupt entsteht*, wenn die Frage nicht beantwortet werden kann: „weß' Ursprungs ist die Idee von einem Individuo und worauf beruht sie?"

Mit dieser schwebenden Frage treten wir an der Hand unseres Biographen in die *zweite Epoche* von Schleiermacher's Leben, die „Epoche der anschaulichen Darstellung seiner Weltanschauung" hinüber. Ihr ist das *Zweite Buch* gewidmet, während ein drittes, wie wir annehmen dürfen, uns die wissenschaftliche Darstellung dieser Weltanschauung, das fertige System kennen lehren wird.

Der Gang indeß, welchen die Biographie bei diesem wichtigen Wendepunkte nimmt, unterscheidet sich in etwas von dem im ersten Buch. Wir werden diesmal gleich anfangs auf einen überschauenden Höhepunkt geführt. Vor der Wiederaufnahme der persönlichen Entwickelungsgeschichte

Schleiermacher's wird vorweg der constructive Rahmen aufgestellt, innerhalb dessen diese Geschichte sich bewegen wird. Zwei geistige Mächte, so wird uns hier, wie schon in der Einleitung des ganzen Werkes, gesagt, haben die Generation, zu welcher Schleiermacher gehörte, bestimmt: die Philosophie Kant's und unsere großen Dichter; jener verdanke Schleiermacher und mit ihm soviele andere Zeitgenossen die kritische Grundansicht, diesen den Inhalt und das Pathos ihrer Weltanschauung. Der Geist der Kant'schen Philosophie und ihre Einwirkung auf Schleiermacher sei im ersten Buche dargestellt: es handele sich jetzt um eine Orientirung über die Weltansicht und das Lebensideal unserer Dichter, um den zweiten, ergänzenden Factor seiner eigenen Geisteswelt.

Ein großer und weittragender Blick! Nur im Einzelnen kann sich seine Wahrheit erproben. Wir lassen uns für's Erste ohne Einsprache diesen Standort gefallen und hören zu, wie der geistvolle Führer uns die Bewegung der deutschen Litteratur schildert und wie er die gehaltvollen Ergebnisse derselben deutet.

Mit Lessing, als dem „ersten Träger des großen moralischen und intellectuellen Gehalts unserer Dichtung," beginnt er. Die Summe dieses großen Denker- und Dichterlebens stellt sich uns in einer durchdringenden Beleuchtung vor Augen. Lessing ist der große Mensch, der, nicht aus einer reifen Wirklichkeit, sondern aus selbstthätiger sittlicher Kraft, aus der Fülle und Gediegenheit seines eigensten Charakters heraus ein harmonisches Lebensideal geschaffen hat. Schon seine kritische Thätigkeit hatte diesen Hintergrund. In dichterischer Anschauung tritt es im Nathan hervor. Aber auch in wissenschaftlicher Reflexion sprach er es aus — in den Schranken freilich, die durch den Gesichtspunkt der Auseinandersetzung mit der Theologie bedingt waren. Als der Kern dieses, wenn auch noch wenig entwickelten Lebensideals zeigt sich die von der Fülle der Gemüthskräfte getragene pflichtmäßige Gesinnung. Ausgebildeter erhebt sich auf diesem Grunde seine Weltansicht: der an das Weiterdenken Leibnitzischer Ideen sich anlehnende Glaube an die der Vollendung der Individuen dienende, in einem allumfassenden Weltverstande beschlossene, im Ganzen der Geschichte stätig vor sich gehende moralisch-intellectuelle Entwickelung.

Aber anders spiegelte sich der Sinn des Lebens und der Werth der Welt in den Männern, die jetzt „eine neue Welle emportrug." Sie stehen zunächst unter dem Einfluß des sinnlicheren Lebensgefühls, das, nicht zum wenigsten von der naturvertrauteren Wissenschaft und Dichtung Englands und Frankreichs her, in die deutsche Geistesbewegung einströmte, um sich hier alsbald idealistisch umzubilden. Nicht die vorstellende Thätigkeit, sondern die geniale Anschauung, die schöpferische Macht des Gefühls soll dem

denkenden und dichtenden Menschen die Welt erschließen. Und in Wissenschaft und Dichtung regt sich nun wirklich diese geniale Anschauung. Weit am kräftigsten bei Goethe. Nur unvollkommen läßt sich der Natur der Sache nach die dadurch bedingte Umwandlung der Lebensansicht aus den Dichtungen, bestimmter läßt sie sich aus denjenigen von Goethe's Arbeiten entwickeln, in denen er selbst ausdrücklich nach der Klarheit des Gedankens rang. Aus Goethe's naturwissenschaftlichen Arbeiten also sucht Dilthey den neuen epochemachenden Ideengehalt, die neue Beleuchtung der Welt und des Lebens zu ermitteln, die sich alsbald weiter über die deutsche Litteratur und Wissenschaft ausbreitete. Demnach wäre in Goethe's Kopf zuerst „die schöpferische Conception des neueren Pantheismus" entsprungen, die dann in den Systemen Schelling's und Hegel's wissenschaftliche Formulirung erhalten hätte, die Ansicht nämlich, daß die Natur sich in der Stufenfolge des Lebendigen auseinandergesetzt habe, um sich selber zu genießen, die Auffassung des Weltganzen als eines Prozesses, in welchem die Natur sich ihrer selbst bewußt wird. Diese Conception, so führt Dilthey weiter aus, beruhte auf der Voraussetzung eines intuitiven, dem schöpferischen Verstande der Natur entsprechenden, mit ihm unmittelbar einigen Verständnisses. Von hier aus, gestützt auf die Hülfe von Analogieschlüssen, sei Goethe zu seinen naturwissenschaftlichen Resultaten gelangt; — in weiterer Ferne, als letztes Ziel, habe ihm das Verständniß des Menschen und der sittlichen Welt vorgeschwebt. Und hier tritt, schon in dieser früheren Periode, Herder ergänzend ein. Das genetische Verständniß des Menschen als des höchsten Gliedes der schöpferischen Kraft der Erde ist der mit der Goethe'schen Naturforschung zusammenstimmende Sinn der Herder'schen Geschichtsphilosophie.

Das ungefähr sind die großen Grundlinien, mit denen Dilthey die Erklärung der Schleiermacher'schen Weltanschauung, nachdem sie in Kant ihr kritisches Fundament gewonnen, zu umspannen sucht. Sie scheinen uns, wenn es jetzt erlaubt ist, ein Wort hineinzureden, zu weit und mit zu kühner Hand gezogen zu sein. Die hier angedeutete Genealogie des Schleiermacher'schen Systems, die directe Ableitung von dem Herder-Goethe'schen Pantheismus und der Methode der genialen, intellectuellen Anschauung behält denn doch nothwendig einen gewissen mythischen Schein. Die pragmatische Erklärung verliert hier den festen Boden unter den Füßen, sie schlägt einigermaßen wieder um in die vordem beliebte ideologisch-constructive; ja, das Constructive erscheint um so härter, weil es mit dem Anspruch auftritt, reale Zusammenhänge, real wirkende Ursachen, und nicht etwa eine bloße Dialektik der die Bedeutung der Thatsachen in sich enthaltenden Ideen aufzuzeigen. Wir sind weit entfernt, zu bestreiten, daß

Anschauungen wie die dargestellten für Goethe's ganzes Denken und Schaffen von der allergrößten Wichtigkeit waren, aber als den erschöpfenden Ausdruck dessen, was er im Ganzen unserer Litteratur gewesen, können wir sie unmöglich gelten lassen. Goethe war unendlich mehr als der Urheber eines neuen, eigenartigen Pantheismus, und wiederum, nicht in seinem Kopfe allein suchte sich der Natursinn und die Naturvergötterung, wie sie seit dem Anfang der modernen Zeit sich erhoben hatten, mit den idealistischen Anschauungen der deutschen Philosophie zu einem anderen Weltbilde als dem bisherigen der Aufklärung zu vermitteln. Nur im Widerspruch mit bezeugten Thatsachen läßt sich die Behauptung durchführen, daß das Schelling'sche und Hegel'sche System in gerader Linie von Goethe's dichterischer Weltanschauung abstamme, und wenn nun vollends auch das System Schleiermacher's auf denselben Ursprung zurückgeführt werden soll, so ist daran nur soviel wahr, daß die Geister der Goethe'schen Dichtung und Forschungsweise freilich ihren Einfluß auch bis zu ihm hin erstreckten, aber durch so viele Zwischenglieder vermittelt, durch so viele andere Einwirkungen gekreuzt, daß die historische Erklärung nur in der sorgfältigen Abwägung aller dieser Momente, in der vorsichtigen Begrenzung jenes allgemeinen, vielvermittelten Zusammenhangs ihre Aufgabe zu suchen hat.

Eben diesen Vermittelungen wenden sich daher mit Recht die nächsten Capitel unserer Biographie wieder zu. Der Verfasser zeigt uns zunächst das Herüberwirken der neuen auf dem Boden unserer klassischen Dichtung entsprungenen Lebensideale in die sittlichen Bildungszustände, welche die vorangegangenen Jahrhunderte geschaffen hatten. Er versetzt uns in die Hauptstadt des preußischen Staates, als an den Ort, wo das Neue mit dem Alten in der heftigsten Reibung zusammenstieß, — an den Ort, welcher der nächste Schauplatz von Schleiermacher's Wirken, der Hintergrund seiner weiteren Entwickelung war. Gestützt auf ein reiches litterarisches Material, entwirft er ein ungemein fesselndes und lebensvolles Culturbild. In volle Geltung tritt dabei wieder die Grundtendenz des ganzen Buches. Auch die sittlichen und gesellschaftlichen Zustände Berlins sollen wir nicht durch bloße Charakteristik kennen lernen, wir sollen sie in ihrer historischen Bedingtheit verstehen, sollen sie vor unseren Augen werden sehen. Seit den ersten Kriegserfolgen Friedrich's des Großen beginnt das Aufsteigen der Stadt. Des Königs freigeistige Richtung entfesselt den Geist aufklärerischer Kritik. Der siebenjährige Krieg erfüllt diesen Geist mit vorstrebender Zuversicht und richtet ihn auf die öffentlichen Interessen; die aggressive Stimmung der Lessing'schen Litteraturbriefe fand hier ihren Resonanzboden. Aber nun kam die Zeit, in welcher

Lessing von dem Staat des großen Friedrich als von einer verzweifelten Galeere reden und von der vielgerühmten Berlinischen Denk- und Schreibfreiheit sagen konnte, sie reducire sich einzig und allein auf die Freiheit, gegen die Religion so viel Sottisen zu Markte zu bringen als man wolle. Der Absolutismus des großen Königs knickte und vergiftete die Triebe wieder, die sein heroischer Idealismus hervorgelockt hatte. Die Aufklärung nahm immer mehr eine gemein praktische Richtung; sie bekam eine selbst gouvernementale, eine unduldsame, absolutistische Färbung. Die einseitig und bornirt verstandene Freiheit, in ihrer natürlichen Entwickelung gehemmt, fing an, sich in bissiger und gehässiger Kritik Luft zu machen: auf dem Boden einer unter dem Nachfolger Friedrich's des Großen wachsenden Entsittlichung wucherte die Skandalsucht, und unter den Predigern Berlins fand die Satiren- und Pamphletlitteratur in einem Manne wie Jenisch einen Hauptvertreter. Das höchste Maaß der Tugend waren auf der Bühne die Iffland'schen Biedermänner, während daneben die weinerliche Lüderlichkeit der Kotzebue'schen Helden beklatscht wurde. Nicht leicht war es unter solchen Zuständen den Idealen unserer klassischen Dichtung, sich durch die Empfänglichkeit und das Verständniß einer jüngeren Generation Bahn zu brechen. In kleinen Gemeinden, durch geistreichen gesellschaftlichen Verkehr setzte sich allmählich der Goethecultus und mit ihm eine freiere, ästhetischere Lebensanschauung fest, wobei, wie bekannt, die jüdischen Häuser, die gesellschaftlichen Talente, das Bildungsbedürfniß und die geistige Gewecktheit der jüdischen Frauen eine hervorragende Rolle spielten. Es war ein Fortschritt, der keineswegs bloß segensreich wirkte. Schon im Wilhelm Meister erscheint die harmonische Bildung in der Form der privilegirten aristokratischen Sittenfreiheit als eine sehr zweideutige Figur. Man denke sich die Helden und Heldinnen dieses Romans in die großstädtische Gesellschaft mit ihrem Skepticismus und ihrer Genußsucht versetzt, und man hat ein ungefähres Bild von der sittlichen Verwirrung, welche jetzt Platz griff und welche die Einen zur charakterlosesten Frivolität, die Anderen zu revolutionären und paradoxen sittlichen Theorien führen mußte.

Und in diese, von entgegengesetzten Strömungen bewegte großstädtische Welt trat nun Schleiermacher ein. Er war achtundzwanzig Jahr alt, als er im September 1796 sein Amt als Prediger an der Berliner Charité antrat. Diese seine amtlichen Beziehungen indeß erscheinen auch nach dem, was Dilthey darüber beibringt, als durchaus zurücktretend gegen seine sonstigen Beziehungen. Auch seine Kanzelberedsamkeit wird damals noch wenig beachtet geblieben sein, wenn auch vielleicht nicht ganz so unbeachtet, als es uns, die wir ihn so überwiegend in anderen Interessen befangen erblicken,

vorkommen muß. Schwerlich hat sein Freund Friedrich Schlegel, mit dem er doch eine Zeit lang im intimsten Gedankenaustausch lebte, jemals eine seiner Predigten besucht. Derselbe schreibt nichts desto weniger an seinen Bruder: „daß Schleiermacher Popularität haben kann, ist ein Factum. So haben mir viele Philister ihn als einen sehr guten Prediger gerühmt."

Wichtiger auf alle Fälle für das, was er war und wurde, war das gesellschaftliche Element, in dem unser Charitéprediger sich bewegte. Und zwar war es ein zwiefaches. Seine Stellung führte ihn zunächst in die Sack'sche und Spalding'sche Familie — „die Aristokratie der älteren Berliner Schule," und diese Beziehungen spiegeln sich in den Arbeiten des Herbstes 1796 und des darauf folgenden Winters. Sein Tagebuch und seine Studienpapiere zeigen ihn mit politischen und kirchenpolitischen Fragen beschäftigt, insbesondere mit einer naturrechtlichen Untersuchung über den Grund des Zwangsrechts des Staates. Interessant immerhin; denn wieder sind es Kant'sche Gedanken, mit denen er operirt: er sucht das heiklige Problem, soviel aus den Dilthey'schen Mittheilungen ersichtlich ist, durch dieselbe Unterscheidung zu lösen, mittelst deren Kant den Widerstreit zwischen Freiheit und Naturbestimmtheit schlichtete, durch die Unterscheidung von freier Willensbestimmung und der, dem Zwange zugänglichen und ihm preiszugebenden, als eine „Begebenheit" in die Erscheinung tretenden Handlung.

Wie viel fruchtbarer jedoch sollten für seine geistige Entfaltung die anderen Kreise werden, die unter den Einflüssen des neuen Litteraturgeistes standen! Durch Alexander Dohna war ihm längst das Haus von Marcus Herz erschlossen. An die Freundschaft mit Henriette Herz knüpft sich unmittelbar und mittelbar der beste Ertrag seiner nunmehrigen Existenz. Wie diese Frau war, was es mit dieser Freundschaft auf sich hatte, hat sich wohl Jeder schon bisher aus den bekannten Actenstücken zurechtlegen können: Niemand hat es noch so vollständig und treffend zu sagen verstanden als Schleiermacher's Biograph. Das Maaßvolle ihres ganzen Wesens, ihre reine, starke und vielseitige Empfänglichkeit, ihre Menschenkenntniß, ihre Herrschaft über die gesellschaftlichen Formen, dazu ein Gefühl von etwas, das ihr noch fehle, ein des Gegenstandes noch nicht sicheres Verlangen nach Thätigkeit und Wirkung: — so steht das Bild dieser Frau vor uns, und wir begreifen nun, wie die gediegene sittliche Natur Schleiermacher's zugleich wahlverwandt und ergänzend zu ihr herantreten konnte. Indem er ihr ihren wahren inneren Beruf deutet, giebt er ihr erhöhtes Selbstbewußtsein, Vertrauen zu sich selbst. Nur dadurch und nur um so viel steht er über ihr, sonst durchaus neben ihr, ebensoviel empfangend wie gebend, auch in demjenigen von ihr verstanden, was

Anderen, auch den Nächststehenden, unverständlich war. Es war das schönste und reinste Verhältniß — Freundschaft im vollen Sinne des Wortes. „Dieser geordneten harmonischen Existenz gegenüber," sagt Dilthey, „bestand jene Gleichheit und gegenseitige Unbedürftigkeit, welche die Grundlage der Freundschaft ist."

Eine Freundschaft solcher Art war nun diejenige ganz und gar nicht, die er im Sommer 1797, Dank den gesellschaftlichen Beziehungen des Herz'schen Hauses, mit Friedrich Schlegel schloß, dem jungen geistvollen Schriftsteller, der vor Kurzem von Jena nach Berlin gekommen war, um hier seine Geschichte der Poesie der Griechen und Römer zu vollenden. In diesem Manne schien sich die neue Epoche mit ihrem dichterischen wie mit ihrem philosophischen Gehalt gleichsam auf sich selbst zu besinnen, sich in ihrer vollen revolutionären Bedeutung zu fühlen. Ein Verkünder der Kunst- und Lebensschönheit der Griechen, ein Verkünder der Goethe'schen Dichtung, der Fichte'schen Philosophie, that Schlegel vor Schleiermacher das Innere, die durcheinandergährenden Kräfte des Lebens auf, von welchem die Berliner Gesellschaft und in und mit ihr Schleiermacher angefangen hatte, sich tragen zu lassen. Kein anderes persönliches Verhältniß ist jemals für des Letzteren Entwickelung von gleicher Wichtigkeit gewesen: unser Biograph thut nur seine Schuldigkeit, wenn er an dieser Stelle das Wesen Friedrich Schlegel's klar zu legen sucht, und er befolgt nur seine bewährte Methode, wenn er, was der Mann war, aus seinem Werden, im Zusammenhang mit der Darstellung seines Lebensganges zu erklären unternimmt.

Der Schreiber gegenwärtiger Blätter muß, um nicht zu wiederholen, was er anderwärts, in einer besonderen Schrift über die romantische Schule, ausgeführt hat, an diesem Theile des Dilthey'schen Werkes rasch vorübergehen. Je mehr er im Ganzen mit den Auseinandersetzungen und mit der Auffassung des Biographen zusammenstimmt, um so mehr widerstrebt es ihm, über Einzelheiten Zweifel und Einwendungen zu erheben. Das schöne Streben, durch „wahrhafte Geschichte" dem vielgeschmähten Doctrinär der Romantik gerecht zu werden, muß volle Anerkennung finden, und wenn dabei ein Rest von Parteilichkeit zurückgeblieben ist, wenn die „Rettung Friedrich Schlegel's" nicht an allen Punkten überzeugend ist, wenn der Biograph ein wenig doch mit den Augen Schleiermacher's, des mild entschuldigenden Freundes, gesehen hat, so legt er doch zugleich das Thatsächliche in solcher Vollständigkeit vor, daß Ausdrücke wie die von dem „Strahl eines hohen sittlichen Gedankens," den Friedrich in seiner excentrischen Bahn verfolgt habe, von selbst ihre berichtigende Deutung empfangen. Vollkommen richtig wird der Bildungsgang des merkwürdigen

Mannes dargestellt. Er, wie sein Bruder, — um nur die Hauptpunkte hervorzuheben — erhält Anstoß und Förderung durch die litterarhistorische Gelehrsamkeit, die in Göttingen heimisch war, während er innerlich bestimmt, begeistert und geleitet wird von der großen Richtung der genialen Anschauung, wie sie von Winckelmann und Herder vertreten war. Die Abhängigkeit von Winckelmann wird überzeugend von Dilthey nachgewiesen; wie sehr Herder's Geist den jungen Mann beschäftigte, wie eifrig er Herder's Schriften las, ließe sich leicht des Näheren durch eine Anzahl Briefstellen nachweisen, in denen er bald Herder's Art überhaupt charakterisirt, bald dessen „Plastik" das feinste seiner Werke nennt, bald sein Behagen an der Lectüre der „kritischen Wälder" ausdrückt, bald dem Bruder einzelne Partien in den Humanitätsbriefen empfiehlt. Im Geiste Winckelmann's und Herder's nimmt er daher die Geschichte der griechischen Poesie in Angriff. Er unterbricht darauf diese Arbeit, um in einer theoretisirenden und raisonnirenden Abhandlung — der merkwürdigen Abhandlung über das Studium der griechischen Poesie — „die Stellung seiner wissenschaftlichen Aufgabe zu der Entwickelung unserer deutschen Dichtung darzulegen." Und rasch erlangt von nun an, unter den unmittelbaren Einflüssen des Geisteslebens von Jena, seine moderne Natur das Uebergewicht über das Interesse an den Alten. Er sieht sich ferner von philosophisch-historischer und von ästhetisch-kritischer Thätigkeit „zu den philosophischen Voraussetzungen zurückgeführt." Dabei lehnt er sich aber durchaus an die Fichte'sche Wissenschaftslehre an. Die Methode dieser Philosophie, ihr kühner Versuch, alles Sein genetisch und also gleichsam historisch aus dem selbstthätigen Ich zu erklären, trifft zusammen mit der Methode der genialen, die Natur wie die Schöpfungen des Geistes nach der Analogie des Kunstwerkes aus dem vorweggenommenen Ganzen, aus dem lebendigen Innern erklärenden Anschauung. Dies ist die Combination, die sich in Friedrich's Geist vollzieht. Dies der Standpunkt, von dem aus er — wenn er des geduldigen Denkens, der logischen Analyse mächtig gewesen wäre — ein System geschaffen haben würde, wie es später Hegel schuf, von dem aus er für das Studium geistiger Erscheinungen und für die Beurtheilung der poetischen Thätigkeit die Richtung empfing.

So war Friedrich Schlegel, von solchen Ideen, von solchem Streben war er erfüllt, als er mit Schleiermacher in Berlin zusammentraf. Wie es sich nun auch mit der Einwirkung verhalte, die der Erstere von dem Letzteren erfuhr: stärker und bedeutsamer jedenfalls wurde dieser von jenem beeinflußt. Schleiermacher — das ist das Erste — sah sich durch den Freund vor die große Aufgabe gestellt, das Ganze der geistigen Welt mit genialer Anschauung zu umspannen, „die menschliche Cultur aus den

Bildungsgesetzen ihrer einzelnen Sphären zu begreifen." Schleiermacher — das ist das Zweite, das Wichtigere und deutlicher Heraustretende — wurde durch den Freund aus sich herausgelockt, in die Gemeinschaft der jungen revolutionären Generation eingeführt, er wurde gedrängt, in den Kämpfen der Zeit offen Partei zu nehmen und schriftstellerisch sich hervorzuwagen. Friedrich's umfassende Ideen hoben den nach innen gesenkten Blick des jungen Theologen staunend empor: Friedrich's eiferartiges Wesen drängte den Beschaulichen, wirkend in die geistige Bewegung der Zeit miteinzugreifen.

Nun aber war Schleiermacher — so haben wir selbst schon im Bisherigen ihn kennen gelernt — eine vorzugsweise ethische Natur. „Sein ganzes Wesen," schrieb Friedrich Schlegel damals, als die junge Freundschaft in voller Blüthe war, „ist moralisch, und eigentlich überwiegt unter allen ausgezeichneten Menschen, die ich kenne, bei ihm am meisten die Moralität alles Andere." Der Punkt daher, an welchem all' die neuen Anregungen, die er erfuhr, in seiner Seele jetzt zünden mußten, war eben dieser Mittelpunkt seines Wesens. Seine erste Gegenwirkung gegen die erfahrenen Einwirkungen war eine moralische Anschauung. Schleiermacher, sagt Dilthey, ward der Verkündiger der großen Lehre von der Individualität und sprach damit das offenbare sittliche Geheimniß seiner Epoche aus. Aber wie stark Dilthey hier und öfter diesen Punkt betont, fast als wolle er damit das Thema seines ganzen Buches bezeichnet haben — zu sehr, dünkt uns, wird damit der Reichthum und die Intensität von Schleiermacher's Lebensideal vereinseitigt. Auch geht die weitere Darlegung thatsächlich in dieser Formel nicht auf. Wir versuchen es, ihr Schritt für Schritt zu folgen.

Die sittliche Anschauung, die in Schleiermacher arbeitete und an's Licht wollte, verdeutlicht sich durch einen Blick auf die Ansichten, die ringsum über die Natur und den Werth des Sittlichen laut geworden waren. Da war zuerst jener „ekelhafte Mischmasch von zusammengestoppelten Beobachtungen und halbvernünftelnden Principien," jene populäre Moralphilosophie à la Ferguson und Garve, von welcher Kant mit so unbedingter Geringschätzung sprach. Dann war Kant mit seinem, alle vernünftigen Wesen gleichmäßig bindenden kategorischen Imperativ gekommen. Das zu hoch Gegriffene und zu Herbe dieser Lehre hatten innerhalb der Kant'schen Grundanschauungen die W. v. Humboldt und Schiller zu corrigiren versucht, indem jener die Wurzel des bedingungslosen Vernunftgesetzes in der in sich zusammenstimmenden innersten Natur des Menschen vermuthete, dieser Pflicht und Neigung in noch läßlicherer Weise zu einem schönen und freien Bunde glaubte vereinigen zu dürfen. In verwandter Richtung

hatte der jugendliche Schleiermacher in seinen Reflexionen über „den Werth des Lebens" nach dem Punkte ausgespäht, an welchem das Streben nach Tugend mit dem nach Glückseligkeit zusammentreffen möchte. Alle hatten sie das Rauhe der ethischen Ansicht Kant's gefühlt, aber immer doch hatte sie zuletzt das Große derselben überwältigt. Durch Fichte aber vollends war die Kant'sche Anschauung mit radicaler Consequenz auf eine unleidliche Spitze getrieben worden; das Interesse am Guten war bei ihm dem Stolz auf Freiheit und Selbstthätigkeit, die Werthschätzung des Menschlichen dem souveränen Recht des abstracten Sittengesetzes, der Einen, allgemeinen, unpersönlichen Vernunft zum Opfer gebracht worden.

Und daneben nun das ganz andere, menschlich wahrere Lebensideal, das in dem Pathos und in der dargestellten Bilderwelt unserer großen Dichter zum Vorschein kam — am anschaulichsten und eindringlichsten auseinandergelegt in der Bildungsgeschichte des Goethe'schen Romanhelden. Ohne Zweifel, diese Vorstellung vielgestaltiger Menschennatur, freier Bewegung in bestimmten Schranken, schöner Vermittelung zwischen individuellen und ideal allgemeinen Forderungen, übte eine mächtige Wirkung auf das ganze Zeitalter. Daß unmittelbar auch Schleiermacher davon ergriffen worden, daß die Lectüre des Wilhelm Meister und der dichterischen Werke Jacobi's seinen ethischen Horizont entscheidend erweitert hätte, bedürfte bestimmterer Nachweise als Dilthey sie zu geben im Stande ist. Genug aber, es gab allerdings zwischen der dichterischen Auffassung von der Bestimmung des Lebens und zwischen der Werthempfindung des Sittlichen, welche Schleiermacher tief in seiner eigensten Natur hegte und die er in sittlicher Selbstbildung befestigt hatte, offenbare Berührungspunkte. Zwischen der dichterischen und der Kant-Fichte'schen Ethik in der Mitte erhebt sich das Schleiermacher'sche Lebensideal. Es ist ein noch ganz weicher Kern, ausgebildeter und von festerem Bestand nur da, wo er sich gegen umgebende Ansichten abhebt. In durchaus unsystematischer Form, in „Rhapsodien" giebt er die sich in ihm bewegenden Ideen von sich. Unentwickelt endlich, wie sie an sich sind, stehen sie überdies unter einer eigenthümlichen, durch die damalige Gestalt des deutschen Lebens und der eigenen Lebensverhältnisse Schleiermacher's bedingten Beschränkung. Sie richten sich überwiegend auf die Gesellschaft, auf die damals fast allein bedeutender durchgebildete Form des Verkehrs von Menschen zu Menschen, den fast einzig in weiterem Umfang freigegebenen Spielraum sittlicher Kräfte.

Aus gedruckten und ungedruckten Bruchstücken legt unsere Biographie sofort diese „erste Offenbarung des Schleiermacher'schen Lebensideals" dar, sowohl nach ihrem positiven Inhalt wie nach ihrer negativen, polemischen Seite. Es sind die durch eine sorgfältige Kritik gesichteten Beiträge

Schleiermacher's zu den berühmten Fragmenten des Schlegel'schen Athenäums, es sind andererseits die Aphorismen seiner wissenschaftlichen Tagebücher, welche das Material liefern. In dem positiven Theil dieser Aufzeichnungen haben wir den Keim der Monologen, in dem polemischen einen neuen Ansatz zu der späteren Kritik aller Sittenlehre vor uns. Dort — damit wir Beides auf's Kürzeste zusammenziehen — ist der Grundgedanke der, daß der sittliche Mensch das Gesetz seines Wesens frei in sich selbst zu ergreifen und danach sein Leben zu bilden habe, daß diese Selbstanschauung eine lebendige That des Gemüths und alle Gemeinschaft Gemeinschaft der Gemüther sei. Hier ist einestheils die Moralphilosophie Kant's und Fichte's, anderntheils die geltende, conventionelle Moral und ihre Sprache der Gegenstand des Angriffs. Offenbar unter dem Einfluß Fr. Schlegel's ist die Form langathmigen Raisonnements in die fragmentarisch-rhapsodistische übergegangen. Durch Witz und Spott emancipirt sich Schleiermacher von Kant; ironisch und parodisch kehrt er sich gegen die Vorstellungen der Zeit von Tugenden und Lastern. So etwa als handelte es sich um eine abgeschmackte altfränkische Mode oder um einen thörichten Aberglauben, wird der ganze Sitten- und Sittlichkeitscodex der älteren Generation mit Spott übergossen. Als Hauptrepräsentanten aber der formalistisch äußerlichen und der Miniatursittlichkeit der Zeit, als Hauptzielscheiben seiner kritischen Laune dienen ihm Knigge und Engel. Wie später Engel in einer besonderen Recension im Athenäum verarbeitet wurde, ist bekannt. Neu sind die Mittheilungen Dilthey's über die zahlreichen Ansätze zu einer Auseinandersetzung mit dem berühmten Ceremonienmeister der Geselligkeit, dem Verfasser des „Umgangs mit Menschen." Im Gegensatz zu der schlechten Lebensart, der schwächlichen, charakterlosen Klugheit, der unmaaßgeblichen diplomatisirenden Freisinnigkeit, die der aufgeklärte Kammerherr predigt, dachte Schleiermacher einen Essay „über die gute Lebensart" zu schreiben. Dem auf dem Princip des Egoismus beruhenden Empirismus der Geselligkeit wollte er eine ideale Geselligkeitslehre entgegenstellen, wollte zeigen, wie die wahre Geselligkeit, entspringend aus der freien, ihren Zweck in sich selbst habenden Wechselwirkung der Individualitäten, die Darstellung des sittlichen Zustandes selber sei. Bei alle dem, scheint es, lag die Aufgabe, ein System der sittlichen Begriffe aufzustellen, noch nicht in seinem Gesichtskreise. Nur die Aufklärung, die ideale Durchgeistigung und Umgestaltung einzelner dieser Begriffe, der Plan einzelner Essays — über die Schaam, über die Treue — lag ihm am Herzen. Genug aber, sein ethischer Standpunkt hebt sich erkennbar hervor. Es war nicht der Standpunkt der herrschenden Moralsysteme, auch nicht der in harmonischer Selbstbildung begnügte der Goethe'schen

Dichtung. Er ging auf eine Neugestaltung der Gesellschaft aus, die in der Kraft des freien, seiner selbst gewissen, gegen alles Menschliche aufgeschlossenen Gemüthes wurzle. Von diesem noch in unentwickelter Anschauung sich haltenden Ideal erfüllt, begegnete sich Schleiermacher mit den Dichtern und Kritikern, welche die neue philosophisch-ästhetische Bildung nach anderen Seiten hin in die Dichtung, die Wissenschaft und zum Theil doch auch in's Leben einzuführen bemüht waren, — mit den Schlegel und ihren Freunden, mit dem um das Athenäum sich sammelnden romantischen Kreise.

Zwar, ob es wohl gut und richtig war, die Schilderung dieses Kreises und seiner Einwirkung auf Schleiermacher, wie Dilthey thut, von der Darstellung der mit Fr. Schlegel geschlossenen Freundschaft zu scheiden, ließe sich fragen. Wir wünschten, daß sie weder hievon, noch von der Entwickelung der in Goethe culminirenden Litteraturbewegung getrennt worden wäre. Jenes, weil eben Friedrich für Schleiermacher der Hauptvermittler und der Hauptrepräsentant der romantischen Bestrebungen war; dieses, weil in der That erst in der Fassung der Romantiker, durch sie vermittelt und verdolmetscht, der Geist der Goethe'schen Dichtung bedeutsamer an ihn herantrat. Weit nicht so unmittelbar wie die Philosophie Kant's wirkte das Lebensideal und die Weltansicht unserer großen Dichter auf ihn ein. Er erhielt jene aus erster, diese wesentlich aus zweiter Hand, modificirt bereits durch die Verbindung mit anderen, vor Allem dem Fichte'schen Element, verkürzt bereits um den schönen Antheil, den auch Schiller an der Ausgestaltung der neuen Bildungsform hatte. Die Dilthey'sche Anordnung, dünkt uns, verdunkelt in etwas den unmittelbaren Causalzusammenhang, sie bringt es mit sich, daß der Einfluß der nun erst geschilderten „dichterischen Genossen" wesentlich und in erster Linie als ein ästhetischer, als ein die formelle Darstellung seiner eigensten Ideen bestimmender hingestellt wird.

Davon jedoch abgesehen: wie ganz vortrefflich ist doch die Gesammtcharakteristik, die von der romantischen Dichtung und dem ganzen mit dieser Dichtung Hand in Hand gehenden Ideenleben gegeben wird! Wie außerordentlich wenig bleibt, auch bei genauerer Vertrautheit mit den betreffenden Persönlichkeiten und Werken, an dem Bilde zu berichtigen, welches uns der Verfasser — bestimmt natürlich durch die Grenzen, die sein Zweck ihm auferlegte — von den einzelnen Vertretern dieser Richtung giebt! Wir constatiren im Vorbeigehen als ein Ergebniß von Untersuchungen, die auf Grund eines fast lückenlosen Materials gemacht werden durften, daß auch Dilthey kein Urtheil von Schleiermacher über den ihm innerlich doch so nahe stehenden Wackenroder, keine Andeutung, daß er

ihm persönlich begegnet oder etwas von ihm gelesen, hat auffinden können. Wir heben aber vor Allem die feine und durchschauende Charakteristik August Wilhelm Schlegel's hervor. Man kann nicht mit geringerem Aufwand von Mitteln und auf knapperem Raume ein richtigeres Lebens- und Schriftstellerbild geben. Mit so viel Liebe der Auffassung, so viel Gerechtigkeit des Urtheils! Ein so feines und tiefes Eingehen in eine Persönlichkeit, die doch eigentlich gar nicht gemacht ist, sich in die Seele sehen zu lassen, bei der es so leicht und natürlich ist, bei dem Aeußeren zu verweilen, die so viel Schein um sich wirft, daß man selten geneigt gewesen ist, auf den Kern einzugehen! Diesem Manne ist hier ein Denkmal gestiftet, das ohne alle Tünche und Schönmalerei so liebenswürdig wie wahr, so billig wie correct ist. Den Schriftsteller, den Stilisten, den Kritiker, den Uebersetzer, den Dichter haben auch Andere gewürdigt: den Menschen hat Niemand zuvor so menschlich aufgefaßt, um aus dem Menschen den Schriftsteller zu deuten und den Punkt zu zeigen, wo sein Charakter Eins ist mit seinen Talenten.

Und der Charakteristik dieses dichterischen Kreises folgt also nun der Nachweis, wie derselbe auf Schleiermacher's Ansichten vom Wesen und Werth der Kunst gewirkt habe. Wenn dabei vorgreifend auf die späteren Ausführungen in der Schleiermacher'schen Ethik und Aesthetik Bezug genommen wird, so möchte freilich zu erinnern sein, daß zwischeninne manche Mittelglieder liegen, vor Allem die A. W. Schlegel'schen Berliner Vorlesungen und die damit zusammentreffenden Constructionen der Bernhardi'schen Sprachlehre. Ueberzeugend ist dagegen Alles, was über das innere Verhältniß von Schleiermacher's Natur zur Kunst und über die unmittelbaren, nächsten künstlerischen Anregungen gesagt ist, die ihm von Friedrich und Wilhelm Schlegel, von Tieck und Novalis kamen. Es ist so: bei seiner „angeborenen Mystik," seinem Mangel an sinnlich kräftiger Imagination war er von der Natur selber zur Sympathie mit der nebulistischen Dichtweise seiner romantischen Freunde, und da überdies seinem leisesten Empfinden stets der spitzeste Verstand zum Dienste bereit war, zu nachverstehender, auslegender Rechtfertigung ihrer Werke angelegt. So ist er zum verwegenen Parteigänger der neuen Schule geworden. So hat er mit voller Ehrlichkeit und doch mit dem vollen Scheine der Sophistik die Schlegel'sche Lucinde verherrlicht. So findet sich unter den von Dilthey mitgetheilten Tagebuchnotizen unter Anderem eine Charakteristik Jean Paul's, so beredt und geistvoll, daß sie neben den Urtheilen der beiden Schlegel recht sehr beachtet zu werden verdient. Und es ist so: in hohem Grade besaß Schleiermacher einige der Eigenschaften, welche den Dichter machen: Erregbarkeit des Gefühls und umfassende Anschauung der inneren Welt

des Menschen. Was Wunder, daß die Macht der dichterischen Zeitströmung und das Beispiel der Freunde, trotz der besonnensten Selbsterkenntniß über das, was ihm zum Künstler fehlte, ihn zu allerhand poetischen Plänen, Anläufen, Versuchen, ja zu kunstartiger Gestaltung seiner eigensten und tiefsten Ideen fortriß? Um von den bald reineren bald unreineren Anklängen an Künstlerisches in den Reden, den Monologen u. s. w., um von der künstelnden Architektonik und Stilistik seiner späteren Werke nicht zu sprechen — selbst Ueberschriften und kurze Entwürfe zu Erzählungen und Romanen, ja, zu Tragödien lernen wir aus den „Denkmalen" kennen, und darunter einen aus dem Jahre 1802 und 1803, alarkischer als der Alarkos, eine wahrhaft abschreckende Probe romantischen Mißverständnisses der tragischen Schicksalsidee. Ein paar Gedichte theilt Dilthey im Texte selbst aus den Papieren Schleiermacher's mit. Sie charakterisiren sich durch ein noch zarteres Erzittern der Stimmung als in den Tieck'schen Liedern und durch eine auf die Schule A. W. Schlegel's hinweisende Technik. Unwillkürlich wird man an die analogen Versuche Hegel's erinnert, im Tone seines Freundes Hölderlin Verse zu machen.

Von solcher Darlegung der ästhetischen Einwirkungen des romantischen Kreises auf Schleiermacher, wobei zuletzt auch die Redekunst seiner Predigten kurz von demselben Gesichtspunkt aus besprochen wird, lenkt nun aber doch unsere Biographie zu den wichtigeren Einwirkungen zurück, die in die Tiefe seiner Lebens- und Weltansicht, seiner wissenschaftlichen Forschungen hinabreichen. Denn nach der Vorführung jener „ersten Offenbarung seines Lebensideals" handelt es sich sofort um die zweite und dritte Offenbarung seiner inneren Welt — um die „Reden" und „Monologen." Der Faden jedoch, der diesen neuen Abschnitt mit dem unmittelbar vorausgegangenen verbindet, ist dünn, und dünner wohl, als er zu sein brauchte. Auf den ersten Anblick scheint es, als ob die Einwirkung des romantischen Kreises hier nur in dem diesem Kreise eigenen Geist historischer Reproduction vergangener philosophischer Systeme gesucht werden solle. Vielmehr aber: die Bemerkung, daß auch das Denken der Männer dieses Kreises, ähnlich wie ihr Dichten, ein nachschaffendes, eklektisches, die Vergangenheit mitverarbeitendes gewesen sei, dient einer unerwarteten Wendung in dem ganzen Verfahren des Biographen zur Einleitung. Nicht für alle Elemente nämlich, die in den Reden und den Monologen sich zusammenfanden, liegt das Wann, das Wie und Woher offen zu Tage. Der wahrhaftige Geschichtschreiber will auch den Schein vermeiden, als ob er Lücken durch unsichere Combination ergänzte. Die bisherige synthetische Darstellung wird daher an dieser Stelle mit einer analytischen vertauscht. Von der Darlegung der Weltanschauung der Reden

und Monologen wird ausgegangen; zur Aufdeckung ihrer Factoren und Bestandtheile wird fortgeschritten.

Verdeutlicht durch den Contrast gegen die ältere Welt- und Lebensansicht, wie sie bis zum Jahre 1796 gewesen, stellt sich die neue in folgenden Grundzügen dar.

Weder vom Ich, noch von der Natur aus, sondern einzig im religiösen Vorgang wird das Unendliche erfaßt. Die psychologische Begründung dieses mystischen Vorganges bezeichnet den Sinn als das Organ, durch welches das Unendliche, analog wie in der sinnlichen Anschauung, als ein auf uns Handelndes uns gegenwärtig ist. Der Inhalt dieser Anschauung aber, ihr metaphysischer Ausdruck ist: Gegenwart des Unendlichen im Endlichen. Ihre ganze Energie entwickelt diese Mystik in dem Gegensatz und der Verflechtung einer zwiefachen Tendenz, der einen, welche das Unendliche schlechterdings über den Fluß und die Bedingtheit der endlichen Dinge hinauszuheben strebt, der anderen, welche trotzdem das Unendliche nicht jenseits, sondern gegenwärtig in der gegebenen endlichen Welt, sie ganz durchdringend und erfüllend, setzt. Das Endliche, Einzelne, Individuelle ist Ausdruck, Spiegel des Unendlichen. So auch der einzelne Mensch; und zwar erscheint für uns — unbeschadet denkbarer, noch höherer Formen —, für uns erscheint in den menschlichen Individualitäten das Unendliche in seinem höchsten Ausdruck. Und hier daher der Punkt, wo für unseren Mystiker Frömmigkeit und Sittlichkeit, das Thema der Reden und das der Monologen, zusammenstoßen. Selbstanschauung und Anschauung des Universums sind Wechselbegriffe. Hier auch der Punkt, wo sich — immer freilich in der Form der Mystik — die Frage nach dem „Ursprung des Individuums" löst. Die Individuen sind gleichsam ewige Gedanken oder ewige Willensacte des Universums. So, vom Standpunkte des Universums uns selbst anschauend, schauen wir uns in unserem wahren Werthe an, und diese Selbstanschauung daher ist Eins mit wahrer Sittlichkeit. Und wiederum, vom Endlichen, von uns aus, uns in die Anschauung des Universums vertiefend, verhalten wir uns religiös.

Die realen, aber wissenschaftlich noch unausgeführten Grundanschauungen des ganzen künftigen Systems Schleiermacher's sind in diesen Sätzen, sind in den Reden und den Monologen gegeben. Die Zergliederung dieser Anschauungen durch Dilthey läßt an schlagender Faßlichkeit, an einfacher Uebersichtlichkeit Manches zu wünschen übrig: an Vollständigkeit und Feinheit, an Treue und Gewissenhaftigkeit ist sie einzig, unübertrefflich. Dasselbe gilt von der nun folgenden Procedur, von dem Nachweis der Elemente, aus denen dies Ganze von Anschauungen sich ge-

bildet hat. Es erklärt und erläutert sich aus Spinoza, Leibnitz und Plato, weiterhin aus dem persönlichen und wissenschaftlichen Verhältniß Schleiermacher's zu den zeitgenössischen Denkern, zu Jacobi, Fichte, Schelling, Friedrich Schlegel und Novalis. Von zehn Lesern werden unfehlbar hier immer neun ermüden. Dem nicht Ermüdenden jedoch wird die Freude zu Theil werden, daß sich ihm die Gedankenwelt Schleiermacher's, auch da, wo sie noch im Dämmer der Mystik liegt, von immer neuen Seiten, bis in ihre zartesten Beziehungen hinein, aufhellt.

Zunächst in Beziehung auf Spinoza. Das Unendliche die immanente Ursache alles einzelnen Endlichen; diese Anschauung des Universums als hingebende Liebe, als Frömmigkeit gefaßt — soweit reicht die Uebereinstimmung. Aber das Unendliche dem Erkennen entrückt, daher nicht, wie bei Spinoza, der Gegensatz von Geist und Stoff auf das Verhältniß der Gleichwerthigkeit reducirt, sondern dem Geiste der Primat zuerkannt. Vor Allem aber das Endliche nicht, wie bei Spinoza, ein Nichtsein, sondern die Individualität positiv begründet, selbst unendlich im Unendlichen wurzelnd, ein fester Punkt der Selbständigkeit und sittlichen Freiheit, das Ethische im Religiösen nicht aufgehend, sondern durch den Unterschied der Richtung sich abhebend — soweit reicht die Umbildung.

Zu dieser Umbildung haben mitgewirkt die Gedanken Leibnitzens und Plato's. Denn offenbar, mitten in und trotz der Polemik gegen den Ersteren, von welcher die Spuren in seinen Studienheften und in den Athenäumsfragmenten erhalten sind, fand doch Schleiermacher in der Lehre von den das Universum spiegelnden Monaden die stärkste Hinweisung auf seine eigene Lehre von der Individualität. Der göttliche Plato aber, der, wie es in den Reden heißt, „die heilige Mystik auf den höchsten Gipfel der Göttlichkeit und der Menschlichkeit erhob," war ihm für jetzt wenigstens ein Vorbild für die von ihm selbst gesuchte künstlerische Verklärung der Mystik.

Das Verhältniß sodann zu den mitlebenden Philosophen betreffend, so ist man immer wieder versucht, das Hegel'sche Wort, daß in den Schleiermacher'schen Reden das Jacobi'sche Princip eine höchste Potenzirung erfahren habe, durch den Nachweis eines factischen Zusammenhangs beider Denker zu bestätigen. Allein nur die Bekanntschaft mit den Jacobi'schen Schriften und eine aufrichtige Verehrung für den „liebenswürdigen Mann" läßt sich nachweisen; daß Schleiermacher sich an den Jacobi'schen Gedanken zu den seinigen durchgearbeitet habe, bleibt durchaus unerweislich. Schade gewiß, daß Schleiermacher auf Schelling's Wunsch einer öffentlichen kritischen Auslassung über Jacobi nicht einging. Es hätten dann die Differenzen nothwendig zur Sprache kommen müssen, auf

welche Dilthey, neben der auf der Hand liegenden Verwandtschaft, b[illegible] zeigt. Sie beruhen darauf, daß die Jacobi'sche Mystik ihren Halt in d[illegible] praktischen Philosophie Kant's, die Schleiermacher'sche in dem Syste[illegible] Spinoza's fand, darauf in zweiter Linie, daß jenem die philosophisch[illegible] Systeme in einem starren Gegensatz, diesem in flüssiger Beziehung zu de[illegible] eigenen mystischen Standpunkt erschienen.

Ganz anders war das Verhältniß zu Fichte. So bedeutsam wa[illegible] dasselbe, daß wir uns doch in die Beschränkung nicht recht finden könne[illegible] die sich gerade an diesem Punkte die Dilthey'sche Darstellung auferleg[illegible] Zwar, daß das Fichte'sche System uns nicht, wie im ersten Buch da[illegible] Kant'sche, in selbständiger Klarlegung vorgeführt wird, ist offenbar [illegible] Befolgung einer richtigeren Oekonomie als jener ersten, allzu verschwende-rischen, geschehen. Auch in Betreff des Spinozistischen Systems ist j[illegible] mit Recht diese sparsamere Maxime in Anwendung gebracht worden. Di[illegible] Pflicht andererseits, die allerdings dem Biographen oblag, uns das per-sönliche Verhältniß Schleiermacher's zu Fichte und ebendeshalb den per-sönlichen und wissenschaftlichen Charakter des Letzteren zu zeichnen, hat der Verfasser in bewunderungswürdiger Weise erfüllt. Mit Meisterzügen wird uns die heroische Natur Fichte's geschildert, und mit sinnlicher Deutlichkeit sehen wir, wo und warum diese Natur abstoßend auf Schleiermacher wir-ken mußte. Die Auseinandersetzung dagegen des wissenschaftlichen Ver-hältnisses zwischen den Ideen beider Männer wird auf einen späteren Zeitpunkt, auf die Darstellung von Schleiermacher's systematischer Epoche verschoben. Denn „nur wenige und dunkle Züge" seien es, in welchen sich Verwandtschaft und Gegensatz beider Männer in dieser Zeit der Reden und Monologen darstelle. Die wichtigeren dieser Züge wer-den darauf herausgehoben. Auf der gleichen Kant'schen Grundlage haben Beide ein schöpferisches Vermögen im Ich erkannt; mächtige Anregungen habe Schleiermacher von dem genetischen Geist des Fichte'schen Systems erhalten, er habe den Bestimmungen desselben über die Bedeutung des Willens und ebenso über die Bedeutung der Einbildungskraft zugestimmt. Dahingegen sei der abstracte, rein rationalistische Idealismus Fichte's von Schleiermacher durch das Vordringen in die mystischen Regionen des Ich, in das dem Unendlichen sich in die Arme werfende Gefühl und die im Gefühl sich verunendlichende Individualität theils durchbrochen, theils noch mehr radicalisirt worden. Das in der Hauptsache ist es, was von dem Biographen ausgeführt und namentlich durch eine Analyse der merkwürdigen Schleiermacher'schen Recension von Fichte's „Bestimmung des Menschen" im Athenäum verdeutlicht wird. Nichts in diesen Aus-einandersetzungen, was wir nicht unterschrieben. Wir gehen nur einen

Schritt weiter. Wir behaupten und halten für zweifellos, daß alle anderen philosophischen Einwirkungen, welche Schleiermacher seit seinem Studium Kant's und Spinoza's erfuhr, unbedeutend waren im Verhältniß zu der Einwirkung Fichte's. Leider haben wir über sein Studium der Wissenschaftslehre keine ähnlichen Documente wie über das der Spinozistischen Ethik, sondern nur die Ergebnisse liegen vor. Aus der erwähnten Recension, aus den Monologen und doch auch aus den Reden muß das Verhältniß entwickelt, erschlossen werden. Es erscheint uns eben danach weder so dunkel, noch so eng begrenzt, wie es von Dilthey gefaßt wird. Es geht daraus hervor, daß die Macht der Fichte'schen Dialektik die so ganz andere Sinnesweise Schleiermacher's widerwillig auf weite Strecken mit sich fortgerissen hat. Wenn der Letztere ausdrücklich an Brinkmann schreibt, daß er innerhalb der Fichte'schen Philosophie nichts an ihr auszusetzen habe; wenn es in demselben Sinne in den Reden heißt, mit vollkommenem Recht ordne diese Philosophie den gewöhnlichen Realismus sich unter: so wird mit der Behauptung nicht zu viel gesagt sein, daß jetzt die Fichte'sche Art der Erklärung des Systems der Vorstellungen für Schleiermacher an die Stelle der Kant'schen getreten. Ist es aber so, so wird der Dilthey'sche Satz schwerlich zu halten sein, der Schleiermacher'sche Standpunkt vom Jahre 1800 breche vollständig mit der Kant'schen Lehre von Raum und Zeit. In der Fichte'schen Fassung vielmehr wird diese Lehre von ihm festgehalten; „des Geistes Handeln," heißt es in den Monologen, „schafft selbst erst Welt und Zeit" — worauf denn freilich hinter dieser selbstgeschaffenen Welt die der religiösen Anschauung sich offenbarende wahrere, die unendliche Welt, und somit hinter dem Idealismus ein neuer Realismus, aufsteigt. Wie aber hier Schleiermacher ein ganzes Stück Weges geradezu mit Fichte mitgeht, so bringt er in den Monologen auch noch seine Abweichung von Fichte unter ein von Fichte entlehntes Schema. Seine eigene Welt- und Lebensansicht erscheint durchaus nur als die bis zum Mysticismus fortgesetzte Fichte'sche. Die Fichte'sche Selbstanschauung zur Anschauung unseres im Gefühl energirenden Ich vertieft — so hebt sich die versunkene Welt verklärter wieder empor. Die Fichte'sche Selbstanschauung über die Momente des Philosophirens hinaus in's Leben fortgesetzt, der idealistische Standpunkt Fichte's zur permanenten geistigen Haltung, zum Charakter verdichtet — das ist und in dieser Formulirung stellt sich für Schleiermacher selber das Wesen der Sittlichkeit dar.

Aber nicht nur für die unmittelbare Aufklärung der Gedankenwelt Schleiermacher's, auch für die Verständigung über die wissenschaftlichen Standpunkte der übrigen, ihm zur Seite stehenden Denker der jüngeren

welche Dilthey, neben der auf der Hand liegenden Verwandtschaft, hinzeigt. Sie beruhen darauf, daß die Jacobi'sche Mystik ihren Halt in der praktischen Philosophie Kant's, die Schleiermacher'sche in dem System Spinoza's fand, darauf in zweiter Linie, daß jenem die philosophischen Systeme in einem starren Gegensatz, diesem in flüssiger Beziehung zu dem eigenen mystischen Standpunkt erschienen.

Ganz anders war das Verhältniß zu Fichte. So bedeutsam war dasselbe, daß wir uns doch in die Beschränkung nicht recht finden können, die sich gerade an diesem Punkte die Dilthey'sche Darstellung auferlegt. Zwar, daß das Fichte'sche System uns nicht, wie im ersten Buch das Kant'sche, in selbständiger Klarlegung vorgeführt wird, ist offenbar in Befolgung einer richtigeren Oekonomie als jener ersten, allzu verschwenderischen, geschehen. Auch in Betreff des Spinozistischen Systems ist ja mit Recht diese sparsamere Maxime in Anwendung gebracht worden. Die Pflicht andererseits, die allerdings dem Biographen oblag, uns das persönliche Verhältniß Schleiermacher's zu Fichte und ebendeshalb den persönlichen und wissenschaftlichen Charakter des Letzteren zu zeichnen, hat der Verfasser in bewunderungswürdiger Weise erfüllt. Mit Meisterzügen wird uns die heroische Natur Fichte's geschildert, und mit sinnlicher Deutlichkeit sehen wir, wo und warum diese Natur abstoßend auf Schleiermacher wirken mußte. Die Auseinandersetzung dagegen des wissenschaftlichen Verhältnisses zwischen den Ideen beider Männer wird auf einen späteren Zeitpunkt, auf die Darstellung von Schleiermacher's systematischer Epoche verschoben. Denn „nur wenige und dunkle Züge" seien es, in welchen sich Verwandtschaft und Gegensatz beider Männer in dieser Zeit der Reden und Monologen darstelle. Die wichtigeren dieser Züge werden darauf herausgehoben. Auf der gleichen Kant'schen Grundlage haben Beide ein schöpferisches Vermögen im Ich erkannt; mächtige Anregungen habe Schleiermacher von dem genetischen Geist des Fichte'schen Systems erhalten, er habe den Bestimmungen desselben über die Bedeutung des Willens und ebenso über die Bedeutung der Einbildungskraft zugestimmt. Dahingegen sei der abstracte, rein rationalistische Idealismus Fichte's von Schleiermacher durch das Vordringen in die mystischen Regionen des Ich, in das dem Unendlichen sich in die Arme werfende Gefühl und die im Gefühl sich verunendlichende Individualität theils durchbrochen, theils noch mehr radicalisirt worden. Das in der Hauptsache ist es, was von dem Biographen ausgeführt und namentlich durch eine Analyse der merkwürdigen Schleiermacher'schen Recension von Fichte's „Bestimmung des Menschen" im Athenäum verdeutlicht wird. Nichts in diesen Auseinandersetzungen, was wir nicht unterschrieben. Wir gehen nur einen

lichen wird zu diesem Behuf die persönliche Lage geschildert, aus der heraus das merkwürdige Buch entstand.

Das Jahr 1798, der Winter 1798 auf 99 bezeichnet den Höhepunkt dieser Jugendepoche Schleiermacher's. Das Verhältniß zur Herz und das zu Friedrich stehen gleichmäßig in Blüthe. Durch seine ganze Situation findet er sich so an Berlin gefesselt, daß er eine ihm angetragene Predigerstelle in Schwedt ohne Weiteres ablehnt. Und doch wird ihm gerade bei diesem Anlaß klar, daß seine gesellschaftlichen Verhältnisse in Berlin der mißliebigsten Beurtheilung unterliegen, daß sie früher oder später seine äußere Zukunft gefährden dürften. In eben dieser Situation schreibt er, anonym zwar, aber darum nicht weniger kenntlich, „ein Werk, welches die Voraussetzungen aller damaligen Parteien über Religion, Christenthum, Kirche angriff, Alles, was dem in der Kirche herrschenden gemäßigten Rationalismus das Heiligste war, in Frage stellte, und sein religiöses Innenleben, welches weitab lag von dem, was der damaligen Kirche als Religion galt, hinaustreten ließ in die Welt." Wie der specielle Plan dieses Werks in seinem Innern sich aufbaute, darüber finden sich in seinem Tagebuche kaum einzelne Winke und Spuren. In tiefer Sammlung hat er es zuerst in sich selbst vollendet. Dann, während eines Aufenthalts in Potsdam, von Mitte Februar bis April 1799, wohin er zur Vertretung des Hofpredigers Bamberger berufen ist, folgt die schriftstellerische Ausarbeitung. Nicht von der inneren Arbeit, sondern nur von dem „Machen" berichten die Briefe, die er von Potsdam aus an Henriette richtet. Sie lassen zugleich erkennen, wie schwer er sich darein findet, zu schreiben, während er soviel lieber lebte, im Wechselverkehr mit wahlverwandten Gemüthern lebte.

So bleibt nur übrig, das Buch selbst aufzuschlagen. Man thue es nun mit Hülfe der ausführlichen Inhaltsanalyse, welche Dilthey giebt, oder ohne dieselbe: immer wird es nöthig sein, sich in den Schleiermacher'schen Text selbst zu vertiefen; denn fast möchten wir behaupten, daß unser biographischer Interpret sich durch zu mikroskopische Studien in das Buch hineingelesen, als daß er dem Bedürfniß einer zusammenfassenden Uebersicht, wie der Leser nach allem Vorangegangenen und Vorbereitenden es empfindet, mit hinreichender Einfachheit hätte gerecht werden können. Um so dankbarer wird man ihm für das Folgende sein, für die „geschichtliche Würdigung," welcher er nun den Inhalt der Reden unterzieht. Der Standpunkt der Reden — das ist die Summe dieses schönen Abschnitts — ist theils ein verneinender, theils ein bejahender. Verneinend kehren sie sich gegen den Intellectualismus in der Religion, wesentlich in demselben Sinne, wie schon vor Schleiermacher Lessing gethan hatte. Ver-

Generation hätte Dilthey, wie wir glauben, die Bedeutung der Fichte'schen Philosophie stärker in Rechnung bringen sollen. Er leitet statt dessen die wissenschaftlichen Gedanken dieser Generation direct aus dem Zusammenwirken des Goethe-Herder'schen Anschauungskreises mit den Gedanken der Kant'schen Philosophie ab. Eine Detailbetrachtung jedoch der Systeme und Systemanläufe der Schelling und Steffens, der Fr. Schlegel, Hülsen und Novalis zeigt erstlich, daß der Einfluß der dichterischen Anschauungen zum mindesten von anderen verwandten Einflüssen begleitet war, und zeigt mehr noch zweitens, daß erst die Fichte'sche Umbildung der Kant'schen Philosophie der zündende Funke war, der die neuen wissenschaftlichen Bildungen in's Leben rief. Durchaus in der Sache begründet ist dann die weitere Unterscheidung einer zwiefachen Gruppe, von denen die eine die ästhetische, durch das Zauberwort der Fichte'schen Philosophie wissenschaftlich verwerthbar gewordene Weltanschauung auf die Erklärung der Natur, die andere auf die Erklärung der Geschichte übertrug. Der Hauptrepräsentant der ersten Gruppe ist Schelling, der der zweiten, neben Novalis, Fr. Schlegel. Und wieder sucht nun Dilthey das Verhältniß dieser drei zu dem Standpunkt des Verfassers der Reden und Monologen in's Licht zu setzen. Verschwindend gering ist der Einfluß Schelling's in dieser Zeit; nur im Allgemeinen erkennbar der der beiden Anderen. In einem Hauptpunkte hätte jedenfalls Schleiermacher von seinem Freunde mehr lernen können, als er gelernt hat. Fr. Schlegel war darauf aus, vom Standpunkte der genialen Anschauung aus die Entwickelungsgesetze der Dichtung und somit ihr Wesen im Zusammenhang mit ihrer Geschichte zu entdecken. Sehr richtig wird hervorgehoben, wie gerade diese historische Tendenz innerhalb des sich nach Innen vertiefenden und mit abstracten Elementen rechnenden Denkens Schleiermacher's keinen Platz gewinnen konnte. Er hätte von Schlegel lernen können, auch das Wesen der Religion und der Sittlichkeit durch die Geschichte dieser beiden Lebensäußerungen des menschlichen Geistes aufzuklären. Daß er sich diesem historischen Studium entzog, ist in der That „die gefährlichste Schranke seiner Bildung" geblieben. —

Die Beziehungen Schleiermacher's zu der dichterischen und wissenschaftlichen Bildung der Zeit sind mit alle dem dargelegt; dargelegt ist das Allgemeine seiner Welt- und Lebensansicht, wie sie um das Jahr 1800 sich gestaltet hatte. Vom Allgemeinen wird daher jetzt zu dem Einzelnen der schöpferischen Arbeiten dieser Epoche fortgegangen und zwar zunächst zu den Reden über die Religion. Der Faden der wirklichen Erzählung wird eben damit wieder aufgenommen, und neben der wissenschaft-

lichen wird zu diesem Behuf die persönliche Lage geschildert, aus der heraus das merkwürdige Buch entstand.

Das Jahr 1798, der Winter 1798 auf 99 bezeichnet den Höhepunkt dieser Jugendepoche Schleiermacher's. Das Verhältniß zur Herz und das zu Friedrich stehen gleichmäßig in Blüthe. Durch seine ganze Situation findet er sich so an Berlin gefesselt, daß er eine ihm angetragene Predigerstelle in Schwedt ohne Weiteres ablehnt. Und doch wird ihm gerade bei diesem Anlaß klar, daß seine gesellschaftlichen Verhältnisse in Berlin der mißliebigsten Beurtheilung unterliegen, daß sie früher oder später seine äußere Zukunft gefährden dürften. In eben dieser Situation schreibt er, anonym zwar, aber darum nicht weniger kenntlich, „ein Werk, welches die Voraussetzungen aller damaligen Parteien über Religion, Christenthum, Kirche angriff, Alles, was dem in der Kirche herrschenden gemäßigten Rationalismus das Heiligste war, in Frage stellte, und sein religiöses Innenleben, welches weitab lag von dem, was der damaligen Kirche als Religion galt, hinaustreten ließ in die Welt." Wie der specielle Plan dieses Werks in seinem Innern sich aufbaute, darüber finden sich in seinem Tagebuche kaum einzelne Winke und Spuren. In tiefer Sammlung hat er es zuerst in sich selbst vollendet. Dann, während eines Aufenthalts in Potsdam, von Mitte Februar bis April 1799, wohin er zur Vertretung des Hofpredigers Bamberger berufen ist, folgt die schriftstellerische Ausarbeitung. Nicht von der inneren Arbeit, sondern nur von dem „Machen" berichten die Briefe, die er von Potsdam aus an Henriette richtet. Sie lassen zugleich erkennen, wie schwer er sich darein findet, zu schreiben, während er soviel lieber lebte, im Wechselverkehr mit wahlverwandten Gemüthern lebte.

So bleibt nur übrig, das Buch selbst aufzuschlagen. Man thue es nun mit Hülfe der ausführlichen Inhaltsanalyse, welche Dilthey giebt, oder ohne dieselbe: immer wird es nöthig sein, sich in den Schleiermacher'schen Text selbst zu vertiefen; denn fast möchten wir behaupten, daß unser biographischer Interpret sich durch zu mikroskopische Studien in das Buch hineingelesen, als daß er dem Bedürfniß einer zusammenfassenden Uebersicht, wie der Leser nach allem Vorangegangenen und Vorbereitenden es empfindet, mit hinreichender Einfachheit hätte gerecht werden können. Um so dankbarer wird man ihm für das Folgende sein, für die „geschichtliche Würdigung," welcher er nun den Inhalt der Reden unterzieht. Der Standpunkt der Reden — das ist die Summe dieses schönen Abschnitts — ist theils ein verneinender, theils ein bejahender. Verneinend kehren sie sich gegen den Intellectualismus in der Religion, wesentlich in demselben Sinne, wie schon vor Schleiermacher Lessing gethan hatte. Ver-

neinend aber auch gegen die Vermischung oder Identificirung von Religion und Sittlichkeit. Die Sonderung ist hier wie dort die schroffste, die Formel namentlich in Bezug auf das Verhältniß der Sittlichkeit, daß wir „Alles mit, nichts aus Religion thun sollen," schief und einseitig: die Tendenz der Sonderung, der allgemeine kritische Standpunkt nichts desto weniger voll berechtigt. Aber etwas Anderes ist die Sonderung, etwas Anderes der Streit der verschiedenen Functionen des Geisteslebens. Sie sind nach Schleiermacher sämmtlich gleichberechtigte Factoren der Cultur. Nicht zwar auf inductivem, historischem Wege, um so mehr aber dadurch, daß er beschrieb, was er in sich selbst erlebt hatte, zeigte er die Versöhnbarkeit der geschiedenen Gebiete, die Verträglichkeit mithin von Religion und Bildung. Und dies ist das positive Ergebniß der Reden. In der mystischen „Anschauung des Universums" — denn darin besteht das Wesen der Religion — ist im letzten Grunde auch die, selbständig sich davon abhebende wissenschaftliche Erkenntniß der Welt, ist ebenso alle vollendete Sittlichkeit gegründet. Auch dies positive Ergebniß jedoch leidet in der Schleiermacher'schen Fassung an wesentlichen Schranken. Ganz deutlich werden wenigstens einige dieser Schranken von Dilthey bezeichnet. Die eine seiner Ausstellungen betrifft den schon angedeuteten Mangel geschichtlichen Verständnisses der Religionen. Schleiermacher, so sagt er zweitens, unzweifelhaft richtig, „vermochte das Subjective in seinem Verständniß der Religion nicht auszuscheiden," und ganz vortrefflich fügt er endlich hinzu: um das Problem der Religion aus dem Vorgang in der Tiefe der Individualität zu lösen, „hätte es innerhalb der Anschauung des Lebens der Einsicht in die Macht der Leidenschaften und ihre Bändigung bedurft."

Noch klarer wird sofort die kritische Ansicht Dilthey's, es fällt zugleich auf die Reden selbst ein nachträglich aufklärendes Licht durch die Zusammenstellung der letzteren mit zwei ziemlich gleichzeitigen verwandten Arbeiten, mit Schleiermacher's erster Predigtsammlung und seiner ersten — die Judenfrage betreffenden — polemischen Flugschrift.

Während diese Flugschrift nämlich durch Anwendung auf einen speciellen Fall den Satz der Reden von der nothwendigen Trennung der Kirche vom Staat erläutert, so enthalten jene Predigten merkwürdiger Weise eine von den Reden wesentlich abweichende religiöse Anschauung. Sie lassen die Frömmigkeit auf dem Boden des Gewissens, und wiederum die sittliche Gesinnung aus der Frömmigkeit, aus der Vertiefung in den Willen Gottes entspringen. Vermöge einer künstlichen Abstraction zeigen die Reden ausschließlich das Gesicht der Religion, die Monologen dann ebenso ausschließlich das Gesicht der Sittlichkeit: den

nnerdings in den Schicksalen seiner nächsten Umgebung bewegte. Eine unbezwingliche Sehnsucht," sich auszusprechen, überkam ihn. Aus einem unwiderstehlichen Drang des Gemüthes heraus, so ungefähr wie der echte Dichter die echten Lieder, so schrieb Schleiermacher die Monologen.

Sollen wir nun, wie die Entstehungsgeschichte, so auch die Auseinanderlegung des Inhaltes der Schrift, wie sie Dilthey giebt, im Auszug wiederholen? Jeder solche Auszug vielmehr würde der Feinheit und dem Reichthum des Textes Abbruch thun. Wir könnten uns allenfalls versucht fühlen, aus den Aufzeichnungen der Schleiermacher'schen Tagebücher hie und da noch ein Licht mehr zur Erleuchtung der Grundgedanken herbeizutragen, wie uns denn namentlich das große Fragment auf S. 91 der Denkmale von den zwei Tugenden und den zwei Sinnesarten höchst beachtenswerth erscheint. Im Uebrigen zeigt jede Zeile, wie tief sich der Verfasser in den Autor, den er commentirt, hineingesonnen hat. Keine Seite des Werkchens bleibt unbeachtet. Das Ergebniß der Entwickelung eines großen und schönen Charakters, stellen die Monologen zugleich die Welt- und Lebensansicht Schleiermacher's in der Richtung auf das Ethische dar. Jede menschliche Individualität ein ewiger Ausdruck und Spiegel des Universums; der Ausgangspunkt des sittlichen Lebens daher Anschauen und Bejahen des ewigen Ich, des wahren Selbst mitten im Fluß von vergänglichem Handeln und Leiden! Dies der Grundgedanke, dessen Darstellung mit Nothwendigkeit auf die künstlerische, die monologische Form hinführt. Aber diese Nothwendigkeit auch hier im Kampfe mit der unkünstlerischen Anlage des Mannes; die Form im Einzelnen geschraubt und unnatürlich, und so doch, daß alle stilistische Absichtlichkeit zuletzt überwältigt wird von dem einheitlichen Charaktergepräge, von der Folgerichtigkeit des herrschenden ethischen Gedankens. In diesem Gedanken endlich ein Fortschritt über die Ethik unserer idealistischen Philosophen sowohl wie unserer idealistischen Dichter, von denen jene die Wirklichkeit verneinten, diese sie vergaßen. Der Monologist, statt dessen, stellt die Aufgabe, sie zu bilden und neuzugestalten, indem er vom Mittelpunkt der Individualität aus die ganze Sphäre des Daseins mit dem Lichte der sittlichen Selbstbestimmung durchleuchtet und die ganze Welt als den freien Zusammenklang selbständig entwickelter Individualitäten begreift. —

Fortwährend thun schon die Monologen von der Höhe ihrer idealen Anschauung Blicke in die Lebensbeziehungen, aus deren Mitte und in Wechselwirkung mit denen das ethische Ideal des Verfassers sich gebildet hatte. Dieselben Gedanken und Gefühle, Strebungen und Leidenschaften, die im Innersten seiner Seele sich zur lautersten Freiheit, zur seligsten Sicherheit geklärt hatten, wogten zu seinen Füßen in trüber und peinigender

trautesten und darum unwiderleglichsten Specialkenntniß sowohl des inneren wie des äußeren Lebens Schleiermacher's erwachsen ist. Uns bleibt nichts übrig, als die Linien getreulich nachzuzeichnen, die, auch da, wo sie bloße Conjecturallinien sind, uns den Eindruck mathematischer Evidenz machen.

Zurückgekehrt von Potsdam trug sich Schleiermacher mit zwei auf die wissenschaftliche Begründung des Standpunktes der Reden gerichteten, leider unausgeführt gebliebenen Plänen. Er wollte über Spinoza, und er wollte über die Grenzen der Philosophie schreiben. Von solchen Arbeiten zog ihn zunächst die Sorge für das durch Friedrich's Fortgang nach Jena verwaiste Athenäum ab. Die meisterhafte Charakteristik Garve's, die unbillige, ja gehässige Kritik der Kant'schen Anthropologie wird für jene Zeitschrift geschrieben. Im Herbst dann Entwürfe zu einer Streitschrift für Friedrich's gleichzeitig mit den Reden entstandene „Lucinde" und zu einer anderen über die deutsche Litteratur überhaupt. „Die Genossenschaft, in welcher er lebte, das Tagesinteresse drängten ihm hier Pläne auf, welche über die Grenzen seines wirklichen schöpferischen Vermögens einem unfruchtbaren Dilettantismus zutrieben." Aber stärker als diese Arbeiten und Pläne beschäftigten ihn, als eindringlichste Veranschaulichungen sittlicher Probleme, die Schicksale, die Verwirrungen in dem Leben seiner nächsten Freunde. So bildete sich in ihm die Idee eines Romans, in welchem er „sein innerstes Wesen und mit ihm die ganze Ansicht, die ihm die Menschheit gab" darzustellen gedachte. Nach seiner eigenen wie nach seiner Genossen Ansicht von der Aufgabe der Romandichtung würde derselbe wenig äußere Begebenheiten, desto mehr Selbstbekenntnisse enthalten haben. Aber abgesehen davon, daß er fühlte, wie durchaus ihm die Gabe sinnlicher Gestaltungskraft abgehe, so war sein Leben selbst erst im Begriff, feste Gestalt zu gewinnen; den äußeren Begebenheiten dieses Lebens hatte er so wenig Bedeutung bei sich selbst eingeräumt, daß er in sein Tagebuch schrieb, er sei „ohne Umstände" geworden; wem alles Nahe fern und alles Ferne nahe sei, der habe keine physischen Umstände, und um moralische zu haben, müsse man erst eine moralische Natur sein. Man sieht: dieser Mann konnte unmöglich einen Roman schreiben. Indeß, wie unfertig sein Leben war: „der ideale Wille, welcher der Mittelpunkt desselben war, hatte sich ganz in sich geschlossen." Diesen innersten Kern seines Lebens daher hat er dargestellt — in den Monologen. Schon im Sommer 1798 begegnet der Plan von „Selbstanschauungen;" die Schlobittener Niederschrift „über den Werth des Lebens" war ja gleichfalls nichts Anderes gewesen. Eben jetzt, im Herbst 1799 mag ihm auf Anlaß eines Besuches der Dohna'schen Familie in Berlin die Schlobittener Zeit, mit ihr jenes alte Fragment, lebendig in Erinnerung gekommen sein. Dazu Alles, was ihn

neuerdings in den Schicksalen seiner nächsten Umgebung bewegte. Eine „unbezwingliche Sehnsucht," sich auszusprechen, überkam ihn. Aus einem unwiderstehlichen Drang des Gemüthes heraus, so ungefähr wie der echte Dichter die echten Lieder, so schrieb Schleiermacher die Monologen.

Sollen wir nun, wie die Entstehungsgeschichte, so auch die Auseinanderlegung des Inhaltes der Schrift, wie sie Dilthey giebt, im Auszug wiederholen? Jeder solche Auszug vielmehr würde der Feinheit und dem Reichthum des Textes Abbruch thun. Wir könnten uns allenfalls versucht fühlen, aus den Aufzeichnungen der Schleiermacher'schen Tagebücher hie und da noch ein Licht mehr zur Erleuchtung der Grundgedanken herbeizutragen, wie uns denn namentlich das große Fragment auf S. 91 der Denkmale von den zwei Tugenden und den zwei Sinnesarten höchst beachtenswerth erscheint. Im Uebrigen zeigt jede Zeile, wie tief sich der Verfasser in den Autor, den er commentirt, hineingesonnen hat. Keine Seite des Werkchens bleibt unbeachtet. Das Ergebniß der Entwickelung eines großen und schönen Charakters, stellen die Monologen zugleich die Welt- und Lebensansicht Schleiermacher's in der Richtung auf das Ethische dar. Jede menschliche Individualität ein ewiger Ausdruck und Spiegel des Universums; der Ausgangspunkt des sittlichen Lebens daher Anschauen und Bejahen des ewigen Ich, des wahren Selbst mitten im Fluß von vergänglichem Handeln und Leiden! Dies der Grundgedanke, dessen Darstellung mit Nothwendigkeit auf die künstlerische, die monologische Form hinführt. Aber diese Nothwendigkeit auch hier im Kampfe mit der unkünstlerischen Anlage des Mannes; die Form im Einzelnen geschraubt und unnatürlich, und so doch, daß alle stilistische Absichtlichkeit zuletzt überwältigt wird von dem einheitlichen Charaktergepräge, von der Folgerichtigkeit des herrschenden ethischen Gedankens. In diesem Gedanken endlich ein Fortschritt über die Ethik unserer idealistischen Philosophen sowohl wie unserer idealistischen Dichter, von denen jene die Wirklichkeit verneinten, diese sie vergaßen. Der Monologist, statt dessen, stellt die Aufgabe, sie zu bilden und neuzugestalten, indem er vom Mittelpunkt der Individualität aus die ganze Sphäre des Daseins mit dem Lichte der sittlichen Selbstbestimmung durchleuchtet und die ganze Welt als den freien Zusammenklang selbständig entwickelter Individualitäten begreift. —

Fortwährend thun schon die Monologen von der Höhe ihrer idealen Anschauung Blicke in die Lebensbeziehungen, aus deren Mitte und in Wechselwirkung mit denen das ethische Ideal des Verfassers sich gebildet hatte. Dieselben Gedanken und Gefühle, Strebungen und Leidenschaften, die im Innersten seiner Seele sich zur lautersten Freiheit, zur seligsten Sicherheit geklärt hatten, wogten zu seinen Füßen in trüber und peinigender

Verwirrung durcheinander. Nicht bloß den Gegensatz seines sittlichen Ideals, sondern auch den Mißverstand und die Verzerrung dieses Ideals sah er in seiner nächsten Umgebung; sich selbst mit seinem Schicksal, seinen Empfindungen sah er in die Irrungen und Kämpfe der neuen Zeit und der jungen Generation verstrickt. Unter anderen Vorgängen waren es zwei, die ihn näher und am nächsten berührten. Zuerst das Verhältniß Friedrich Schlegel's zu Dorothea Veit, ein Verhältniß, welches von Dilthey urkundlich in's Licht gesetzt und mit der schönsten Gerechtigkeit in Beziehung auf alle Betheiligten beurtheilt wird. Die Stellung Schleiermacher's zu diesem Verhältniß, welches ihm so viel Schmerzen des Mitgefühls auf die Seele legte, ihn so vielfach dem Mißurtheil der Welt aussetzte, ist einfach aus der „Verwegenheit und der Blindheit seines Idealismus" zu verstehen. Beklommenen Herzens und unter Voraussicht des vielen Aergernisses, das aus diesem Verhältniß folgen mußte, sah Schleiermacher der Entwickelung desselben zu. Nach Dilthey wäre er sogar darüber mit seinem Freunde in die heftigste Spannung gerathen. Hier indeß wird es einmal gestattet sein, auch dem wie aus eingeweihtestem Vertrauen heraus Erzählenden nur zweifelnd zuzuhören. Daß die Verwickelung Friedrich's mit Dorothea der Grund der Verstimmung der Freundschaft beider Männer während des Winters 1798—99 gewesen, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Vermuthung. Daß Schleiermacher hart und offen die Schlegel'sche „Lucinde" gemißbilligt, sofern dieselbe eine nur wenig versteckte Darstellung des Verhältnisses zu Dorothea war, beruht auf der unsichersten Auslegung einer einzigen Briefstelle. Daß sich die warnende Stimme von Schleiermacher's sittlichem Takt lange gegen die öffentliche Vertheidigung jenes Romans gesträubt — auch diese Behauptung scheint uns ebendeshalb jedes stichhaltenden Beweises zu entbehren.

Um desto richtiger gefühlt und feiner entwickelt ist freilich alles Andere, was nun über die allmähliche Umstimmung der Empfindung Schleiermacher's für Schlegel in tiefes Mitgefühl und was von seiner Treue gegen das Urbild gesagt wird, das er idealisirend dem wirklichen Bilde, der nichts weniger als anmuthigen Erscheinung des Freundes unterschob. Damit sind wir angelangt bei der Erklärung der vielbesprochenen Vertrauten Briefe über die Lucinde. Was zu ihrer Erklärung noch fehlt, ist beschlossen in einer zweiten Thatsache, die eben auch, wie die Geschichte mit Dorothea, das „Schicksal der neuen sittlichen Ideale im Leben" beleuchtet. Es ist die Rede von Schleiermacher's Verhältniß zu Eleonore Grunow. Gerade hier wird Mancher die Aufschlüsse des Biographen erwartet haben. Die Erwartung wird mehr als befriedigt. Die Mittheilung eines bisher unveröffentlichten Briefes Schleiermacher's an

ine Schwester weiht uns in den entscheidenden Hergang ein, bei welchem Schleiermacher, ihm selbst unbewußt, das Wort entlockt wurde, welches einem Gefühl für die Geliebte den rechten Namen gab. Das Beste jedoch hat der Biograph von seinem Eignen hinzugefügt. Das Bild, welches er von der merkwürdigen Frau entwirft, die Auffassung, die er von der Beschaffenheit des ganzen Verhältnisses geltend macht, verscheucht jeden Zweifel und läßt uns zugleich mit der Wahrheit die sittlichen Werthe, um die es sich dabei handelt, in gerechtester Abwägung nachempfinden. Eleonore war, wie viel sie auch mit den anderen bedeutenden Frauen des Berliner Kreises gemein hatte, dennoch eigenartig von ihnen unterschieden. Den protestantischen Predigerkreisen angehörend, besaß sie „eine eigene Schlichtheit des Wesens und tiefstes, frommstes Gottvertrauen." Sie stand zu jenen Frauen fast genau wie Schleiermacher zu den männlichen Genossen. Sie war, nicht bloß empfangend, sondern auch gebend, Schleiermacher's wahrste Ergänzung, sie verdiente, so empfand er es selbst, von Gott und Rechtswegen, von ihm befreit aus einem unwürdigen ehelichen Verhältniß, durch ihn gestützt und beruhigt, die Gefährtin seines Lebens zu werden. Die äußeren Umstände, das Schicksal, die geltenden Ordnungen und Sitten standen hemmend zwischen diesen so völlig für einander bestimmten Menschen. Das war der Punkt, an dem die idealistische Ethik Schleiermacher's in analoger Auflehnung sich erhob wie Leidenschaft und Doctrin bei seinem Freunde Schlegel. So weit, aber auch nur so weit bildet sein Verhältniß zu Eleonore ein Seitenstück zu dem Verhältniß Friedrich's zu Dorothea. Es ist sonst, an dem Maaß der bestimmenden innersten Gesinnung gemessen, das volle Gegenstück dazu.

Und genau so stehen die Schleiermacher'schen Lucindebriefe zu der Schlegel'schen Lucinde. Mit der Form, dem Inhalt, der Tendenz, der Entstehungsgeschichte des berüchtigten Romans sind die Leser dieser Jahrbücher schon vor Jahresfrist auf Grund derselben Documente bekannt gemacht worden, die auch Dilthey benutzt hat. Wir beschränken uns daher auf die Wiederholung eines besonders glücklichen Wortes, mit welchem Letzterer die Besprechung des Romans beschließt in Beziehung auf die den Roman begleitenden und durchziehenden ästhetischen Reflexionen. Sie begleiten ihn, heißt es, „wie die Ausflüchte des bösen Gewissens eine unerlaubte Handlung." Und ebenso treffend wird von der ästhetischen Theorie des Romans in Schleiermacher's Vertheidigung der Lucinde hinzugefügt, sie lasse sich mit sehr schönen und geistreichen Beweggründen vergleichen, „wie sie Jemand nachträglich Handlungen unterschiebt, die nicht mit ihnen stimmen wollen."

Doch nicht auf dem ästhetischen, sondern auf dem ethischen Standpunkt

der Lucindebriefe ruht natürlich das Hauptinteresse. Dilthey weist vortrefflich die Zusammenstimmung der Briefe mit den Monologen und den Schleiermacher'schen Athenäumsfragmenten nach. Der einseitig durchgeführte und angewandte Gedanke der Individualität macht die Schwäche der Briefe: hier zeigt sich, daß dieser Gedanke für sich allein nicht im Stande ist, die realen Verhältnisse der Gesellschaft richtig zu gestalten. Aus ihm folgt zunächst die Ueberspannung der Bestimmung des Weibes, die schon in dem Athenäumsfragment: „Katechismus für edle Frauen" erhobene Forderung, daß die Frau an intellectueller und moralischer Bildung dem Manne sich gleichstellen solle; es folgt weiter die Ueberspannung des Ideals der Ehe und der Liebe im Gegensatz zu der gemeinen Auffassung dieses Verhältnisses, die Vorstellung vollkommener und daher unbedingt einziger Zusammengehörigkeit zweier Individualitäten. Die Lucindebriefe entwickeln von hier aus die anstößige Theorie von den „vorläufigen Versuchen in der Liebe" — weniger, so scheint es uns, im Anschluß an den Schlegel'schen Roman, als im Hinblick auf das Schicksal Eleonorens. Sie entwickeln ferner den Gedanken unbedingter Identität des Geistigen und Sinnlichen in der Liebe, entwickeln ihn ganz abstract, nicht beachtend die Nothwendigkeit, der Macht der Leidenschaften in der bestehenden Sitte und den sittlichen Institutionen ein Gegengewicht zu geben. Weitere irrende Consequenzen kommen zum Vorschein in dem, was die Briefe von der künstlerischen und geselligen Freiheit in Beziehung auf die Behandlung des Sinnlichen vortragen. Man ist versucht, auf diese Partien der Schleiermacher'schen Schrift ein Wort Lessing's über Klopstock parodirend anzuwenden: es ist hier Alles so sittlich, so überschwänglich sittlich, daß die bestimmten Linien der Sitte und Sittlichkeit darüber verwischt werden. So ist es namentlich in dem spitzfündigen Essay über die Schaamhaftigkeit, weniger in dem mit den Lucindebriefen ungefähr gleichzeitigen Dialog über das Anständige, der aber doch gleichfalls die sittliche Aufgabe vereinseitigt, indem er sie ausschließlich dem Individuum zuweist. Und der letzte Erklärungsgrund — der letzte neben vielen anderen, die in dem speciellen Anlaß der Lucindebriefe, in der litterarischen und persönlichen Situation lagen —, gewiß, er ist in den Schranken der Schleiermacher'schen Natur zu suchen. Wir haben wieder einmal, zum Zeichen unserer vollsten Zustimmung, nur abzuschreiben. „Schleiermacher's großer Wille, alles Menschliche zu verstehen, war mit einer sehr eigen gebildeten Individualität zusammengekettet, die nicht wenige Erscheinungen ihm fernhielt. Sein enormer Verstand war dann jederzeit bereit, die Lücken echter Erfahrung durch Theorien auszufüllen. Und zwar zeigt der Kreis seiner Erfahrungen, außer dem Mangel geschichtlichen Studiums, eine andere auffallende Schranke. Seine nicht starke physische

Organisation, sein gelassenes, leicht in früher Uebung beherrschtes Naturell hat nie die Macht der Leidenschaften erprobt und den schwersten aller sittlichen Vorgänge in sich nie erfahren, in welchem sie gebändigt und geläutert werden durch die Gesinnung. Daher überwog stets in seinen ethischen Arbeiten der große Wurf des Culturideals über das Verständniß der sittlichen Kämpfe in der Geschichte und dem Leben des Einzelnen." —

Wir stehen am Ende der für Schleiermacher so epochemachenden Berliner Periode. „Trennungen" überschreibt der Verfasser das Schlußcapitel seines ersten Bandes, welches sich nun wieder ganz den persönlichen biographischen Verhältnissen zuwendet. Es erzählt, wie Schleiermacher vom Frühjahr 1800 bis Frühjahr 1802 den Zerfall des romantischen Kreises erlebte, wie er, von widerwärtigen Erfahrungen bedrängt, „beinahe vereinsamt in seinem innersten Willen," sich endlich in die traurige Stolper Pfarrstelle verbannen ließ.

So Vieles in diesem Kreise, welcher den Cultus des Individualismus auf seine Fahne geschrieben, war faul. Statt der schönen Harmonie zwischen den „Verschworenen für die bessere Zeit," von welcher Schleiermacher geträumt hatte, wucherte zwischen ihnen die Saat des Unfriedens. Sie ward vor Allem von Caroline Schlegel ausgestreut, die, rücksichtslos mißhandelnd wo sie haßte, unwiderstehlich, mit schmeichelndem Zauber bestrickend wo sie liebte, von dem Schiller'schen Kreise treffend als das böse Princip bezeichnet wurde. An der Treulosigkeit, deren sich die geistvolle Frau gegen ihren Gatten schuldig machte, an ihrer Zuwendung zu Schelling, an dem Zank, der darüber von Friedrich erregt wurde und alsbald diesen und seine Freundin zum Gegenstande von Carolinens unversöhnlichem Hasse machte — an all' diesen persönlichen Verwickelungen verdeutlichten, verschärften, steigerten sich die tiefer angelegten Meinungsdifferenzen. In dem Streit gegen die alte Schule, wie er sich namentlich im Angriff gegen die Jenaer Litteraturzeitung zuspitzte, war man für's Erste noch gezwungen, sich solidarisch zusammenzunehmen, aber selbst A. W. Schlegel's diplomatische Unempfindlichkeit gegen persönliche Beleidigungen, verbunden mit dem größten praktischen Eifer, war nicht im Stande die centrifugalen Kräfte dauernd zu einheitlichem Wirken zu binden: das Project einer Antilitteraturzeitung, eines neuen Athenäums scheiterte, und der Streit mit den Gegnern verzettelte sich in einzelne Handstreiche, von den Einzelnen auf eigene Gefahr ausgeführt. Mehr und mehr suchte Jeder das Seine statt des Gemeinsamen. Der Drang der persönlichen Verhältnisse riß die einst Verbündeten auch äußerlich auseinander; Novalis war schon im März 1801 durch den Tod geschieden — nicht lange danach stoben auch

die Uebrigen, theils in offener Feindschaft, theils in Verstimmung oder mit kühlem Lebewohl in alle vier Winde auseinander.

In der Mitte dieser Zerwürfnisse und Auflösungen zeigt dennoch das Bild Schleiermacher's immer dieselben Züge. In ihm ist das Bewußtsein der Parteigenossenschaft, die parteiisch-polemische Tendenz am schärfsten ausgebildet, zugleich aber erscheinen die geistigen Zwecke der Genossenschaft bei ihm in der idealsten Reinheit. Kriegerischer gesinnt als selbst A. W. Schlegel, schneidiger und grausamer im Kampf als selbst Schelling, ist er doch zugleich leidenschaftsloser, sachlicher als die anderen Alle. Es ist nicht biographische Lobrednerei, sondern einfache Wahrheit, wenn Dilthey von dem wunderbaren Eindruck spricht, den diese besonnene sittlich-religiöse Natur mitten unter so vielen hochbegabten Menschen mache, von welchen kein Einziger frei von Zweizüngigkeit und der willkürlichen Härte wechselnden Urtheils sei. Dieser Eine, sagt er mit Recht, erscheine „ganz frei von selbstsüchtiger Betrachtung der Menschen unter dem eigenen Gesichtspunkt, von dem Willen sie zu gebrauchen, ja, selbst von der Unruhe des Temperaments, welche das Urtheil überspannt und verfälscht." Kein Wunder, daß selbst die tiefe Treue, die er im Busen hegte, die Lösung des Freundschaftsbandes mit Friedrich Schlegel nicht verhindern konnte. Er vermochte, das Ideal festzuhalten, das er von dem Freunde in der Seele trug: er vermochte nicht, dem launisch und eigensüchtig, verworren und leidenschaftlich hin und her irrenden Manne durch alle Unregelmäßigkeiten seines Benehmens und Beginnens zu folgen. Als Friedrich, taub gegen die Vorstellungen Schleiermacher's, im Frühjahr 1802 nach Paris ging, als er dann, tiefer und immer tiefer in Unwahrhaftigkeit sich verstrickend, Schleiermacher in der gemeinsam verabredeten Platoübersetzung stecken ließ, da ging dies Verhältniß nothwendig und unwiderherstellbar in Trümmer. Längst schon hätte es sich gelockert und längst schon hatte sich Schleiermacher diese Lockerung an den neuen, ihm wahlverwandteren Beziehungen zu Willich, Reimer, Heindorf zum Bewußtsein gebracht — nur daß er auch so noch fortfuhr, der Sophist seiner eigenen Treue zu sein und in hartnäckiger Defensive sein Gefühl für den alten Genossen gegen Alle, die ihm dareinredeten, zu rechtfertigen. Wie ausschließlich die Schuld auf Seiten Friedrich's war, erhellt vielleicht am besten aus den bald fremdthuenden, bald hämisch feindseligen Aeußerungen seiner späteren Briefe an Reimer und an Boisserée. Und doch vollzog sich in so entgegengesetztem Verhalten und so entgegengesetzter Stimmung nur eine innere Nothwendigkeit. Es löste sich eine „Freundschaft der Ungleichen." Beide Männer gingen ganz verschiedene Lebenswege. Sie gingen auch in ihren litterarischen Arbeiten in ganz verschiedener Richtung auseinander. Sie überwarfen sich

am entscheidendsten gerade über der Arbeit, die ein Denkmal ihrer fortdauernden Gemeinsamkeit hatte werden sollen. Nur auf diese Arbeit zunächst bezieht es sich, wenn Schleiermacher das eine Mal von der Untugend Friedrich's „nichts Tüchtiges fertig zu machen," wenn er ein ander Mal von dessen „ewigem Vonneuemmachen" spricht; aber es ist klar, wie sich in diesen Worten zugleich der diametrale Gegensatz der Naturen, der Charaktere, der beiderseitigen Willensbeschaffenheit spiegelt.

Der Hergang dieser für Schleiermacher so bedeutsamen „Trennung" würde noch deutlicher werden, wenn zugleich die innere Geschichte des Platounternehmens erzählt würde. Der Verfasser hat diese jedoch auf den zweiten Band seines Werkes verspart. Mit dem Plato reicht auch die Kritik aller bisherigen Sittenlehre in die nächste Periode hinüber. Beide Arbeiten sind unter den Anregungen des romantischen Kreises concipirt, aber beide bekamen ihr eigenartiges Gepräge in Folge der isolirten Lage, in die sich Schleiermacher nun auf einmal versetzt sah, sie tragen die Spuren eines ärmeren, aber zugleich concentrirteren Lebens. Gleich gut hätten die Schicksale und die Ergebnisse der Stolper Zeit noch in diesen ersten Band hineingezogen werden können, wie denn die „Denkmale" schon zum Theil in diese Zeit hinüberweisen. Der von Dilthey vorgezogene Einschnitt rechtfertigt sich zumeist durch die scharf bestimmte äußere Wendung in dem Leben Schleiermacher's. Anfang 1802 hatte er Friedrich zum letzten Mal gesehen. Die Freundschaft mit diesem, der ganze Umgangskreis, in welchem sein inneres Leben einen höheren Aufschwung genommen, haftete vor den Augen selbst eines so wohlwollenden Vorgesetzten wie Sack als Verdacht und Vorwurf auf ihm. Es war wegen dieser Verbindungen, es war überdies wegen der ketzerischen „Reden" zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und Sack gekommen. Auch waren die Bedenken des würdigen Mannes angesichts der Berufsstellung Schleiermacher's nicht aus der Luft gegriffen. In der besten Meinung ohne Zweifel drang er in ihn, die erledigte Hofpredigerstelle in Stolpe anzunehmen. Für Schleiermacher's Entschluß war ein anderer Grund entscheidend. Die Träume häuslichen Glückes, die sich zuerst in Schlobitten in sein junges Herz geschlichen hatten, waren mit neuer Stärke in ihm erwacht. Voll tiefsten Antheils hatte er das Schicksal von Friederike Dohna verfolgt, die nach schweren Kämpfen eine ihr widerstrebende Verlobung gelöst, dann — im August 1801 — dem Leben entrückt worden war. Das Glück einer anderen innigst geliebten Seele lag jetzt auf Schleiermacher. Eleonore zu retten, dieser den Rest ihres Lebens zu verschönen, mit ihr, wenn auch fern von dem Schauplatz einer größeren Wirksamkeit, eine schöne häusliche Existenz sich zu gründen — mit diesem Gedanken, der nur so schien ver-

wirklicht werden zu könneu, riß er sich von Allem, was ihn an Berlin fesselte, los. Der Fortgang nach Stolpe war eine freiwillige Selbstverbannung, bestimmt, auch Eleonorens Entschluß zur Reife zu bringen. Die Stimmung, in welcher er von ihr schied, verdeutlicht der wunderbare Brief an sie, den der Verfasser auf den letzten Seiten seines Buches uns mittheilt. Er ist aus Gnadenfrei geschrieben. Denn dort hat Schleiermacher, bald nach Ostern 1802, noch einmal seine Schwester Charlotte besucht, dort, ganz Andacht und Liebe, sich noch einmal in das Leben der Brüder und in alle Erinnerungen seiner Jugend versenkt. Am 27. Mai hat er dann in der Berliner Charité seine Abschiedspredigt gehalten, und am 1. Juni ist er an dem Ort seiner neuen Bestimmung eingetroffen. —

Wir aber können unmöglich anders schließen als mit dem Wunsch, daß dem Verfasser seine litterarischen Mittel recht bald gestatten möchten, das Begonnene zu Ende zu führen. Wünschen wir ihm überdies die Muße und die Stimmung, die zu einer solchen Arbeit unentbehrlich sind. Zwei große Aufgaben erwarten ihn in seinem zweiten Bande. Er wird uns darzustellen haben, wie all' die idealen Anschauungen, deren Entstehen in Schleiermacher's Seele, deren erste lebensvolle Erscheinung wir kennen gelernt haben, in immer strengerer wissenschaftlicher Durchbildung der systematischen Form zustrebten, und er wird uns darzustellen haben, wie, mehr noch als die wissenschaftliche Arbeit, das Leben diese Ideale reifte, wie sie in einer geschichtlich großen Zeit sich bewährten und durch die dem Staat, der Kirche, dem Vaterlande gewidmete Wirksamkeit des herrlichen Mannes bestimmend in die Gestaltung der Wirklichkeit eingriffen. So wird uns, die wir in diesen Tagen Größeres und Herrlicheres erlebt haben, als was jemals einem Volke zu erleben vergönnt war, ein immer tieferer Antheil an dieser Lebensgeschichte aufgehen. Ein unvergleichliches Vorbild reinen und hohen Willens, wird uns die Persönlichkeit Schleiermacher's zugleich wie ein Symbol für die Geschicke unseres Volkes erscheinen, das gleichfalls von rein innerlicher Bildung ausgegangen ist, um von da in heldenmäßig raschem Laufe zu staatlicher Macht und Größe emporzusteigen und die erstaunte Welt von Neuem an die sieghafte Gewalt der Ideale glauben zu lehren.

R. Haym.

Luxemburg und das deutsche Reich.

Kein Haß ist so bitter wie die Feindschaft gegen den Mann, dem Unrecht widerfuhr; die Menschen hassen an ihm was sie ihm thaten. Das gilt von den Völkern wie von den Einzelnen. Alle unsere Nachbarn sind einst auf Deutschlands Kosten gewachsen, und heute, da wir endlich die letzten Reste fremder Uebermacht zerschlugen und einen bescheidenen Preis gerechter Siege, eine dauerhafte Gewähr des Völkerfriedens fordern, schallt durch die Presse Europas zorniger Tadel wider die Unersättlichkeit der Deutschen. Vornehmlich jene kleinen Länder, die ihr Dasein selbst dem Zerfall des deutschen Reiches verdanken, Belgien, Holland, die Schweiz, klagen laut, ein hochmüthiger Pangermanismus habe den billigen Sinn unseres Volkes zerstört. Es ist der Haß, der aus diesen Beschuldigungen redet; der Unbefangene kann nicht bestreiten, daß die Gesinnung des Pangermanismus uns Deutschen ebenso fremd ist wie sein Name, den auch erst die Gespensterfurcht des Auslandes erfunden hat. Wohl hat die bewegte Zeit da und dort eine thörichte Prahlerei in's Leben gerufen: grimmige Teutonen beschwören uns alle Fremdwörter „ohne Pardon“ aus dem Heiligthum der deutschen Sprache zu verbannen; unbeschäftigte malerische Talente zeichnen zwischen Frankreich und Deutschland ein Königreich Armorica und Arelat auf die geduldige Landkarte. Doch solche Einfälle bleiben vereinzelte Spielereien müßiger Köpfe; verirren sie sich ja einmal in eine größere Zeitung, so finden sie doch höchstens Aufnahme in jene unteren Stockwerke, wo Seeschlangen und Drillinge, Kinder mit Hühnerköpfen und der mythische Füsilier Kutschke ihr Wesen treiben. Die große Mehrzahl der deutschen Politiker zeigt heute eine besonnene Mäßigung, die unter den Schweizern und Belgiern gerechtere Würdigung finden würde, wenn man dort in dem bequemen Stillleben einer durch Andere geschützten Neutralität vermöchte, sich hineinzudenken in die Gefühle einer großen, wehrhaften Nation, welcher ein ruchloser Ueberfall den Kampf um's Dasein aufgedrängt hat.

Schneller, als je zuvor über eine verwickelte Frage, hat die öffentliche Meinung sich geeinigt über den Siegespreis. Die wahrlich von schonender Hand gezogene Grenzlinie des Generalgouvernements Elsaß, welche voraussichtlich Deutschlands Grenze bilden wird, findet fast allgemeine Zustimmung. Man bedauert nur, und mit Recht, daß das schöne Quellengebiet der Breusch, der Bezirk um Schirmeck mit dem Steinthale, jenes grunddeutsche, durch das Wirken des unvergeßlichen Oberlin geweihte Ländchen, von der

die Uebrigen, theils in offener Feindschaft, theils in Verstimmung oder mit kühlem Lebewohl in alle vier Winde auseinander.

In der Mitte dieser Zerwürfnisse und Auflösungen zeigt dennoch das Bild Schleiermacher's immer dieselben Züge. In ihm ist das Bewußtsein der Parteigenossenschaft, die parteiisch-polemische Tendenz am schärfsten ausgebildet, zugleich aber erscheinen die geistigen Zwecke der Genossenschaft bei ihm in der idealsten Reinheit. Kriegerischer gesinnt als selbst A. W. Schlegel, schneidiger und grausamer im Kampf als selbst Schelling, ist er doch zugleich leidenschaftsloser, sachlicher als die anderen Alle. Es ist nicht biographische Lobrednerei, sondern einfache Wahrheit, wenn Dilthey von dem wunderbaren Eindruck spricht, den diese besonnene sittlich-religiöse Natur mitten unter so vielen hochbegabten Menschen mache, von welchen kein Einziger frei von Zweizüngigkeit und der willkürlichen Härte wechselnden Urtheils sei. Dieser Eine, sagt er mit Recht, erscheine „ganz frei von selbstsüchtiger Betrachtung der Menschen unter dem eigenen Gesichtspunkt, von dem Willen sie zu gebrauchen, ja, selbst von der Unruhe des Temperaments, welche das Urtheil überspannt und verfälscht.“ Kein Wunder, daß selbst die tiefe Treue, die er im Busen hegte, die Lösung des Freundschaftsbandes mit Friedrich Schlegel nicht verhindern konnte. Er vermochte, das Ideal festzuhalten, das er von dem Freunde in der Seele trug: er vermochte nicht, dem launisch und eigensüchtig, verworren und leidenschaftlich hin und her irrenden Manne durch alle Unregelmäßigkeiten seines Benehmens und Beginnens zu folgen. Als Friedrich, taub gegen die Vorstellungen Schleiermacher's, im Frühjahr 1802 nach Paris ging, als er dann, tiefer und immer tiefer in Unwahrhaftigkeit sich verstrickend, Schleiermacher in der gemeinsam verabredeten Platoübersetzung stecken ließ, da ging dies Verhältniß nothwendig und unwiderherstellbar in Trümmer. Längst schon hätte es sich gelockert und längst schon hatte sich Schleiermacher diese Lockerung an den neuen, ihm wahlverwandteren Beziehungen zu Willich, Reimer, Heindorf zum Bewußtsein gebracht — nur daß er auch so noch fortfuhr, der Sophist seiner eigenen Treue zu sein und in hartnäckiger Defensive sein Gefühl für den alten Genossen gegen Alle, die ihm dareinredeten, zu rechtfertigen. Wie ausschließlich die Schuld auf Seiten Friedrich's war, erhellt vielleicht am besten aus den bald fremdthuenden, bald hämisch feindseligen Aeußerungen seiner späteren Briefe an Reimer und an Boisserée. Und doch vollzog sich in so entgegengesetztem Verhalten und so entgegengesetzter Stimmung nur eine innere Nothwendigkeit. Es löste sich eine „Freundschaft der Ungleichen.“ Beide Männer gingen ganz verschiedene Lebenswege. Sie gingen auch in ihren litterarischen Arbeiten in ganz verschiedener Richtung auseinander. Sie überwarfen sich

am entscheidendsten gerade über der Arbeit, die ein Denkmal ihrer fortdauernden Gemeinsamkeit hatte werden sollen. Nur auf diese Arbeit zunächst bezieht es sich, wenn Schleiermacher das eine Mal von der Untugend Friedrich's „nichts Tüchtiges fertig zu machen," wenn er ein ander Mal von dessen „ewigem Vonneuemmachen" spricht; aber es ist klar, wie sich in diesen Worten zugleich der diametrale Gegensatz der Naturen, der Charaktere, der beiderseitigen Willensbeschaffenheit spiegelt.

Der Hergang dieser für Schleiermacher so bedeutsamen „Trennung" würde noch deutlicher werden, wenn zugleich die innere Geschichte des Platounternehmens erzählt würde. Der Verfasser hat diese jedoch auf den zweiten Band seines Werkes verspart. Mit dem Plato reicht auch die Kritik aller bisherigen Sittenlehre in die nächste Periode hinüber. Beide Arbeiten sind unter den Anregungen des romantischen Kreises concipirt, aber beide bekamen ihr eigenartiges Gepräge in Folge der isolirten Lage, in die sich Schleiermacher nun auf einmal versetzt sah, sie tragen die Spuren eines ärmeren, aber zugleich concentrirteren Lebens. Gleich gut hätten die Schicksale und die Ergebnisse der Stolper Zeit noch in diesen ersten Band hineingezogen werden können, wie denn die „Denkmale" schon zum Theil in diese Zeit hinüberweisen. Der von Dilthey vorgezogene Einschnitt rechtfertigt sich zumeist durch die scharf bestimmte äußere Wendung in dem Leben Schleiermacher's. Anfang 1802 hatte er Friedrich zum letzten Mal gesehen. Die Freundschaft mit diesem, der ganze Umgangskreis, in welchem sein inneres Leben einen höheren Aufschwung genommen, haftete vor den Augen selbst eines so wohlwollenden Vorgesetzten wie Sack als Verdacht und Vorwurf auf ihm. Es war wegen dieser Verbindungen, es war überdies wegen der ketzerischen „Reden" zu scharfen Auseinandersetzungen zwischen ihm und Sack gekommen. Auch waren die Bedenken des würdigen Mannes angesichts der Berufsstellung Schleiermacher's nicht aus der Luft gegriffen. In der besten Meinung ohne Zweifel drang er in ihn, die erledigte Hofpredigerstelle in Stolpe anzunehmen. Für Schleiermacher's Entschluß war ein anderer Grund entscheidend. Die Träume häuslichen Glückes, die sich zuerst in Schlobitten in sein junges Herz geschlichen hatten, waren mit neuer Stärke in ihm erwacht. Voll tiefsten Antheils hatte er das Schicksal von Friederike Dohna verfolgt, die nach schweren Kämpfen eine ihr widerstrebende Verlobung gelöst, dann — im August 1801 — dem Leben entrückt worden war. Das Glück einer anderen innigst geliebten Seele lag jetzt auf Schleiermacher. Eleonore zu retten, dieser den Rest ihres Lebens zu verschönen, mit ihr, wenn auch fern von dem Schauplatz einer größeren Wirksamkeit, eine schöne häusliche Existenz sich zu gründen — mit diesem Gedanken, der nur so schien ver-

wirklicht werden zu können, riß er sich von Allem, was ihn an Berlin fesselte, los. Der Fortgang nach Stolpe war eine freiwillige Selbstverbannung, bestimmt, auch Eleonorens Entschluß zur Reife zu bringen. Die Stimmung, in welcher er von ihr schied, verdeutlicht der wunderbare Brief an sie, den der Verfasser auf den letzten Seiten seines Buches uns mittheilt. Er ist aus Gnadenfrei geschrieben. Denn dort hat Schleiermacher, bald nach Ostern 1802, noch einmal seine Schwester Charlotte besucht, dort, ganz Andacht und Liebe, sich noch einmal in das Leben der Brüder und in alle Erinnerungen seiner Jugend versenkt. Am 27. Mai hat er dann in der Berliner Charité seine Abschiedspredigt gehalten, und am 1. Juni ist er an dem Ort seiner neuen Bestimmung eingetroffen. —

Wir aber können unmöglich anders schließen als mit dem Wunsch, daß dem Verfasser seine litterarischen Mittel recht bald gestatten möchten, das Begonnene zu Ende zu führen. Wünschen wir ihm überdies die Muße und die Stimmung, die zu einer solchen Arbeit unentbehrlich sind. Zwei große Aufgaben erwarten ihn in seinem zweiten Bande. Er wird uns darzustellen haben, wie all' die idealen Anschauungen, deren Entstehen in Schleiermacher's Seele, deren erste lebensvolle Erscheinung wir kennen gelernt haben, in immer strengerer wissenschaftlicher Durchbildung der systematischen Form zustrebten, und er wird uns darzustellen haben, wie, mehr noch als die wissenschaftliche Arbeit, das Leben diese Ideale reifte, wie sie in einer geschichtlich großen Zeit sich bewährten und durch die dem Staat, der Kirche, dem Vaterlande gewidmete Wirksamkeit des herrlichen Mannes bestimmend in die Gestaltung der Wirklichkeit eingriffen. So wird uns, die wir in diesen Tagen Größeres und Herrlicheres erlebt haben, als was jemals einem Volke zu erleben vergönnt war, ein immer tieferer Antheil an dieser Lebensgeschichte aufgehen. Ein unvergleichliches Vorbild reinen und hohen Willens, wird uns die Persönlichkeit Schleiermacher's zugleich wie ein Symbol für die Geschicke unseres Volkes erscheinen, das gleichfalls von rein innerlicher Bildung ausgegangen ist, um von da in heldenmäßig raschem Laufe zu staatlicher Macht und Größe emporzusteigen und die erstaunte Welt von Neuem an die sieghafte Gewalt der Ideale glauben zu lehren.

R. Haym.

Luxemburg und das deutsche Reich.

Kein Haß ist so bitter wie die Feindschaft gegen den Mann, dem Unrecht widerfuhr; die Menschen hassen an ihm was sie ihm thaten. Das gilt von den Völkern wie von den Einzelnen. Alle unsere Nachbarn sind einst auf Deutschlands Kosten gewachsen, und heute, da wir endlich die letzten Reste fremder Uebermacht zerschlugen und einen bescheidenen Preis gerechter Siege, eine dauerhafte Gewähr des Völkerfriedens fordern, schallt durch die Presse Europas zorniger Tadel wider die Unersättlichkeit der Deutschen. Vornehmlich jene kleinen Länder, die ihr Dasein selbst dem Zerfall des deutschen Reiches verdanken, Belgien, Holland, die Schweiz, klagen laut, ein hochmüthiger Pangermanismus habe den billigen Sinn unseres Volkes zerstört. Es ist der Haß, der aus diesen Beschuldigungen redet; der Unbefangene kann nicht bestreiten, daß die Gesinnung des Pangermanismus uns Deutschen ebenso fremd ist wie sein Name, den auch erst die Gespensterfurcht des Auslandes erfunden hat. Wohl hat die bewegte Zeit da und dort eine thörichte Prahlerei in's Leben gerufen: grimmige Teutonen beschwören uns alle Fremdwörter „ohne Pardon" aus dem Heiligthum der deutschen Sprache zu verbannen; unbeschäftigte malerische Talente zeichnen zwischen Frankreich und Deutschland ein Königreich Armorica und Arelat auf die geduldige Landkarte. Doch solche Einfälle bleiben vereinzelte Spielereien müßiger Köpfe; verirren sie sich ja einmal in eine größere Zeitung, so finden sie doch höchstens Aufnahme in jene unteren Stockwerke, wo Seeschlangen und Drillinge, Kinder mit Hühnerköpfen und der mythische Füsilier Kutschke ihr Wesen treiben. Die große Mehrzahl der deutschen Politiker zeigt heute eine besonnene Mäßigung, die unter den Schweizern und Belgiern gerechtere Würdigung finden würde, wenn man dort in dem bequemen Stillleben einer durch Andere geschützten Neutralität vermöchte, sich hineinzudenken in die Gefühle einer großen, wehrhaften Nation, welcher ein ruchloser Ueberfall den Kampf um's Dasein aufgedrängt hat.

Schneller, als je zuvor über eine verwickelte Frage, hat die öffentliche Meinung sich geeinigt über den Siegespreis. Die wahrlich von schonender Hand gezogene Grenzlinie des Generalgouvernements Elsaß, welche voraussichtlich Deutschlands Grenze bilden wird, findet fast allgemeine Zustimmung. Man bedauert nur, und mit Recht, daß das schöne Quellengebiet der Breusch, der Bezirk um Schirmeck mit dem Steinthale, jenes grunddeutsche, durch das Wirken des unvergeßlichen Oberlin geweihte Ländchen, von der

neuen Grenze nicht mit eingeschlossen wird. Blinde Eroberungslust liegt den Deutschen so fern, daß sie sich nur sehr ungern entschließen, den Besitz von Metz zu fordern; allein die offenbare Unmöglichkeit, diesen durch seine Lage, nicht durch seine Mauern, festen Platz dicht vor unserer Thür in der Hand rachsüchtiger Feinde zu lassen, zwingt uns hier in das wälsche Land hinüberzugreifen.

Nun gar der Wunsch, die neutralen Nachbarstaaten zu berauben, den man in Basel und Brüssel uns anzudichten liebt, wird nur von vereinzelten deutschen Chauvinisten gehegt. Wir sehen mit Sorge, wie die besonnenen Schweizer selbst, daß jene zwei Jahrzehnte frischen Gedeihens, welche der Schweiz seit dem Sonderbundskriege beschieden waren, heute zu Ende sind; wir fragen bedenklich, wo hinaus schließlich eine Entwickelung führen soll, welche mehr und mehr dahin neigt, jede Gemeinde und jeden Einzelnen vom Staate abzulösen. Aber wir wünschen redlich, daß der Eidgenossenschaft gelingen möge, die zersetzende Kraft eines zügellosen Radicalismus zu überwinden; die Rolle, welche dies Asyl aller Parteien lange zum Heile Europas spielte, ist noch mit nichten ausgespielt. Kein verständiger Deutscher will die überstarken centrifugalen Mächte, die unser neues Reich umschließt, durch die Aufnahme rein republikanischer Elemente vermehren, und jeder freie Mann erschrickt bei dem Gedanken, daß Genf und Lausanne, heute die Mittelpunkte einer selbständigen geistigen Bewegung, durch die Auflösung des Schweizerbundes in den entsetzlichen Verfall des französischen Lebens hineingerissen würden. Auch den niederländischen Staaten, die so wenig thaten Deutschlands Freundschaft zu verdienen, stehen wir ohne Hintergedanken gegenüber; wir hoffen lediglich, das Erstarken des deutschen Reiches werde von selber dafür sorgen, daß im Haag die thörichte Hinneigung zu Frankreich sich ermäßige, und daß in Belgien die vlämische Mehrheit den Muth finde ihre Stammesart zu behaupten neben der wallonischen Minderheit. Doch weil wir an dem Länderbestande dieser Zwischenstaaten nicht rütteln wollen, weil wir eine dauerhafte Ordnung an unserer Westgrenze verlangen, darum muß jetzt eine Frage aus der Welt geschafft werden, die unser gutes Verhältniß zu den kleinen Nachbarn stets von Neuem zu trüben droht, obgleich sie in Wahrheit mit der Unabhängigkeit der Niederlande gar nichts zu thun hat. Der Friedensschluß mit Frankreich kann und soll die Gelegenheit bieten, Luxemburg dem deutschen Reiche einzuverleiben.

Es widerstrebt uns, heute die Erinnerung aufzufrischen an den widerwärtigen Handel, der uns dies Gebiet entrissen hat — die einzige bittere Erinnerung aus der ruhmvollen Geschichte des norddeutschen Bundes. Genug, dies deutsche Land, das einst durch den Beschluß Europas dem

Hause Oranien und der Krone Preußen anvertraut ward, um es zu schützen gegen Frankreichs Raublust, wurde plötzlich durch seinen eigenen Landesherrn an Frankreich verkauft und verrathen. Als der preußische Staat Einspruch erhob, stand er der unverhohlenen parteiischen Mißgunst aller europäischen Mächte gegenüber. Die Angst vor Frankreich lastete auf dem Welttheil; es klingt uns heute gleich einer Posse, wenn wir in den Schriftstücken jener Tage lesen, wie Lord Stanley und Graf Beust wetteifernd unserem Staate die furchtbare Uebermacht Frankreichs schilderten: Die französische Flotte werde den besten Theil unserer Streitkräfte in Anspruch nehmen, uns außer Stand setzen Süddeutschland zu beschützen u. s. w. Preußen, ehrlich bestrebt, in einem rechtlich nicht ganz zweifellosen Handel seine Friedensliebe zu bekunden, und zudem vollauf beschäftigt mit der Gründung des neuen Bundes, gab sein Besatzungsrecht auf und begnügte sich mit dem dürftigen Erfolge, daß Frankreich auf den willkommenen Kauf verzichten mußte. An die Stelle des militärischen Schutzes, den Preußen bisher dem Lande gewährt, trat ein moralischer Schutz, indem die großen Mächte die Gesammtbürgschaft übernahmen für das neutralisirte Großherzogthum. Aber der Vertrag kaum abgeschlossen verlor alsbald seinen Werth durch die treulose Auslegung, die England ihm gab. Unter den jubelnden Zurufen des Parlaments erklärte Lord Stanley, Großbritanien werde für die Neutralität Luxemburgs nur dann mit den Waffen eintreten, wenn die anderen Großmächte das Gleiche thäten; die friedenstrunkene Presse frohlockte, Englands Verpflichtungen seien durch den Maivertrag nicht erweitert, sondern beschränkt — und die Politik des sinkenden Inselreichs hatte einen neuen Schritt abwärts gethan. Was sich nach solchen Worten von den Thaten der britischen Staatsmänner erwarten ließ, bedarf nicht der Schilderung; Niemand bezweifelt, daß England in seinem neutralen Behagen sich nicht hätte stören lassen, auch wenn im vergangenen August ein siegreiches französisches Heer in das Luxemburgische eingerückt wäre.

Die europäische Gesammtbürgschaft war von Haus aus ein leerer Schein, und durch die gewaltigen Umwälzungen der jüngsten Wochen ist die Lage des neutralen Ländchens vollends unhaltbar geworden. Rückt die deutsche Grenze bis nach Metz und Diedenhofen vor, so wird Luxemburg im Süden wie im Norden und Osten durch deutsch-preußisches Gebiet umschlungen, das Land bildet nicht mehr ein Zwischenland zwischen Frankreich und Preußen, und der Zweck des Maivertrags, die Absicht, Unfrieden zwischen den beiden großen Militärmächten zu verhüten, fiele von selbst hinweg. Bei der tödtlichen Feindschaft, die uns noch lange von Paris her bedrohen wird, wäre es für den preußischen Staat schwer-

erträglich, die Verbindung zwischen Trier und Metz durch neutrales Gebiet unterbrochen zu sehen; ernste militärische Rücksichten drängen ihm den Wunsch auf, seine Fahne wieder aufzupflanzen auf jenen Luxemburger Festungswällen, wo sie fünfzig Jahre lang, ein Schirm für Deutschland, gestanden hat.

Und ist nicht die Neutralität des Ländchens, die künstliche Schöpfung einer Nation luxembourgeoise in Wahrheit eine Schmach für Deutschland? Vielsprachige Länder, wie Belgien und die Schweiz, mag man mit Recht für neutral erklären, weil ihr gemischtes Volksthum ihnen in den nationalen Kämpfen dieses Jahrhunderts die Parteinahme verbietet. Aber zweimalhunderttausend deutsche Menschen von ihrem Vaterlande losreißen, um sie unter europäische Vormundschaft zu stellen — das war ein Frevel wider Vernunft und Geschichte, der nur diesem schwer ringenden Deutschland geboten werden durfte. Der kleine Staat ist deutsch bis auf den letzten Weiler, gehört zu uns durch Sprache und Sitte, durch die Erinnerungen einer tausendjährigen Geschichte, wie durch die Gemeinschaft der materiellen Interessen. Und dies Land, das unserem Reiche drei Kaiser schenkte, das sich einst gegen Philipp von Burgund empörte, um seine deutsche Sprache zu behaupten, das noch in den Tagen der französischen Revolution zweimal den Volkskrieg führte wider die verhaßten Wälschen, dies durch und durch deutsche Land wird heute französisch regiert! Die Amtssprache ist französisch, die Landesgesetze stammen aus Frankreich und Belgien. Seit der unheilvollen neunjährigen Verbindung mit Belgien hat man sich hier wie in Brüssel und Gent gewöhnt, wälsches Wesen als ein Zeichen der Vornehmheit zu bewundern. Die Beamten, allesammt auf französischen und belgischen Schulen gebildet, bringen aus der Fremde den französischen Hochmuth heim, bekämpfen grundsätzlich das Deutschthum, verwandeln die alten ehrlichen Ortsnamen Klerf und Siebenbrunn in Clervaux und Septfontaines. Das Volk ist durch die Sünden des Bundestags dem deutschen Staatswesen entfremdet, es kann nicht vergessen, daß der deutsche Bund einst die Hälfte des Landes würdelos an Belgien preisgab und dann jeden Staatsstreich reaktionärer Minister gefällig unterstützte. Ein fanatischer Clerus, eine verlogene, von Franzosen und Belgiern geleitete, auch wohl durch französisches Gold unterstützte Presse nähren den Haß gegen das große Vaterland, und die niederländische Statthalterschaft schaut gleichmüthig dem Niedergange der deutschen Gesittung zu.

In so ungesunden Zuständen ist über das Völkchen jede Art politischer Verderbniß hereingebrochen, deren die deutsche Natur fähig ist. Während die deutsche Jugend ihr Blut verspritzt für das Ewige, das Unendliche, wälzen sich die Luxemburger im Schlamme des Materialismus; der

Aberglaube an das Diesseits hat die Geister entmannt, sie kennen nichts, sie wollen nichts kennen als den Erwerb und Genuß. Während in Deutschland unter schweren Kämpfen eine neue sittlichere Auffassung der Freiheit, die in dem Gedanken der Pflicht wurzelt, emporsteigt, wird dort ein pflichtenloses Dasein als des Lebens höchstes Ziel gepriesen. Man will Vortheil ziehen von dem Zollvereine, dem das Land die Blüthe seiner Wirthschaft verdankt, ohne das Mindeste für Deutschland zu leisten. Man läßt die Deutschen bluten für die Freiheit des linken Rheinufers — Luxemburg mit eingeschlossen — rühmt sich laut, kein Vaterland zu haben, und behält sich vor, über die deutsche Knechtschaft zu schimpfen, den deutschen Zollwächtern ein höhnendes Merde pour la Prusse! zuzurufen.

Darf Deutschland diesen europäischen Skandal, diese vaterlandslose Schmarotzerpflanze, die am Stamme unseres Reichs sich mästet, auch fernerhin ertragen? Der nationale Staat hat das Recht und die Pflicht, sein Volksthum überall in der Welt zu schützen, er kann nicht dulden, daß ein deutscher Stamm ohne jeden Grund allein durch die Willkür einer verbildeten Büreaukratie allmählich in ein deutsch-französisches Blendlingsgeschlecht verwandelt werde. Um dies zu verhindern, giebt es, wie die Dinge liegen, nur ein Mittel, die Aufnahme des Landes in das deutsche Reich. Der Reichstag aber kann diese Aufnahme nur gestatten unter zwei Bedingungen: er muß fordern, daß die deutsche Sprache wieder als Amtssprache gelte und daß die Personalunion, welche das Großherzogthum mit dem Königreich der Niederlande verbindet, aufgelöst werde. Zwar ist das Band zwischen den beiden Staaten sehr lose; doch wir haben unter dem Bundestage die unseligen Folgen der Vermischung deutscher und ausländischer Politik allzu gründlich kennen gelernt; wir müssen, obgleich die Bundesverfassung nichts darüber sagt, für unser neues Reich den unverbrüchlichen Grundsatz aufstellen: kein fremder Souverän darf Mitglied des deutschen Bundes sein.

Wir meinen nicht, Deutschland solle kurzab erklären: der Maivertrag ist in Folge des jüngsten Krieges erloschen. Wir verlangen vielmehr die freiwillige Zustimmung aller Betheiligten. Der Rückhalt, den Frankreich bisher dem luxemburgischen Sonderleben bot, läßt sich heute ohne Mühe zerbrechen. Der verblendete Widerstand der Franzosen wird den Bundesfeldherrn vermuthlich nöthigen, seine Forderungen höher zu spannen; um so leichter mag dann beim Friedensschlusse die französische Regierung gegen ein billiges Zugeständniß die bindende Erklärung abgeben, daß sie den Eintritt Luxemburgs in den deutschen Bund im Voraus anerkenne. Zur Bekehrung der Luxemburger selbst genügt die bestimmte Versicherung: Deutschlands Zollgrenze fällt fortan zusammen mit der politischen Grenze, der

Zollvertrag kann nicht erneuert werden, wenn nicht das Großherzogthum wieder die Pflichten eines Bundeslandes übernimmt. Eine solche Sprache wird dort, wo ideale Gründe nicht verfangen, schwerlich ihres Eindruckes verfehlen — trotz der brünstigen Unabhängigkeitsschwärmerei, welche heute wieder einmal die Köpfe des Völkchens bethört. Der Gewerbfleiß kann der Segnungen deutscher Verkehrsfreiheit nicht entbehren; er müßte zu Grunde gehen, wenn der kleine Staat versuchte ein selbständiges Marktgebiet zu bilden, desgleichen wenn er in die belgische Zolllinie einträte.

Von dem holländischen Staate, der seines lästigen Nebenlandes längst müde ist, steht ernster Widerspruch kaum zu erwarten. Das Haupt des oranischen Hauses aber hat sich längst bekehrt zu der Kaufmannsmoral jener Patricier von Amsterdam, welche seine großen Ahnen einst bekämpften; sein Herz wird, wie warm es auch für Frankreich schlägt, heute den Klang preußischer Thaler ebenso angenehm finden, wie vor vier Jahren das Rollen der Napoleonsdors. Auch mit den Agnaten des Gesammthauses Nassau, deren Rechte der Maivertrag ausdrücklich vorbehält, muß eine Verständigung möglich sein. Gewiß wäre die einfachste Lösung gefunden, wenn Preußen das Land durch Kauf erwürbe. Der preußische Staat zählt bereits in den Bezirken um Bittburg und St. Vith fünfzigtausend Luxemburger zu seinen Bürgern; käme noch das Großherzogthum und das französische Luxemburg mit Diedenhofen hinzu, so wäre das mißhandelte und geviertheilte Land endlich wieder unter einer Krone vereinigt — bis auf den belgischen Antheil. Aber diese in jeder Hinsicht wünschenswertheste Lösung ist doch nicht unbedingt nothwendig; das deutsche Interesse geht zunächst nur dahin, daß das Fürstenthum wieder eingefügt werde in unsere Vertheidigungslinie, in unser Staats- und Culturleben. Sollte also das Gesammthaus vorziehen, einen nassauischen Prinzen als Bundesfürsten auf den Thron von Luxemburg zu erheben, so kann Deutschland nicht widersprechen; eine solche Ordnung wäre dem unwahren heutigen Zustande immerhin weit vorzuziehen. Wir bedürfen endlich noch der Zustimmung der europäischen Mächte. Auch sie ist erreichbar; denn Recht und Billigkeit stehen uns offenbar zur Seite, wenn wir allen Mitgliedern des Zollvereins die gleichen Lasten auflegen wollen, zudem empfindet England die übernommene Bürgschaft für die Neutralität Luxemburgs längst als eine ärgerliche Bürde. Es kommt nur darauf an, die Verhandlungen nicht vor der Zeit zu beginnen, damit den neutralen Mächten nicht der willkommene Anlaß werde, sich in die deutsch-französischen Händel einzumischen.

Elsaß, Lothringen, Luxemburg: — welche Wunden sind in diesen Marken dem deutschen Wesen geschlagen worden durch die Frevel langer

Jahrhunderte, und wie rastlos wird jede gesunde Kraft des deutschen Staates sich regen müssen, um im Frieden zu behaupten was das Schwert gewann! Fast scheint die Aufgabe zu schwer für dies Geschlecht, das soeben erst unsere Nordmark dem fremden Herrscher entrissen hat. Doch was sich heute vollendet, ist nur die reife Frucht der Arbeit vieler Geschlechter. All der Fleiß, all die Rechtschaffenheit und Thatkraft, alle die sittlichen Güter, die unsere Väter dem erschlafften Vaterlande neu erweckten, werden für uns wirken, wenn wir jetzt wagen, die entarteten Söhne unseres Westens dem deutschen Leben zu versöhnen; und das Beste, was wir im Frieden leisten können, reicht doch nicht heran an die Thaten und Leiden der Helden, die den Anbruch einer neuen Zeit mit ihrem Blute bezahlten.

25. Oktober. Heinrich von Treitschke.

Die süddeutsche Frage.

Man erwartet gegen Ende November die Berufung des Reichstags zu dem doppelten Zweck: neue Hülfsmittel für den sich verlängernden Krieg zu bewilligen und die Anträge der süddeutschen Staaten auf Anschluß an den Bund entgegenzunehmen. Die Verhandlungen in Versailles sind erst seit einer Woche eröffnet, ihr Verlauf ist noch nicht bekannt, und doch zweifeln nur Wenige an einem befriedigenden Ergebniß. Dem deutschen Gefühl erscheint ein Mißerfolg geradezu unmöglich. Wie — die Einmüthigkeit der nationalen Erhebung hat die deutschen Heere bis vor die Mauern von Paris geführt, und die deutschen Minister sollten zögern, durch feste Verfassungsformen die segensreiche Einheit für die Zukunft zu sichern? Sie sollten in dem Schloß der französischen Ludwige berathen, unter der Erinnerung an all die Raubzüge, welche von hieraus gegen das zerrissene Deutschland geplant wurden, unter dem Eindruck all jener Denkmäler des französischen Ruhms, die eben so viel Denkmäler unserer Schmach waren, und sich doch nicht losreißen können von dem, was die Grundlage jenes Ruhms gewesen, von dem deutschen Particularismus — der selbstsüchtigen Verleugnung der Pflichten der Einzelstaaten gegen die Gesammtheit? Dieser Gedanke ist dem deutschen Gemüth so unfaßbar, daß es die Einigung schon wie geschehen betrachtet.

Und doch thun wir wohl, neben dem Gemüth auch den Verstand zu hören, der uns sagt, daß die uralten Schwächen deutscher Natur auch durch die gewaltigsten Ereignisse nicht auf einmal ausgetilgt werden. Wie die Auflösung des deutschen Reichs Perioden der Geschichte füllte, so hat auch die Rückbildung zur Einheit ihre wenn auch rascher verlaufenden Perioden. Zwei Hundert Jahre arbeiten wir jetzt an der Rückbildung. Die plötzlichen Erfolge des letzten Jahrzehnts sind nur die Enthüllung jener stillen zweihundertjährigen Arbeit. Wird ihre Kraft heute schon ausreichen, Alles mit Einem Schlage zu erringen? Es sind drei und ein halber Südstaat, mit denen gegenwärtig in Versailles verhandelt wird. Der eine ward eingeladen auf seine Forderung, der andere schloß sich bereitwillig an, der dritte kam, weil der Abschluß mit den Nachbarn ohne sein Beisein ihm unbehaglich war, der letzte halbe, von dem wir übrigens im Folgenden nicht weiter reden, da auf seinen guten Willen nichts mehr ankommt, folgte ungerufen aus allgemeiner Beängstigung nach. Die Stellungen sind also sehr verschieden, und so kann auch das Ergebniß der Verhandlungen verschieden sein. Niemand kann wissen, ob die

Grenzen des künftigen deutschen Reichs an dem Inn und dem Böhmerwald, oder zunächst nur an der Tauber und Iller laufen werden. Wenn es aber wahr ist, was böse Zungen behaupten, daß die baierschen Bevollmächtigten zu den 79 Artikeln der norddeutschen Bundesverfassung 80 Abänderungsvorschläge nach Versailles gebracht haben, dann allerdings scheint die Tauber- und Illergrenze die größere Wahrscheinlichkeit zu sein.

Als der fähigste Mann in dem heutigen baierschen Ministerium gilt der Kriegsminister von Pranckh. Um uns über den Sinn zu orientiren, in welchem Baiern die Neutralität abwies und in den Krieg eintrat, schlagen wir am besten die Rede nach, die er in der Sitzung vom 19. Juli hielt. „Meine Ueberzeugung," sagte er, „in Bezug auf die neutrale Haltung ist diese: daß wir dann nur das sehr gelegene Object sind, über das sich die beiden großen streitenden Mächte in der allerkürzesten Zeit vereinbaren. Und dann ist es geschehen um uns. Beweise Baiern, daß es als selbständiger Staat nicht vergißt, daß es auch deutscher Staat ist. Darin liegt seine Berechtigung, ein selbständiger Staat in Deutschland zu sein." Und ferner: „Am meisten hat unser Gefühl geschmerzt, daß unsere Armee unter preußischem Commando stehen soll. Wenn wir aber wünschen müssen, daß die deutschen Waffen siegen, dann ist die erste Bedingung die Einheit des Commandos. Aber fürchten Sie nicht, daß das, was für den Krieg ist, eine Nachwirkung haben werde. Wenn es aber kommen sollte, daß der Ausgang des Kriegs, namentlich wenn er siegreich wäre, unserer Selbständigkeit zu nahe treten würde, dann — wenn ich nicht auf diesem Posten bin, so rufen Sie mich, — dann mache ich dahin feste Front, von wo man diese Selbständigkeit antasten will."

Wegen dieser Rede erhielt der Minister am anderen Tage ein Gratulationsschreiben des Königs. Es war ja ein edles Gefühl, welches den jugendlichen Fürsten fortriß, in einem kritischen Augenblick die Entscheidung für die Vertragstreue des Südens zu geben. Aber diese patriotische Aufwallung schloß durchaus nicht den Gedanken an eine Beschränkung des baierschen Staates ein; sie war überhaupt nicht ohne Schwankungen, sie wechselte mit der Sorge um die Souveränetät der Wittelsbacher Krone. Es scheint, daß unmittelbar nach dem folgenreichen Entschluß solche Bedenken eintraten, und daß sie auch später nicht schlummerten. Als der Kronprinz von Preußen in München war, soll zwischen den hohen Herren über Politik nicht geredet sein; die scheue Natur des Königs vermied dieses Thema. Aber kurz nach der Abreise des Kronprinzen folgte demselben ein Billet nach, welches das Vertrauen aussprach, Preußen werde die Selbständigkeit Baierns achten. Wir sehen, König und Regierung traten in den Krieg mit der Hoffnung, daß auf diesem Wege die Existenz und

Autonomie des Staats am besten gesichert werden könne. Nach dem siegreichen Krieg sollte es bleiben, wie zuvor; der Gedanke an eine fortdauernde Unterordnung unter die preußische Centralgewalt wurde weit weggewiesen. Man wollte, gestützt auf die deutschen Leistungen Baierns, die baiersche Selbständigkeit gegen Jedermann behaupten.

König Karl von Würtemberg herrscht über drei Millionen Unterthanen weniger als König Ludwig von Baiern. Es ist also naturgemäß, wenn sich in ihm der Begriff von der Unantastbarkeit seiner Souveränetät weniger stark entwickelt hat. Was hätte auch die Krone Würtemberg davon, wenn Deutschland durch die Mainlinie getrennt bliebe, und der Süden etwa, statt unter die Führung Preußens, unter die von Baiern geriethe? Würtemberg braucht eine Anlehnung und es ist doch immer besser, sich an eine Weltmacht, als an einen Mittelstaat anzulehnen. Die Romantik oder der Ehrgeiz eines Regenten phantasirt sich zwar leicht in eine Rolle hinein, die zu der bescheidenen Lage seines Landes nicht paßt. König Karl aber ist von beiden Fehlern frei. Er würde zufrieden sein, sein Land in Ruhe zu regieren; nur hatte das Schicksal ihn mit einem Ministerium beladen, welches in großer Politik machte und statt der Ruhe Unruhe schuf. Aus Haß gegen Preußen verbündete sich Herr von Varnbüler mit den radicalen Philistern des kleinen Königreichs. Er hatte den Triumph, daß kein einziger nationaler Mann in das Zollparlament gewählt wurde, aber die Leute, die nunmehr das große Wort in Würtemberg führten, agitirten gegen jede monarchische Ordnung. Die Particularisten in Baiern waren conservativ und ultramontan; die Particularisten in Würtemberg waren kleinbürgerliche Republikaner nach dem Muster der Schweiz. Natürlich, daß dieses Bündniß dem König anstößig wurde; denn es störte ihm die Ruhe und unterwühlte den Boden seines Landes. Als die Ereignisse vom Juli herankamen, war Varnbüler noch Minister. Er bewährte seine alte Unzuverlässigkeit, indem er die Entscheidung nach Kräften hinausschob. Er brachte es dahin, daß der König sich im Augenblick der Krisis, am 11. Juli, zur Reise in's Engadin anschickte. Auch als die Stellung Würtembergs durch den Entschluß König Ludwig's entschieden war, blinzelte er nach Westen hinüber; nur war er klüger als die plumpen Leute in Darmstadt, welche die patriotischen Volksversammlungen verboten und das Einrücken der Franzosen in den Breisgau ankündigten. Er ist später aus mancherlei kleinen Ursachen gefallen; aber die Hauptsache war doch, daß er das Land in Grund und Boden regiert und sich dem Könige wie seinen Collegen unerträglich gemacht hatte. —

Es kamen die Tage des August, die großen Erfolge bei Wörth, Spicheren und Metz. In dem Herzen des deutschen Volkes stand der

Gedanke fest, von dem Feind, der das linke Rheinufer begehrte, die geraubten Reichslande zurückzufordern, wenn die Vorsehung unsere Waffen segnete. Nach jenen großen Siegen brach der stille Entschluß laut hervor und nirgend leidenschaftlicher als in Süddeutschland. In den alten Heimathlanden der Franken und Hohenstaufen erstanden mit zauberischer Gewalt die Erinnerungen an die Herrlichkeit des Reichs, und selbst in conservativ-katholischen Kreisen Baierns hörte man den Ruf: Wer Elsaß und Lothringen wieder an Deutschland bringt, dem setzen wir als dem Mehrer des Reichs die Kaiserkrone auf das Haupt! Und wahrlich, Süddeutschland vor allem hatte ein Interesse daran, daß die deutsche Westgrenze nach den Vogesen zurückgeschoben werde, daß das schöne Rheinthal nicht mehr hülflos unter den Kanonen von Straßburg und Neubreisach liege, daß es endlich erlöst werde von der Angst vor dem französischen Ueberfall und von der politischen Abhängigkeit, die aus dieser Angst hervorging. Hatte doch schon zur Zeit der Freiheitskämpfe der damalige Kronprinz von Würtemberg in seiner Denkschrift von 1815 die Wirkungen jener Schutzlosigkeit gegen Westen glänzend nachgewiesen, und die schwache Haltung der süddeutschen Fürsten in den Revolutionskriegen, die Entstehung des Rheinbundes als natürliche Folgen daraus erklärt. Das Volk von Süddeutschland, — bis auf die wenigen Franzosenfreunde, die ihre Neigungen rasch hinter die Forderung einer Volksabstimmung im Elsaß versteckten — wünschte einmüthig eine geschützte Grenze und mit ihr die Aufhebung des französischen Einflusses. In den Regierungskreisen der beiden Königreiche aber war die Stimmung eine andere. Herr von Varnbüler arbeitete bei Zeiten gegen die Erwerbung des Elsasses, indem er die Besorgnisse der Schutzzöllner weckte. Noch weniger wollte man in München davon wissen. Man hatte das Gefühl, daß Baiern die Wacht an den Vogesen nicht übernehmen könne und fürchtete sich, auch im Westen von dem mächtigen Arm des preußisch-deutschen Staats umschlossen zu werden. Die fürstliche Libertät hatte sich zwar im Juli im patriotischen Sinn entschieden, aber sie sollte auch für die Zukunft sich frei entscheiden können. Es bedurfte einer kategorischen Erklärung des Grafen Bismarck in München, um diese kläglichen Erwägungen für immer zu beseitigen.

Während es so mit den Gesinnungen in München und Stuttgart stand, erhob ein Theil der norddeutschen Presse einen Lobgesang über Süddeutschland und namentlich Baiern, der nur dazu beitragen konnte, den spröden, jede Einordnung in das deutsche Ganze hochmüthig ablehnenden Bajuvarismus zu verstärken. Die Vertragstreue ward zu einem erstaunlichen Verdienst erhoben, die wackeren Leistungen der baierschen Truppen über alles Maß gepriesen; man erklärte, daß Norddeutschland, weit ent-

fernt an den Süden Forderungen zu stellen, vielmehr rathlos sei, wie es so viel Tugend würdig belohnen solle. Kann man sich wundern, daß diese Verhätschelung eines einzelnen Gliedes der großen Volksfamilie die Früchte trug, welche stets aus ungerechter Bevorzugung hervorwachsen? Baiern hatte seine Pflicht gethan, wie Sachsen, wie Mecklenburg, wie jede preußische Provinz. Es hatte nach seinen Kräften an den großen Entscheidungen Theil genommen, deren Ehre allen deutschen Stämmen gleichmäßig zukam. Wir tadeln ja nicht die echte Ritterlichkeit, mit der die preußischen Heerführer die Verdienste der Bundesgenossen freudig hervorhoben, aber dieser ritterliche Zug wurde in der Presse verzerrt, mit politischen Folgerungen verknüpft und diente zur Nahrung des Particularismus. Der weitere Verlauf des Kriegs hat nun gezeigt, daß auch diesmal die Last der nationalen Vertheidigung mit doppelter Schwere auf Preußen fiel. Die Organisation der Landwehr ist im Süden noch nicht durchgeführt; das Ersatzwesen weit unvollständiger als bei uns geordnet. Der Süden konnte nur die Lücken bei den aufgestellten Feldtruppen nothdürftig ausfüllen; zur Bildung von Reservearmeen, zur Aufstellung einer entsprechenden Quote von Landwehr hatte er nicht die Kraft. Diesen Mangel an Leistungsfähigkeit mußte der Norden durch größere Leistungen ergänzen; und wiederum im Norden mußten die acht alten preußischen Provinzen die ältesten Jahrgänge ihrer Landwehr stellen, weil in den neuen Provinzen und in den Kleinstaaten die preußischen Heereseinrichtungen erst seit drei Jahren wirksam waren. Bis zu dem 39sten Lebensjahr ist in jenen Provinzen zurückgegriffen, sie haben die weitaus größte Zahl von Familienvätern gestellt, sie werden die meisten Wittwen und Waisen haben. Während das Verhältniß der Bevölkerung zwischen Nordbund und Süddeutschland sich kaum wie 4 : 1 stellt, wird sich das Aufgebot von Mannschaft bis zum Schluß des Kriegs fast wie 8 : 1 stellen. Dieses Verhältniß mögen unsere süddeutschen Freunde erwägen, ehe sie den Vorschlag, den Südstaaten aus den französischen Entschädigungsgeldern ein Präcipuum etwa im Betrag der 1866 gezahlten Kriegskosten zu gewähren, weiter befürworten. Als Compensation für den preußischen Erwerb von Elsaß-Lothringen läßt sich der Vorschlag hören. Ohne solche Compensation aber wäre die Bevorzugung das schreiendste Unrecht gegen den Norden, dessen Steuerzahler den Verlust in der Staatscasse auszugleichen hätten, obwohl sie für den Krieg die doppelte Mannschaft gestellt haben.

Wenn irgend ein Südstaat ein besonderes Lob verdiente, dann war es der, welchen man am wenigsten lobte, — nämlich Baden. Seine Regierung hatte seit vier Jahren mit unerschütterlicher Treue den nationalen Interessen gedient. Sie zuerst organisirte ihr Militärwesen nach preußi-

schem Vorbild und übernahm in voller Ehrlichkeit ihren Antheil an der Last der nationalen Vertheidigung. Obwohl die Bestrebungen Mathy's auf Eintritt in den Nordbund gescheitert waren, beharrte nach Mathy's Tode sein Nachfolger Jolly mit unbeugsamer Festigkeit bei der eingeschlagenen Politik. Die Schwierigkeiten, dieselbe festzuhalten, wuchsen in dem Maß, als der Anschluß an den Norden sich von Jahr zu Jahr verzögerte. Die neue Militärlast war höchst unpopulär, die Bevölkerung ward ungeduldig, die Freunde des Ministeriums in der Kammer fingen an zu schwanken und Opposition zu machen. Gleichwohl hat die badische Regierung, so viel wir wissen, seit 1868 keinen Versuch gemacht, sich in den Nordbund hineinzudrängen. Die Anregung der badischen Frage im Reichstag war ihr vollständig fremd. Sie begriff die Motive, welche den Bundeskanzler zur Zurückhaltung bestimmten, und wußte, daß sie daran nichts ändern könne. Sie harrte geduldig auf eine Wendung in den europäischen Verhältnissen, die ihr ein Recht gäbe, mit ihrer Forderung herauszutreten. Und nun unterschätze man es nicht, was es werth war, daß im Juli sich die Franzosen in dem lang hingestreckten Grenzland an keinen Dalwigk oder Varnbüler wenden konnten. Wer weiß, ob sie die Ueberschwemmung des badischen Oberlandes, von der das Darmstädter Regierungsblatt fabelte, nicht dann in Ausführung gebracht, die badische Mobilmachung vereitelt und ihre militärischen wie politischen Erfolge bis Stuttgart getragen hätten? Die kaltblütige Entschlossenheit, mit der man in Karlsruhe in der äußerst schwierigen Lage handelte, verhütete all dies große Unheil. Baden hat treu die Wacht am Rhein gehalten und zu dem Siege bei Wörth nicht weniger beigetragen, als die süddeutschen Truppen, welche dort im Gefecht standen. Ganz im Gegensatz zu den Stimmungen, wie sie Ende August in Stuttgart und München herrschten, forderte es zur Sicherung der schutzlosen deutschen Grenze die Einverleibung des Elsaß und zwar nicht für einen süddeutschen Staat, sondern für Preußen; forderte es ferner, nachdem endlich der europäische Druck weggefallen war, für sich den Eintritt in den Nordbund, die Verwandlung des norddeutschen Bundes in einen deutschen.

Jetzt kam der glänzende Tag von Sedan. Er vernichtete die letzte französische Armee und beendete die erste Periode des Kriegs, an die sich nun die zweite Periode, der Festungskrieg, anschloß, dessen Langwierigkeit man damals noch nicht völlig ermaß. In Stuttgart wie in München begriff man, daß nach dieser Zerstörung des militärischen Frankreich es auch mit dem alten Zustande Deutschlands vorbei sei. An beiden Orten begann man seit dem 7. September die norddeutsche Verfassung zu studiren. Aber das Studium geschah in verschiedenem Sinne. In Stutt-

gart drängte der Kriegsminister von Suckow auf möglichst unbedingten Anschluß an Preußen. Seine bald darauf erfolgte Reise in's Hauptquartier hatte offenbar vorbereitende Unterhandlungen zum Zweck. Die Proclamation der Republik in Frankreich mußte am Stuttgarter Hof bei der trostlosen Zersetzung des Landes einen starken Eindruck machen. In München dagegen war der höchste Gesichtspunkt auch jetzt noch die Erhaltung der Selbständigkeit. Ihr zu Liebe wurden Entwürfe geplant, welche die norddeutsche Verfassung beseitigten oder innerlich auflösten. Indessen kam man mit den Entwürfen nicht recht aus der Stelle. Die Hauptsache war doch, was Preußen dazu sagen werde. Preußen aber verhielt sich passiv und überließ die Münchener Staatsmänner ihrer Verlegenheit. So wurde denn endlich der Wunsch geäußert, daß Graf Bismarck Jemand zur Unterhandlung schicken möge.

Als dieser Wunsch an seine Adresse gelangte, befand sich der Minister Delbrück in Frankreich. Er erhielt den Auftrag nach München zu gehen, und es hätte wohl nahe gelegen, die Reise dahin über Karlsruhe und Stuttgart zu machen. An beiden Höfen standen die Dinge damals derart, daß man leicht zu einem befriedigenden Ergebniß gelangen und dann von der günstigsten Position aus in die baiersche Verhandlung eintreten konnte. Aber im Hauptquartier hielt man noch an der Idee fest, daß es sich im Süden eigentlich nur um Baiern handle und daß man Baiern durch die höchste Zuvorkommenheit für die nationale Idee gewinnen könne. Daher mußte Herr Delbrück die beiden anderen Südstaaten links liegen lassen und seine Reise auf München beschränken. Aber diese überaus große Rücksicht verfehlte ihren Zweck. Man sah darin in München nicht eine Freundlichkeit Preußens, nicht eine günstige Gelegenheit mit Ehren aus der alten Politik herauszukommen, sondern eine Huldigung, welche den großen Verdiensten und der europäischen Bedeutung des baierschen Staats gebracht werde. Es wurde also ein langes Register der weitgehendsten Forderungen aufgezogen.

Der Gang der Verhandlung, welche nun folgte, ist noch in Dunkel gehüllt. Es war überhaupt keine eigentliche Verhandlung, sondern nur eine Orientirung Preußens über die Ansichten Baierns. Denn Herr Delbrück erklärte, daß er keine Propositionen mitbringe, sondern nur gekommen sei, die Wünsche Baierns zu hören. Das war freilich unangenehm, denn es verhinderte die Münchener Staatsmänner, Preußen schon jetzt in bestimmten Punkten zu fixiren.

Zur Charakteristik des Standpunkts Baierns möge nur das Eine dienen, daß es zu den Kosten der Flotte nicht beitragen wollte. Selbständige Verwaltung der Armee, des Verkehrswesens; eigene Steuern,

eigene Gesetzgebung, privilegirtes Stimmenverhältniß, Veto für alle Verfassungsveränderungen, Zuziehung zur auswärtigen Politik — diese Forderungen liefen darauf hinaus, daß Baiern zwar in dem Parlament des neuen Deutschland durch 48 Abgeordnete Einfluß üben und die Garantie seiner Sicherheit empfangen, daneben aber auch all die Willkür sich wahren wollte, welche der alte Bund seinen souveränen Gliedern gewährte. Einiges allerdings, wie die Befreiung von den Flottenausgaben, sollen die Minister aufgegeben haben. Da aber während der Anwesenheit des Herrn Delbrück die Zustimmung des Königs zu den ministeriellen Zugeständnissen nicht zu erlangen war, so blieben eigentlich die alten Forderungen bestehen. Ein besonderes Mißgeschick war noch, daß Herr Mittnacht es durchsetzte, bei diesen lediglich für Baiern bestimmten Verhandlungen gegenwärtig zu sein. Denn nun half der Bajuvarismus dem würtembergischen Sonderbewußtsein wieder auf die Beine, und in Stuttgart trat ein Rückschlag der Stimmungen ein. Indessen die Gefahr wurde nach der Rückkunft des Kriegsministers Suckow wieder beschworen.

Präsident Delbrück reiste am 28. September von München ab und am 1. October war die Wendung im Hauptquartier vollzogen. Die Reise des Eclaireurs hatte jedes Dunkel verscheucht, man sah jetzt ein, daß die bisherige Methode die Münchener verzogen, aber nicht zur Einsicht gebracht habe. Wir wissen aus dem badischen Regierungsblatt, daß von Karlsruhe der förmliche Antrag auf Eintritt in den norddeutschen Bund gestellt war; ähnliche Wünsche waren durch Herrn von Suckow übermittelt, es erfolgte also Mitte October an beide Staaten die Einladung nach Versailles. In München wurden diese Thatsachen angezeigt und die Betheiligung freigestellt. Man zögerte einen Augenblick, dann aber schlug die Sorge vor der Isolirung Baierns durch. So entschlossen sich auch die Herren von Bray und Lutz zur Reise nach Versailles.

Wir enthalten uns jeder Vermuthung über den Ausgang dieser Verhandlungen. Nur stellen wir den Grundsatz auf, daß Baiern entweder die Pflichten und Lasten der Gesammtheit auf sich nehmen oder für sich bleiben muß. Man mache endlich ein Ende mit der Verhätschelung, die nur Uebermuth und Einbildung erzeugt. Es ist ja gewiß, daß Preußen gegen seinen Verbündeten keinen Zwang üben kann; er behält den freien Willen, sich nach seinen Interessen zu entscheiden. Das siegreiche Preußen wird ihn nicht brüskiren, wie etwa Napoleon I. die Könige des Rheinbundes brüskirte. Aber über die volle Achtung vor dieser Freiheit der Entschließung hinaus kann unsere Rücksicht unmöglich gehen. Das Gebiet der Gemeinsamkeit, welches die norddeutsche Verfassung umschreibt, ist so eng begrenzt, daß wir kein einziges Stück davon entbehren können. Man

kann Baiern Zeit gönnen, Fristen und Uebergangszustände bewilligen, aber die gemeinsame Entwickelung z. B. in den indirecten Steuern, in dem Verkehrswesen für alle Zeit vertragsmäßig an seinen Particularismus binden, das scheint uns geradezu unverantwortlich. Mit Staunen hört man hier und da die Ansicht, daß die bisherigen Bundesgesetze nicht ohne vorherige Revision auf die süddeutschen Staaten ausgedehnt werden könnten. Also wir sollten die Gesetzgebung von vier Jahren, Gesetze von solchem Umfang wie die Gewerbeordnung, das Strafrecht u. s. w. einfach durchstreichen und sie behufs ihrer Anwendung auf Süddeutschland von vorn ab noch einmal berathen! Solche Aeußerungen verstärken nur den particularistischen Uebermuth. Wir können eine Frist von Jahren stellen bis zur Durchführung der Gesetze, im vereinzelten Fall auch eine Novelle zulassen, aber nichts weiter.

Die würtembergische Regierung hat die Kammer aufgelöst und damit die Garantie ihres ehrlichen Willens gegeben. Die Auflösung wurde durch die Veränderungen in der deutschen Frage motivirt und ausdrücklich ausgesprochen, daß die Kammer die Stimmung des Landes nicht mehr vertrete. Damit hat das Ministerium die Schiffe hinter sich verbrannt und seine Unterhändler werden einsichtsvoll genug sein, zu begreifen, daß Preußen einem Staat von 1³/₄ Millionen unmöglich Concessionen machen kann, welche Sachsen, ein Staat von 2¹/₂ Millionen, nicht mitgenießt. Das Verhältniß Sachsens zum Nordbund bezeichnet die Grenze, über welche zu Gunsten der würtembergischen Souveränetät nicht hinausgegangen werden kann. Die Gedanken an ein Pauschquantum für die Armee u. s. w. wird man also aufgeben müssen.

Die baiersche Regierung hat die Kammer, in welcher die ultramontane Partei die Majorität hat, nicht aufgelöst. Sie will sich die Rückzugslinie zur vollen Selbständigkeit nicht abschneiden. Diesen Entschluß muß man respectiren. Aber die gemeinsamen Verhandlungen von Versailles haben auch nicht den Sinn, daß man nur mit Allen zugleich oder mit Niemand abschließen wolle. Das deutsche Reich wird vor den Thoren von Paris zweifellos aufgerichtet werden, wenn auch Baiern vielleicht noch ein Paar Jahre des Besinnens bedarf, ehe es sich entschließt, seinen vollen Theil an den Pflichten und Ehren der Reichsgemeinschaft zu übernehmen.

Berlin, 1. November. W.

Aus Moskau. Klage eines Deutschen über die russische Presse.

Als den Kaiser Alexander die Kunde von Sédan in demselben Jagdschloß traf, dessen Mauern nach dem Brande Moskaus Napoleon I. beherbergten, trank er freudig erregt auf das Wohl seines Oheims, unsers Königs, und zeichnete unsere Heerführer mit dem höchsten russischen Militärorden, dem Georgenkreuz, aus. Das russische Volk hätte manche Ursache, die Gesinnungen seines jetzigen Herrschers zu theilen. Kein Russe, meinen wir, sollte verständiger Weise den Sieg Frankreichs wünschen, desselben Frankreich, das Rußlands Ebenen 1812 überschwemmte, seine heiligen Städte verbrannte, seine Söhne tödtete, das fortwährend bereit war, die polnische Wunde blutend und offen zu erhalten, das endlich im Krimkrieg den nationalen Stolz so tief, so nachhaltend demüthigte. Kein Russe sollte die loyale Haltung Preußens 1855 vergessen haben, die diesem vom übrigen Europa Hohn und bittere Feindschaft eintrug.

Und nun verfolge man die Haltung der gelesensten russischen Blätter und überzeuge sich mit eigenen Augen, welch' niedrige Schmähungen, welch' gemeine Verdächtigungen vom Anfang des Krieges an auf Preußen und auf Alles was sich deutsch nennt, geschleudert wurden. Unter all den unabhängigen Zeitungen, die mit russischen Lettern gedruckt werden, ist auch nicht eine einzige*) zu finden, die eine freundliche Sprache gegen Deutschland führte, kaum drei oder vier, die ehrlich neutral sind, und auch diese entstellen die Thatsachen oft genug durch gehässige Erläuterungen. Der größte und einflußreichste Theil der Presse aber, an der Spitze die drei im Reiche gelesensten Blätter, der Golos, die Börsenzeitung und das noch immer höchst einflußreiche Organ Katkoff's, die Moskauer Zeitung, kündigen dem preußisch-deutschen Staat, überhaupt Allem was deutsch ist, Krieg bis auf's Messer an. Betrübend ist es, wie diese in Gift und Galle getauchten Federn es verstehen, ein von Natur gutmüthiges, apathisches Volk zum wildesten Fanatismus aufzustacheln. Instinctmäßig appelliren sie dabei an die wirksamsten Motoren der Masse: Neid und Dünkel. Zuerst wird das drückende Joch mit glühenden Farben geschildert, das der Deutsche den slavischen Brüdern auferlegt hat, das sogar innerhalb der heiligen Reichsgrenzen die baltischen Barone auf ihren Bauern lasten lassen; alsdann wird auf den Wohlstand der deutschen Einwanderer hämisch hingewiesen und ihnen das Bestreben angedichtet, im Stillen als Emissäre des fortschreitenden deutschen Einflusses im Osten zu wirken. Genau wird Buch geführt über eine lange Reihe deutscher Namen, denen man in der Verwaltung, im Heere, unter den Koryphäen des Handels und der Industrie allzuhäufig begegne, und schließlich zu einer bei dem unvermeidlichen Kriege mit Preußen erneuten Auflage der sicilianischen Vesper

*) Als Ausnahme möchten wir doch den „Europäischen Boten" nennen, eine russische Monatsschrift, die in ihrem Octoberheft mit trefflichem Humor den deutschfresserischen, franzosenanbetenden Chauvinismus der Moskauer Zeitung geißelt.
A. d. R.

nach dem glorreichen jüngsten Beispiele in Frankreich aufgereizt. Den Schluß bildet, immer und immer wiederkehrend, eine Apotheose der zur Weltherrschaft berufenen, jugendkräftigen 80 Millionen Russen, für die es eine um so größere Schande sei, sich von dem verhaßten Deutschthum gängeln zu lassen. Wer die unfertigen, halben, ungesunden Zustände des heutigen Rußland kennt, wird sich nicht wundern, daß die Hauptsätze jener Irrlehren bereits in Fleisch und Blut des lesenden Theils der Bevölkerung übergegangen sind und daß es ganz unmöglich ist, selbst mit gebildeten Russen eine ruhige politische Discussion zu führen. Es ist schon so weit gekommen, daß das Wort Njémez, Deutscher, in russischem Munde einen gehässigen, ja verächtlichen Ton annimmt und bereits auch in diesem Sinne gebraucht wird. —

Die uns frivol im tiefsten Frieden entgegengeschleuderte Kriegserklärung Frankreichs galt natürlich von vornherein als berechtigte Revanche für 1866, und alle Blätter erschöpften sich in Rathschlägen, die Südstaaten vom Kriege abzuhalten. Hierauf folgten Lobpreisungen des französischen Kriegers, der geborener Soldat sei, während die preußische Armee nur Anspruch habe, ein Milizheer genannt zu werden. Frohlockend verkündete man schon den Triumph der kaiserlichen Waffen und phantasirte bereits von der Wiederherstellung des russischen Protectorats über Deutschland, dessen Abschüttelung 1866 ein Nicolai I. nach Katkoff's Meinung nie zugegeben haben würde. Da rollte der Donner von Weißenburg und Wörth auch über Rußlands Steppen, und mahnend erdröhnte die Riesenglocke des Kreml. Als die gewohnten Taschenspielerstückchen falscher oder entstellter Depeschen nicht mehr verfingen, da zuckte man die Achseln über die Uebermacht der Deutschen und feierte in glänzenden Hyperbeln die Todesverachtung der Turcos und Zuaven, deren Verwandtschaft mit Kosaken und Tscherkessen man richtig herausfühlte. Natürlich galten die Tage des 14., 16. und 18. August für ebensoviel Niederlagen der deutschen Waffen, und noch jetzt (26. Octbr.) wird die Lage Bazaine's als eine für die umgebenden Truppen gefährlichere, als für ihn selbst geschildert. Als dann unter dem Eindrucke der furchtbaren Verluste Deutschland auf materielle Garantien gegen künftigen Friedensbruch bestand, da steigerte sich die russische Polemik zu einer bisher unerreichten Feindseligkeit: „Jetzt endlich," hieß es, „liegen die Pläne dieser philosophischen Deutschen klar zu Tage. Erobern wollen sie, Elsaß und Lothringen, diese ganz französischen Lande, sollen auf einmal deutsch geblieben sein; deshalb also jene ungeheuren Rüstungen, die natürlich Frankreich zur Kriegserklärung zwangen, was man ihm jetzt als frivole Provocation vorwirft. O, wir wissen wohl, welches Cabinet die Schuld des vergossenen Blutes zu tragen hat." Und als jenes Decret erschien, das undisciplinirten Freischaaren kriegsrechtliche Bestrafung androhte, da riefen die Moskauer „Zeitgenössischen Nachrichten:" „Die Zeiten Tamerlans und Attilas sind zurückgekehrt. Die Preußen bedrohen mit dem Tode den Bürger, der sein Vaterland vertheidigt. Wohlan, Franzosen, da Preußens Heer das Volk, die Bürger in Waffen sind, so habt Ihr ein gutes Recht, ihnen gleiche Behandlung angedeihen zu lassen!" Ein Blatt überbietet das andere in gehässigen Anfeindungen, in unverschämten Entstellungen des Thatbestandes. Der Tag von Sédan gilt in Rußland als ein billiger Erfolg, den vier Barbaren durch

Verrath und Spionage über einen tapferen Franzmann davontrugen. Seitdem bildeten, da diese Darstellung doch nicht recht zu Ansehen kommen wollte, die sogenannten Gräuel von Bazeilles ein willkommenes Thema. „Ich habe," sagt ein solcher wahrheitsliebender Berichterstatter, „die Metzeleien im Kaukasus, den Fall von Constantine, die Christenmorde in Syrien mit angesehen, aber solche Gräuelthaten nicht erlebt, wie sie die Bayern in jenem unglücklichen Dorfe sich gegen Frauen und Mädchen zu Schulden kommen ließen!" Die Beschießung von Straßburg ist natürlich ein Akt der crassesten Barbarei, eine Schande für das civilisirte Europa, das ruhig mit gekreuzten Armen zuschaute.

Die Siege der vergangenen Tage haben eben dem beliebten Popanz der russischen Presse, der da Pangermanismus heißt, neues Leben eingehaucht. Pangermanismus ist für diese Leute schon die Bildung eines festen, einheitlichen deutschen Staates, Pangermanismus ist jede Regung des mit Füßen getretenen Deutschthums in den Ostseelanden, Pangermanismus ist das Streben der Deutschösterreicher, den Staat vor dem Zerfall zu schützen, Pangermanismus ist mit einem Wort Alles, was sich dem großen slavischen, d. h. russischen Zukunftstraum, dem Panslavismus, entgegenstellt, sei es nun ein einfacher deutscher Einwanderer, der sich durch Fleiß und Thätigkeit Einfluß und Besitz erwirbt, sei es irgend ein stärkendes Element, das dem gefürchteten Preußen zu Gute kommt. Mit brutaler Gewalt setzte es die jungrussische Partei bei der Regierung durch, daß öffentliche Kundgebungen zur Feier der deutschen Siege in den baltischen Städten verboten wurden, ja daß man sogar in Concerten das Vortragen der „Wacht am Rhein" untersagte. Das deutsche Lied ist also, wie einst Graf Beust bemerkte, hier wirklich zu einer Macht geworden.

Man hat durch die gewaltsame Russificirung die treuen baltischen Lande sich entfremdet; jetzt bemüht man sich, die Einheitsbestrebungen Deutschlands mit dem Widerstand jener Provinzen als identisch darzustellen. „In Deutschland," sagt die Moskauer Zeitung, „ist jetzt dieselbe Feudalwirthschaft, dieselbe Junkerpartei zur Herrschaft über die liberalen Parteien gelangt, die in unserem Ostseeland als deutscher Adel das gute Recht der Esthen und Letten und sogar der eingewanderten rechtgläubigen Russen in den Staub tritt! Dieselben Zustände, welche das liberale Deutschland in Mecklenburg verdammt, nimmt es in den Ostseeprovinzen gegen die russischen Reformpläne in Schutz!" So Herr Katkoff, der doch in letzter Zeit ein wenig eingesehen hat, daß seine großrussischen Weltumgestaltungspläne sich etwas maskiren müssen, um nicht Freund und Feind abzuschrecken.

Wir fügen dieser kleinen Blumenlese noch die naive Forderung des in Petersburg erscheinenden Gerichtsboten hinzu, nichts weniger, als — das rechte Riemenufer mit Memel abzutreten, weil — diese Grenze natürlicher sei! Man sieht, Hr. v. Girardin hat nicht tauben Ohren gepredigt, seine Worte haben sogar am fernen Ufer der Newa offene Ohren gefunden. Die übrigen Organe haben dabei nichts weiter zu bemerken, als daß, wenn man Memel bekommen könne, vielleicht auch Königsberg zu haben sei, dessen Hafen ohnehin Rußland schon lange schmerzlich entbehrt habe. Der Mangel einer tüchtigen Handelsflotte und guter Häfen ist im Uebrigen das alte Klagelied aller Parteien, die am liebsten die deutsche

kapern und für die verlorene Herrschaft am Schwarzen Meere die über die Ostsee eintauschen möchten.

In einer Frage sind alle russischen Blätter einig, neutrale und panslavische, offiziöse und commercielle — alle verdammen einstimmig jede Annexion, jede Vergrößerung des unersättlichen Deutschlands. Die öffentliche Meinung des Nachbarlandes, welche Sicherung der Grenzen fordert, erklären sie für gefälscht, in Jacobi's „Zukunft," in den Aussprüchen social-demokratischer Versammlungen finden sie die wahre Ansicht der Deutschen. Daß Elsaß und ein Theil von Lothringen noch jetzt deutsch sei, wird geleugnet, die alten deutschen Städtenamen Nanzig, Mömpelgart, Diedenhofen seien erst in neuester Zeit listig ersonnen, um einen Schein des Rechts zu haben. „Ha," ruft der Golos, „heute geht's an Metz und Tull, morgen kommt mit demselben Recht Warschau und Lemberg an die Reihe! Heute soll die Rheingrenze offen und unhaltbar sein, morgen schreit der deutsche Schuhmacher und Schneider gegen unsere drohenden Flankenstellungen an der Weichsel!" — Selbst das offiziöse Organ Gortschakoff's kämpfte in einer Reihe von sichtlich inspirirten Artikeln gegen jeden Landerwerb, und wiederholte mit Ausdauer die so oft gehörten, so oft widerlegten Sätze: „Siegergroßmuth, Verewigung des Krieges, Frankreichs Rache, Ein zweites Venetien, Verletzung des Selbstbestimmungsrechts." Ein Glück, daß Regierung und Nation den Rückgewinn der geraubten Grenzlande beschlossen haben, daß diesen Leuten durch Thatsachen bewiesen wird, die Zeit russischer Bevormundung über deutsche Angelegenheiten sei ganz und gar vorüber!

In einer so kritischen Zeit, wo ganz Europa mit schlecht verhehltem Aerger auf die glücklichen Erfolge unseres Schwertes sieht, ist uns Rußlands loyale Haltung von unschätzbarem Werthe, aber darüber täusche sich Niemand, daß sie lediglich die Aeußerung des festen kaiserlichen Willens ist und nur von einer kleinen Partei am Hofe und im Heere gebilligt wird. Die ungeheure Mehrheit des Russenvolkes würde eine Kriegserklärung gegen Preußen mit Jubel begrüßen.

Der Einfluß der seit 1863 erblühten Hetzpolemik auf die Bevölkerung ist unverkennbar. Wären nicht die gefährlichsten jener Blätter zugleich die theuersten, er würde sich auf alle Klassen erstrecken. So aber greift der Deutschenhaß vor der Hand meist in den Kreisen, welche Besitz und Intelligenz repräsentiren, um sich, und in der That sind auch reiche Kaufleute, höhere Beamte, Klostergeistliche, Professoren die Hauptstützen jener extremen Richtung. Die unteren Klassen des Volkes würden erst von der Agitation, die auch sie nicht verschont, bei Straßenkrawallen Kunde geben, vor der Hand lesen und denken sie noch zu wenig, als daß ihre Stimmung in Rechnung gezogen werden könnte. Fährt aber jene Polemik in bisheriger Weise fort, dann ist gar nicht abzusehen, wohin diese Hetzereien noch am Ende führen, da der unwissende Clerus, der den protestantischen Deutschen nebenbei als Ketzer haßt, über das nie versagende Mittel gebietet, die Furien des Fanatismus entfesseln zu können. Unbehaglich ist schon jetzt für einen jeden Deutschen der Aufenthalt in dem sonst so gastlichen Rußland geworden, das kein Gedächtniß mehr dafür hat, wie viel, wie fast Alles es westlicher Cultur verdankt, das die Verderblichkeit einer Richtung nicht zu erkennen vermag, welche die Nation, sie über ihre Kräfte und Ziele täuschend, demselben

Abgrund zutreibt, den der französische Journalismus seinem Vaterlande mit geschäftiger Hand gegraben hat.

Erstaunt wird man fragen: Warum aber läßt es die Regierung zu, daß ein Theil der Staatsbürger den Angriffen des anderen schutzlos preisgegeben wird, daß die Gesammthaltung der Presse im schroffen Widerspruch mit dem amtlich erklärten, oft wiederholten strengen Neutralitätsprinzip steht, daß selbst hämische Angriffe auf den ehrwürdigen Kriegsherrn der Deutschen ungestraft sich mehren dürfen, während es sonst bei den geringfügigsten Veranlassungen Verwarnungen und Suspensionen in Menge regnet? — Allerdings ist vor Kurzem ein Personenwechsel in der obersten Leitung der Censurbehörde erfolgt, von der man eine schärfere Beaufsichtigung der ungeberdigen Presse erwartete. Indessen beschränkte sich die neue Behörde auf eine Verwarnung des „Gerichtsboten," der mit besonderem Heißhunger nach den preußischen Ostseestädten verlangt, und auf ein Verbot, die in Moskau erscheinende „Russische Zeitung" auf der Straße zu verkaufen, weil sie es gewagt hatte, bei Gelegenheit eines Theaterscandals dem Moskauer Ober-Polizeimeister einige Wahrheiten zu sagen. Die Sprache der drei großen Zeitungen aber ist bisjetzt dieselbe geblieben. Mit Entzücken jubelt Herr Katkoff den preußenfeindlichen Demonstrationen der Polen zu: „das ist," ruft er aus, „die Brücke, die uns wieder mit dem entzweiten slavischen Bruderstamme eint! Einig sind die Polen und die Söhne des heiligen „Ruß" im Kampfe gegen den nach Osten drängenden Germanismus, vereint werden sie gegen ihn stehen und siegen." Charakteristisch sind auch die Correspondenzen, welche die „Moskauer Zeitung" aus verschiedenen Metropolen veröffentlicht. Da schreibt Einer aus Berlin: „Hier ist die Niedergeschlagenheit groß! Frieden um jeden Preis ist die Losung — es droht eine Revolution, wenn Herr v. Bismarck zur Befriedigung seines Ehrgeizes noch immer Tausende unserer Söhne zur Schlachtbank führt!" Und aus Wien: „Die ganze Presse macht sich des Verraths in Oesterreich schuldig — sie bemüht sich, dem gierigen Preußen den fetten Bissen mundgerecht zu machen und es wird ihn verschlingen — bis zur Adria!" Die Pariser Briefe erhält Herr Katkoff angeblich mit der Luftpost, von ihnen nur Eine Probe: „Eine halbe Million Streiter brennen vor Ungeduld, sich auf den angreifenden Feind zu stürzen, von dem man aber nichts zu sehen bekommt, als einige halbverhungerte Deserteure, die unsre Gastlichkeit in Anspruch nehmen!" In einem Leitartikel der St. Petersburger Börsenzeitung glänzte neulich folgende Phrase: „Wie Kinder, die, ihrer Kraft unbewußt, gegen eine verschlossene Thür drängen und sobald sie geöffnet wird, über einander zu Boden stürzen, so wird Preußen, durch den heftigen Anprall von Metz und Sédan entkräftet, an den Wällen von Paris dahinsinken und statt zweier Provinzen nichts davontragen, als ein Grab in französischer Erde!" — Die „Zeitgenöss. Nachrichten" in Moskau, ein Blatt, das sich früher nur vom Stadtklatsch nährte, jetzt sich aber in der Hand Katkoff's in die Regionen der hohen Politik aufschwingt, meint: „Wenn eine Kirgisen-Horde die andere überfällt, so ruft sie offen: Es gilt deinen Heerden! Wenn aber Preußen die zum Frieden gebotene Hand zurückstößt, weil sie ihm nicht Provinzen bietet, so gilt es nur, dem Staate sichere Grenzen zu verleihen, nicht zu erobern!"

Durch das Schweigen unserer Feuerschlünde vor Paris, durch die wiederholten blutigen Ausfälle Bazaine's ist den russischen Blättern der Kamm noch mehr geschwollen. Wer nur eine Woche lang jene Zeitungen liest, muß überzeugt werden, daß den Blaujacken das Schicksal der großen Armee von 1812 gewiß ist. Alle Depeschen der Wolff'schen Agentur sind „preußische Lügen," nur die der sogenannten „Russischen Agentur," welche es sich zur Aufgabe gemacht hat, die in Tours ausgebrüteten Phantasien dem russischen Publicum in vermehrter Auflage vorzulegen, finden Glauben. Jeden Morgen hört man die Zeitungscolporteure mit lauter Stimme rufen: „Große Niederlage der Preußen" und tausend Hände strecken sich aus, das Gewünschte schwarz auf weiß nach Haus zu tragen.

Das ist die Presse eines Volkes, dessen Kaiser mit seiner persönlichen Sympathie auf deutscher Seite steht, dessen officielle Politik eine neutrale, den deutschen Interessen wohlwollend zugeneigte ist. Welche Sprache wird die russische Presse erst führen, welche Conflicte wird sie heraufbeschwören, wenn die Zügel des Staats nicht mehr in der Hand Alexander's II. liegen? Und doch hat Deutschland dem russischen Volk nichts zu Leide gethan, außer daß es einig und unabhängig gleich ihm bestehen will. Sollte nicht das Schicksal der Staaten, welche seit 1866 dieses deutsche Verlangen zu durchkreuzen wagten, die Schreier in Moskau und Petersburg etwas zur Vorsicht mahnen? —

Moskau den 27. October. F.

Verantwortlicher Redacteur: W. Wehrenpfennig.
Druck und Verlag von Georg Reimer in Berlin.

Das Recht der Nationalität und die freie Selbstbestimmung der Völker.*)

Die Gesundheit der öffentlichen Meinung hat keinen schlimmeren Feind, als die politische Phrase; und dieser Feind ist doppelt gefährlich, wenn es eben keine ganz hohle und unwahre Phrase ist, um die es sich handelt, sondern eine *halbwahre*, eine solche, die das Urtheil der Menschen durch ihre theilweise Richtigkeit besticht, und sie überredet, das Falsche mit in den Kauf zu nehmen, was sie von dem Wahren nicht zu scheiden wissen. Es verhält sich damit, wie mit falschen Münzen. Einen bleiernen Thaler nimmt niemand für einen silbernen; aber einen neusilbernen schon eher, wenn er mit einigem Geschick versilbert ist. Solcher halbwahren Schlagwörter hat man sich neuerdings nicht selten bedient, und bedient sich ihrer fortwährend, um Deutschland, wenn es möglich wäre, um die natürlichen Früchte seiner heldenmüthigen Anstrengungen zu bringen; und die obenbezeichneten sind es, die uns am häufigsten in den Weg kommen, und die auch ohne Zweifel bei manchen Personen den größten Eindruck machen. Ein praktischer Staatsmann läßt sich dadurch allerdings nicht irre führen; wer andererseits die Fragen des Rechts- und Staatslebens mit wissenschaftlichem Verständniß zu verfolgen gewohnt ist, der wird gleichfalls im Stande sein, Wahrheit und Irrthum auch hier auseinanderzuhalten; wie es ja überhaupt niemals die wirkliche, auf den Grund der Sache vordringende Wissenschaft ist, die sich mit dem praktischen Bedürfniß in Widerspruch setzt, sondern immer nur jenes oberflächliche und vermeintliche Wissen, jenes Halbwissen, von dem sich auch solche, die sich für Praktiker par excellence halten, und sie oft gerade am meisten, imponiren lassen. Auf die Entscheidung der politischen Fragen, die uns zunächst

*) Die nachstehenden Bemerkungen wurden unmittelbar vor und nach der Kapitulation von Metz niedergeschrieben; bis sie gedruckt sind, kann sich in der Lage manches geändert haben. Für ihren wesentlichen Inhalt ist dies aber von keiner Erheblichkeit, da sie nicht den Zweck haben, auf den thatsächlichen Verlauf der Dinge *einzuwirken*, sondern ihn nach allgemeinen Gesichtspunkten zu *beurtheilen*.

vorliegen, wird allerdings der Widerspruch keinen Einfluß ausüben, den demokratische Versammlungen und socialistische Manifeste, belgische oder schweizerische Zeitungen im Namen der Nationalität und der Volkssouveränetät dagegen erheben, daß Deutschlothringen und das Elsaß mit Deutschland wieder vereinigt werden. Dazu ist die deutsche Politik in zu festen Händen: wenn irgend einer unter den jetztlebenden Menschen, ist Graf Bismarck der Mann, der sich durch Phrasen nicht beirren und von der klar erkannten politischen Nothwendigkeit nicht ablenken läßt. Aber doch ist es nicht ganz gleichgültig, ob das deutsche Volk über die Gründe und die Berechtigung dessen, was unfehlbar geschehen wird, sich vollkommen klar ist, oder nicht; und wenn wir auch von diesem naheliegenden praktischen Interesse ganz absehen, handelt es sich hier um Fragen von einer so eingreifenden grundsätzlichen Bedeutung, daß jede Erörterung willkommen sein wird, welche zur Klärung der Ansichten und zur Auflösung der Verwirrung etwas beizutragen versucht, in der sich hier noch so manche zu befinden scheinen.

„Nationale Staatenbildung" rufen die Einen, „Selbstbestimmungsrecht der Völker" die Andern, um Deutschland von einer Ausdehnung seiner Grenzen auf Kosten Frankreichs zurückzuhalten. Der erste von diesen Grundsätzen soll uns die Annexion des nordöstlichen Lothringens, der zweite auch die des Elsaß verbieten. Jener wird besonders von deutschen Publicisten betont, die befürchten, unser Staatswesen könnte, erst halbfertig, über seine natürlichen Grenzen hinausstreben und sich einer ungesunden Vergrößerungssucht überlassen; dieser theils von deutschen Demokraten, denen die Demokratie mehr gilt als Deutschland, theils von der Presse solcher Länder, denen es unheimlich wird bei dem Gedanken, daß das deutsche Volk den Willen habe und die Kraft fühle, seine abgerissenen Glieder wieder zu sammeln und seinem nationalen Organismus neu einzufügen. Beide Schlagwörter haben nun neuerdings zwar von ihrem Zauber nicht wenig eingebüßt. Beide sind ja vor allem von dem Frankreich des zweiten Kaiserthums ausgegeben worden; aber dasselbe Frankreich hat sich durch diese Rücksichten weder von seinen Eroberungsplanen auf das halbdeutsche Belgien und das ganz deutsche linke Rheinufer, noch von dem Schacher um Luxemburg, noch von der Einverleibung Savoyens und Nizza's abhalten lassen, welches auch die neugebackene Republik seiner Selbstbestimmung zurückzugeben durchaus keine Lust zeigt; und daß in dem letzteren Fall die berüchtigte Abstimmungskomödie der Annexion vorangieng, hieß nur den Hohn zur Gewaltthat hinzufügen. Von Mexiko und Cochinchina nicht zu reden. Aber gegen die Geltung jener Grundsätze würde diese thatsächliche Verletzung derselben allerdings nicht

viel beweisen; die Frage ist vielmehr, ob ihnen eine solche an und für sich, der Sache nach, zukommt, und wie weit sie sich erstreckt.

Einiges Bedenken erregt nun hier zunächst schon der Umstand, daß die beiden Gesichtspunkte, von denen bald der eine, bald der andere für unbedingt maaßgebend erklärt wird, nicht selten in Streit kommen. Ein solcher Fall liegt z. B. in der Schweiz vor. Nach dem Grundsatz der Nationalität müßte die deutsche Schweiz an Deutschland fallen, die französische an Frankreich, die italienische an Italien; aber unter den Bewohnern derselben sind wohl nur sehr wenige, die einer solchen Zerreißung ihres Staatswesens nicht den äußersten Widerstand entgegensetzen würden. Ebenso kann aber auch umgekehrt der Fall vorkommen, und er ist schon oft dagewesen, daß Theile eines nationalen Gemeinwesens den Wunsch hegen, sich von demselben zu trennen, sei es um einen eigenen Staat zu bilden, sei es um sich einer fremden Nationalität anzuschließen. Das neueste und großartigste Beispiel dieser Art bot der nordamerikanische Bürgerkrieg. Welche Rücksicht soll nun in solchen Fällen der anderen weichen: die der nationalen Zusammengehörigkeit, oder die der politischen Selbstbestimmung? Wie man sich auch entscheiden mag, so viel liegt am Tage, daß nicht beide Grundsätze zugleich unbedingte Geltung für sich in Anspruch nehmen können, denn in dieser Unbeschränktheit würde jeder den anderen aufheben. Kann es aber auch nur einer von beiden?

Fassen wir zuerst das Princip der Nationalität in's Auge, so ist freilich unläugbar, daß die Stammesgemeinschaft eines der allerwichtigsten von den Elementen ist, auf welchen die Einheit und die Kraft der Staaten beruht. Alle Staaten sind ursprünglich aus dem Stammesverband hervorgegangen, und auch da, wo ein Volk im Laufe der Zeit anderweitige Bestandtheile in sich aufgenommen hat, bildet doch immer eine bestimmte Nationalität die Grundlage, auf welcher das Volks- und Staatsleben ruht, den Grundstock, dessen Entwicklung durch fremde Pfropfreiser mitbestimmt sein kann, dessen Tragkraft sich aber nicht entbehren läßt, und dessen ursprüngliche Natur sich immer wieder, und gerade in den tiefsten Beziehungen des Gemeinlebens am stärksten, geltend macht. Schon an und für sich begründet die gemeinsame Abstammung eine Gleichartigkeit der körperlichen und geistigen Organisation, auf welcher die Gleichartigkeit der Denkweise, der Interessen, der Einrichtungen und Gesetze sich naturgemäß aufbaut. Noch viel wichtiger sind aber die Beziehungen, zu denen die weitere Entwicklung der Stammeseigenthümlichkeit führt. Wie die Familienglieder durch das Familienleben und die Erziehung ein gleichartiges Gepräge erhalten, so hat bei Stammesgenossen die Gleichheit der natürlichen Bedingungen und der geschichtlichen Verhältnisse, unter denen sie sich entwickeln,

dieselbe Wirkung: es bildet sich jene Verwandtschaft der Einzelnen in ihrer Vorstellungs- und Gefühlsweise, in der Art, wie sie die Dinge ansehen und beurtheilen, in den Neigungen, Gewohnheiten, Vorurtheilen und Leidenschaften, welche den Nationalcharakter ausmacht. Die wichtigste Trägerin dieser Verwandtschaft ist die Muttersprache; denn das Wort ist es, durch welches die geistige Einwirkung des Menschen auf den Menschen in erster Reihe vermittelt, in dem uns alles, was wir von anderen lernen, mitgetheilt wird; unsere psychische Gemeinschaft mit anderen ist an die Möglichkeit der sprachlichen Verständigung mit ihnen geknüpft, sie erstreckt sich daher nicht weiter, als diese Möglichkeit geht; und wie jede Sprache der Ausdruck einer eigenthümlichen Vorstellungsweise, einer bestimmten geistigen Daseinsform ist, so wird auch jede nur die ihr entsprechende Form des geistigen Lebens erwecken und nähren. Es ist deshalb nicht blos eine äußere Unbequemlichkeit, die einem Volke durch einen Sprachzwang auferlegt wird, wie wir ihn von Russen gegen Polen, von Dänen und Franzosen gegen Deutsche, von Wallonen gegen Flamänder haben üben sehen, sondern das Innerste seines eigenartigen Daseins wird dadurch angetastet, zum Verkümmern und Verdursten verurtheilt; und es ist nicht blos die Erschwerung des geschäftlichen Verkehrs und des höheren Unterrichts, mit der mehrsprachige Staaten zu kämpfen haben, sondern die Getheiltheit der Sprache bringt einen inneren Gegensatz in das ganze Volksleben, sie erschwert die Bildung eines einheitlichen nationalen Charakters um so mehr, je antipathischer sich die verschiedenen Sprachen von Hause aus sind, sie raubt dem Gemeinwesen eine von den stärksten einigenden Kräften und nöthigt es, dem Zuge seiner Theile zur politischen Verbindung mit Stammverwandten entgegenzuarbeiten. Die Einheit der Sprache und der Abstammung ist daher allerdings von der höchsten Bedeutung für das Staatswesen, und man muß die menschliche Natur nicht kennen und von der Geschichte nichts gelernt haben, wenn man meint, es lasse sich aus verschiedenartigen Völkerschaften, die sich an Zahl und politischer Kraft annähernd das Gleichgewicht halten, oder aus Bruchstücken verschiedener Stämme ohne festen nationalen Krystallisationskern ein Staat bauen; es müßten denn einmal ganz ungewöhnliche Umstände diesen Ausnahmsfall herbeiführen. Ein Reich läßt sich vielleicht unter Umständen auf diese Art herstellen: ein Völkerhaufen, welcher länger oder kürzer unter der Herrschaft eines Monarchen, oder auch unter der einer Republik zusammengehalten wird; aber ein Staat, ein einheitliches, von der freien Entwicklung der verbundenen Volkskraft getragenes Gemeinwesen nimmermehr. Wer je einen Beleg für diesen Satz braucht, der darf nur nach Oesterreich hinübersehen und sich fragen, weshalb sich dieses Land doch

von der staatlichen Einheit in demselben Maaß entfernt hat, in dem es an verfassungsmäßiger Freiheit zunahm.

Aber so wahr alles dieses ist, so gewiß muß man sich doch hüten, daß man nicht eine von den Bedingungen eines kräftigen Staatslebens zur alleinigen machen. Die Nationalität ist eines der festesten unter den Banden, welche den Staat zusammenhalten, aber sie ist nicht das einzige. Die Stammesgemeinschaft selbst verdankt ihre Bedeutung für die Einheit des Staatslebens nur den geistigen und sittlichen Beziehungen, die sie zwischen den Menschen begründet. Die gleichen Beziehungen bilden sich aber auch aus anderen Ursachen; und der Einfluß dieser letzteren kann unter Umständen so stark sein, daß er die Gegenwirkungen der ersteren überwiegt. Nicht blos Abstammung und Sprache, auch Religion, Bildungsform, Verkehrsverhältnisse, wirthschaftliche Interessen, auch das politische Leben, die politische Verfassung und die politischen Bedürfnisse verbinden und trennen die Menschen; ursprünglich getrennte Theile der menschlichen Gesellschaft können im Laufe der Zeit zusammenwachsen, durch verjährte Gewöhnung und bedeutende geschichtliche Erinnerungen verknüpft werden, ursprünglich zusammengehörige durch die gleichen Umstände sich fremd werden. Ihrer Nationalität nach gehört die deutsche Schweiz zu Deutschland, so gut wie Schwaben oder das badische Oberland; auch politisch war sie mit dem Mutterlande bis gegen das Ende des Mittelalters verbunden; dies hat aber nicht verhindert, daß sie sich losriß, und mit Bevölkerungen von romanischer Abstammung eine staatliche Verbindung eingieng, welche so fest geworden ist, daß jetzt das Gefühl der Zusammengehörigkeit mit den Eidgenossen bei der großen Mehrzahl der deutschen wie der romanischen Schweizer unläugbar weit stärker ist, als das der ursprünglichen nationalen Beziehungen. Einen ähnlichen Verschmelzungsproceß sehen wir in Belgien sich vollziehen; wenn auch hier allerdings der Erfolg noch unsicher ist und dadurch in hohem Grad erschwert wird, daß das deutsche und das romanische Element in diesem Staate sich der Zahl nach nahe kommen, daß auf das letztere bisher Frankreich eine starke Anziehung ausgeübt hat, das erstere in Zukunft von dem geeinigten Deutschland eine solche erfahren wird, daß endlich dem numerisch überlegenen, aber in politischer und socialer Beziehung zurückgesetzten deutschen Theil die Gleichberechtigung seiner Sprache bisher beharrlich verweigert wurde. Noch viel häufiger ist aber der Fall, daß mit einer stammverwandten Mehrzahl eine ihr stammesfremde Minderheit sich zu Einem Staatswesen verbunden hat; ja dieser Fall ist so häufig, daß es in unserer Zeit fast keinen größeren Staat giebt, der nicht solche fremde Elemente in bedeutender Ausdehnung in sich aufgenommen hätte; und wenn da und dort die politische Einheit

allerdings dadurch nothlitt, ist sie doch anderswo durch dieses Verhältniß theils gar nicht, theils nur unerheblich geschädigt worden: nicht blos da, wo die fremden Elemente in die eigene Stammesart aufgenommen oder zu einer neuen Nationalität mit ihr verschmolzen wurden, wie das fränkische in Frankreich, das französisch-normannische in England, das slawische im östlichen und nördlichen Deutschland, sondern auch wo sie sich in ihrer Eigenthümlichkeit erhielten. England z. B. hat zwar mit den Irländern fortwährend seine Noth, weil hier die politische Einigung durch den confessionellen Gegensatz und durch die Nachwehen der Ungerechtigkeiten und Mißgriffe erschwert wird, welche von den angelsächsischen Eroberern Jahrhunderte lang gegen die ursprünglichen Landeseinwohner begangen wurden; aber in Wales und in Hochschottland ist dieselbe durch die gälische Nationalität nicht im geringsten verhindert worden. Frankreich hat das Elsaß kaum 200 Jahre besessen, und trotz aller Vernachlässigung, allem kirchlichen Druck und allem Sprachzwang, war die Mehrzahl der Elsässer, während sie ihr alemannisches Deutsch beibehielt, seit der Revolution zu guten französischen Bürgern geworden. Für Preußen waren die Polen in Westpreußen Posen und Schlesien noch vor 20 Jahren eine ernstliche Verlegenheit, heutzutage sind sie es nicht mehr. In Nordamerika leben Millionen von Deutschen, und sie gehören zu den tüchtigsten und zuverlässigsten Bürgern der großen Republik. Die nationale Grundlage eines Staatswesens schließt mit Einem Wort eine Beimischung von Theilen einer anderen Nationalität nicht aus, und wenn dem Gegensatz der Nationalitäten in den sonstigen Beziehungen des Staatslebens zusammenhaltende Kräfte und Interessen von ausreichender Stärke gegenüberstehen, wird seine Einheit und Gesundheit durch ihn nicht gefährdet. Gerade die neueren Staaten sind viel weniger, als die alten, an die Nationalität gebunden und auf sie beschränkt; sie haben an derselben wohl ihre natürliche Grundlage, aber die Mischung der Stämme in den heutigen Kulturländern, die außerordentliche Steigerung und Erleichterung des Verkehrs, der Universalismus unserer Religion, der Kosmopolitismus unserer Bildung haben die Ausschließlichkeit der alten Nationalstaaten gesprengt und die Möglichkeit geschaffen, daß Angehörige verschiedener Stämme und Sprachgebiete gleichberechtigt in Einem Staate zusammenwohnen und als Bürger dieses Staates sich wohl fühlen. Wenn sich daher ein Theil einer Nation von dem Hauptstamm getrennt und sich sein eigenes Staatswesen eingerichtet hat, oder wenn er mit einem Volke von anderer Abstammung staatlich verbunden ist, so giebt dieser Umstand für sich genommen den Stammesverwandten desselben noch kein Recht, ihn um seiner Nationalität willen für sich in Anspruch zu nehmen und gewaltsam zu sich herüberzuziehen;

dieses Recht könnte sich vielmehr, wenn es überhaupt vorhanden ist, nur darauf gründen, daß aus der Abtrennung jenes Gliedes von seinem Volkskörper für jenes oder für diesen Uebelstände erwachsen, die auch abgesehen von der Quelle, aus der sie entsprungen sind, zur Selbsthülfe berechtigen würden. Ebensowenig kann aber auch umgekehrt einem Volke blos auf das Princip der Nationalität hin die Befugniß bestritten werden, eine stammesfremde Bevölkerung in seinem Staatsverband festzuhalten oder in denselben aufzunehmen, wenn es dafür anderweitige Gründe hat, die schwer genug wiegen, um die Schwierigkeiten zu überwinden, mit welchen die Verbindung verschiedener Nationalitäten in Einem Staatswesen, wie dies nicht verkannt werden darf, immer zu kämpfen hat.

Nach den gleichen Gesichtspunkten ist auch die Frage nach der Vereinigung des Elsasses und Deutschlothringens mit Deutschland zu beurtheilen. Die deutsche Nationalität der Elsässer wäre hiefür allerdings, für sich allein genommen, noch kein genügender Rechtsgrund. Die deutschen Schweizer stehen uns ihrer Sprache und Abstammung nach ebenso nahe, in ihrem Geistesleben wohl noch näher als die Elsässer; und doch würde, auch wenn die Sache weniger unausführbar wäre, als sie ist, kein urtheilsfähiger Mensch in Deutschland an einen Eroberungskrieg zur Annexion der deutschen Schweiz denken. Nicht einmal der Umstand ist unbedingt entscheidend, daß das Elsaß seiner Zeit durch die empörendsten Mittel einer gewaltthätigen und gewissenlosen Politik von Deutschland losgerissen worden ist. Diese Thatsache war allerdings im höchsten Grade geeignet, unseren Schmerz um den Verlust des schönen Grenzlandes zu schärfen und den Wunsch nach seiner Wiedererwerbung immer neu anzufachen. Aber trotzdem würde sich Deutschland in jenen Verlust schließlich ebenso gefunden haben, wie es sich in den der Schweiz und Hollands gefunden hat, wenn es sich hier nur um etwas in der Vergangenheit liegendes, nicht um eine fortwährende Gefahr für die Gegenwart und die Zukunft handelte. So wenig auch die Verträge von 1815 unseren Wünschen und Interessen entsprachen: nachdem sie einmal geschlossen waren, würden wir unsererseits sie gehalten haben, wenn Frankreich sie gehalten hätte. Wenn es die Elsässer zufrieden waren, Franzosen zu heißen, und wenn Deutschland aus diesem Verhältniß keine Gefahr drohte, so hätten wir nicht das Recht gehabt, und würden auch nicht den Willen gehabt haben, zur Wiedergewinnung ihres Landes den Frieden mit Frankreich zu brechen. Aber wir haben ihn ja auch nicht gebrochen, sondern Frankreich ist es, das ihn gebrochen hat. Frankreich hat den alten Vertrag zerrissen; unsere Sache ist es, nach den heldenmüthigen Anstrengungen, den furchtbaren Opfern, den beispiellosen Erfolgen unserer Heere zu entscheiden, unter welchen Be-

dingungen wir einen neuen mit ihm schließen wollen. Wenn wir jetzt auf die alte Streitfrage zurückkommen, wenn wir erklären, das hundertjährige Unrecht müsse gesühnt, die Glieder unseres Volkes, die durch brutale Gewalt und schnöden Verrath von ihm abgerissen wurden, müssen wieder mit ihm vereinigt werden, so überschreiten wir unser Recht auch nicht um ein Haarbreit, und wir würden es selbst dann nicht überschreiten, wenn die Fortdauer des bisherigen Besitzstandes für die Sicherheit Deutschlands weniger gefährlich wäre, als sie dies in Wirklichkeit ist. Selbst in diesem Fall würde es sich nicht um eine Eroberung handeln, die keinen weiteren Rechtsgrund für sich anführen könnte, als das Princip der Nationalität, sondern um die Zurückforderung eines Gutes, dessen unrechtmäßiger Besitzer die Bedingungen nicht erfüllt hat, unter denen wir ihn im Besitz seines Raubes gelassen hatten. Die Nationalität ist nicht der entscheidende Rechtstitel, auf dem Deutschlands Anspruch an das Elsaß ruht; wenn sie auch immerhin eine der gewichtigsten unter den Rücksichten ist, die es bestimmen müssen, auf jenen Anspruch um keinen Preis zu verzichten, nachdem ihm anderweitige Gründe das Recht, ihn zu erheben, gegeben haben.

Wäre aber die deutsche Nationalität der Elsässer für sich allein kein ausreichender Grund, sie für Deutschland zurückzuforderen, so wird auch umgekehrt die französische Nationalität, oder richtiger: die französische Sprache der Lothringer kein Grund sein, welcher die Erwerbung Deutsch-lothringens zum voraus unmöglich machte. Es ist an sich nicht wünschenswerth für Deutschland, sich mit einer solchen, dem deutschen Wesen entfrembeten Bevölkerung zu belasten; es müssen gewichtige Gründe sein, die ihm diesen Entschluß aufdringen, wenn er in seinem Interesse liegen soll; aber daß es zu dieser Aneignung eines Landstrichs, dessen größerer Theil außer seinem Sprachgebiet liegt, kein Recht habe, kann man nicht sagen, und am allerwenigsten können es die sagen, welche es ganz in der Ordnung gefunden haben, daß die Elsässer zu Frankreich gehörten, und welche dies wohl gar auch ferner in der Ordnung finden würden. Wenn alle anderen Staaten einzelne ihrem Hauptstamm fremde Bevölkerungen in sich haben, so kann dies unmöglich Deutschland allein verboten sein; das fremde Volk, das uns durch einen räuberischen Ueberfall die Waffen zur Nothwehr in die Hand gedrückt hat, kann nicht den Anspruch machen, blos deshalb, weil es ein fremdes ist, gegen jede Abtretung der Gebietstheile geschützt zu sein, deren wir bedürfen, um uns für die Zukunft vor seiner Raubsucht zu sichern. Ob Metz und die nordwestliche Ecke von Lothringen ein solches Gebiet ist, haben wir hier nicht zu untersuchen; so sehr es auch selbst dem Laien einleuchtet, daß die Feste, deren Bezwingung unserem Heere diese unsägliche Mühe und diese schweren Opfer gekostet

hat, in den Händen des Feindes eine große Gefahr, in den unsrigen ein unschätzbares Bollwerk für Deutschland sein muß, und so bedeutend in beiden Beziehungen der Umstand in's Gewicht fällt, daß durch den von Frankreich erreichten Verzicht auf Luxemburg die deutsche Vertheidigung gerade an dieser gefährlichen Stelle geschwächt wurde. Hier war nur zu zeigen, daß, jenes vorausgesetzt, aus der französischen Nationalität der Lothringer (so weit diese überhaupt geht) sich kein Rechtsgrund gegen die Besitznahme jenes Landstrichs herleiten läßt. Daß aber wenigstens die politische Zweckmäßigkeit sie verbiete, glauben wir nicht. Mag man auch die Bedeutung der nationalen Einheit für die Staaten noch so hoch stellen, so gilt doch dieser Grundsatz immer nur im ganzen und großen. Einzelne Beimischungen fremden Landes und Blutes kann, wie gesagt, kein Staat vermeiden, die Grenzen zwischen den Nationalitäten lassen sich nie ganz scharf ziehen; und es ist dies auch so wenig ein Unglück, daß vielmehr gerade diese Vermischung der Stämme dazu dient, ihre Ausschließlichkeit zu mildern, ihre gegenseitigen Vorurtheile zu berichtigen, die Einseitigkeit eines auf sich beschränkten Volksthums zu ergänzen. Nur darauf kommt es an, daß das richtige Verhältniß hierin nicht überschritten, daß einem Staatswesen an fremder Nationalität nicht mehr aufgebürdet wird, als es ohne Schaden für seine Einheit, seine Selbständigkeit und die Eigenartigkeit seines Lebens ertragen kann. Wenn in einem Staat ungleichartige und sich abstoßende Nationalitäten ihrer Zahl nach sich nahezu gleich stehen, wie in Belgien, so können ihm daraus allerdings sehr ernste Gefahren erwachsen. Wenn mit einem überwiegend germanischen und protestantischen Lande eine compacte eifrig katholische keltische Bevölkerung von mehreren Millionen verbunden ist, wie in Großbritannien, so ist dies begreiflicherweise eine Quelle fortwährender Mißstände. Auch ein solches Verhältniß der Nationalitäten, wie es die Schweiz aufweist, ist an sich selbst immer noch sehr ungünstig, und die Unbequemlichkeiten, die es mit sich bringt, und die sich auch bisher schon in vielen Fällen recht fühlbar gemacht haben, können nur durch so ganz eigenthümliche Umstände, wie die republikanische Verfassung der Schweiz, mitten unter monarchischen Staaten, und ihre von Europa verbürgte Neutralität, aufgewogen werden. Aber wenn im deutschen Staat neben 39 Millionen Deutschen in einer Grenzprovinz einige hunderttausend französisch Redende von gemischtem Blut wohnen, so kann seine politische Einheit und seine nationale Eigenthümlichkeit dadurch unmöglich gefährdet werden; und ebensowenig werden andererseits jene die Verbindung mit einem Volke unerträglich finden können, dessen Mehrzahl zwar eine andere Sprache, als sie selbst, redet, das aber weder ihrer Sprache noch ihrer Nationalität überhaupt zu nahe tritt, und sie

in die volle Gemeinschaft seines eigenen Staatswesens aufnimmt. Was sonst überall möglich ist, wird auch in Deutschland nicht unmöglich sein, und wenn Frankreich das deutsche Elsaß Jahrhunderte lang besessen und sich dabei ganz wohl befunden hat, werden auch wir ein kleines Grenzland mit französischer Sprache besitzen können, ohne daß wir daran zu Grunde gehen.

„Wenn aber die Elsässer und die Lothringer nicht deutsch werden wollen? Ist es denn erlaubt, über Völker, selbst gegen ihren Willen, zu verfügen, wie über eine Schaafheerde? Heißt das nicht in die schlimmsten Ueberlieferungen vergangener Zeiten zurückfallen, die angeborenen Menschenrechte, das unveräußerliche Selbstbestimmungsrecht der Völker mit Füßen treten?" Dieses Thema ist vorzugsweise von der außerdeutschen, der englischen, der schweizerischen, und vor allem natürlich der französischen Presse mit Vorliebe ausgeführt worden; auch die deutsche Demokratie hat aber bekanntlich in denselben Ton eingestimmt, wenn auch meistens mit der Zurückhaltung, die den einen durch äußere Rücksichten, den andern, was hiemit ausdrücklich anerkannt sei, durch die unzerstörbare Macht ihres eigenen patriotischen Gefühls auferlegt war. Seitdem man vollends in Frankreich den republikanischen Mantel umgehängt hat, ist bei manchen, zumal in der Schweiz, in dieser Beziehung unverkennbar ein Umschwung eingetreten, der ihrem politischen Charakter zu keiner größeren Ehre gereicht, als ihrem politischen Verstande. Man schwärmt für den Namen der Republik, ohne Rücksicht darauf, was dahinter steckt; man faselt von Verbrüderung der freien Völker, während gerade von den republikanischen Behörden und von dem Pöbel, vor dem sie kriechen, unsere friedlichen Landsleute zu vielen Tausenden verjagt, mißhandelt, geplündert, bei Verbrechern in Gefängnissen herumgeschleppt wurden; man feiert die Befreiung eines Volkes, das seiner überwiegenden Mehrzahl nach von der Republik nichts wissen will, während es von Parteien und Parteiführern terrorisirt wird; man stellt sich an, als ob die Sittlichkeit wunder wie viel gewonnen hätte, wenn die officiellen Lügen von Gambetta unterschrieben sind, statt von Palikao, und die Freiheit wunder wie viel, wenn dem souveränen Volke im Namen der Republik, statt in dem des Kaiserreichs, der Mund zugehalten wird. Aber auch solchen, die von der Hohlheit dieses Treibens sich fernhalten, kann die Sache selbst immerhin ein Bedenken erregen; und je vollständiger sie es zugeben, daß es ein ruchloser Raubkrieg war, den das kaiserliche Frankreich gegen uns unternommen hat, um so nöthiger mag es ihnen vielleicht scheinen, uns zu warnen, daß wir die Grenzen der Nothwehr nicht überschreiten und uns nicht auf die Wege einer Eroberungspolitik verirren, die nicht blos eine Geißel für andere,

sondern immer auch, wie eben das Beispiel Frankreichs zeigt, ein Fluch für das eigene Volk ist.

Solchen wohlmeinenden, wenn auch oft etwas unberufenen Rathgebern ließe sich nun zunächst schon die Frage entgegenhalten, wie denn Lothringen und das Elsaß an Frankreich gekommen sind? und wie das linke Rheinufer an Frankreich gekommen wäre, wenn die französischen Waffen so glänzende Erfolge gehabt hätten, wie die deutschen? Auf die freie Selbstbestimmung der Bevölkerung ist dort bekanntlich und wäre ganz sicher auch hier nicht die geringste Rücksicht genommen worden. Nun wird freilich niemand, der es mit Deutschland wohl meint, ihm den Rath geben, daß es sich die Politik der Treulosigkeit und der Gewaltthat, die blutigen Kriege, die scheußliche Verwüstung blühender Landstriche, die heimlichen Ränke und die offenen Raubzüge zum Vorbild nehme, denen Ludwig XIV. und Heinrich II. den Besitz jener deutschen Reichslande verdanken, oder daß es zur Erweiterung seiner Grenzen Eroberungskriege unternehme, wie der, welchen Frankreich eben jetzt nach dem Vorbild des ersten Kaiserreichs vom Zaune gebrochen hat. Aber es ist zweierlei: den friedlichen Nachbar berauben, und dem Räuber einen Raub abnehmen, der ihm überdies noch die Mittel zu weiteren Räubereien gewährt. Jenes hat Frankreich gethan, dieses wollen wir thun, und es müßte um das Völkerrecht eigenthümlich bestellt sein, wenn wir dazu erst diejenigen um Erlaubniß bitten müßten, die durch ungerechte Gewalt uns entfremdet und selbst in den Krieg mit uns verwickelt, im gegenwärtigen Augenblick begreiflicherweise nur die siegreichen Feinde, nicht die künftigen Mitbürger in uns zu sehen wissen. Sollte dieser Grundsatz gelten, so brauchte der Eroberer seinen unrechtmäßigen Besitz nur lange genug in Händen zu haben, er dürfte nur alle die Mittel anwenden, durch die man eine widerspenstige Bevölkerung mürbe macht oder besticht, sie im Nothfall vernichtet oder austreibt, und seine Usurpation wäre geheiligt. Warum sollte dann aber einem andern nicht dasselbe erlaubt sein? warum sollte nicht auch er sagen können: laßt mich einmal gleichfalls den Versuch machen; ich will dieses Land vorerst nehmen, in einem Menschenalter werde ich es dann schon so weit bringen, daß ein Plebiscit für mich entscheidet? Wird die rechtliche Möglichkeit einer Gebietserwerbung, zu welcher die Zustimmung der Bevölkerung fehlt, schlechtweg geläugnet, so wären Elsaß und Lothringen noch als deutsche Gebiete zu betrachten, denn sie sind notorisch gegen ihren Willen mit Frankreich vereinigt worden; genügt es umgekehrt, wenn diese Zustimmung nur irgend einmal, sei es auch noch so lange nach der ersten Erwerbung, eingeholt wird, nun dann muß es auch Deutschland freistehen, sich vorläufig wieder in den Besitz des geraubten Gutes zu setzen, und

sich der Hoffnung zu getrösten, daß die Zeit schon kommen werde, in der seine neuen Bürger sich mit einem Verhältniß versöhnt haben, in welches vorerst allerdings die Mehrzahl von ihnen ohne Zweifel nur widerwillig eintritt.

Schon diese vorläufige Erwägung kann darthun, daß der Grundsatz, den man uns als unbestreitbare Wahrheit verkündigt, keineswegs unzweifelhaft feststeht, daß er jedenfalls einer genaueren Bestimmung in hohem Grade bedürftig ist. Wir müssen ihn aber noch etwas eingehender prüfen.

Versuchen wir es zunächst, die Frage selbst richtig zu stellen. Ein Land, sagt man, kann nicht ohne die Einwilligung seiner Bewohner von dem Staate, zu dem es bis dahin gehörte, losgetrennt oder einem anderen einverleibt werden; denn die Menschen sind keine Sachen, es kann über sie nicht von Dritten, ohne ihre eigene Zustimmung, verfügt werden. Man setzt also voraus, daß es sich hier unmittelbar um eine Verfügung über die Menschen, als solche, handle; daß also z. B. die Bestimmung des Friedensvertrags, welche Deutschland verlangt, ihrem eigentlichen Sinne nach lauten müßte: „Die sämmtlichen Bewohner von Elsaß und Deutschlothringen gehören in Zukunft zu Deutschland.“ Allein dies ist eine ungenaue und irreführende Vorstellung. Wenn ein Landestheil von einem Staat an einen andern abgetreten wird, bilden den direkten Gegenstand dieser Abtretung nicht die Menschen, welche in diesem Land wohnen, sondern das Land selbst, oder genauer die Landeshoheit, die Territorialgewalt. Dieses beides ist aber nicht dasselbe, weder formell, nach seinem rechtlichen Charakter, noch materiell, nach seinen Wirkungen. Die Landeshoheit ist das Ganze der Rechte, welche der Staatsgewalt als solcher in einem Lande zustehen; das Subjekt dieser Rechte, der Träger der Landeshoheit, sind nicht die Bewohner dieses Landes als Einzelne, sondern der Staat, zu dem es gehört. Wenn daher die Landeshoheit über ein bestimmtes Gebiet von einem Staat an einen andern übergeht, so kommt der letztere zwar in den Besitz aller der Rechte, welche der erstere bisher in diesem Gebiet ausgeübt hat; aber man kann deshalb doch nicht sagen, daß die Bewohner dieses Landes, sondern immer nur, daß dieses Land in seine Gewalt komme. Jenes wäre nur dann der Fall, wenn die Bewohner an die Scholle gebunden wären; ist es ihnen dagegen freigestellt, ihren bisherigen Wohnsitz zu verlassen, wofern sie sich dem neuen staatsrechtlichen Verhältniß nicht unterwerfen wollen, so ist ihr Verbleiben in dem Lande, das seine Herrschaft gewechselt hat, immer als ein freiwilliger Akt zu betrachten, wie gewichtig auch die Gründe des Interesses oder der Anhänglichkeit an die Heimath oder welche sonst sein mögen, die ihnen diesen Akt anrathen. Es ist daher nicht richtig, daß in einem solchen Fall

über Menschen in derselben Weise verfügt werde, wie über Sachen, und die Frage ist nicht die, ob es erlaubt ist, sich eines Volks oder Volkstheils gegen seinen Willen zu bemächtigen, sondern ob ein Staat die Landeshoheit über ein gegebenes Gebiet ohne die Zustimmung seiner Einwohner erwerben kann.

Zur Beantwortung dieser Frage reicht man aber nicht mit allgemeinen Betrachtungen über angeborene Menschenrechte und öffentliche Moral aus, sondern sie ist aus der eigenthümlichen Natur des Rechtsverhältnisses zu entscheiden, um das es sich hier handelt. Man kann auf's festeste überzeugt sein, daß Personen nicht als Sachen behandelt werden dürfen, und daß es deshalb unzulässig ist, die Kriegsgefangenen oder die Einwohner einer eroberten Stadt zu Sklaven zu machen; man kann mit vollkommener Deutlichkeit einsehen, daß der Staat nicht allein das Interesse, sondern auch die Pflicht hat, seine Angehörigen durch ihren eigenen guten Willen an sich zu fesseln, daß man kein Volk auf die Dauer in ein Staatswesen hineinzwängen kann und darf, dem es nur mit Widerwillen angehören könnte und durch seine Widerspenstigkeit fortwährend Verlegenheiten bereiten würde; und man kann dennoch der Meinung sein, die Landeshoheit über einzelne Theile eines Staatsgebiets oder auch über das Ganze könne unter Umständen ohne die vorgängige Zustimmung seiner Bewohner von ihrem bisherigen Inhaber auf einen neuen übergehen. Das *Interesse* der letzteren wird allerdings durch eine solche Veränderung in der Regel auf's tiefste berührt werden; aber die *Rechte*, um deren Uebertragung es sich handelt, stehen nicht ihnen zu, sondern dem Staatsganzen, dem sie angehören; wenn daher dieses durch seine gesetzlichen Organe jene Rechte an einen anderen Staat abtritt, oder wenn es ihm durch seine Handlungen einen ausreichenden Rechtsgrund giebt, um sich derselben zu bemächtigen, so müssen sie sich die Folgen dieser staatlichen Akte gerade so gut gefallen lassen, wie die aller andern. Es kann dem Einzelnen auch sehr unangenehm sein, wenn seine Regierung das Land mit Schulden überbürdet; aber wenn er nicht auswandern will, muß er die nachtheiligen Folgen dieses Leichtsinns mittragen. Es kann eine Bevölkerung in das tiefste Elend stürzen, wenn ein unbesonnener Krieg die feindlichen Heere über die Grenzen führt; aber sie kann sich der Kriegslast nicht durch die Einrede entziehen, daß man sie vor der Kriegserklärung nicht gefragt habe. Die Gültigkeit der Verträge, die ein Staat abschließt, die rechtlichen Folgen, die seine Handlungen für sein Verhältniß zu Dritten nach sich ziehen, können nicht von der Zustimmung der Einzelnen abhängig gemacht werden, die bei denselben mit ihrem Interesse betheiligt sind. Was die verfassungsmäßigen Organe eines Staats thun und be-

schließen, das ist als That und Beschluß des Staatsganzen zu betrachten, dem der Einzelne als Bürger dieses Staats sich nicht entziehen kann. Nicht anders verhält es sich auch im vorliegenden Fall. Glaubt die Regierung, die einen Theil ihres Gebiets abtritt, oder die einen Krieg unternimmt, welcher zu einem Gebietsverlust führen kann, der Zustimmung ihres Volkes zu bedürfen, — wie dies allerdings ganz in der Ordnung ist, — nun dann ist es ihre Sache, sich dieser Zustimmung in der verfassungsmäßigen Weise zu versichern; der Staat, welcher die Gebietsabtretung annimmt, oder aus dem eingetretenen Kriegszustand die dem Kriegsrecht entsprechenden Folgen ableitet, braucht dazu wohl die Zustimmung seines eigenen, aber nicht die des fremden Volkes. Auch der Staat aber, dessen Gebiet abgetreten werden soll, wird seine Entschlüsse nicht davon abhängig machen können, ob die Bewohner des abzutretenden Landestheils ihrer Mehrzahl nach denselben zustimmen; — bei einem solchen Verfahren könnte dasjenige, was für das Ganze unbedingt nothwendig ist, durch den Widerspruch eines Bruchtheils vereitelt werden; — sondern wenn das Volk als Ganzes durch die Mehrheit seiner Stimmen oder seiner Vertreter die Maaßregel gutheißt, wird er verlangen, daß auch jeder Theil sich ihr füge, wie empfindlich sie ihm vielleicht an sich selbst sein mag. Dies ist Selbstbestimmung des **Volkes**; das andere wäre ein der Minderheit eingeräumtes Veto gegen die Beschlüsse der Mehrheit; eine Einrichtung, die zwar von manchen angeblichen Demokraten und Republikanern im vorliegenden Fall ungestüm verlangt wird, die aber trotzdem von einer wirklichen Selbstregierung der Völker, einer wirklichen Demokratie, das gerade Gegentheil ist.

Es wird dies noch deutlicher werden, wenn wir die verschiedenen Bedingungen in's Auge fassen, unter denen überhaupt ein Land oder Landestheil an einen anderen Staat übergehen kann. Dies geschieht nämlich entweder freiwillig, durch einen Vertrag, welchen die betreffenden Staaten mit einander schließen; oder durch Zwang ohne Vertrag, durch Eroberung; oder endlich durch einen erzwungenen Vertrag, wie bei einem dem einen Theil abgenöthigten Friedensschluß. Aber an die Zustimmung der Bevölkerung, deren Wohnsitz einer neuen Landeshoheit unterworfen werden soll, ist diese Veränderung der Natur der Sache nach nur in dem Fall gebunden, der in der Wirklichkeit jedenfalls sehr selten vorkommt, wenn ein selbständiges Volk sich freiwillig entschließt, mit seinem ganzen Gebiet in einen fremden Staat einzutreten; weil eben in diesem Fall jene Bevölkerung zugleich das Volk ist, mit dem dieser Staat seinen Vertrag schließt. Damit z. B. der Luxemburger Handel vom Jahr 1867 perfekt werden konnte, wäre freilich die verfassungsmäßige Zustimmung der luxem-

burgischen Volksvertretung nöthig gewesen. In allen anderen Fällen dagegen ist diese Zustimmung keine unerläßliche Bedingung des neuen staatsrechtlichen Verhältnisses.

Setzen wir nämlich für's erste, daß zwei Staaten in ihrem beiderseitigen Interesse, etwa zur Auflösung eines Condominats oder zur Gewinnung bequemerer Grenzen, sich über einen Gebietstausch verständigen, so wird zwar jeder von beiden den Wunsch haben, daß seine bisherigen Unterthanen mit diesem Tausche zufrieden seien; wenn sie dies aber nicht sind, wenn sie in ihren bisherigen Verhältnissen zu bleiben verlangen, wie dies auch wirklich bei solchen Veranlassungen vermöge der Kraft der Gewohnheit in der Regel geschieht, so läßt man sich dadurch von der Ausführung dessen, was man für zweckmäßig erkannt hat, nicht abhalten. Man sucht seinen Angehörigen den Uebergang in die neuen Verhältnisse möglichst zu erleichtern, man sucht ihre Wünsche zu berücksichtigen, man sucht sie zu belehren; aber man räumt ihnen nicht das Recht ein, das, was die Gesammtheit in ihrem Interesse beschlossen hat, durch ihren Widerspruch zu verhindern; man erkennt den Grundsatz nicht an, daß jede Gebietsabtretung an die Zustimmung der betreffenden Bevölkerung geknüpft sei, und man kann ihn nicht anerkennen, wenn es nicht in die Hand einer vielleicht winzigen Minorität gelegt sein soll, dem Staate unter Umständen die nothwendigsten und gemeinnützigsten Maaßregeln unmöglich zu machen. Auch die bekannten neueren Vorgänge, das Verfahren Louis Napoleon's und Victor Emanuel's, kann man dem nicht entgegenhalten: wenn sie es zweckmäßig fanden, ihre neuen Erwerbungen durch Volksabstimmungen bestätigen zu lassen, so folgt nicht, daß auch alle anderen verpflichtet sind, diesem Beispiel zu folgen. Bei Nizza und Savoyen ohnedem war die Abstimmung eine bloße Formalität: wäre das Ergebniß anders ausgefallen, so würde man schon die Mittel gefunden haben, es zu berichtigen.

Eine zweite Art der Gebietserwerbung ist die Eroberung. Daß auch diese Erwerbungsart eine rechtmäßige sein könne, wird freilich bestritten. Man muß die Thatsache einräumen, daß es kaum einen Staat giebt, der nicht einen Theil seines Landes auf diesem Wege gewonnen hätte; aber man findet, daß dies nur in einer barbarischen Vorzeit für ehrenhaft und erlaubt habe gelten können; wogegen das Rechtsgefühl unseres Jahrhunderts diesen Besitztitel mit Entrüstung zurückweise. Allein hier scheint eine kleine Begriffsverwechslung mitunterzulaufen. Die Thatsache der Eroberung als solche kann freilich keinen Rechtsanspruch begründen, denn Macht ist nicht Recht; aber die Eroberung kann die Form sein, unter der ein Anspruch seine Befriedigung findet, dessen rechtliche Begründung anderswo liegt. Wenn ein Staat seinen schwächeren Nachbar überfällt

und ihm sein Land raubt, so ist dies freilich keine rechtmäßige Eigenthumserwerbung. Aber wenn ein Staat von seinem Nachbar ohne jeden Rechtsgrund angefallen wird, und es gelingt ihm, den Angreifer zurückzuschlagen und das Land desselben in Besitz zu nehmen: soll er dann nicht das Recht haben, sich durch seine Einverleibung gegen die Gefahren zu schützen, die ihm sofort wieder drohen würden, wenn er es dem besiegten Feinde zurückgäbe? Die Umstände können so liegen, daß diese Besitzergreifung vollkommen berechtigt, ja ohne die augenscheinlichsten Gefahren und Nachtheile gar nicht zu umgehen ist. Aber von einer Befragung der Bevölkerung kann doch in diesem Fall nicht die Rede sein. Entweder wäre sie ohne alle reale Bedeutung, wenn nämlich Maaßregeln getroffen wären, um den Befragten keine Wahl zu lassen; — eine solche Volksabstimmung wäre aber doch unstreitig weit schlimmer, als gar keine; — oder sie wäre eine unverzeihliche Thorheit, ein Selbstmord; denn wie läßt sich denken, daß ein Volk sich dem Feinde, den es so eben auf Tod und Leben bekämpft, von dem es alle Uebel des Krieges und alle Demüthigung einer Niederlage erlitten hat, freiwillig unterwerfen, daß es sich durch eine wirklich freie Abstimmung dem feindlichen Staat einverleiben lassen werde? Wenn man verlangt, daß der Sieger das Land des Besiegten nur mit der Zustimmung der Bevölkerung an sich ziehe, so verlangt man mit anderen Worten, daß er dies überhaupt nicht thue; man will nicht blos, daß keiner einen anderen ungerecht angreife, sondern man will auch, daß der ungerecht Angegriffene darauf verzichte, seinen Gegner für die Zukunft unschädlich zu machen. Wer von einem Wegelagerer angefallen wird, der soll zwar das Recht haben, sich zu vertheidigen; aber das Versteck, in dem ihm dieser am nächsten Morgen wieder auflauern wird, soll er ihm nicht wegnehmen dürfen, es wäre denn, daß der Räuber selbst in sich gienge und ihm sein Raubschloß auf höfliches Ansuchen überließe. Daß eine solche Theorie den Franzosen im gegenwärtigen Augenblick sehr gelegen käme, begreift sich; aber wenn angeblich Unparteiische ihren Neid und ihre Angst vor Deutschlands aufleuchtender Größe hinter so faule Vorwände verstecken, so ist dies doch gar zu dreist; und wenn es in Deutschland selbst einzelne Doctrinäre giebt, denen die vermeintliche Consequenz ihres demokratischen Princips höher steht, als die Sicherheit ihres Vaterlandes, so mag man zwar billig annehmen, daß sie nicht wissen, was sie thun; nur wird man leider in diesem Fall an das sokratische Paradoxon erinnert, es sei besser, mit Wissen, als aus Unwissenheit, die Unwahrheit zu sagen.

Ein Beispiel mag die Sache erläutern. Algier war Jahrhunderte lang der Hauptsitz der Seeräuberei im Mittelmeer, der Schrecken aller europäischen Seefahrer. Endlich kam Frankreich in Krieg mit dem Raub-

staat, und eroberte das Piratennest. Und es begieng den unverzeihlichen Fehler, die Stadt, nachdem sie genommen war, dem früheren Besitzer nicht wieder zurückzugeben, ja es behielt auch noch das Land, was dazu gehörte. Auf das Princip der Nationalität konnte es sich dabei freilich nicht berufen: die Turco's sind erst später in die französische Armee aufgenommen und dadurch gewissermaßen für Angehörige der „großen Nation" erklärt worden. Auch nach dem Willen der Bevölkerung wurde nicht gefragt: die Annexion durch Plebiscit ist erst später erfunden worden, und an Kabylen und Arabern wäre auch am Ende selbst die Kunst des Herrn Pietri verloren gewesen. Das war nun allerdings noch das bourbonische Frankreich, welches sich diese Mißachtung der demokratischen Grundsätze zu Schulden kommen ließ; aber auch das Bürgerkönigthum und das Kaiserreich, die zweite und die dritte Republik hat es versäumt, den Schaden wieder gutzumachen, und ihrer Herrschaft über die Kabylen des Atlas und die Beduinenstämme der Wüste durch das alleinseligmachende Salböl des Plebiscits die Weihe zu geben. Und was noch mehr zu verwundern ist: kein Mensch in Europa hat an dieser himmelschreienden Ungerechtigkeit Anstoß genommen. Man war wohl in England nicht ohne Sorge über die Ausbreitung Frankreichs am Mittelmeer; man hat wohl vielfach bezweifelt, ob es die Seeräuberei an der Küste nothwendig machte, die französische Herrschaft bis in die Sahara auszudehnen, ob die Ohrfeige, welche der Dey von Algier dem Gesandten Karl's X. gegeben hatte, die Generale seines Nachfolgers berechtigte, unabhängige Völkerschaften gewaltsam zu unterwerfen, und wenn sie sich nicht fügten, niederzuhauen oder in ihren Zufluchtsorten durch Rauch zu ersticken. Aber was die Eroberung Algiers betrifft, so ist gegen ihre Rechtmäßigkeit meines Wissens niemals ein Bedenken erhoben worden; daß dieser Landerwerb erst durch die Zustimmung der Besiegten hätte legalisirt werden müssen, ist nicht von dem eingefleischtesten Demokraten behauptet worden. Nun, Deutschland befindet sich heute gegen Frankreich in demselben Falle, wie Frankreich vor vierzig Jahren gegen Algier; nur daß Frankreich eine außer allem Vergleich größere Gefahr für uns ist, als der kleine Barbareskenstaat für Frankreich war. Frankreich hat uns seit drei Jahrhunderten bei jeder günstigen Gelegenheit überfallen, geplündert, unseres Gebietes beraubt. Vergrößerung auf Kosten Deutschlands ist der stehende Lieblingsgedanke der französischen Politik, und die Ausführung dieses Gedankens stellt sich, abgesehen von den Größenverhältnissen, den Thaten der muhamedanischen Piraten würdig zur Seite. An Treulosigkeit und Verachtung des Völkerrechts konnten Ludwig XIV. und die beiden Napoleon mit jedem von den Nachfolgern Jugurtha's wetteifern; die Schaaren Türenne's und Melac's haben im

südwestlichen Deutschland schlimmer gehaust, als die türkischen Galeeren auf dem Meere; an Raubsucht blieben die Sansculotten der Republik und die Marschälle des ersten Kaiserreichs hinter Chaireddin Barbarossa und seinen Helden kaum zurück; und damit die Aehnlichkeit vollkommen sei, führte das zweite Kaiserreich die Nachkommen dieser Seeräuber, den Auswurf der nordafrikanischen Küste und die Wilden der Wüste, gegen unsere Fluren, mit dem ausdrücklichen Auftrag, die Kriegführung Melac's zu wiederholen und „auch die Frauen nicht zu schonen." Die Regierung der Nationalvertheidigung hat von diesen schätzbaren Bundesgenossen nicht mehr viele zur Verfügung, sie muß sich mit Garibaldi begnügen; aber um ihrer Vorgängerin nicht allzu unähnlich zu sein, ermuntert sie zum Meuchelmord gegen unsere Soldaten, autorisirt sie den Ehrenwortsbruch ihrer Offiziere, hat sie die ruchlose Austreibung und Mißhandlung der friedlichen deutschen Bürger noch empörender betrieben, als die kaiserlichen Behörden. Und einem solchen Volke, einer solchen Regierung gegenüber verlangt man von Deutschland, daß es irgend welche andere Rücksichten nehme, als die seiner eigenen Sicherung; daß es die Bewohner der Bezirke, die es hiefür nicht entbehren kann, erst befrage, ob es ihnen gefällig ist, in die Umwallung miteinzutreten, deren Breschen wir nun endlich gegen den unverbesserlichen Nachbar für immer verstopfen wollen! Deutschlands Sache ist es, sein Haus zu verschließen; wem es darin nicht gefällt, der mag es verlassen; aber er verlange nicht, daß wir das Thor offen lassen, damit er und seine Freunde bequemer darin aus- und eingehen können.

Wenn jemals ein Land nach dem Recht der Eroberung besessen werden konnte, so sind es die Gebiete, welche Deutschland eben jetzt von Frankreich zurückverlangt. Um ungerechte Eroberung, um Vergrößerungssucht kann es sich hier gar nicht handeln, sondern einfach um Selbsthülfe zur Erlangung dessen, was unser gutes Recht ist. Deutschland besitzt diese Gebiete jetzt schon thatsächlich, und es wird sie nicht wieder zurückgeben. Aber es will sie nicht blos auf dem Wege der Eroberung besitzen, es will sich darüber mit Frankreich verständigen, es verlangt, daß sie ihm im Frieden förmlich abgetreten werden. Die französische Regierung verweigert dies zur Zeit noch; aber wenn die Zeit kommt, wo sie es nicht mehr verweigern kann, oder wenn statt der augenblicklichen Regierung eine solche eintritt, die es nicht mehr verweigert, ist dann die Zustimmung der elsässischen und deutschlothringischen Bevölkerung zu dem Friedensvertrag nothwendig, der diese Abtretung ausspricht? Nach allem bisherigen können wir dies nur verneinen. Die Sachlage ist einfach diese. Deutschland ist von Frankreich mit einem ruchlosen Eroberungskrieg überzogen worden. Es hat den Angriff zurückgeschlagen und den Feind zu Boden geworfen. Es verspricht ihm unter gewissen Bedingungen den Frieden zu gewähren,

unter diesen Bedingungen nimmt die Abtretung von Elsaß und Deutsch-ringen die erste Stelle ein. Ob diese Bedingung billig oder unbillig darüber kann kein Dritter entscheiden, so lange die streitenden Theile bt beide seine Entscheidung anrufen; denn eben deshalb kommt es zum iege, weil unabhängige Staaten keinen Richter über sich haben, dem sie e Streitigkeiten vorzulegen verpflichtet wären. Deutschland aber wird wohl hüten, einen fremden Schiedsrichter anzurufen, oder einen un-rufenen, der sich ihm aufdrängen möchte, anzunehmen. Es wird eben-wenig freiwillig auf seine Bedingungen verzichten. Frankreich hat dem-ch nur die Wahl, ob es diese Bedingungen annehmen, oder ob es den rieg mit Gefahr seines Untergangs bis zur gänzlichen Erschöpfung seiner ten Widerstandskraft fortsetzen will. Entscheidet es sich nun für das ftere, mit welchem Rechte könnten die Bewohner der abzutretenden Pro-inzen verlangen, daß der Friedensvertrag ungültig sein solle, wenn sie m nicht beistimmen? und von wem könnten sie es verlangen? Von Frankreich? Aber Frankreich hat nicht die Verpflichtung, gegen das, was ie Nation durch ihre gesetzlichen Organe beschließt, einem kleinen Theil derselben ein Einspruchsrecht einzuräumen; das Interesse des Ganzen, welches den Frieden um jeden Preis fordert, den Wünschen und Interessen eines Theils unterzuordnen. Von Deutschland? Aber Deutschland schließt den Friedensvertrag nicht mit ihnen, sondern mit dem Staate, von dem sie nur ein Theil sind, und den Gegenstand dieses Vertrags bilden, wie schon gezeigt wurde, nicht ihre Privatrechte, sondern die Rechte, welche der französische Staat bisher in dem von ihnen bewohnten Gebiet ausgeübt hat. Es kann allerdings in den Vertrag über eine Gebietsabtretung die Bedingung aufgenommen werden, daß er ungültig sein solle, wenn die Bevölkerung der betreffenden Landestheile nicht damit einverstanden ist; aber durch die rechtliche Natur eines solchen Vertrags ist dieser Vorbehalt nicht gefordert, und wenn er nicht ausdrücklich gemacht wird, so ist die Gültigkeit des Vertrags durch jenes Einverständniß nicht bedingt.

Doch wenn dies auch dem strengen Rechte gemäß sein mag, ist es auch billig, ist es auch klug? Kann man von denen, welche seit Jahrhunderten mit Frankreich verbunden waren, verlangen, daß sie sich jetzt als Deutsche fühlen sollen, von denen, welche uns bis auf diesen Augenblick als Feinde gegenüberstanden, daß sie jetzt bereitwillig in unsern Staat eintreten? Was kann andererseits Deutschland an Bürgern gelegen sein, die ihm nur widerwillig und gezwungen angehören, deren Besitz ihm nur ein Element der Schwäche, eine Gefahr wäre? Auf diese weichmüthige Frage ist in der Hauptsache bereits geantwortet. Man kann den Elsässern und Lothringern allerdings nicht zumuthen, daß alle ihre politischen Ge-

fühle sich mit einemmale verwandeln; aber man kann gerade deshalb auch Deutschland nicht zumuthen, daß es seine Sicherheit und seine Interessen von diesen Gefühlen abhängig mache. Deutschland bedarf zu seiner Sicherung gegen einen ehrgeizigen, eroberungssüchtigen, friedlosen Nachbar einer besseren Grenze, das hat es während zwei Jahrhunderten mit Schmerzen erfahren; und es hat Recht und Pflicht, diese Grenze so zu bestimmen, wie sie jenem unbedingt maaßgebenden Zweck am besten dient. Es bedarf aber aus dem gleichen Grund auch einer ausreichenden Sühne für den Frevel, den jener Nachbar durch seinen räuberischen Angriff begangen hat. Frankreich hat uns mitten im Frieden überfallen, um uns die schönsten Provinzen zu entreißen, unser werdendes Staatswesen zu zerstören; und nachdem es von der deutschen Volkskraft niedergeworfen worden ist, wie noch nie ein so mächtiger Staat gleich rasch und gleich vollständig niedergeworfen wurde, sollte es schließlich wesentlich unbeschädigt aus dem Kampf hervorgehen, es sollte ihm selbst ein mäßiger Gebietsverlust erspart bleiben, während es uns einen viel größeren zugedacht hatte? Deutschland hätte das edelste Blut in Strömen fließen sehen, um nichts weiter zu erreichen, als eine vorübergehende Abwehr des Angriffs und eine Geldentschädigung, welche nicht einmal die Verluste decken würde, die der ruchlos begonnene Krieg für den Wohlstand unseres Volkes herbeigeführt hat? Das deutsche Gefühl empört sich bei diesem Gedanken; aber auch die kälteste politische Berechnung wird bekennen müssen, daß es damit Recht hat, daß ein solches Ende des riesigen Kampfes die größte Gefahr in sich schließen würde. Durch Großmuth wird ein Sieger seinen Gegner überhaupt nur selten entwaffnen; daß sich Frankreich auf diesem Wege nicht entwaffnen läßt, haben die letzten fünfzig Jahre zum Uebermaaß dargethan. Man war im ersten und zweiten Pariser Frieden großmüthig gegen Frankreich, und was war der Dank dafür? Daß es fortwährend zu dem älteren Raube, den man ihm zur Ungebühr gelassen hatte, auch noch den späteren, den man ihm wieder abnahm, hinzuverlangte, daß es unablässig seine Hände in den deutschen Dingen hatte, nach deutschem Gebiet ausstreckte, daß es das Recht, uns politisch zu bevormunden, als selbverständlich für sich in Anspruch nahm, daß es nicht eher ruhte, bis es den schrecklichen Völkerkampf entzündet hatte, dessen Geißel es selbst nun am schwersten zu fühlen bekommt. Um kein Haar anders gienge es auch in Zukunft, wenn Deutschland schwach genug wäre, den Fehler zum zweitenmal zu begehen, den es damals, Dank seinen Verbündeten und seiner österreichischen Vormacht, begangen hat. Auf die Franzosen, so wie sie ihrer unendlichen Mehrzahl nach sind, würde die Großmuth in diesem Fall schlechterdings keinen anderen Eindruck machen, als den der Schwäche. Sie würden uns auslachen, uns verachten, sich über unseren Unverstand

lustig machen. Der Größenwahnsinn, den dieses Volk mit der Muttermilch einsaugt, der Glaube an das berechtigte Uebergewicht Frankreichs, an den unwiderstehlichen Zauber seines Namens würde neue Nahrung erhalten. „Unsere Heere sind besiegt worden, aber der Feind hat es nicht gewagt, unser Gebiet anzutasten; Frankreich erhob sich in seiner Majestät, und die nordischen Barbaren entwichen von seinem heiligen Boden." Dies allein würde der Eindruck sein, der von den Erfahrungen dieses gewaltigen Jahres im Gedächtniß des leichtsinnigen Volkes haften bliebe. Der Durst nach Rache würde dadurch natürlich nicht vermindert werden: ein Volk, das sich fünfzig Jahre lang die Rache für Waterloo nicht aus dem Sinn schlagen konnte, das in der Verblendung seiner Eifersucht selbst für Sadowa Rache forderte — ein solches Volk wird uns Wörth und Forbach, Gravelotte und Sedan, Straßburg und Metz und Paris und wie seine Niederlagen alle noch heißen, niemals verzeihen. Aber zum Durst nach Rache käme zuverlässig, wenn es ohne empfindliche Einbuße aus dem Krieg hervorgienge, noch die Meinung, es könne ihn befriedigen, ohne für sich selbst etwas erhebliches auf's Spiel zu setzen. Es liegt auf der Hand, daß damit die Wahrscheinlichkeit einer baldigen Erneuerung des Kampfes um vieles näher gerückt wäre. Eine Gebietsabtretung allein gewährt die moralischen wie die materiellen Bürgschaften gegen die Gefahr, mit der Deutschland von Frankreich bedroht ist. Ebendeshalb aber hat Deutschland das unbedingte Recht, eine solche zu fordern, und es ist eine Thorheit, ihm dieses sein Recht für den Fall zu bestreiten, daß es der Feind nicht nach seinem Geschmack findet.

Aber gerade der Umstand, daß wir mit Frankreich im Krieg liegen, wird von manchen mit einer Unbefangenheit ignorirt, die man bewundern könnte, wenn sie nicht eine ebenso große Gedankenlosigkeit wäre. Von England aus warnt man uns mit tugendhafter Salbung vor den Lastern der Eroberungslust und des Blutdurstes; man findet es unverzeihlich, daß wir durch unsere übertriebenen Forderungen die friedliebende Nation zur Fortsetzung des Kriegs zwingen, mit der sich durch Verkauf von Waffen und Munition zum Todtschießen unserer Soldaten ein so gutes Geschäft machen läßt; und in angesehenen Schweizer Blättern wird eine Sprache geführt, als ob Deutschland, wenn es heute Lothringen oder das Elsaß ohne die Zustimmung der Bevölkerung in Besitz nimmt, sich morgen auf Basel und Schaffhausen stürzen würde. Daß jene Gebiete einem feindlichen Land angehören, diese dagegen, so lange die Schweiz nicht etwa, wie Frankreich, einen Eroberungskrieg gegen Deutschland unternimmt, einem befreundeten, finden die ehrenwerthen Verfasser jener Artikel nicht nöthig in Betracht zu ziehen. Nicht anders machen es auch unsere Socialdemokraten und alle, die mit ihnen gegen die Gewalt pro-

testiren, welche dem Brudervolk in Frankreich angethan werden solle. Die Kleinigkeit, daß dieses Brudervolk zuerst uns Gewalt angethan, daß es sich nicht blos gegen unsere Soldaten, sondern auch gegen unsere Arbeiter nebst ihren Frauen und Kindern, sehr unbrüderlich benommen hat, daß ferner der Krieg darin besteht, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, und die Folgen desselben dem Besiegten niemals angenehm sind, haben diese Apostel der Völkerverbrüderung gleichfalls vergessen. Wenn die Deutschlothringer und Elsässer erst Bürger des deutschen Staats sind, dann werden ihnen selbstverständlich auch die Rechte dieser Bürger nicht verkümmert werden. Aber zur Zeit gehören sie noch dem Staat an, mit dem wir Krieg führen, und daß ein Volk über die Maaßregeln, die es zu seiner Sicherung ergreifen will, Theile des feindlichen Volkes mitbeschließen läßt, ist doch wirklich nicht üblich.

Ist es nöthig, nach allem bisherigen auch noch der Behauptung zu erwähnen, das französische Volk als solches habe den Krieg gar nicht gewollt, er sei ihm gegen seinen Wunsch von einer despotischen Regierung aufgenöthigt worden, und es dürfe deshalb für denselben nicht verantwortlich gemacht werden? Diese Behauptung ist bekanntlich nicht nur von Jules Favre in seinem ersten Rundschreiben aufgestellt worden, um Deutschland, falls es auf der Gebietsabtretung bestehe, den frechen Vorwurf zu machen, daß es jetzt der Angreifer geworden sei, der aus schnöder Eroberungssucht seine Nachbarn beraube: auch Männer wie Renan und Guizot haben es nicht verschmäht, sich hinter eine so nichtige Ausflucht zurückzuziehen; während der gefangene Kaiser seinerseits versichert, er habe mit der Kriegserklärung nur dem unwiderstehlichen Andringen der öffentlichen Meinung nachgegeben. Es ist dies allerdings für die gegenwärtige Lage bezeichnend: nach der vermessenen Siegeszuversicht des kaiserlichen, neben den kindischen Großsprechereien und den officiellen Lügen des republikanischen Frankreichs dieses Bekenntniß, daß seine Sache nicht blos im Felde verloren, daß sie auch innerlich faul sei. Denn etwas anderes ist es ja doch nicht, wenn für das, was geschehen ist, niemand die Verantwortlichkeit tragen will, und jeder auf den andern die Hauptschuld schiebt. In Wahrheit ist dieselbe zwischen den verschiedenen Persönlichkeiten und Parteien zwar ungleich vertheilt; allein es ist kaum irgend ein Einzelner, ganz sicher aber keine Partei in Frankreich, die für ihren Theil davon frei wäre. Alle ohne Ausnahme haben den nationalen Dünkel von einem berechtigten Uebergewicht Frankreichs, die eigentliche Quelle alles Unheils, gehegt und gepflegt; alle haben an dieses Nationalvorurtheil appellirt, bald um sich selbst zu vertheidigen und in's Licht zu stellen, bald um die Gegner anzuklagen, daß sie ihm zu nahe treten; fast alle haben auch in den Ruf nach der Rheingrenze, nach Wiedervergeltung für Waterloo und für Sa-

dorba eingestimmt: die einen direkt, indem sie diese Dinge verlangten, die anderen indirekt, indem sie die Regierung angriffen, weil sie die Vergrößerung Preußens nicht verhindert habe, indem sie den Sieg Preußens als eine Niederlage Frankreichs, die Einigung Deutschlands als eine Gefahr und Demüthigung für seinen Nachbar darstellten. Alle haben daran gearbeitet, die Lage zu schaffen, deren Frucht der Krieg war. Für das Recht Deutschlands, sich nach eigenem Ermessen und Bedürfniß einzurichten, hat sich nur hie und da eine vereinzelte Stimme erhoben, gegen die Befugniß Frankreichs, alle Nationen der Erde zu beaufsichtigen und zu hofmeistern, überhaupt keine. Die gleichen Leute, welche jetzt das Selbstbestimmungsrecht französischer Landestheile bis zur Spitze des Widersinns treiben, waren vollkommen bereit, das Selbstbestimmungsrecht Deutschlands mit Füßen zu treten.

Als der Krieg erklärt wurde, feierte nicht allein in der kaiserlich gesinnten Mehrheit des gesetzgebenden Körpers der Chauvinismus mit wüstem einmüthigem Kriegsgeheul seine Orgien, sondern auch von der Opposition machte die größere Hälfte mit ihnen gemeinsame Sache; und unter den wenigen, die einen Widerspruch wagten, war nicht Einer, welcher den räuberischen Ueberfall gegen einen friedlichen Nachbar als einen Frevel und ein Unrecht verurtheilt hätte, sondern nur das wurde bezweifelt, ob das Unternehmen nicht zu gefährlich, ob man auch hinreichend gerüstet, ob es zur Ausführung des Planes, mit dessen Zweck man ganz einverstanden war, nicht zu früh oder zu spät sei. Der Hauptsprecher der Opposition war der Mann, welcher seit 40 Jahren mehr, als irgend ein anderer, dafür gethan hatte, daß die napoleonischen Traditionen bei seinen Landsleuten lebendig erhalten, die napoleonischen Legenden geglaubt und ausgeschmückt, die napoleonischen Schlachten und Eroberungen als der Höhepunkt französischer Größe, als das Ideal jedes ächten Franzosen gefeiert, daß die Begierde nach Länderraub und nach Kriegsruhm immer neu aufgestachelt, der Rechtsanspruch auf das linke Rheinufer zum nationalen Glaubensartikel gemacht wurde. Wo ist da die Partei, welche die Mitverantwortlichkeit für das, was geschehen ist, von sich abwälzen könnte, und wie leicht zu zählen sind auch die einzelnen Männer, die dies können! Es ist möglich, daß die Mehrheit der Franzosen, wenn ihnen die Frage über Krieg oder Frieden so nackt zur Entscheidung vorgelegt worden wäre, für den Frieden gestimmt hätte; der Bürger und der Landmann scheut sich ja immer und mit Recht vor den Opfern, die der Krieg mit sich bringt. Aber es ist höchst wahrscheinlich, daß eine mindestens ebenso große Mehrheit den Krieg begehrt hätte, wenn die Frage nur gehörig für sie zurechtgemacht und die Antwort, die man wünschte, der bestimmbaren Masse mit den vielvermögenden Mitteln der Regierung empfohlen wurde; und es ist

ganz sicher, daß der Zweck, welcher sich nur durch einen Krieg erreichen ließ, die Demüthigung Preußens, die Befestigung des französischen Prestige, die Erwerbung der deutschen Rheinlande, von allen ohne Ausnahme, oder mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, gebilligt worden wäre. Den unglücklichen Krieg verdammt man, dem erfolgreichen würde man einstimmig zugejauchzt haben. Doch es ist ganz überflüssig, darüber zu streiten. Die rechtlichen Beziehungen zwischen den Völkern richten sich nicht nach dem, was unter Umständen geschehen sein würde, sondern nach dem, was geschehen ist, nicht nach den Vermuthungen, sondern nach den Thatsachen, und auch das Verhalten Deutschlands gegen Frankreich hat sich nur danach zu richten. Thatsache aber ist es, daß Frankreich seit Jahrhunderten unter allen Dynastieen und Regierungsformen Händel mit Deutschland gesucht, bei jeder günstigen Gelegenheit, die sich ihm darbot, unser Land mit Krieg überzogen und Stücke von ihm abgerissen hat. Thatsache ist es, daß es den letzten Krieg ohne jeden Rechtsgrund, ja selbst ohne jeden Rechtsvorwand, in der Absicht, deutsches Land zu rauben und die politische Unabhängigkeit Deutschlands zu vernichten, nach vorbedächtem Plane und umfassender Rüstung angefangen hat. Thatsache ist es, daß bei allen diesen Ueberfällen und Raubkriegen die Deutschland entrissenen Länder und Festungen für uns die größte Gefahr, für unsere Feinde der unberechenbarste Vortheil waren. Thatsache ist es, daß die Schonung, welche man Frankreich beim ersten und zweiten Pariser Frieden angedeihen ließ, die fortwährende Bedrohung der deutschen Grenze so wenig, wie den neuesten Angriff, irgendwie zu hindern vermocht hat. Ob das französische Volk bei diesem Verhalten gegen Deutschland mehr seiner eigenen Neigung oder mehr fremder Führung folgt, und ob es dieser Führung zu widerstehen nicht den Willen oder nicht die Fähigkeit hat, ist für uns gleichgültig; die Gefahr ist für Deutschland in dem einen Fall ganz dieselbe, wie in dem andern: die Nachbarschaft einer Nation, von der es unablässig mit unbefugter Einmischung in seine Angelegenheiten, mit Krieg und Länderraub bedroht ist. Dieser Gefahr zu begegnen, giebt es nur Ein Mittel: daß das deutsche Volk, in sich selbst stark und geeinigt, dem Friedensstörer die Gebiete wieder abnimmt, die ihm bisher als Ausfallsthore gegen Deutschland gedient haben, und daß es ihn ebendadurch zugleich überzeugt, Frankreich habe nicht allein unter allen Völkern das Vorrecht, Eroberungskriege unternehmen zu dürfen, bei denen es im Fall des Mißlingens keinen Gebietsverlust für sich selbst zu befürchten hätte.

Heidelberg, Ende Oktobers. E. Zeller.

Zur Beurtheilung der französischen Revolution.

Guizot stellt im Eingang seiner berühmten Vorlesungen über die Geschichte der Civilisation in Frankreich den Satz auf, von allen großen europäischen Völkern habe allein das französische eine Civilisation erlangt, welche im vollen Sinne so genannt zu werden verdiene. Denn Civilisation ruhe wesentlich auf zwei Elementen, auf der Entwickelung des socialen und des intellectuellen Zustandes, der allgemeinen äußeren Lage und der inneren persönlichen Natur des Menschen, auf der Vervollkommnung der Gesellschaft und der Humanität. Und zwar werde sie nicht allein von diesen beiden Elementen, sondern von der Gleichzeitigkeit, der intimen und rapiden Vereinigung beider, der energischen Wechselwirkung des einen auf das andere gebildet. Wenn lange das eine Element ohne das andere erscheine, so entstehe ein Gefühl peinlicher Lücke. Eine große sociale Verbesserung, ein großer Fortschritt des materiellen Befindens ohne die Begleitung einer schönen intellectuellen Entwickelung, eines entsprechenden geistigen Fortschritts befriedige ebenso wenig als ein großer ideeller Aufschwung, der die Rückwirkung auf die socialen Zustände vermissen lasse. Der Mensch habe so sehr das Bewußtsein des Berufs, die Ideen in Thaten zu übertragen, die Welt nach der begriffenen Wahrheit zu reformiren und auf der anderen Seite so sehr das Bedürfniß, thatsächliche Zustände durch den Gedanken zu adeln, zu legitimiren, daß diese beiden großen Elemente der Civilisation auf das engste an einander gekettet seien und die Vollendung der Civilisation nicht nur auf der Verbindung derselben, sondern auf der Gleichzeitigkeit, Ausdehnung, Leichtigkeit und Schnelligkeit beruhe, mit der sie sich wechselsweise rufen und erzeugen. Wenn man nun aber nach diesem Gesichtspunkte die verschiedenen europäischen Länder prüfe, so finde man, daß allein die französische Civilisation diesem Begriffe genüge. England habe sich einseitig auf die Verbesserung der socialen und politischen Zustände, der äußeren öffentlichen Lage der Menschen gerichtet, allerdings nicht allein in materieller sondern auch in moralischer Hinsicht; die Nation erscheine dort größer als das Individuum. Die umgekehrte Erscheinung biete Deutschland, eine Vernachlässigung des wirklichen Lebens durch die Ideen. Italien halte sich von beiderlei Einseitigkeit frei. Die Italiener hätten ebenso wohl in der reinen Wissenschaft, in der Kunst und Philosophie als in der Praxis des Lebens geglänzt. Aber seit langer Zeit scheine bei ihnen die Gesellschaft und der Geist gleichmäßig entnervt unter dem schweren Druck feindseliger äußerer Mächte. Weder die intellectuelle

noch die politische Capacität sei in Italien gestorben, aber es fehle ihm was ihm immer gefehlt habe, was auch eine der Lebensbedingungen der Civilisation sei, der Glaube, der Glaube an die Wahrheit, jenes unerschütterliche Vertrauen, daß die Wahrheit nicht allein der Intelligenz Glück sondern auch berufen sei, über die Welt zu herrschen, die Handlungen der Menschen zu lenken. So bleibe allein Frankreich. „In Frankreich," ruft der Redner, „haben die intellectuelle und die sociale Entwickelung nie einander im Stich gelassen. Der Mensch und die Gesellschaft sind da immer vorwärts geschritten und gewachsen, ich will nicht sagen in ganz gleicher Linie, aber doch in geringem Abstand von einander." Ueberall in der französischen Geschichte würden die großen Ereignisse von allgemeinen Ideen begleitet. Nichts sei in der realen Welt Frankreichs geschehen, dessen sich die Intelligenz nicht sofort bemächtigt habe, nichts umgekehrt auf geistigem Gebiet geschaffen, das nicht in der realen Welt alsbald sein Echo gefunden habe. Im Allgemeinen seien die Ideen voran gegangen und die socialen Fortschritte durch die Doctrin vorbereitet. „Dieser doppelte Charakter intellectueller Thätigkeit und praktischer Geschicklichkeit, der Meditation und der Application, ist allen großen Ereignissen der französischen Geschichte aufgeprägt, so wie allen Classen der französischen Gesellschaft und verleiht ihnen eine Physiognomie, welche sich nirgends sonst wieder findet."

Die Richtigkeit der Definition zugegeben muß man staunen, wie der berühmte Historiker nun seinen Begriff der Civilisation in der französischen Geschichte, ich kann eigentlich nicht sagen nachzuweisen, sondern durch kategorische Behauptungen einzupflanzen sucht. Was er vom Mittelalter sagt, das doch die französische Wirklichkeit mit kurzen Ausnahmen so weit hinter England und Deutschland zurück sah, mag noch passiren; sobald er aber die moderne Zeit, die eigentliche Periode französischer Größe betritt, wirft er seine ganze Definition mit einer bei einem so ernsten und gründlichen Geiste höchst auffallenden Leichtfertigkeit über Bord. „Werfen wir einen Blick auf die Geschichte der Reformation in Frankreich, heißt es da; ein Charakter zeichnet sie aus: sie ist gelehrter, wenigstens ebenso gelehrt und gemäßigter, verständiger gewesen als irgendwo sonst. Der hauptsächliche Kampf der Gelehrsamkeit und Doctrin gegen die katholische Kirche ist von der französischen Reformation geführt; in Frankreich oder in Holland und immer französisch sind so viele philosophische, historische, polemische Werke zur Unterstützung dieser Sache geschrieben; weder Deutschland, noch England haben sicherlich in dieser Zeit mehr Geist und Wissen aufgewandt; und zugleich ist die französische Reformation den Verirrungen der deutschen Wiedertäufer, der englischen Sectirer fern geblieben; sie hat selten der

praktischen Klugheit ermangelt, und dennoch kann man nicht an der Kraft und Aufrichtigkeit ihres Glaubens zweifeln, denn sie hat lange den schwersten Schlägen widerstanden."

Ist das nicht zum Staunen, daß ein so eifriger Protestant wie Guizot mit solcher Befriedigung von der französischen Reformation reden kann, die, noch einmal zugegeben, daß ihr alle die von ihrem Lobredner so freigebig ertheilten Attribute wirklich gebührten, in dem entscheidenden Punkte jedenfalls das Gegentheil von dem gewesen ist, was Guizot von der Civilisation verlangt, eine geistige Kraft, die es nicht vermocht hat sich die wirkliche Welt unterthänig zu machen, eine intellectuelle Bewegung, die an der Realität gescheitert ist? Nach seiner besonderen Stellung zu religiösen Fragen könnte Guizot, sollte man meinen, am wenigsten verkennen, daß die französische Civilisation gleich dem ersten großen Problem der modernen Welt sich nicht gewachsen gezeigt hat, mehr allerdings als die übrigen romanischen Länder, aber immerhin so ungenügend, daß von da an der französischen Cultur das eigentlich Leben und Gesundheit gebende Fundament gefehlt hat. Vielleicht werden die Erfahrungen, welche die Welt neuerdings mit den Romanen ohne Ausnahme macht, wieder einen historischen Satz zu allgemeinerer Anerkennung bringen, der schon öfter in Deutschland aufgestellt ist, aber in letzter Zeit etwas in Vergessenheit gerathen schien, den Satz nämlich, daß das Verhalten der Völker zur Reformation für ihre ganze spätere Entwickelung maßgebend geworden ist, daß die Echtheit und Ersprießlichkeit jedes sonstigen Fortschritts in letzter Instanz doch davon abhängt, ob ein Volk sein religiöses Leben wahrhaft und gewissenhaft, so geordnet habe, daß sein Denken und sein weltliches Thun nicht auf Schritt und Tritt mit seinem Glauben oder mit dem, was es als solchen gelten läßt, in Widerspruch gerathe. Die Anerkennung dieses Satzes, sieht man, ist nichts anderes als eine Bekräftigung der Definition, welche Guizot von dem Worte Civilisation giebt. Wenn die wirkliche Bildung eines Volkes darauf beruht, daß sein äußeres Thun und Befinden mit der inneren Bewegung des Geistes und Gemüths in Harmonie stehe, so kann nichts entscheidender sein als die Uebereinstimmung der socialen, politischen, materiellen Entwickelung mit dem, was der meisten Menschen inneres Leben bestimmt, mit ihrer religiösen Ueberzeugung. Indem die Romanen von dem Versuch, diese seit dem dreizehnten Jahrhundert mehr und mehr verloren gegangene Harmonie im sechszehnten herzustellen, nach kurzem Anlauf die Hand abzogen und sich an die im Wesen wohl veränderte aber wenig verbesserte alte Kirche abermals ketten ließen, beluden sie ihre ganze Zukunft mit dem Fluch innerlicher Unfruchtbarkeit. Der Schein freilich sprach lange für das Gegentheil. Wie glänzend

ganz sicher, daß der Zweck, welcher sich nur durch einen Krieg erreichen ließ, die Demüthigung Preußens, die Befestigung des französischen Prestige, die Erwerbung der deutschen Rheinlande, von allen ohne Ausnahme, oder mit kaum nennenswerthen Ausnahmen, gebilligt worden wäre. Den unglücklichen Krieg verdammt man, dem erfolgreichen würde man einstimmig zugejauchzt haben. Doch es ist ganz überflüssig, darüber zu streiten. Die rechtlichen Beziehungen zwischen den Völkern richten sich nicht nach dem, was unter Umständen geschehen sein würde, sondern nach dem, was geschehen ist, nicht nach den Vermuthungen, sondern nach den Thatsachen, und auch das Verhalten Deutschlands gegen Frankreich hat sich nur danach zu richten. Thatsache aber ist es, daß Frankreich seit Jahrhunderten unter allen Dynastieen und Regierungsformen Händel mit Deutschland gesucht, bei jeder günstigen Gelegenheit, die sich ihm darbot, unser Land mit Krieg überzogen und Stücke von ihm abgerissen hat. Thatsache ist es, daß es den letzten Krieg ohne jeden Rechtsgrund, ja selbst ohne jeden Rechtsvorwand, in der Absicht, deutsches Land zu rauben und die politische Unabhängigkeit Deutschlands zu vernichten, nach vorbedachtem Plane und umfassender Rüstung angefangen hat. Thatsache ist es, daß bei allen diesen Ueberfällen und Raubkriegen die Deutschland entrissenen Länder und Festungen für uns die größte Gefahr, für unsere Feinde der unberechenbarste Vortheil waren. Thatsache ist es, daß die Schonung, welche man Frankreich beim ersten und zweiten Pariser Frieden angedeihen ließ, die fortwährende Bedrohung der deutschen Grenze so wenig, wie den neuesten Angriff, irgendwie zu hindern vermocht hat. Ob das französische Volk bei diesem Verhalten gegen Deutschland mehr seiner eigenen Neigung oder mehr fremder Führung folgt, und ob es dieser Führung zu widerstehen nicht den Willen oder nicht die Fähigkeit hat, ist für uns gleichgültig; die Gefahr ist für Deutschland in dem einen Fall ganz dieselbe, wie in dem andern: die Nachbarschaft einer Nation, von der es unablässig mit unbefugter Einmischung in seine Angelegenheiten, mit Krieg und Länderraub bedroht ist. Dieser Gefahr zu begegnen, giebt es nur Ein Mittel: daß das deutsche Volk, in sich selbst stark und geeinigt, dem Friedensstörer die Gebiete wieder abnimmt, die ihm bisher als Ausfallsthore gegen Deutschland gedient haben, und daß es ihn ebendadurch zugleich überzeugt, Frankreich habe nicht allein unter allen Völkern das Vorrecht, Eroberungskriege unternehmen zu dürfen, bei denen es im Fall des Mißlingens keinen Gebietsverlust für sich selbst zu befürchten hätte.

Heidelberg, Ende Oktobers. E. Zeller.

Frankreichs im siebenzehnten Jahrhundert recht eigentlich auf diesem fried**lichen** Zusammenwirken der Gegensätze, welche das übrige Europa damals **nur** zerrissen?

Man weiß wie das Gegentheil eintrat und zwar zu einer Zeit, wo die Heftigkeit des religiösen Kampfes in ganz Europa beschwichtigt war und fast alle ihre Epoche dominirenden Geister in ganz anderen als Glaubensfragen lebten. Und wenn dann gefragt wird, wie Ludwig XIV. trotzdem zu einer Handlung fortgerissen werden konnte, welche den Sinn des großen Gründers seiner Dynastie schroff verleugnete und das geistige Fundament der französischen Machtstellung umwarf, so zeigt sich, daß der Keim dieser verhängnißvollen Wendung doch in der ganzen Art und Weise lag, wie der französische Staat und die französische Cultur seit hundert Jahren begründet war. Das Ueberwiegen der katholischen, römischen Tendenzen führte mit Nothwendigkeit zu ihrer ausschließlichen Herrschaft. Die Ausschließlichkeit, Herrschsucht, Uniformität ist das eigentliche Wesen dieser Tendenzen. Sie wollen nicht das innerste Leben des Menschen zu freier Entwickelung gelangen lassen, sondern es einer äußerlichen Regel unterwerfen. Sie wollen weder in der Religion, noch in der Poesie, noch im Staat das Individuum so stellen, daß es einen Ausdruck für das suche, was ihm Geist und Herz bewegt, sondern es überall an Tradition und Convention binden. Und sie können in den unter ihrem Einfluß gebildeten Nationen kaum anders verfahren, weil das Individuum da nicht die ernste Zucht, die strenge Pflichttreue gewonnen hat, ohne welche sein freies Walten in's Chaos stürzt. Wie furchtbar bänmte sich der zügellose Egoismus der französischen Gesellschaft noch nach dem gewaltigen, großartig schöpferischen Regiment Richelieu's gegen die ersten Grundbedingungen der Staatsordnung auf und wie wild ist seitdem jedesmal die Meisterlosigkeit unter Franzosen, Spaniern und Italienern losgebrochen, wenn der bändigenden Staatsgewalt die Geißel entfiel, vor der sie zu zittern gewohnt waren! Wo sich das Individuum nicht selbst zu zügeln versteht, da braucht es einen Herrn, der es auf scharf vorgezeichneter Bahn vorwärts treibt, hier durch die Unterthänigkeit des Beichtstuhls, da durch die akademische Regel und die von der Hauptstadt dictirte Mode, dort durch den despotischen Staat.

Ludwig XIV. legte den Franzosen, da sie im hoffnungsreichsten Aufschwung zu stehen schienen, dieses dreifache Joch der priesterlichen, höfischen und staatlichen Sklaverei auf, um das dreifach geknebelte Volk für alle Einfälle seiner ganz römisch, ganz cäsarisch gewordenen Politik gefügig zu haben. Der hugenottische Geist wurde mit Stumpf und Stiel ausgerissen, nicht allein die offenbaren Ketzer vertilgt mit einer ganz spanischen Un-

barmherzigkeit, sondern auch in der katholischen Kirche, so viel es anging, jeder Dissens erstickt. Meines Wissens hat Frankreich seitdem keinen Mann mehr von der Tiefe und Originalität des Geistes und zugleich von der Sittenstrenge Pascal's hervorgebracht, vielleicht auch keinen von der gehaltenen Unabhängigkeit Vauban's. Was aber Guizot von der französischen Civilisation rühmt, davon wurde die Welt seit der Aufhebung des Edicts von Nantes das schreiende Gegentheil gewahr. Oder hat es je in neueren Zeiten einen schrofferen Contrast gegeben, als zwischen der feinen und scharfen und allerdings immer auf das Reale gerichteten Verstandesbildung in der französischen Litteratur und zwischen der wirklichen Lage des französischen Volkes seit dem Ende des siebenzehnten Jahrhunderts? Begleitet nicht jeden Schritt zum Abgrunde des moralischen und wirthschaftlichen Bankerotts schon in den letzten Decennien des „großen Königs" eine laut, beredt warnende Stimme und verhallen nicht alle diese Warnungen ganz fruchtlos? Gewiß wird der Zustand Frankreichs im achtzehnten Jahrhundert durch nichts mehr charakterisirt, als durch den grellsten Widerspruch zwischen der von Montesquieu, Voltaire, Rousseau der Nation eingepflanzten Weltanschauung und dem, was die Wirklichkeit überall war. Nie mehr als damals zeigte sich die Idee ohnmächtiger die Realität zu gestalten, nie also war ein Land mehr von dem Guizot'schen Begriffe der Civilisation entfernt. Auch in Deutschland entsprach gewiß der politische und sociale Zustand der Nation nicht der hohen geistigen Ausbildung, welche ihr jedes Jahrzehnt des vorigen Säculums reichlicher brachte; aber diese Bildung war im Wesen den wirklichen Dingen abgekehrt, sie kümmerte sich nicht um das Elend des römischen Reichs. Unser Staat und unsere Gesellschaft stand, von der noch nicht erwachten nationalen Richtung abgesehen, immerhin hoch über den französischen Zuständen, und dazu verhielten sich die geistigen Kräfte unseres Volkes ganz harmlos gegen die wirklichen Mängel. Wir hatten keine glänzende Pariser Gesellschaft, keine tonangebenden Salons, keine allmächtige Litteratur, der sich auch die feindseligsten Interessen mehr oder weniger unterwerfen mußten, aber wir hatten auch nicht den furchtbaren Riß tief durch unsere Existenz, der Frankreich den Entsetzen der Revolution rettungslos zutrieb. Wir waren bescheidener in unseren Ansprüchen an die Wirklichkeit und zugleich wußte unser wirkliches Leben Gottlob nur wenig von der heillosen Corruption Frankreichs.

Es ist ein unzweifelhaftes Verdienst des sonst nicht gerade sehr verdienstlichen Buches von Edgar Quinet über die Revolution, mit starker Betonung hervorzuheben, wie die Zerstörung des reformatorischen Geistes durch Ludwig XIV. die Franzosen unfähig gemacht habe, die schweren

Aufgaben der Revolution zu lösen. Der Art freilich, wie er seinen Satz aufstellt und begründet, kann man weniger beistimmen, aber der Satz an sich ist von unzweifelhafter und bedeutsamer Wahrheit. Es ist nicht zu bestreiten, daß das Unternehmen, Frankreich mit dem höchsten Maße der Freiheit zu beschenken und zugleich den französischen Menschen in den römischen Banden zu lassen, an dem inneren Widerspruche, an der psychologischen Unmöglichkeit scheitern mußte. Dieser Widerspruch mußte zunächst zu dem tollen Wagniß führen, religiös alles seit einem Jahrtausend in dem Volk Gewachsene auszureißen wie politisch und die historischen Bildungen in der Kirche wie im Staat durch die leeren Abstractionen eines brutalen Radicalismus zu ersetzen, und aus diesem aller Menschennatur unerträglichen Experiment taumelte man dann in die alte römische Knechtschaft zurück. Nicht so, daß die belehrten Geister in der alten Kirche wieder eine wahre Befriedigung gefunden hätten, sondern weil sie, unvermögend dem Volke einen neuen sittlichen Halt zu geben, durch das politische oder richtiger vielleicht durch das polizeiliche Bedürfniß dem römischen System zugetrieben wurden. Die zügellosen Massen, welche der Göttin der Vernunft gehuldigt hatten, mußten wieder durch Priesterhand gegängelt werden. Derselbe Prozeß hat sich dann in kleineren Dimensionen vor den Augen des lebenden Geschlechts wiederholt: religiöse wie politische Extreme haben das unglückliche Land seit vierzig Jahren abermals zerfleischt, in den Städten äußerste Freigeisterei, auf dem Lande finsterste Bigotterie, da republikanischer, hier imperialistischer Zelotismus. Und in diesem zerrüttenden Wesen ist es denn dahin gekommen, daß ein ernsterer Geist wie Quinet schmerzlich ausrufen muß: J'écris dans un temps où la conscience humaine a disparu, comme en Italie au commencement du 16. siècle.

In der That, schrecklicheres kann einem Volke nicht begegnen, als wenn ihm das Gewissen abhanden kommt. Das Gewissen aber ist in Frankreich nicht heute erst schwach geworden. Wollte man den tiefsten Unterschied zwischen deutscher und französischer Aufklärung im vorigen Jahrhundert bezeichnen, so würde man es kaum besser ausdrücken können, als daß den Trägern der betreffenden Richtung in Frankreich das Gewissen sehr schlaff, in Deutschland sehr stark war. Die Gewissenhaftigkeit hat unseren Lessing zu unermüdlicher Forschung und höchst besonnenem Ausdruck ihrer Resultate, die Gewissenlosigkeit hat Voltaire zu sehr oberflächlicher Erkundung der Materien und noch dreisterem Absprechen über dieselben geführt. Die Lessing'sche Kritik wird Jeden, der sich in sie vertieft (und zur Vertiefung zwingt sie), ernst und maßvoll, die Voltaire'sche Jeden, der mit ihr durch alle Räume flattert, frivol stimmen. Der Eine steht

ehrfurchtsvoll vor der Wahrheit, ganz an sie hingegeben, mit dem gewaltigsten Geiste zu dem demüthigen Bekenntniß gelangt, daß der Mensch nicht mehr könne als rastlos die Wahrheit suchen, ohne den Anspruch sie je zu besitzen; der Andere manövrirt mit der mehr oder weniger gefärbten Wahrheit zu mehr oder weniger persönlichen Zwecken. Bedenklicher noch fast stellt sich der französische Genius in Rousseau. Scheinbar folgt dieser Mann ganz den tiefsten Impulsen seines Innern, scheinbar stellt er der frivolen Kritik die sittliche Ursprünglichkeit entgegen; in Wahrheit werden seinem eigenen Leben die mächtigsten Impulse zur Phrase. Der Vertreter des religiösen Moments predigt in seinem savoyischen Vicar empörendes Maskenspiel und wirft in seiner eigenen Lebenspraxis vielfach jeden sittlichen Grundsatz ab. Und dann kommt der Riese Mirabeau. Welch eine wunderbare Macht der Intelligenz, der theoretischen und praktischen Intuition in welchem sittlichen Chaos! Würde man von diesem erstaunlichen Genie, das der strenge Niebuhr noch unumwundener bewundert als unsere jüngeren Historiker, wohl sagen können, es habe Gewissen gehabt? Der kategorische Imperativ unseres Kant blieb den Franzosen ein unbekanntes Ding.

Daß Quinet diesen zu sehr, meine ich, übersehenen Punkt nachdrücklich hervorhebt, verdient also gewiß volle Anerkennung; leider aber kann man seinem Buche selbst nicht durchweg nachrühmen, was er so ernst seinem Volke vorhält. Ein vor wenigen Jahren geschriebenes Buch über die Revolution durfte gewissenhafter Weise nicht verabsäumen, die betreffenden deutschen Forschungen in Betracht zu ziehen. Bei uns werden wohl nur Wenige mehr in Abrede stellen, daß die Grundauffassung der Revolutionszeit durch Sybel's Arbeiten eine wesentliche Aenderung erlitten hat, daß wir heute über viele der wichtigsten Momente ganz anders urtheilen müssen, als vor seinen Forschungen. Wohl mag Jemand die Ergebnisse dieser Forschungen nicht ganz und überall in der scharfen Fassung, die ihnen ihr Urheber gegeben hat, adoptiren, z. B. die kriegerische Verwickelung mit dem Auslande nicht ganz so der revolutionären Speculation der Girondisten Schuld geben, wie Sybel thut, oder bei dem Abmessen der revolutionären Verschuldung überhaupt den Fluch einer in's Mark vergifteten Vergangenheit stärker berücksichtigen als er thut; aber von diesen feinen Nuancen abgesehen, in denen ja kaum das Urtheil zweier Sterblichen über irgend einen großen Gegenstand ganz zusammentreffen kann, hat sich die Sybel'sche Auffassung im Großen und Ganzen, so viel ich urtheilen kann, allen Anfechtungen gegenüber siegreich behauptet. Was soll man nun aber sagen, wenn eine Arbeit von so Epoche machender Bedeutung von einem um manches Jahr jüngeren Schriftsteller wie Quinet

vollständig ignorirt wird? Das ist aber nicht allein Quinet, sondern auch dem in der jüngsten Zeit so vielfach und oft doch mit übertriebenem Lob genannten Lanfrey begegnet. Der Scharfsinn, mit dem dieser Schriftsteller die napoleonische Legende Stück für Stück zerbricht und an ihre Stelle die unbarmherzige Wahrheit setzt, verdient alle Anerkennung. Die moderne historische Litteratur der Franzosen besitzt wenige Werke von so emsiger Durchforschung des Detail, von so heller Kritik, wenige zumal, in denen ein so ernster, männlicher Geist waltet. Dabei darf jedoch nicht übersehen werden, daß Lanfrey das sine ira et studio nicht beherzigt hat. Neben vielen stattlichen Eigenschaften mangelt seinem Buch die eine wesentliche, daß es im Dienst der geschichtlichen Wahrheit geschrieben sei. Indem es sich gegen die Thiers'sche Geschichtsfälschung kehrt und sie mit unermüdlicher Spürkraft bloßlegt, geräth es vielfach in einen entgegengesetzten Irrthum. Kein unbefangener Kenner wird es lesen können ohne wahrzunehmen, daß der Verfasser in einem für den Historiker höchst bedenklichen Maße von den Leidenschaften des Tages beherrscht wird, daß das zweite Empire ihn mit tiefem Haß gegen den Begründer des ersten erfüllt hat. Der Haß macht bekanntlich scharfsichtig. Lanfrey hat er die tiefsten Falten der napoleonischen Natur enthüllt: Was in ihr unedles, unwahres lag, das hat er bis auf die letzte, feinste Faser aufgedeckt. Aber der Haß macht auch blind. Lanfrey hat er, scheint mir, selbst über die zweckmäßigste Art geblendet sein Ziel zu erreichen. Indem er einen Mann, welcher zwanzig Jahre die Geschicke der Welt beherrscht, welcher Frankreich für lange den Stempel seines gewaltigen Geistes aufgedrückt hat, schwarz in schwarz malt, verstößt er nicht nur gegen die historische Wahrheit, sondern sogar gegen die menschliche Wahrscheinlichkeit. Der Leser, wenn er überhaupt urtheilsfähig ist, wird sehr früh mit Mißtrauen gegen die Unbefangenheit des Verfassers erfüllt, das schlimmste, was einem Historiker begegnen kann. Man sollte meinen, die einfache thatsächliche Wahrheit, selbst mit einer gewissen Schonung und mit jenem Respect vorgetragen, den die Größe, wie sie sei, immer erwecken sollte, genügte vollkommen, um Napoleon als eine jener düsteren dämonischen Gestalten erscheinen zu lassen, die hervorzutreten pflegen, wie Niebuhr sagt, wenn ein Land am Rande des Verderbens steht, es dann aber auch allein retten können. Die entsetzliche Gewaltthätigkeit, Gewissenlosigkeit, Unmenschlichkeit dieses revolutionären Titanen muß jeden Betrachter zurückstoßen, sobald ihm die Schminke abgestreift wird, mit welcher eine tendentiöse Geschichtsschreibung seine häßlichsten Züge verdeckt hat. Ihn aber aus der harten Nothwendigkeit einer zerrütteten Welt herauszulösen, die sein Erscheinen erzwang, ihm den providentiellen Charakter zu rauben, den er so ersichtlich trägt,

an die Stelle eines furchtbaren geschichtlichen Schicksals die Willkür einer, ich möchte sagen, teuflischen Persönlichkeit zu rücken, wie sie niemals existiren konnte, das ist ein nicht viel weniger großer Verstoß gegen die Wahrheit, als ihn sich Thiers hat zu Schulden kommen lassen.

In dieses Licht aber stellt Lanfrey seinen Helden. Ohne blind zu sein gegen die Verirrungen und Verbrechen der Revolution, beschönigt er ihr Walten doch jedes Mal, so oft sie in Verhältniß zu Napoleon tritt. Als er im März 1796 Napoleon zur italienischen Armee abgehen läßt, bespricht er die ihm vom Directorium gegebenen Instructionen und bemerkt dann: „Der Kampf Frankreichs gegen Europa war bis dahin ein ganz defensiver Krieg geblieben, denn unsere Occupation Savoyens und Belgiens war nicht allein durch die Identität der Race und den fast einstimmigen Wunsch der Bevölkerungen motivirt, sondern auch noch durch die maßlose Ausdehnung Rußlands und Deutschlands in Folge der polnischen Theilung. Wir hatten selbst Holland nur in der Nothwendigkeit uns zu vertheidigen besetzt und ohne die Absicht in irgend etwas die Rechte und Besitzungen dieses Landes zu schmälern." *) Diese Sätze verstoßen gegen den wirklichen Sachverhalt ebenso stark wie irgend etwas, das uns Thiers zur Verherrlichung Napoleon's vorgetragen hat. Sie sind nach dem vor zehn Jahren erschienenen dritten Bande Sybel's gar nicht zu rechtfertigen. Und in derselben Weise ist der Verfasser überall bedacht durch Verschönerung der Napoleon gegenüberstehenden Parteien das dunkle Licht, in dem er wirklich dasteht, zu vertiefen. Wenn er von den Plünderungen in Italien erzählt, sucht er uns die Meinung zu erwecken, als ob die republikanischen Heere im Auslande bis dahin Muster der Enthaltsamkeit gewesen wären. Ja nicht allein die französische Demokratie wird in ein lichtes Gewand gekleidet, damit die finstere Gestalt Napoleon's auf diesem Hintergrunde desto abschreckender erscheine. Alles was sonst mit dem Kaiser in Conflict geräth, darf sich ebenfalls auf die Sympathien des Verfassers Rechnung machen. In dem zuletzt erschienenen vierten Bande, welcher den Gewaltact gegen Spanien schildert und in vielen Beziehungen sehr werthvolle Dinge enthält, begegnet man dieser Verkehrung der einfachen Wahrheit nur gar zu oft und hie und da in ganz erstaunlichem Umfange. Vieles hätte ein Spanier nicht spanischer schreiben können.

Immerhin lernen wir von Lanfrey über Napoleon sehr viel. Da er sich in die ganze Breite des Detail nach der Anlage seines Werks einlassen kann, treten hundert Züge bei ihm zum ersten Male mit voller Schärfe hervor. Was seine Kritik entdeckt hat weiß seine Feder auf's

*) Histoire de Napoléon I. 4 éd. I, 82.

trefflichste zu erzählen. Vom französischen Gift der Phrase ist er kaum hie und da angehaucht. Aus den vagen Allgemeinheiten, in denen uns Quinet ermüdet, werden wir bei Lanfrey sofort auf festen concreten Boden versetzt; die dem guten Französisch eigene helle Präcision tritt uns erquicklich entgegen. Auch fehlt es, wie schon die Unternehmung eines solchen Werks zu einer Zeit beweist, wo das Kaiserreich noch auf festen Füßen stand, dem Manne durchaus nicht an dem Muth der Wahrheit. Die Demokratie der Revolutionszeit wird wohl verschönert, aber das französische Volk bekommt manche treffende und empfindliche Wahrheiten zu hören. Auch jene Verschönerung, alle jene gerügten Verschiebungen des historischen Thatbestandes sind vielleicht weniger einer bewußten Tendenz, sondern einem übergewaltigen Druck trauriger Zustände zuzuschreiben, welche einen ernsten Geist verbitterten und ihm den unbefangenen Blick trübten. Wie schwer muß es doch einem Franzosen sein, die ganze herbe Wahrheit über die Revolution zu erkennen, da diese Wahrheit so hoffnungslos für sein Vaterland lautet! Auch wir Deutschen haben erfahren, daß die Vergangenheit selbst dem ernstesten Wahrheitssinn gar leicht in ein falsches Licht tritt, wenn eine traurige Gegenwart düstere Reflexe erzeugt. Auch der Historiker kann nichts höheres als die Wahrheit suchen mit endlichen Kräften, die immer unter dem Einfluß der Zeiten stehen, in denen sie thätig sind. Schwerlich wird irgend ein Historiker, außer vielleicht sehr nichtigen, genannt werden können, dessen Werken nicht nur die Ansicht, sondern auch die Stimmung der Zeit und des Lebenskreises, in denen er gestanden, angemerkt wird.

Es könnte wohl sein, daß die Franzosen eine Darstellung ihrer Revolution, wie sie uns Sybel gegeben hat, besonders heute schwer ertragen. Und doch könnten ihnen wenige Bücher heilsamer sein. Denn die mannigfaltigen und ganz entgegengesetzten Täuschungen, welche in Frankreich über die Revolution herrschen, bilden gewiß von Seiten der Einsicht eines der erheblicheren Hindernisse eindringender Selbsterkenntniß. Wie verderblich in dieser Hinsicht Thiers gewirkt hat, ist allbekannt; indem sich aber die Geister in den letzten Jahren enthusiastisch an Lanfrey anschlossen, geriethen sie wiederum in die Irre. Denn diese Demokratie, die sich zu Napoleon doch nur verhielt wie die Ursache zur Wirkung, ist für Frankreich ein so großes Unheil geworden wie der Imperialismus nur immer. Statt sich für die „großen Principien von 1789" zu begeistern, thäte den Franzosen nichts mehr Noth als die großen Irrthümer schon dieses Jahres zu erkennen und die heillose Auflösung aller politischen, socialen und moralischen Elemente, zu der sie mit Nothwendigkeit führten. Obwohl nun darüber namentlich Tocqueville die wichtigsten Wahrheiten gesagt hat,

so kann doch allein eine geschichtliche Schilderung des thatsächlichen Hergangs, wie wir sie von Sybel besitzen, eine feste Ueberzeugung begründen. Die Franzosen empfinden leicht einen gewissen Schauder, wenn sie an das Studium deutscher Werke gehen sollen. Sie meinen da von einer Ueberfülle schlecht geordneten und wenig oder gar nicht verarbeiteten Materials erdrückt zu werden. Nun sie mögen es einmal mit Sybel's Revolutionsgeschichte versuchen, vorausgesetzt, daß sie endlich eine tüchtige Uebersetzung eines Werkes bekommen, das sie sich doch wahrlich unmittelbar nach seinem Erscheinen hätten aneignen sollen, da nun einmal das Erlernen des Deutschen für den französischen Esprit eine zu harte Zumuthung zu sein scheint. Sie werden dann die besten Vorzüge französischer Darstellungsweise bei dem Deutschen finden, freilich gemischt mit gewissen anderen Eigenschaften, die nun einmal dem Deutschen eigenthümlich sind.

Wollte ich eine Besprechung der ganzen bisher erschienenen Revolutionsgeschichte unternehmen, so würde ich weitläuftiger werden müssen, als im Augenblicke angeht, und daneben in die Gefahr kommen den meisten Lesern bekannte Dinge zu sagen. Ich beschränke mich daher auf einige kurze Bemerkungen über die im Sommer erschienene erste Abtheilung des vierten Bandes, welche die gewaltige Bewegung des Krieges wohl noch nicht Vielen hat bekannt werden lassen. Der Verfasser hatte die Fortführung seines großen Werkes lange, sehr lange unterbrochen, so daß Manche fürchteten, es werde vielleicht ganz bei dem Gegebenen sein Bewenden haben. Gottlob war das eine irrthümliche Besorgniß, und wenn er sich eine lange Pause gegönnt hat, so sehen wir nun mit lebhafter Freude, wie trefflich sie benutzt wurde, wie die Studien immer weitere Kreise zogen, immer reicheres Material eroberten, um es dann einer Hand zu überliefern, die auch das verwickeltste Detail klarzulegen und nach den mühsamsten Arbeiten zu erzählen versteht, als handle es sich um Selbsterlebtes.

Gleich das erste Capitel des ersten Buchs, welches den inneren Zustand Frankreichs schildert zu der Zeit, da das Directorium seine Regierung begann, ist ein Meisterstück ebenso wohl sorgfältigster, tausend Einzelheiten ergründender Untersuchung als das gewonnene Resultat erschöpfend wiedergebender Darstellung. Nach den unzähligen Büchern, die bereits fast aus allen civilisirten Nationen über die merkwürdige Epoche hervorgegangen sind, scheint mir doch durch dieses Capitel von 46 Seiten unsere Kenntniß derselben um ein sehr wesentliches erweitert und berichtigt zu sein. Erst hier sehen wir mit scharfer Bestimmtheit, welches grauenvolle Chaos die Gesetzgebung und Praxis der Revolution auf allen Lebensgebieten geschaffen hatte, ein Chaos, in dem „Unverletzlichkeit der Person und des

Eigenthums, Heiligkeit der Ehe und Sicherheit des Geschäftsverkehrs, Erreichbarkeit der Bildungsmittel und Ungestörtheit des Gottesdienstes, alle diese ersten und elementarsten Forderungen eines menschenwürdigen Lebens" durchaus vermißt wurden. Die empörende Willkür, mit der gegen die Person und die Familien von 170,000 Emigranten gewüthet wurde, unter denen vielleicht 10,000 die Waffen gegen Frankreich getragen, die große Mehrzahl nichts gegen die Republik, geschweige gegen Frankreich gesündigt hatte; die heillose Umwälzung des Familienrechts, die Zerrüttung der Ehen, die Privilegirung der unehelichen Kinder, die Verwüstung des Besitzes durch gehäufte und widersprechende und immer radicalere Erschütterungen der Erbverhältnisse; die trostlose Lage der Grundbesitzer, deren Aecker auf ein Viertel, deren Häuser auf ein Fünftel des früheren Werthes gesunken waren, trotzdem daß die Getreidepreise das Doppelte von 1790 betrugen, und die sich in diesem kümmerlichen Besitz doch keinen Augenblick sicher fühlten; die Verwirrung aller Lebensverhältnisse durch das Elend des Papiergeldes, dessen Werthe im Sommer 1795 so rapide sanken, daß „der Arbeiter, der auf Wochenlohn gestellt war, in der heute bedungenen Summe nach acht Tagen nicht mehr die Hälfte des wirklichen Werthes empfing;" die Fortdauer der kirchlichen Wirren, indem der formell geschlossene religiöse Friede thatsächlich von dem unversöhnlichen Haß der streitenden Parteien jeden Augenblick gebrochen wurde; die Zerrüttung des Unterrichts, in welchem die Revolution etwas Großes zu leisten dachte, in Wahrheit aber auch nur ihre zerstörende Kraft bewies, da sie wohl die alten Bildungsanstalten zu zertrümmern, aber keine neuen an ihre Stelle zu setzen vermochte; der Verfall endlich der Gemeinden und der Justiz — das Alles zusammen ergiebt einen Zustand, der nicht trostloser, verzweifelter gedacht werden kann. Die ganz neue Art von Freiheit, mit welcher die Revolution alle in Jahrhunderten gewordenen Verhältnisse plötzlich bis auf die Wurzel auszureißen und ein Paradies menschlicher Glückseligkeit hervorzuzaubern dachte, hatte im Gegentheil einen Zustand geschaffen, in welchem die primitivsten Gaben menschlicher Civilisation vermißt wurden. Der furchtbarste Despotismus eines blutdürstigen Tyrannen hatte niemals irgendwo ein großes Volk in ein so entsetzliches Elend gestürzt, als diese im Namen der Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit vollzogene Umwälzung, die ihre Schreckensherrschaft in das letzte Dorf und in die geheimsten Beziehungen der menschlichen Creatur einzuschieben wußte und auch nicht ein Gebiet, nicht einen Winkel verschonte, in dem das gehetzte Volk hätte Athem schöpfen können. Da mußte denn mit absoluter Nothwendigkeit das Extrem jener ermüdeten Abspannung, jener hoffnungslosen Ernüchterung, welche überhaupt großen politischen Convulsionen zu

folgen pflegt, sich der Masse der Franzosen bemächtigen und sie vorbereiten, auch dem unbeschränkten Despotismus jubelnd in die Arme zu sinken, wenn er nur dem Bürger die Sicherheit von Gut und Blut, die Möglichkeit von Erwerb und Bildung zurückgab. „Ein solcher Fanatismus der Ruhe," sagt Sybel mit Recht, „ist nicht schön, nicht erhebend; aus den verödeten Herzen ist Begeisterung und Idealität verschwunden und niedrige Selbstsucht scheint die Menschen ganz ausschließlich zu beherrschen. Es ist der Zustand einer tiefen politischen Krankheit, den man nicht lebhaft genug beklagen kann. Aber die Unglücklichen, die von ihm ergriffen sind, wird man bedauern und nicht verurtheilen. Die ganze Lage ist die Folge der revolutionären Gewaltthat: für ihren Schaden kann man nicht ihre Opfer, sondern nur ihre Urheber verantwortlich machen. Wo eine große Revolution im Namen eines neuen Staatsideals den ganzen Bestand des Privatrechts zertrümmert, soll sie sich nicht wundern, wenn die Bürger ihrerseits dann keinen andern Trieb als die Errettung und Herstellung ihrer privaten Existenz bethätigen, möge aus den idealen Fragen des Staatsrechts werden was da wolle. Ein Extrem ruft stets das andere hervor. Wenn der politische Fortschritt den Bürger von Haus und Hof verjagt, so wird der Bürger der Politik und dem Fortschritt den Rücken kehren. Ehe er an Freiheit denkt, will der Mensch des Lebens sicher sein."

Diese verzweifelten Zustände nun, welche zu bessern sich das übrigens dem wesentlichen Bedürfniß und Wunsch des Volks feindselige Directorium ganz vergeblich abmühte, waren die eine mächtige Wurzel, aus der in eben diesen Jahren die Riesengewalt Bonaparte's emporzuwachsen begann. Denn dem Frankreich von 1795 und 1796 konnte nur ein Mann seines Schlages Rettung bringen. Es bedurfte einen solchen Kriegsmann, damit er die in Wahrheit todte, aber sich noch immer krampfhaft in der Regierung behauptende Revolution wirklich begrabe und einen neuen, wenn auch fast ebenso gewaltsamen Zustand begründe, in dem man aber doch wenigstens wieder einigermaßen der Privatexistenz froh werden konnte; es bedurfte ihn auch für die Dauer der Todeszuckungen der Revolution, damit das erschöpfte Land von den bei den Nachbarn geraubten Millionen wenigstens nothdürftig leben und sein Elend über den Siegesnachrichten ein wenig vergessen könne. Indem man der Erzählung Sybel's von den stets wachsenden Nöthen des Directoriums und der vollständigen Fruchtlosigkeit aller seiner Anstrengungen, namentlich den Finanzjammer zu bemeistern, folgt, sieht man die noch im Hintergrunde stehende Gestalt des italienischen Generals höher und höher steigen, bis er dann endlich im zweiten Buche selbst hervortritt. Aber diese Verwirrung von Staat, Gesellschaft und Familie in Frankreich bildete doch nur die eine Voraussetzung des glänzen-

den bonapartischen Aufgangs; eine andere ebenso wesentliche Bedingung mußte mit ihr zusammentreffen, die greisenhafte Ohnmacht, die ganz insipide Unfähigkeit der continentalen Nachbarn Frankreichs. Nur das schreiende Bedürfniß der Franzosen, wieder einen Herrn zu bekommen, der ihnen die im revolutionären Strudel zerstörten Grundelemente menschlichen Daseins zurückgab und nur diese einem jungen genialen Krieger von der europäischen Impotenz entgegengestreckte Gelegenheit, in strahlenden Siegen die Autorität zu erobern, deren er für die Rettung der französischen Gesellschaft nicht entbehren konnte, nur diese zwei Factoren zusammen erklären die beispiellosen Erfolge Bonaparte's im Jahre 1796, mit deren letztem, der Capitulation Mantuas am 3. Februar 1797, der Halbband schließt.

Man weiß, daß die Sybel'schen Forschungen über die europäische Politik zur Zeit der Revolution von verschiedenen Seiten lebhaft angegriffen sind und daß ihm namentlich österreichische und dem österreichischen Interesse ergebene Schriftsteller aus seiner tendentiösen Darstellung der Thugut'schen Politik einen schweren Vorwurf gemacht haben. Die Sybel-Hüffer'sche Streitfrage hat früher bereits in diesen Blättern eine eingehende Beleuchtung erfahren. Inzwischen ist die Sache dadurch in ein wesentlich neues Stadium getreten, daß die in hohem Grade rühmliche Liberalität der Wiener Archivverwaltung Sybel die Benutzung der reichen, dort aufbewahrten Acten gestattet hat, eben jener Papiere, aus denen seine Gegner ihre Angriffswaffen gegen ihn gezogen hatten. Was nun der Forscher daraus für die schon früher von ihm geschilderte Zeit gewonnen, hat er wenigstens in einigen Hauptpunkten bereits im 23. Bande seiner historischen Zeitschrift dargelegt; das reiche Ergebniß für das Jahr 1796 liegt jetzt vor uns. Ich denke mir, Herr Professor Hüffer hat, nachdem er die betreffenden Abschnitte gelesen, keinen lebhafteren Wunsch empfunden als den, sich niemals in Dinge gemengt zu haben, zu deren Besprechung eine tumultuarische Durchblätterung einiger Actenstücke nun einmal nicht in den Stand setzt.

Das Gemälde der europäischen Politik in dem Momente, wo sich General Bonaparte anschickt, auf italienischem Boden das Fundament seiner imperatorischen Weltmacht zu legen, zeigt das Gegenstück der revolutionären Auflösung in Frankreich. In allen diesen europäischen Staaten steht noch die überlieferte Ordnung im Besitz der Gewalt, aber diese Ordnung ist, das einzige England ausgenommen, so ausgehöhlt, so seelenlos, so von tiefer Corruption zerfressen oder von Trägheit gelähmt oder von zügellosem Egoismus mißleitet, daß sie dem auf den Trümmern der Revolution emporsteigenden Dictator nothwendig erliegen muß. Aber während Preußen und Schweden und Spanien, die deutschen und italie-

nischen Kleinstaaten einen wahren Wettlauf armseliger Unfähigkeit anstellen, trifft doch die eigentlich entscheidende positive Schuld in der großen Krisis des Jahres 1796 den österreichischen Minister Thugut. Jene lassen geschehen, was sie nach ihren geringen Kräften entweder wirklich nicht ändern können oder in ihrer schläfrigen Art nicht meinen ändern zu können: Thugut dagegen entfaltet nach allen Seiten eine rastlose Thätigkeit, setzt sehr beträchtliche Streitmittel in Bewegung, führt die eigentliche Direction des europäischen Widerstandes gegen die revolutionäre Invasion, um durch die Grundfehler seiner politischen Anschauung und die verhängnißvollen Züge seiner Persönlichkeit recht eigentlich Bonaparte in die Hände zu arbeiten. Von einem an Monomanie grenzenden Mißtrauen und Haß gegen Preußen beherrscht, von einer ähnlichen Feindseligkeit gegen Sardinien beirrt und dazu von einer grenzenlosen Habgier zu einer Zeit gestachelt, wo Behauptung des bisherigen Besitzstandes schon für ein Ideal hätte gelten müssen, so sehen wir ihn alle diplomatischen Unterhandlungen und alle militärischen Unternehmungen gleichmäßig in Verwirrung bringen. In jedem Augenblicke dieses merkwürdigen Jahres genügt es, daß Rußland oder England in irgend einer Weise das schroff zurückgestoßene Preußen wieder zu der europäischen Action heranzuziehen Miene macht, um Thugut mit einer Art Raserei zu erfüllen. Während seine Waffen mit Frankreich schlagen, sind seine Gedanken hauptsächlich mit der Feindschaft gegen Preußen beschäftigt, gegen dieses damals so unbeschreiblich harmlose und ungefährliche Preußen! Freilich ist ja nicht damals allein die völlig unmotivirte Animosität gegen Preußen Oesterreichs Unglück geworden und sie wird es noch öfter werden, wenn man nicht endlich auf die Restauration rettungslos versunkener und übrigens davon abgesehen im österreichischen Interesse selbst durchaus nicht herstellungswürdiger Zustände verzichtet. Das ist eine Grundbedingung des Gedeihens aller Staaten, daß sie ein durch große Entwickelungen heraufgeführtes Neues mit offenem Blick würdigen und unbefangen in Rechnung ziehen. Es giebt eine doppelte politische Träumerei: die eine, welche mit den Gestalten einer ungeborenen Zukunft wie mit bereits vorhandenen Größen operirt, die andere, welche die Gespenster begrabener Zeiten für lebendige Kräfte ansieht; die eine ist so verderblich wie die andere.

In diesem ungeheuren Reich von Unmöglichkeiten revolutionärer und conservativer Ohnmacht sehen wir nun Bonaparte sein staunenswerthes Werk beginnen. Wie Sybel den Gewaltigen charakterisirt und uns in das Innerste seiner Politik und Kriegskunst hineinsehen läßt, werden wir wahrlich nicht versucht Frankreich um einen solchen Retter zu beneiden; aber die Größe der Begabung und des mit ihr Gethanen wird in historischer

Treue anerkannt. An dieser Darstellung hat keinerlei Tagesempfindung einen bestimmenden Antheil; der Verfasser will nicht diesen oder jenen Eindruck hervorbringen, diese oder jene Stimmung in seinen Lesern erzeugen, sondern er trachtet mit möglichster Anschaulichkeit und Bestimmtheit die Ergebnisse seiner auf kein anderes Ziel als die Wahrheit gerichteten Studien darzulegen. Allerdings sieht man wohl, der Geist dieses Historikers ist nicht nur in den Büchern gebildet; ein mannichfach bewegtes Leben und eine thätige Theilnahme an den großen Fragen der Zeit hat ihm Blick und Urtheil geschärft; auch verzichtet er in keiner Weise auf die Absicht, durch das was er von der Vergangenheit schreibt, seiner Gegenwart nützlich zu werden. So viel Tendenz, meine ich, haben alle großen Historiker gehabt, die ja der elementarsten Einsicht entbehren müßten, wenn sie übersehen könnten, daß die höchste Aufgabe des Buches doch die ist dem Leben zu dienen. Aber zwischen dieser allgemeinen, von der sittlichen Natur eines Schriftstellers unzertrennlichen Absicht und jener nackten Parteitendenz, welche einen geschichtlichen Stoff greift lediglich, um mit ihm Waffen zu schmieden für einen momentanen Kampf, ist ein unermeßlicher Abstand. Jene Absicht ziemt dem Geschichtsschreiber, diese Tendenz drückt ihn zum Pamphletisten herunter. Jene Absicht ruht so still und bescheiden auf dem Grunde der Seele, daß sie die Auffassung der geschichtlichen Thatsachen nicht beeinträchtigt, die Kräfte nur beflügelt; diese Tendenz hält dem Auge fortwährend gefärbte Gläser vor. Jene Absicht hat mit den Leidenschaften des Tages nichts zu thun, mildert und klärt sie vielmehr; diese Tendenz schürt sie und mehrt ihre Blindheit.

Eine unbefangene Ansicht der Revolution, wurde oben gesagt, werde den Franzosen vor Allem nöthig sein, wenn sie von ihrer tiefen Krankheit genesen wollten. Aber ihre Krankheit hat die Nachbarn weit und breit mehr oder weniger angesteckt. Italiener und Spanier, die seit hundert Jahren fast ausschließlich in die französische Schule gegangen sind, ganz überwiegend durch das französische Medium von der Bewegung der übrigen Welt erfahren haben, bedürfen einer Heilung am dringendsten, und daß sie das Frankreich, zu dem sie bald politisch bald litterarisch so hinaufzusehen gewohnt waren, nun jammervoll mit seiner Cultur am Boden liegen sehen, kann für ihre Zukunft ein großes Glück werden. Aber auch wir Deutschen standen noch immer viel stärker unter dem Druck der französischen Ideen, als wir selbst meinten. Vorzüglich imponirte uns die Revolution als eine trotz Allem großartig schöpferische That. Irre ich nicht, so war noch immer die in weiten Kreisen herrschende Ansicht, daß, wenn nur die Revolution sich von gewissen Excessen fern gehalten habe, sie alle Bewunderung verdiene. Diese Schätzung scheint mir dem heutigen

Stand der deutschen Forschung über die Revolution nicht zu entsprechen, welche unwiderleglich gezeigt hat, daß wir es da nicht mit einer im Princip gesunden, nur durch einige unglückliche Zufälligkeiten auf Abwege getriebenen, sondern mit einer im Kern krankhaften Bewegung zu thun haben. Daß die Ergebnisse jener Forschung immer weiter in unser Volk dringen, ist aber nicht blos für unser Urtheil, sondern auch für unser Leben wichtig. Denn jene irrige Ansicht, welche noch immer in gar vielen Köpfen festsitzt, übt unvermerkt einen beträchtlichen Einfluß auf die gesammte politische Anschauung. Sie verwandelt sich gar leicht in eine unbewußte Sympathie mit jeder Revolution an sich, als wenn eine Revolution voraussichtlich zum Heil führte. Als die Spanier vor zwei Jahren eine der sinnlosesten Revolutionen machten, von denen die Geschichte weiß, jubelte alle Welt Beifall, und wenn wir heute nicht in einem so besonderen Verhältniß zu Frankreich ständen, würden wir schwerlich dem Loose der meisten anderen Europäer entgangen sein, welche die Republik vom 4. September mit freundlichen Verneigungen begrüßten. Es ist in der That erstaunlich, wie wenig die Welt aus der achtzigjährigen Leidensgeschichte Frankreichs bisher gelernt hat. Es mußte wohl zu dem heutigen tiefen Falle kommen, um endlich zu ernstem Nachdenken über Natur und nothwendige Folgen dieser französischen Revolutionsmacherei zu führen.

H. Baumgarten.

Reform des Seekriegsrechts.

Im Ueberschwang der ersten Siegesfreude sind einige recht naive Entschädigungsansprüche an Frankreich lautgeworden, von denen nur zu hoffen ist, daß sie die Schwierigkeit des Weges in's deutsche Hauptquartier nicht überwunden und dem Grafen Bismarck den Kopf nicht warm gemacht haben werden. Ging man doch beispielsweise in einem Städtchen an der Deutz-Gießener Bahn soweit, von den Franzosen den Werth der Butterbröte wieder haben zu wollen, die man durchfahrenden deutschen Truppen gespendet hatte. Unter der Reaction gesunden Gefühls und Verstandes, die auf dergleichen folgen mußte, scheint einigermaßen das Verlangen der Seehandelsinteressenten gelitten zu haben, daß man ihnen einen Ersatz für die Schäden und Verluste erwirke, welche sie in Folge der Prisenmacherei der französischen Kriegsschiffe erlitten haben. Das Verlangen wurde schon an und für sich von Vielen mit ungünstigen Augen angesehen; es erschien wie ein Versuch, sich von der allgemeinen Noth des Tages zu befreien und von der nationalen Solidarität im Ertragen loszusagen. Da unter den betheiligten Corporationen die einen der Forderung engere Grenzen zogen, die anderen weitere, so verstand es sich fast von selbst, daß die fernerstehende öffentliche Meinung den niedrigsten Anspruch für den allein rechtmäßigen erklärte, alle übrigen für eine mehr oder minder ungebührliche Ausbeutung der Gelegenheit.

Seitdem sind nun Vertreter fast der gesammten deutschen Rhederei und Seeschiffahrt Ende October in Berlin versammelt gewesen, haben die Frage gründlich durchgesprochen, und sich schließlich über Ersatzansprüche geeinigt, welche der weitestgehenden Ansicht näherstehen als der beschränktesten. Man mag geneigt sein, darin nichts als die Wirkung der natürlichen Tendenz einer Versammlung von Interessenten zu erkennen; allein daß dieselbe sich nicht völlig schrankenlos erging, dafür hatte gerade die voraufgegangene öffentliche Verhandlung gesorgt, welche die Anwesenden unter den Druck ihrer Kritik stellte, und sorgte weiter der namentlich in den hanseatischen Handelspolitikern stets sehr mächtige Wunsch, ihren Credit nicht an handgreiflich erfolglose Unternehmungen zu setzen. Neben dem großen Rheder Gibsone aus Danzig hatte die Bremer Handelskammer hauptsächlich in der Angelegenheit die Initiative ergriffen, und ihr miterschienener Syndicus Dr. Schumacher arbeitete auch die dem Bundeskanzler zu übermittelnden Schriftstücke aus. In dieser Eingabe liegt nun die Beweisführung des Klägers vor. An ihr läßt sich jedenfalls besser

als nach allgemeinen Eindrücken beurtheilen, ob und inwieweit der ganze Entschädigungsanspruch des Seehandels berechtigt ist.

Insoweit dieser Anspruch nur auf Herausgabe der genommenen Schiffe und Ladungen, beziehungsweise Ersatz für deren völlige oder theilweise Entwerthung geht, bedarf er eigentlich keiner neuen ausdrücklichen Begründung, da hiefür schon der Präcedenzfall nach dem dänischen Kriege von 1864 spricht. Preußen hatte sich damals auf seine wahre Stellung zum Seekriegsrecht, diejenige welche durch Friedrich's des Großen Vertrag mit der jungen transatlantischen Republik von 1785 inaugurirt worden ist, noch nicht recht wieder besonnen. Es war durch die Feder des Herrn v. Manteuffel, glücklich beseitigten Andenkens, ziemlich gedankenlos der Abschaffung der Privatcaperei in der Pariser Seerechtsdeclaration von 1856 beigetreten, und hatte nicht einmal nachträglich den Einspruch der Vereinigten Staaten unterstützt, die den officiellen Seeraub der Kriegsschiffe gleichzeitig abgeschafft wissen wollten. Die populare Agitation für dieses umfassendere und einzig richtige Ziel, welche gegen Ende des Jahres 1859 von Bremen aus beinahe die ganze handeltreibende Welt ergriffen hatte, war 1864 von der preußischen Politik in ihrem unentschiedenen Schwanken zwischen Abwehren und Vorwärtsgehen noch nicht sonderlich verständnißvoll acceptirt worden. Man erließ eine Art Prisenreglement nach alter Manier, so gut wie Dänemark und Oesterreich; und wenn darin die übliche Erläuterung des Begriffs, was für gute Prise zu achten sei, auch fehlte, so konnte diese Auslassung ebensogut auf Rechnung der notorischen Schwäche der Marine wie auf diejenige einer bewußten Verschmähung des Seeraubs in jeglicher Form geschrieben werden. Nichtsdestoweniger hielt man sich im Wiener Frieden befugt, von Dänemark Restitution für alle weggenommenen deutschen Schiffe und Ladungen zu fordern. Eine gemischte deutsch-dänische Commission in Kopenhagen erledigte dieses Geschäft binnen sechs Monaten nach dem Abschluß des Friedens.

Daß das Gleiche jetzt also von Frankreich verlangt werden muß, kann keinem Zweifel unterligen. Hiergegen hat sich auch in der That keine irgend in die Beschaffenheit der Sache eingehende öffentliche Stimme erhoben.

Die Verschiedenheit der Meinungen beginnt, wo es sich um die weitergehende Frage handelt, ob Rhederei und Seehandel auch für die ihnen aus der Androhung des Caperns erwachsenen Kosten und Verluste bei rechtzeitig eingelaufenen Schiffen entschädigt werden sollen. Daß dies der größere Theil des Gesammtschadens ist, ergibt sich leicht. Der Telegraph gestattet heute, selbst in den fernsten Gewässern fahrende Schiffe rasch von

einem in Europa ausgebrochenen Kriege zu unterrichten. Wenn ein deutscher Kauffahrer nicht etwa schon vor Mitte Juli in See gestochen war und zufällig gar keinem später ausgelaufenen neutralen Schiffe früher begegnete als dem Franzmann, der ihm auflauerte, so erfuhr er die große Neuigkeit rechtzeitig, um sich irgendwo in einem nichtfranzösischen Hafen zu bergen. Der Bundeskanzler ergriff, sobald der Krieg eine Gewißheit war, die sichersten und umfassendsten Maßregeln, um alle unterwegs oder in auswärtigen Häfen befindlichen deutschen Schiffsführer zu warnen; dazu fügten in zahlreichen Fällen, soweit der elektrische Draht den Erdball umspannt, die Rheder ihre individuellen Bemühungen. Lag nun aber ein Schiff in fremdem Hafen fest, so wurde es aus einem einträglichen Capital ein zehrendes. Der Capitän durfte die Mannschaft nicht entlassen, falls er nicht ganz sicher war, jeden Augenblick ebenso brauchbare andere Leute heuern zu können, um die erste Gelegenheit zur Wiederaufnahme seiner Erwerbsfahrten zu ergreifen; sie mußte also Wochen und Monate lang erhalten werden, ohne zu arbeiten, und den nachtheiligen Einfluß solchen Müßiggangs auf ihren Charakter erhielt der Schiffseigenthümer in den Kauf. Zu den fortzuzahlenden Gagen aber kommen die Hafenunkosten, die oft sehr erhebliche Abnutzung des Schiffes, und alles was aus der Beschaffenheit oder der Bestimmung der Ladung an geldkostenden Weitläufigkeiten hervorging. Da der Beginn des Krieges in die Mitte der schönen Jahreszeit fiel, so galt dies für sämmtliche Schiffe. Ein Capital von achtzig Millionen Thalern — so hoch schlägt man den Werth der deutschen Rhederei ungefähr an — war, die Ladungen ungerechnet, durch Frankreichs Kriegserklärung größtentheils auf der Stelle lahmgelegt und außer Erwerb gesetzt.

Dies wurde auch nur theilweise dadurch erträglicher, daß das betroffene Capital reichen Firmen gehörte. Die großen Rheder von Hamburg, Bremen, Danzig, Stettin u. s. f. haben in Rostock, Papenburg, Barth u. s. w. Rhedergenossenschaften neben sich, deren einzelne Geschäftsantheile zum Theil außerordentlich klein und daher meist in den Händen keineswegs sehr wohlhabender Besitzer sind. Die Rhederei im allgemeinen gehört schon seit Jahren nicht mehr zu den prosperirenden Gewerben. Wenn man deshalb einen Schlag von ihr abwenden kann, ohne andere Berufsstände entsprechend schwerer zu belasten oder ohne auch nur das Gefühl zu verletzen, welches gleichmäßige patriotische Tragung der unvermeidlichen Beschwerden des Krieges erheischt, so braucht man sich davon nicht durch die Vorstellung zurückhalten zu lassen, daß dann einige unserer reichsten Landsleute ganz verschont bleiben würden, während auf zahlreiche arme die Wucht der nationalen Krisis so entsetzlich drückt. Ganz verschont bleibt

Niemand, am wenigsten der hanseatische Rheder und Großhändler, auch wenn er für den gegen ihn geführten Separatkrieg der französischen Kreuzer schadlos gehalten wird. Er leidet dann immer noch unter einer mehrmonatlichen beinahe vollständigen Stockung seines Geschäfts, da er auch im besten Falle immer nur effective Verluste zurückerstattet erhalten wird.

Das Recht auf diese Zurückerstattung würde sich allerdings im Civilproceß schwerlich durchsetzen lassen. Es fließt lediglich aus der Stellung, die unsere nationale Politik seit einigen Jahren immer bewußter zu der Quelle jener Verluste, der Wegnahme feindlicher Schiffe und Ladungen im Seekriege, eingenommen hat. Im Interesse dieser Politik liegt es, daß die fragliche Entschädigung gefordert wird, und die Besiegung Frankreichs erlaubt uns dieselbe zu erlangen.

Die bloße Herausgabe der gemachten Prisen nebst Schadloshaltung für beschädigte oder zerstörte, wie sie 1864 Dänemark gegenüber bedungen wurden, entsprach dem damaligen voraufgegangenen Verhalten der beiden siegreichen Mächte, von denen Preußen unklar, Oesterreich sogar noch ganz auf dem alten Boden stand. Jetzt, wo das durch Preußen geeinte Deutschland eine vollkommen klare und entschiedene, bewußt leitende Stellung in Sachen des reformbedürftigen Seekriegsrechts behauptet, würde sie nicht länger genügen. Jetzt müssen wir jede günstige Gelegenheit benutzen, um dem Princip der Respectirung des Privateigenthums im Seekriege, das wir als das unsrige feierlich verkündigt und ohne Gegenseitigkeitsvorbehalt praktisch beobachtet haben, allgemeine Anerkennung zu verschaffen; vor allem also doch auch die denkbar günstigste Gelegenheit welche es geben kann, einen Friedensschluß nach siegreichem Vertheidigungskriege wider eine Macht, die in die barbarische alte Uebung des Prisenaufbringens, mit Phrasen von höherer Civilisation im Munde, brutal zurückgefallen ist. Wir können den Ernst unseres erklärten Vorhabens, jenen Grundsatz zu einem allseitig beachteten Bestandtheil des geltenden Völkerrechts zu erheben, der Welt nicht überzeugender und eindringender fühlbar machen, als indem wir jetzt Frankreich für den vollen Umfang des durch seine Verletzung angerichteten Schadens aufkommen lassen. Daher muß nicht etwa nach der Festsetzung der zu zahlenden Gesammtsumme in Gelde dem Seehandel anheimgegeben werden, seine Ansprüche an diesen Fonds zu liquidiren; denn auf diese Art würde deren Erfüllung allerdings den Schein einer Bevorzugung auf Kosten der leidenden Nation annehmen. Vielmehr muß den Franzosen direct die betreffende Rechnung, wenn auch in abgerundetem ungefährem Betrage wegen der Schwierigkeit genauer Aufstellung binnen kurzer Frist, überreicht werden. In dieser Rechnung muß alles Aufnahme finden, was als erlittener wirklicher Schaden in Folge

der feindlichen Staatscaperei dargethan werden kann, — ausgeschlossen bleiben aber alles was etwa durch die Blockade entstanden ist, da die Blockaden zu perhorresciren noch nicht zu den erklärten deutschen Staatsmaximen gehört, wenn auch deutsche Schriftsteller anfangen es zu fordern.

Von diesem Gesichtspunct ausgehend wird man wahrscheinlich finden, daß die Seehandelsinteressenten auf ihrer Versammlung zu Berlin am 24. October nicht allzu unbescheiden und rücksichtslos nur möglichst viel für ihren Seckel herauszuschlagen gesucht haben; und man wird ihnen gönnen was unsere Diplomaten für sie erlangen, da es nicht zum Nachtheil anderer nationaler Interessen, sondern umgekehrt in consequenter Verfolgung eines der höchsten und würdigsten Ziele der deutschen Politik als eine erfreuliche Nebenfrucht abfällt.

Dieses Ziel aber verdient gewiß mit allem Eifer so lange verfolgt zu werden, bis es erreicht ist. Der letzte französische Schriftsteller von Bedeutung, der das Beutemachen der Kriegsschiffe vertheidigt hat, Hautefeuille (1860), ist zwar geneigt zu leugnen, daß Privateigenthum zur See anders behandelt werde als auf dem Lande. Allein diese Behauptung ist nicht stichhaltig. Schiffe und Ladungen unter der Handelsflagge der feindlichen Nation sind nicht blos in Ausnahmefällen, wie Häuser, Möbeln und Vorräthe auf dem trockenen Kriegsschauplatz, sondern regelmäßig und immer der Confiscation preisgegeben, und Glückszufall oder besondere Gnade ist es, wenn sie diesem Schicksal entschlüpfen. Sie sind im vollen Umfang des Worts rechtlos und vogelfrei, während das auf dem Lande befindliche Privateigenthum im Falle feindlicher Invasion nur noch nicht ganz so rechtlich und thatsächlich geschützt vor Eingriffen ist wie in Friedenszeiten. Sie zu nehmen ist gradezu ein Theil der Aufgaben, welche die Kriegsflotte eines noch an der alten Praxis hangenden Staats sich stellt; nicht, wie unter Umständen die Requisitionszüge eines marschirenden oder lagernden Heeres, zum Zwecke der aushilfsweisen Verpflegung der kriegführenden Mannschaft, sondern umgekehrt lediglich zur Herbeiführung des Schadens, der dem Feinde dadurch erwächst. Im Landkriege wird Privateigenthum nur insoweit angegriffen und consumirt, als die Interessen der Kriegführung es unabwendbarer Weise mit sich bringen, — im Seekriege dient die Confiscation feindlichen Privateigenthums zur Ausdehnung des verheerenden Bereichs des Krieges selbst. Wie ließe sich dieser Widerspruch noch aufrechterhalten, wenn er sich ohne Aufhebung der alten Seekriegspraxis obendrein beständig vergrößern muß! Denn von Krieg zu Krieg sehen wir die Heerführer aufmerksamer beflissen, der Ungerechtigkeit abzuhelfen, daß die Last der Erhaltung feindlicher Truppen ausschließlich auf den zufällig durchzogenen Landestheil falle. Soweit sie sich den nöthi-

gen Bedarf nicht mittelst der Eisenbahnen oder Dampfschiffe und ihrer eigenen Proviantcolonnen aus der Heimat nachzuholen vermögen, lassen sie den Soldaten entweder baar bezahlen, was er braucht, um sich demnächst beim Friedenschluß aus der feindlichen Staatscasse schadloszuhalten, oder sie stellen den betroffenen Einwohnern Scheine aus, welche später der Regierung gestatten, die Last auf das ganze Land zu nehmen. An Veranstaltungen dieser Art hat es während des jetzigen Krieges in Frankreich auf unserer Seite nicht gefehlt. Wie nimmt sich dagegen das französische Verfahren aus, nichts ahnende deutsche Schiffsbesatzungen auf dem freien Meere, die ihrem harmlosen Erwerbe nachgehen, aus keinem andern Grunde nach einem Hafenplatz zu schleppen und dort ins Gefängniß zu werfen, als weil ihr Schiff einen deutschen Eigenthümer hat, und Schiff und Ladung obendrein an sich zu nehmen, nicht weil sie ihnen für irgend einen Kriegszweck nothwendig wären oder wenigstens zu Statten kämen, sondern nur weil die Besitzer Deutsche sind! Dieser Gegensatz charakterisirt die ganze Unleidlichkeit der Jagd auf schwimmende Beute.

Die Sache hat aber noch eine andere Seite. Sie mischt dem Kriege der Völker den Reiz individueller Bereicherung bei, den das heutige öffentliche Gefühl um jeden Preis entfernt wünschen muß. Einem Nelson war es gestattet, in seinen Briefen an Freunde und Vorgesetzte ganz offen die Erbeutung von Geld zum Ankauf eines hübschen Landsitzes unter die Antriebe zu rechnen, welche ihn zur Vollbringung seiner Großthaten in der Seeschlacht beflügelten; was würde man gesagt haben, wenn in Wellington's Depeschen aus Spanien ähnliche Privatspeculationen auf den Fortgang der britischen Waffen zum Vorschein gekommen wären? Gegenwärtig mag die Erwartung fetter Prisen bei den französischen Admiralen und Schiffsführern keine große Rolle mehr gespielt haben, obgleich die ausschließliche Beschränkung des Seekriegs auf diesen seinen zweideutigen Anhang die Sache in ein verdächtiges Licht rücken könnte; aber auf den Eifer der Matrosen und Marinesoldaten hat sie sicher stimulirend gewirkt, ja ich glaube, dies ist der Hauptgrund gewesen, weshalb, wenn nicht schon der frühere kaiserliche Marineminister den abmahnenden Vorstellungen der Handelskammern widerstand, so doch sein republikanischer Nachfolger das Capern nicht einzustellen wagte, in schreiendem Contrast zu den früheren Auslassungen und Anträgen seiner parlamentarischen Collegen. Wie nimmt sich dies neben der unerbittlichen Strenge aus, mit welcher die deutschen Heerführer vom obersten an bis zum letzten jede nicht nothgedrungene Aneignung französischen Guts verbieten und bestrafen? Sind Soldaten und Matrosen zweierlei grundverschiedene Menschenrassen, von denen für die eine Verbrechen sein darf, was für die andere rechtmäßiger Lohn? Die Praxis leichtsinniger

Staatsmänner oder Völker mag sich über solchen Widerstreit hinwegsetzen, aber die entsittlichende Wirkung des Raubens auf die, denen es im Gegensatz zu allen ihren Landsleuten und selbst zu ihren Mitstreitern im Kampfe für das Vaterland erlaubt wird, kann sie nicht aufheben oder abschwächen. Wenn der Handel ein Interesse hat, die Prisenmacherei verschwinden zu sehen, so hat die Kriegsmarine daran richtig erwogen ein noch weit höheres Interesse. Es wäre denn, daß man den Reiz des Antheils an der Beute für die Captoren ganz beseitigte und alles lediglich dem Staate vindicirte. Da der Staat als solcher, falls er unterliegt, nach der neuen deutschen Maxime den Schaden bezahlen muß, so wäre es nur billig, daß er im glücklicheren Falle auch den Vortheil allein hätte. Aber dann müssen beide, möglicher Gewinn und möglicher Verlust, auch mit Staatsaugen angesehen werden; und da ist es nicht wahrscheinlich, daß man noch irgendwo das Geschäft an sich für hinreichend profitabel halten sollte. Mit dem dem Feinde zu thuenden Abbruch aber verhält es sich genau so wie mit dem eigenen Profit. Gewinnt er den Krieg, so läßt er sich seinen Prisenschaden zu voll ersetzen; verliert er den Krieg, so macht es nicht eben viel mehr aus, wenn einige Rhedervereine sich auflösen oder ein paar Einzelrheder Bankerott machen müssen. Die Unterbrechung des Seehandels aber, von welcher früher die Caperei nur ein integrirender Theil war, findet heutzutage entweder gar nicht mehr in dem Maße statt oder bedeutet nichts für die Führung und Entscheidung des Krieges. Ein Land mit verhältnißmäßig geringer Küstenentwickelung, wie Deutschland, kann die Sperrung seiner sämmtlichen Häfen ertragen, ohne dadurch der Kraft oder der Lust zur Fortsetzung des Kampfes beraubt zu werden, — das haben wir in diesem Spätsommer fast zur Ueberraschung erfahren. Ein Land von langer Seegrenze dagegen, wie Frankreich oder gar wie England, kann schwer oder unmöglich rings herum effectiv blockirt werden. Da aber ohne Blockade, effective Blockade nach dem heute unbestritten geltenden Völkerrecht der neutrale Handel nicht fernzuhalten ist, so hat es auch in solchem Falle mit einer wirklich einschneidenden, mürbemachenden Unterbrechung des Seehandels ein Ende. Der Seekrieg ohne Schlachten ist gegen Staaten in der Lage der meisten europäischen kein wirksames Angriffsmittel mehr. Die Caperei richtet noch Schaden genug an, wirthschaftlichen und sittlichen, bei dem verübenden wie bei dem leidenden Theil: aber eine politische Waffe von Werth im Streite der Völker ist sie nicht länger, in die Sphäre der militärisch-diplomatischen Entscheidungen reicht ihre Tragweite nicht mehr hinein.

Wer daher aus der Kriegführung alle unnützen Grausamkeiten und Härten zu verbannen wünscht — und in diesem Streben begegnen sich

ja wohl die entschiedensten Vertreter der fortdauernden unwandelbaren Nothwendigkeit des Krieges mit den schwärmerischesten Anhängern der Lehre vom Ewigen Frieden —, der muß in den Ruf nach Abschaffung des Beutemachens auf See einstimmen, welcher sich vor elf Jahren von einer patriotischen deutschen Stadt aus erhoben hat. Die Zustimmungen sind denn auch wirklich ebenso zahlreich als bedeutsam. Während des deutsch-französischen Krieges ist zwar noch nicht durchweg entsprechend gehandelt worden, aber alle publicistischen Stimmen haben es übereinstimmend, ohne jede namhafte Ausnahme gefordert. In Frankreich verstärkten Eduard Laboulaye und Michel Chevalier den Chor der an der Rhederei interessirten Handelskammern (wie Havre und Marseille) durch beredte Beweisführungen in den Spalten der angesehensten Organe. In England constatirte zu keinem anderen praktischen Zwecke der Economist die abermals nachgewiesene relative Werthlosigkeit der Flotten für ernste Kriegsaufgaben, und Daily News schloß sich der Hoffnung an, die von deutscher Seite schon im August laut geworden war, daß in diesem Kriege zum letzten Mal auf friedliche Kauffahrer Jagd gemacht sein werde. Wenn andere Blätter, die Times z. B., die vor elf Jahren diese Forderung noch ähnlich abtrumpfte, wie es etwa für Attentate auf das Institut der Ehe angemessen sein möchte, ihren vielleicht noch nicht aufgegebenen Widerspruch bis dahin gespart haben sollten, wo das neue Princip wirklich in's anerkannte Völkerrecht überzugehen droht, so verräth auch solches weise Haushalten mit dem noch übrigen Fonds von Oppositionsenergie ziemlich klar den Stand der Dinge. Hat doch sogar Lord Granville schon, als er seine Neutralitätscontroverse mit Graf Bernstorff schloß, einen durchaus nicht unfreundlichen Seitenblick auf den bevorstehenden Feldzug Preußens für so reformirtes Seekriegsrecht geworfen! Er hat zu Collegen Gladstone, Bright und Lowe, d. h. wohl so ziemlich die überzeugtesten Vertreter principieller Freihandels- und Friedenspolitik, welche es unter Europas Staatsmännern giebt. Sollten sie auf eine Einladung des Grafen Bismarck, die Frage noch einmal in Erwägung zu ziehen, nicht wesentlich anders antworten, als Lord Palmerston seiner Zeit auf die Vorstellungen machtloser Rheder und Kaufleute, deren Ansinnen es noch so wohlfeil war in dieselbe geringschätzige Kategorie mit Elihu Burritt's Oelblättern und Quäker-Adressen an Czar Nikolaus zu werfen? Sollten sie nicht sogar einen gewissen Eifer an den Tag legen, sich für diese praktische Erweiterung des Reichs des Friedens auf Erden in gleicher Höhe mit Berlin und Washington zu halten, wo sie obendrein gleichmäßig wünschen müssen das Gedächtniß ihrer Versündigungen gegen echte Neutralität baldigst erlöschen zu sehen?

Kein nennenswerther Theil der öffentlichen Meinung Europas und Amerikas, das darf man dreist behaupten, würde sich widersetzen, wenn nach dem Kriege sämmtliche in Betracht kommende Regierungen verkündigten, das Prisenmachen habe fortan ein Ende. Die Vereinigten Staaten hätten dann den Preis erlangt, um welchen sie sich von jeher bereit gehalten haben, auf die Ausgabe von Caperbriefen zu verzichten, als das unentbehrliche eventuelle Schutzmittel eines Landes mit kleiner oder gar keiner ständigen Seemacht. England aber, oder wer sonst unter den europäischen Staaten etwa noch nicht völlig für die Sache selbst gewonnen wäre, hätte seinen Handel dann doch für alle Zeiten gegen die Caperei geschützt. Daß der Besitz der überlegensten Kriegsmarine noch keinen Freibrief für die Benutzung der Marine zu Handelszwecken im Kriegsfalle gewährt, hat die amerikanische Union erfahren, als während des Bürgerkrieges einige wenige südstaatliche Caper ihre Kauffahrteiflotte dergestalt vom Meere fegten, daß die nationale Rhederei sich noch heute nicht ganz wieder von dem Schlage erholt hat; und auch die französische Rhederei empfand es beim Beginn des gegenwärtigen Krieges, wo die bloße Möglichkeit der Repressalien von deutscher Seite trotz unseres ausdrücklichen Verzichts hinreichte, ihre Schiffe beim Handel in einen gewissen Verruf zu bringen. Das Werk von 1856 war eine Halbheit. Es muß entweder durch Verbot der Staatscaperei zu Ende geführt oder ganz preisgegeben werden. Das Letztere fordern in der That die starren Conservativen in England, die von Britannias herrschendem Dreizack auch die goldanziehende magnetische Spitze nicht missen wollen, und die daher von der Pariser Seerechtsdeclaration den Verfall der britischen Macht zu datiren gewohnt sind. In der ersteren Forderung vereinigt sich mehr und mehr der öffentliche Geist der ganzen civilisirten Welt.

Diese Forderung ist nun auch nicht länger, was sie bis zum diesjährigen Kriege war: die radicalste in Bezug auf die Reform des Seekriegsrechts, welche überhaupt erhoben wird. Das wird manchen Geschichtsphilosophen, welche an die Verwirklichung extremer Ideen ein für allemal nicht glauben, zur Beruhigung gereichen. Mir scheint es außerdem ein Zeichen, daß es mit der Reform überhaupt Ernst wird und daß sich das Schwergewicht auf diesem Gebiete menschlichen Fortschritts nach Deutschland verlegt. Denn es ist nicht etwa nur ein theoretisirender Gelehrter, der neue, bisher unerhörte Verbesserungen des Seekriegsrechts anregte als Abschluß abstracter Gedankengänge; sondern die Leiter des Deutschen Nautischen Vereins, einer seit drei Jahren bestehenden freiwilligen Organisation des deutschen Seemannsstandes, sind durch ihre Wahrnehmungen und Eindrücke während dieser erregten Wochen bestimmt

worden, vagere alte und neue Zukunftshoffnungen einmal kühn in positive Vorschläge zu formuliren. Sie verlangen kurz und gut: Abschaffung der Blockaden, Aufhebung des Rechts ein Handelsschiff auf offener See nach Kriegscontrebande zu durchsuchen.

Die Vortheile beider Neuerungen können unmöglich verkannt werden. Wenn es gar keine Blockaden mehr gäbe, so wäre man aus aller Verlegenheit, wie es zu machen ist, die Bedingung der Effectivität für rechtsgiltige Blockaden, welche seit 1856 völkerrechtlich besteht, aufrecht zu erhalten. Einstweilen steht diese Vorschrift ebensosehr blos auf dem Papier, wie die Blockirung der gesammten deutschen Nord- und Ostseeküsten, welche die Franzosen von Mitte August bis Anfang September vorgenommen haben. Das Stempelpapier der Pariser Seerechtsdeclaration hat sich nicht stark genug erwiesen, das Aergerniß der sogenannten Papierblockaden aus der Welt zu schaffen. Die französischen Geschwader kehrten sich einfach nicht an den Satz, daß Blockaden effectiv sein müssen, um rechtsverbindlich zu sein, und unseren Behörden fehlten vermeintlich oder wirklich die Mittel, sie zur Beobachtung dieser völkerrechtlichen Vorschrift anzuhalten. Zahlreiche kleinere Ostseehäfen sind keinen Tag über thatsächlich gesperrt, und doch rechtlich blockirt gewesen; und auch in größeren, wie z. B. Swinemünde und Travemünde, liefen während der officiellen Blockadezeit wiederholt neutrale Schiffe ein, ohne auch nur ein einziges französisches Kriegsschiff bemerkt zu haben. Das war also sicher nicht effective, sondern latente Blockade, und erhob doch Anspruch darauf, ebenso strenge respectirt zu werden, machte doch durchbringende fremde Kauffahrer ebenso gut des Blokadebruchs schuldig, wie wenn eine schlagfertige Flotte davor gelegen hätte. Kurz angebundene Indignation zieht aus derartigen Vorgängen nun den Schluß, daß die Blockaden abgeschafft werden müssen. Es fragt sich indessen erstens, ob es nicht gelindere Mittel giebt, dem stumpfen Satze der Pariser Declaration von 1856 eine Schneide zu geben. Denn zweitens fragt es sich doch auch, ob jenes allerdings radicale Mittel nicht allzu radical sei, ob es nicht heißen würde das Kind mit dem Bade ausschütten, und im Eifer der Beschränkung der Uebel des Krieges auf das nothwendigste Maß ein ganz legitimes und unter Umständen unentbehrliches Werkzeug zur Erreichung des Kriegszwecks, d. h. der Ueberwindung des Feindes, voreilig brandmarken.

Es wäre nicht unmöglich, daß ein Theil der Mitschuld an der Entstehung dieses radicalen Verlangens in praktischen Köpfen auf eine gewisse übertriebene Passivität der deutschen Behörden fiele. Sie haben, soviel wenigstens bekannt geworden ist, neben so manchem anderen der Welt denuncirten Frevel der Franzosen gegen anerkannte völkerrechtliche Grund-

sätze und Regeln die besonders handgreiflichen, unentschuldbaren Verstöße gegen das geltende Blockaderecht nicht diplomatisch oder publicistisch constatirt. Es kann sein, daß sie trotzdem in der Stille gesammelt worden sind; ja es ist wahrscheinlich, daß man dafür gesorgt hat, weil die Absicht, nach dem Kriege die controversen oder reformbedürftigen Fragen des Völkerrechts zu internationaler Erörterung zu bringen, im deutschen Hauptquartier notorisch besteht. Aber die unmittelbare, ausdrückliche und öffentliche Feststellung der fraglichen Verletzungen hätte ihren eigenen Werth gehabt. Wenn jeder Führer eines neutralen Schiffes, das in einen formell blockirten deutschen Hafen einkam und erklärte keine französischen Schiffe davor bemerkt zu haben, veranlaßt worden wäre diese Aussage eidlich vor einer geeigneten Instanz zu wiederholen, am besten unter Zuziehung von Consularbeamten auswärtiger Staaten, — und wenn man diese Verklarungen (wie solche Vernehmlassungen in der nautischen Sprache heißen) dann auf diplomatischem Wege zur Kunde der neutralen Regierungen, auf publicistischem Wege zur Kunde Jedermanns den es anging gebracht hätte: so wäre einerseits den Franzosen die Freude an einer allzu bequemen Art, von unseren Seehäfen allen Handel abzusperren, noch etwas früher verleidet worden, und andererseits hätten neutrale Schiffe in den Nachbarländern der Ost- und Nordsee auch noch etwas früher den Verkehr wieder aufnehmen können, nach welchem sie mindestens ebenso sehr schmachteten wie wir. Wäre dabei das eine oder andere von ihnen mit der französischen Flotte in Conflict gerathen, so würde es für alle betheiligten höheren Interessen nur um so besser gewesen sein. Die Unhaltbarkeit des gegenwärtigen rechtlichen Zustandes hätte dann eine schlagende Illustration erhalten.

Die Gegner des Blockirens von Handelshäfen und ganzen Küsten argumentiren nach der Analogie des Landkriegs, daß wie nur Festungen, nicht offene Städte oder ganze Gegenden belagert und vom Verkehr abgeschnitten werden, so auch die Blockade durch Kriegsschiffe sich auf eigentliche Kriegshäfen wie Cherbourg oder Wilhelmshafen beschränken sollte. Aber hier wie dort ist ein Unterschied zu machen zwischen dem Rechtlicherlaubten und dem Praktischnützlichen und folglich Thatsächlichvorkommenden. Man beschießt im allgemeinen offene Städte nicht; aber wenn sich ein Stück feindlicher Armee in einer von ihnen befindet und verbarricadirt, so hört die Schonung auf. Ebenso pflegt bei einer Invasion der friedliche wirthschaftliche Verkehr der Bewohner unter einander von Ort zu Ort geduldet zu werden, ohne daß deshalb die eingedrungene Streitmacht sich versagte gewisse Wege unbedingt zu sperren oder gewisse Geschäftsbetriebe den Bewohnern zu verbieten, falls das Interesse der Truppen

oder der Fortgang der militärischen Operationen es zu erheischen scheint. Auf dem Meere verwickelt sich die Sache durch das Hinzukommen der Neutralen, die auf dem einfürallemal occupirten, staatlich abgegrenzten festen Lande selten oder niemals in Mitleidenschaft gerathen. Blockade heißt da soviel wie Verbot des an sich zulässigen Handels der Neutralen mit dem Feinde, und die Uebertretung desselben, der sogenannte Blockadebruch, ist ein völkerrechtliches Vergehen, auf das die Strafe der Wegnahme gesetzt ist. Die Behandlung der der feindlichen Nation angehörigen Handelsschiffe wird selbst dann keine großen Schwierigkeiten machen, wenn das Capern für immer aufgehört hat; man verfährt mit ihnen, falls sie die maritimen Operationen der Kriegsflotte stören, wie im entsprechenden Fall auf dem Lande. Neutrale Kauffahrer aber lassen keinen gleich summarischen Proceß zu. Sie haben Anspruch auf feststehende Rücksichten und Formen, weil zwischen ihrem Staat und den Kriegführenden eben die Appellation an höhere Gewalt, welche wir Krieg nennen, nicht eingetreten ist. Es könnte ihnen anscheinend ganz recht sein, wenn Blockadebruch überhaupt anfhörte ein strafbares völkerrechtliches Vergehen zu sein, und bloß die factische Zurückweisung von einem durch feindliche Kriegsschiffe abgesperrten Hafen die Folge des Versuchs wäre. In Wirklichkeit jedoch dürfte sich bald herausstellen, daß es besser für sie ist sich aus der erhitzten Atmosphäre des activen Krieges ganz fernhalten zu können. Je klarer, bestimmter, unzweideutiger das Recht gefaßt ist, desto zukömmlicher ist es vor allem für sie; sie von den zufälligen wechselnden Erfordernissen der jeweiligen Lage abhängig zu machen, wie ein Befehlshaber im Kriege sie grade auffassen mag, liegt schwerlich in ihrem Interesse. Wenn es daher möglich ist, die Innehaltung der Effectivität einer erklärten Blockade durch geeignete Controlen zu sichern, so dürfte die Beibehaltung der förmlichen Blockadeerklärungen den bloßen factischen Absperrungen des Verkehrs zur See nach wie vor vorzuziehen sein. Man darf nur nicht wähnen, daß mit der Verpönung des Beutemachens, mit der Einsicht in die Verkehrtheit der Idee, den Gegner durch Unterbindung seines Seehandels zum Frieden zwingen zu wollen, auch die thatsächliche Blockirung von Handelshäfen und ganzen Küsten allen strategischen Werth verloren habe.

Dies sollte sich nach einem Kriege, in welchem die sogenannte Cernirung eine so vornehme Rolle gespielt hat wie in dem gegenwärtigen, eigentlich Jeder ohne weiteres selbst abstrahiren. Angenommen Paris läge am Meere, mit oder ohne Befestigungen nach der Seeseite hin: würde man es als „Handelshafen" im letzteren Falle nur thatsächlicher Blockirung, nicht rechtlich bindender Blockadeerklärung unterworfen wissen wollen, und so auf neutralen Blockadebruch gewissermaßen eine kolossale Prämie setzen

ohne das Gegengewicht rechtmäßigen völligen Verlustes von Ladung und Schiff? Oder wenn allerdings eine am Meere liegende Festung, die nicht zugleich Kriegshafen wäre, ziemlich undenkbar sein mag, — stellen wir uns eine andere Situation vor. Nehmen wir an, Deutschland im Bunde mit Oesterreich und Scandinavien befände sich mit Rußland im Kriege, das Eismeer wäre entweder noch nicht auf oder schon wieder zu, und die Verbündeten wollten zu der Absperrung des Landverkehrs durch ihre vorrückenden Heere auch die Verschließung der Ostsee sowohl als des Schwarzen Meeres für Zufuhren aller Art fügen. Wäre es alsdann rathsam, das Recht aus der Hand gegeben zu haben, Blockadebrecher unter irgend welcher Flagge als Feinde zu behandeln, ohne berechtigte Vindication oder Repressalien des Staates welchen sie angehören? Mir däucht nicht.

Ich halte also die Forderung, daß das Blockaderecht einfach gestrichen werde, wo nicht für überhaupt und dauernd unausführbar, doch jedenfalls für noch nicht hinlänglich geklärt, um gegenwärtig schon in der diplomatischen Praxis aufgestellt und verfolgt zu werden. Warum es sich zunächst handelt, ist die Herstellung wirksamer Garantien dafür, daß nicht effective Blockaden in der That auch nicht rechtsverbindlich werden. Trotz des Mangels einer physischen Executivgewalt im Völkerrechtsproceß möchte man doch annehmen, daß auf der heute erreichten Stufe der Gesittung, des Verkehrs und des Einflusses der öffentlichen Meinung die Aufgabe zu lösen sei. Die übrigen Bestimmungen der Seerechtsdeclaration von 1856, die ihre Schneide schon bei sich haben, sind ja auch ohne executorische Controle zu voller thatsächlicher Wirksamkeit gelangt.

Wie bei den Blockaden, so wäre es auch bei der Kriegscontrebande, um alle daraus hervorgehenden Schwierigkeiten und Weitläufigkeiten abzuschneiden, natürlich das einfachste, den Begriff ganz zu beseitigen. Wenn man alle Zölle abschafft, so wird nicht allein nicht mehr geschmuggelt, sondern auch die des Schmuggelns halber erlassene Zollgesetzgebung hört auf uns den Kopf zu zerbrechen. Wenn es gar keine Kriegscontrebande gäbe, hätten Graf Bernstorff und Lord Granville viel Dinte sparen können, die deutschen und die englischen Zeitungen manche Spalte Papier, die beiden Nationen den daher rührenden Verdruß. Aber würden wir deshalb besser daran gewesen sein? Hätten wir die Verstopfung dieser Quelle von Aerger und vielleicht von Schaden nicht mit einer wahren Ueberschwemmung auf anderen Puncten erkauft, mit einer noch viel umfänglicheren Versorgung unseres geschlagenen Feindes aus den unerschöpflichen Vorräthen neutraler Völker?

Man muß sich auch bei dieser Frage hüten, sie allzu einseitig nur nach den Umständen des gegenwärtigen Krieges zu beurtheilen. Mangelnde

Beherrschung des Meeres hat das Recht Kriegscontrebande zu verfolgen, so wie es völkerrechtlich steht, für uns diesmal freilich werthlos gemacht. Denken wir uns indessen das Stärkeverhältniß der beiden Kriegsmarinen einmal umgekehrt — wie es bei einem künftigen deutsch-französischen Kriege (den Gott verhüten wolle) leicht sein könnte —, so ändert sich die Scene. Wir legen dann unsere Flotte in den Canal und verhindern wirksam die Ergänzung der französischen Pferdebestände und Waffenvorräthe von England her. Das wäre, hätte es sich diesmal thun lassen, vielleicht einer nicht unerheblichen Abkürzung des Krieges und jedenfalls einer Verringerung der Zahl seiner Opfer gleichgekommen.

Abschaffen läßt sich also das Verbot der Zufuhr von Kriegsmitteln auch für neutrale Schiffe schwerlich; allein es läßt sich möglicher Weise auf eine andere Grundlage stellen, die der Erzeugung solcher lange nachwirkenden Mißhelligkeiten, wie England sie früher mit Amerika und jetzt mit Deutschland erlebt hat, vorzubeugen geeignet wäre. Gegenwärtig hangt der Begriff Kriegscontrebande in jedem neuen Falle von Erlassen der kriegführenden Mächte oder der Praxis ihrer Prisengerichte ab, und die Aufrechterhaltung des Verbots bleibt den Kriegsschiffen der betreffenden Macht überlassen. Es steht aber anscheinend kein unüberwindliches Hinderniß im Wege, daß die Regierungen der civilisirten Staaten sich über ein (immerhin verbesserungsfähiges) Verzeichniß der zum Kriegsschmuggel zu rechnenden Gegenstände einigen, und die Verschiffung derselben dann, auch wenn sie neutral sind, eine jede in ihren Häfen straffällig machen. Wenn die eine mehr, die andere weniger weit zu gehen wünschen mag, so wird sich über eine gewisse Mindestzahl von Waaren doch unzweifelhaft Einigkeit erreichen lassen. Die Uebernahme der Einschärfung und Aufrechterhaltung des Verbots aber durch die neutralen Mächte wäre kein bloßer den kriegführenden Theilen oder einem derselben erwiesener Liebesdienst, sondern ein Act im wohlverstandenen Interesse Aller. Was hat England davon, daß es während des amerikanischen Bürgerkrieges die „Alabama" hat auslaufen lassen und jetzt zu den französischen Waffenankäufen in Birmingham ein Auge zugedrückt hat? Den Profiten einer Handvoll Lieferanten steht die daraus erwachsene Beunruhigung und virtuelle Gefahr des Reiches denn doch wohl ganz überwältigend gegenüber. Zugleich hat Belgien, das eine ausgedehnte Landgrenze, nicht nur Seeküsten zu bewachen hatte, gezeigt, wie befriedigend sich Kriegsschmuggel verhindern läßt. Wenn die hohen englischen Tabackszölle erfolgreich gegen Pascher vertheidigt werden können, wird es auch wohl die Neutralität und die damit zusammenhangende dauernde Sicherheit des Reiches. Die Praxis der verschiedenen Staaten und die herrschenden Ansichten convergiren bereits

nicht undeutlich nach einer gemeinsamen Mitte hin. Geld wird z. B. heutzutage ebenso allgemein von dem Rahmen der im Kriege verbotenen Zufuhren ausgeschlossen, wie Schiffe darin aufgenommen. Die Engländer sind nirgends zäher conservativ als im Seekriegsrecht, wo ihre stolzesten nationalen Traditionen und ihre Methode juristischen Denkens dahin zusammenwirken, aber sie haben trotzdem, durch den Fall der „Alabama" gewitzigt, beim Beginn des deutsch-französischen Krieges ihr eigenes inländisches Verbot des Schiffsbaus für Kriegführende vervollständigt. So dürfte einige Aussicht vorhanden sein, daß sie aus den gründlich eingehenden Neutralitätsdepeschen des deutschen Botschafters sich eine ähnliche ersprießliche Lehre entnehmen, und ihren gesetzgeberischen Apparat benutzen, um sich vor der Wiederkehr solcher fatalen Discussionen zu schützen. Daß es der Würde des britischen Parlaments keinen Eintrag thut, auf Grund voraufgegangener diplomatischer Verständigungen mit anderen Ländern Recht zu schaffen, haben verschiedene Präcedenzfälle ja schon erhärtet.

Im übrigen möchte ich es keineswegs an sich mißbilligen, daß von der angegebenen Stelle praktischer Agitation her Forderungen erhoben worden sind, deren Radicalismus die Mäßigung jenes älteren und vom norddeutschen Reichstag zu einem Princip nationaler Politik erhobenen Verlangens in's hellste Licht rückt. Nur darf der rastlos weiterfliegende Gedanke nicht hindern, daß auf den heute erreichbaren realen Erfolg alle nothwendige Energie gewendet werde; und daher scheint mir einstweilen wenigstens noch ein kritisches Verhalten zu dem Kampfe gegen Blockade und Kriegscontrebande geboten. Es ist selten gut, wenn man die Ziele eines Krieges erst während des Krieges selbst in der natürlichen Erhitzung des Triumphs nach harter Anstrengung entstehen läßt. Die Achtung des Privateigenthums im Seekriege hingegen ist eine längst allmählich herangereifte Frucht und der Sturmwind von 1870 schüttelt sie nur vom Baume, der ganzen gesitteten Welt in den Schoß.

A. Lammers.

Die Verträge mit den Südstaaten.

In jenen wundervollen Augustwochen, da ein Kriegsruhm ohne Gleichen die Fahnen des geeinten Deutschlands umleuchtete, erwachte wohl in manchem deutschen Herzen der leise Zweifel, ob solcher Ueberschwang des Glückes dauern könne — eine Empfindung vergleichbar der Furcht der frommen Griechen vor dem Neide ihrer Götter. Seitdem ist Vieles geschehen was den hellen Siegesjubel dämpfte. Der zögernde Gang der Kriegsereignisse erregt bereits nicht blos die Klagen des vorlauten Unverstandes, sondern auch die Sorgen besonnener Männer. Seit zehn Wochen wird die feindliche Hauptstadt von unseren Heeren eingeschlossen, seit vier Wochen ist nach ungeheuren Anstrengungen der schwere Belagerungspark an Ort und Stelle, und noch immer regt sich keine Hand ihn zu gebrauchen. Militärische Gründe sind es nicht, welche diese Zögerung veranlassen, sondern Rücksichten der Menschlichkeit: man will die Hauptstadt schonen, den Ruf des Vandalismus dem deutschen Heere ersparen. Aber es steht zu fürchten, auch dieser Krieg werde schließlich die alte Regel bestätigen, daß die kräftigste Kriegführung die menschlichste ist. Die Ausfallsgefechte um Paris, die blutigen Kämpfe im Norden und an der Loire kosten uns ebensoviel Menschen wie eine große Schlacht. Der Soldat wird ungeduldig; nur das Pflichtgefühl, nicht mehr die Begeisterung treibt ihn vorwärts; ihn drückt der Gedanke, daß jeder Tropfen Blutes, der heute noch fließt, verschwendet sei. In dem erbitternden kleinen Kriege schwindet selbst die unerschöpfliche Gutherzigkeit deutscher Krieger, die Blüthe deutscher Jugend droht zu verwildern in dem häßlichen Kampfe wider ehrlose, unebenbürtige Feinde. In Paris herrscht der Pöbel, der nichts zu verlieren hat und während der Belagerung kaum schlechter lebt als zuvor. Niemals werden diese Wahnsinnigen die hochherzige Milde unseres Königs würdigen, den sie den neuen Attila nennen; sie schreiben dreist ihrer Heldenkraft und unserer Schwäche zu, was sie der deutschen Langmuth danken, und können leicht die feige Bourgeoisie zwingen, sich bis zur letzten Brotkruste zu halten. Dann droht nach der Uebergabe der unseligen Stadt ein namenloses Elend, das selbst die Schrecken eines Bombardements überbieten würde. Unterdessen beginnt der Glanz der Tage von Metz und Sedan ein wenig zu verbleichen; die Sprache der neutralen Presse verräth, daß unser Ansehen in der Welt sich seitdem mindestens nicht gehoben hat. Vielleicht macht, während wir schreiben, das Schicksal alle diese Besorgnisse zu nichte; vielleicht waren die Ausfallskämpfe der

jüngsten Tage schon der Anfang des Endes, ein letzter Ausbruch ohnmächtiger Wuth, dem die Ergebung auf dem Fuße folgt. Uns lag nur daran, die Thatsache festzustellen, daß tausend schwer besorgte Patrioten die rasche rücksichtslose Beendigung des Pariser Trauerspiels ersehnen.

Währenddem ist zu Versailles die Verhandlung mit den Südstaaten beendet worden, die zugleich einen Fortschritt und einen Rückschritt bezeichnet. Wir haben uns nie darüber getäuscht, daß die Aufnahme des Südens im gegenwärtigen Augenblicke das schwerste Opfer sein würde, das unser Norden jemals für die deutsche Sache gebracht hat. Wir waren darauf gefaßt, viele kühne Reformpläne, die der jugendlich rüstige Entwicklungsgang des norddeutschen Bundes zu Tage gefördert, für jetzt oder für immer zu begraben; wir wußten, daß der Norden, im Vertrauen auf die soeben herrlich bewährte Lebenskraft des nationalen Gedankens, auch manches bereits errungene Besitzthum politischer Zucht und Ordnung werde dahingeben müssen. Aber ein so vollgerütteltes Maß particularistischer Vorbehalte, wie es in dem bairischen Vertrag enthalten ist, übertrifft unsere schlimmsten Erwartungen. Eine häßliche Erinnerung aus dem Jahre 1813 will sich gar nicht abweisen lassen. Wie damals Baiern, noch vor der Schlacht von Leipzig, in dem Rieder Vertrage sich die ungeschmälerte Souveränität ausbedang und also den Fortschritt unseres Staatslebens auf ein halbes Jahrhundert hinaus verhinderte, so ist demselben Staate heute wieder gelungen, noch vor der Einnahme von Paris die gesunde Entwicklung des deutschen Staates mindestens zu erschweren. Und wie damals unsere Väter über der Freude an dem neuen Bundesgenossen den unerschwinglichen Preis, den er forderte, fast vergaßen, so zeigt auch heute die Nation, froh ihrer heiß ersehnten Einheit, nur wenig Neigung über den Werth dieser Einheit ruhig nachzudenken. Ein großer Theil der Presse, der noch jüngst jeden Schritt des Bundeskanzlers mit rechthaberischer Tadelsucht verfolgte, verzichtet heute auf jedes eigene Urtheil mit einer Unterwürfigkeit, die wahrlich kein Zeichen politischer Reife ist.

Die Beweggründe, welche den Bundeskanzler bei den Versailler Verhandlungen leiteten, lassen sich leicht errathen. Er dachte offenbar nicht an die zwei bairischen Armeecorps, deren Deutschland zur Noth entrathen kann, sondern an die europäische Nothwendigkeit, die süddeutsche Frage aus der Welt zu schaffen; er will dem deutschen Bunde im Friedensschlusse die förmliche Anerkennung Frankreichs verschaffen, also daß wir fortan unzweifelhaft Herren sind im eignen Hause. Es war ferner für unseren inneren Frieden von hohem Werthe, daß die hochgespannten Erwartungen des Volkes, das seine Einheit bereits in der Hand zu halten wähnte, nicht abermals getäuscht wurden. Wenn aber der Entschluß die Süd-

deutschen aufzunehmen einmal feststand, so mußte man durch freundliches Entgegenkommen ihr Vertrauen gewinnen; denn zogen sie verdrossen ab, mit dem Gefühl einer Niederlage, ließ man ihnen einen Vorwand über Undank, über unehrlichen Zwang zu klagen — Anschuldigungen, die nur zu leicht Glauben gefunden hätten — so bildete ihr Groll eine Lücke in der Mauer des deutschen Bundes, und in diese Lücke konnte unser alter Getreuer, der sächsische Odysseus in der Hofburg, der noch festhält an seiner berüchtigten Auslegung des Prager Friedens, zur rechten Zeit die Brechstange einsetzen. Der neue Bund kann nur gedeihen, wenn Preußen mit Baiern, wie bisher mit Sachsen, ein vertrautes Einvernehmen unterhält, wenn beide Staaten den Beweis führen, daß ihre Freundschaft noch heute, wie in den Tagen Friedrichs des Großen, den Interessen des großen Vaterlands entspricht. Um dies Einverständniß mit Baiern nicht zu gefährden, hat Graf Bismarck einen nahe liegenden Weg verschmäht; er hat über das Wesentliche mit jedem einzelnen der Südstaaten verhandelt, statt durch das redlich deutschgesinnte Baden auf die bairische Selbstsucht zu drücken. Das Gewicht dieser Rücksichten ist unbestreitbar; doch leider tritt in den Versailler Verträgen auch eine alte Schwäche unseres großen Staatsmannes sehr grell hervor: er war in seiner Kühnheit immer leicht bereit, in verworrene, unklare Verhältnisse sich einzulassen, die nur seine geniale Kraft, doch nicht ein schwächerer Nachfolger beherrschen kann.

Auf die gerührten Lobpreisungen, welche die officiöse Presse dem „freiwilligen“ Entgegenkommen des bairischen Cabinets widmet, antwortet die ungeheure Mehrheit der Nation in grobem Deutsch: Baiern war niemals selbständig so lange ein Deutschland besteht; nur zweimal während eines Jahrtausends ward auf kurze Zeit das nationale Band zerrissen, das dies Bruchstück deutschen Landes an das große Vaterland anschloß, 1806 und 1866, beidemale durch Baierns eigne Schuld; wenn der Staat heute in einer Zeit gewaltiger Erhebung die frevelhaft zerstörte Verbindung wieder anzuknüpfen sucht, so thut er einfach seine Pflicht. Und zum Ueberfluß lehren die allbekannten Geständnisse bairischer Minister, daß das Gefühl dieser nationalen Pflicht dem Münchener Cabinette gänzlich fehlte. Es war die Noth, es war das Bewußtsein einer ganz unhaltbaren Lage, was endlich zum Beginn der Unterhandlung drängte. Seit Frankreich darniederlag, seit der Eintritt der süddeutschen Nachbarstaaten in den Bund sich nicht mehr hindern ließ, stand Baiern völlig vereinsamt; das zerrüttete Oesterreich bot keinen sicheren Rückhalt; das eigene Volk und Heer, am lautesten die wackere Hauptstadt, verlangten stürmisch, den in unvergeßlichen Siegestagen geschlossenen Bund für immer befestigt zu sehen. So unter dem Zwange übermächtiger Verhältnisse entschloß man sich zu

dem Unvermeidlichen. Jedes Wort des Vertrages erzählt, welche Bedenken und Gegenbedenken, welche Kämpfe und Schwankungen überwunden werden mußten seit jenen ersten Kriegstagen, da bairische Staatsmänner zuweilen noch die kindliche Hoffnung aussprachen, Baiern werde mit Preußen abwechselnd das Directorium des deutschen Bundes führen. Und als endlich die lange Liste der Privilegien, die man dem deutschen Staate abbringen wollte, geschlossen war, da verschanzte man noch jeden Satz hinter Klauseln und Vorbehalten und Garantien, wie ein ängstlicher Krämer, der mit einem anrüchigen Roßtäuscher unterhandelt. Wie oft hatte man im Süden mit behaglichem Selbstlob den Cäsarismus des norddeutschen Bundes verhöhnt! Jetzt kam die Stunde, den gerühmten bairischen Freisinn zu bethätigen, der freundlichen Gesinnung des Bundeskanzlers eine Magna Charta des deutschen Volks abzutrotzen. Aber der bairische Vertrag enthält von neuen Volksrechten keine Silbe. Ja, als sollte das Wort: „Wir sind den Süddeutschen zu liberal“ feierlich bestätigt werden, — unter allen Satzungen des norddeutschen Bundes ist der bairischen Regierung keine so anstößig, keine so bestimmt zurückgewiesen worden, wie unsere freie und menschliche Gesetzgebung über die Verehelichung und Niederlassung. Jene sinnlos reaktionären Gesetze, welche dem wackeren bairischen Volke eine Ueberzahl unehelicher Kinder geschenkt haben, sollen aufrecht bleiben; der Baier, der in Preußen oder Oldenburg ohne Genehmigung seines Königs eine Ehe schließt, soll auch fernerhin die Freude haben, daß seine ehelichen Kinder von Rechtswegen als Bastarde behandelt werden! Auch das Feigenblatt des Föderalismus, womit man so lange seine Blöße deckte, ist herabgefallen; als föderalistisch kann ein Vertrag nicht gelten, der offenbar darauf ausgeht, dem bairischen Staate eine Stellung halb außerhalb des deutschen Bundes zu sichern. Die Maske fiel, und vor Deutschlands bewundernden Blicken steht in nackter Naturschönheit der bajuvarische Particularismus, jener unwandelbare Dynastensinn, den selbst das Gottesgericht dieses großen Jahres wohl eingeschüchtert, doch nicht belehrt hat.

Die Wunden, welche die plumpe Faust der bairischen Staatsmänner der norddeutschen Verfassung geschlagen hat, erscheinen jedem schlichten Verstande so auffällig, daß es sich kaum der Mühe lohnt, in jede einzelne den Finger zu legen. Von den 79 Artikeln der Bundesverfassung sind 26 geändert (einige allerdings nur in der Form), 25 andere sollen für Baiern gar nicht oder nur mit Einschränkungen gelten. — Die deutsche Geschichte sah niemals glänzendere diplomatische Leistungen, als in den Tagen des norddeutschen Bundes, und diese feste Leitung der auswärtigen Politik, der wir so Herrliches danken, soll fortan durch die

Mitwirkung der napoleonischen Königskronen verkümmert werden! Wir rechten nicht über die immerhin vieldeutige Bestimmung, daß das Bundespräsidium nur im Falle des Angriffs auf das Bundesgebiet selbständig die Kriegserklärung beschließen darf. Denn liegt die diplomatische Action allein in der Hand des preußischen Staats, so kann er auch, sobald er einen deutschen Angriffskrieg für nöthig hält, die auswärtigen Gegner in eine solche Lage drängen, daß die Kriegserklärung unvermeidlich wird. Aber wird jene unerläßliche Einheit der diplomatischen Action in dem neuen Bunde bestehen? Die Bundesstaaten behalten das Gesandtschaftsrecht, und dieselben drei napoleonischen Königreiche, welche fast allein noch dies gefährliche Recht ausüben, bilden einen Ausschuß des Bundesraths für die auswärtigen Angelegenheiten! Recht und Billigkeit sträubt sich wider diese unbegreifliche Neuerung. Von Zweien Eines. Entweder die kleinen Kronen verzichten, wie Preußen, auf ihre Gesandtschaften im Ausland, oder sie nehmen keinen Antheil an der Leitung der auswärtigen Politik des Bundes. Unser Gesammtstaat sieht dem schwerfälligen Bau der Republik der Niederlande ohnehin schon allzu ähnlich; sollen wir auch noch den Generalstaaten-Ausschuß der secrètes besoignes, diesen verrufenen Tummelplatz niedriger Ränke und Zänkereien, in unsere Verfassung hinübernehmen? Jener Ausschuß der Drei kann nur dann nicht verderblich wirken, wenn er von vornherein zur Nichtigkeit verurtheilt wird; aber seit wann schafft man denn Institutionen, die nichts gelten sollen? Zum Glück sitzt die Präsidialmacht nicht in dem Ausschuß, seine Befugnisse sind unbestimmt, und so lange Graf Bismarck unsere große Politik führt, werden seine Mitglieder vom Baume der Erkenntniß schwerlich mehr kosten dürfen, als ihren schwachen Leibern frommt. Doch wie nun unter einem minder begabten Bundeskanzler? Collegialische Führung der auswärtigen Politik bleibt ein Unding, unmöglicher als das perpetuum mobile. Man denke sich diesen Ausschuß zur Zeit, da Graf Bismarck jene langen geheimen Verhandlungen mit Benedetti führte. Würde sich wohl der Franzose die Freude versagt haben, durch eine perfide Insinuation die Mitglieder des Ausschusses zu beunruhigen? Dann konnte ein Zufall, eine Taktlosigkeit, auch beim wackersten Willen der Ausschußmitglieder, schwere Verwicklungen herbeiführen, ja vielleicht den deutschen Staat zur ungünstigsten Stunde in den Krieg stürzen. Leicht möglich, daß die Diplomatie der kleinen Königreiche durch diesen Ausschuß eine Bedeutung gewinnt, welche sie vordem nie besaß; die fremden Mächte werden ihre gewandtesten Leute nach München, Dresden, Stuttgart schicken, um von dort auf die deutsche Politik einzuwirken und unsere Geheimnisse auszukundschaften. Die Zeit wird lehren, ob der vaterländische Geist der

drei Höfe stark genug ist, solchen Versuchungen zu widerstehen. Nur dies bleibt sicher: die völlige Beseitigung der kleinen Gesandtschaften, die wir unter dem norddeutschen Bunde schon in einer nahen Zukunft erwarten konnten, wird durch den bairischen Vertrag in eine unabsehbare Ferne hinausgeschoben. Der Münchener Landtag besitzt weder die Macht noch den rechten Willen, die bairischen Gesandtschaften aufzuheben. Während Preußen auf sein uraltes Recht selbständiger Kriegserklärung verzichtet — ein Verzicht, den noch niemals, so lange die Welt steht, eine Großmacht ausgesprochen hat — schiebt Baiern einen Theil der Kosten seiner Diplomatie auf die Bundeskasse hinüber und bekundet also den feierlichen Entschluß, dies nutzlose und gefährliche Spielzeug dynastischer Eitelkeit bis an das Ende der Dinge aufrecht zu erhalten!

Der Eintritt des Südens verstärkt die centrifugalen Kräfte im Bundesrathe, wie im Reichstage; die Billigkeit verlangt, daß auch der Einfluß der Präsidialmacht erhöht werde. Statt dessen erhält Preußen gar kein neues Recht — denn sein Veto wider Abänderungen der indirekten Steuern ruht im Wesentlichen auf den alten Zollvereinsverträgen. Den siebzehn preußischen Stimmen stehen einunddreißig nichtpreußische gegenüber, und der Einspruch von vierzehn Stimmen genügt um jede Verfassungsänderung zu verhindern. Nun weiß freilich die Welt, daß Preußen den norddeutschen Bund regiert hat nicht durch rücksichtslose Ausbeutung seiner starken Stimmenzahl, sondern durch den stillen unwiderstehlichen Einfluß der Macht, durch Weisheit und Vertragstreue; wer Deutschland führen will, muß sich sein Herrscherrecht in redlicher Arbeit täglich neu erobern. Es ist weder nöthig, noch möglich, daß in einer Bundesverfassung das formelle Recht und die reale Macht sich vollständig decken; das Mißverhältniß zwischen beiden kann zur Noth sehr groß sein, aber wenn es ein gewisses Maß überschreitet, so droht dem Gemeinwesen Stillstand und schließlich Umsturz, wie einst der polnischen und der niederländischen Republik, dem deutschen Reiche und dem deutschen Bunde. Und dies verständige Maß wird durch den bairischen Vertrag unleugbar überschritten. Man wende nicht ein, was sich von selbst versteht: auch Preußen hat ein Veto gegen Verfassungsänderungen. Die deutsche Einheit ist im Aufsteigen. Eine unwandelbare Nothwendigkeit drängt den Reichstag und die Krone Preußen, die Competenz des Bundes stätig zu erweitern — die größeren Kleinstaaten, dieser Erweiterung zu widerstreben. Die neue Fassung des Art. 78 bedeutet also thatsächlich, daß die drei kleinen Könige oder auch die zwei süddeutschen Könige mit drei schmollenden Herzögen verbündet dem Willen der Nation und der Mehrheit der Dynastien widersprechen, der natürlichen Entwicklung des deutschen Gemeinwesens nach Willkür Halt gebieten dürfen. Die

also durch ein Veto der Mittelstaaten geschützte Verfassung ermangelt aber noch immer der nothwendigen Organe, ihr fehlt eine wirkliche executive Gewalt. Die Bundeskanzlerwürde ist nicht eine Institution, sondern ein Mann, sie ist Graf Bismarck; verlieren wir ihn, so wird eine Neuordnung der obersten Bundesbehörden uns vermuthlich so nöthig werden wie das liebe Brot. Der Fortgang unserer großen Rechtsreform muß uns zu einer deutschen Gerichtsordnung, einem deutschen Civilrechte führen, und alle diese Verfassungsänderungen hängen ab von dem guten Willen der Mittelstaaten! Ein so unnatürliches Vorrecht bedroht Niemanden schwerer als seinen glücklichen Besitzer. Wenn die kleinen Königreiche ihr Veto übermüthig mißbrauchen, so kann leicht offene Feindschaft entstehen zwischen ihnen und dem Geiste der Nation, und dies nach Frieden und stätigem Fortschritt verlangende Deutschland wieder in die Bahnen gewaltsamer Umwälzungen geschleudert werden. Die Unbeweglichkeit, nicht die Ueberstürzung ist der gefährliche Feind aller Staatenbünde. Von geringerer praktischer Bedeutung ist die Abschwächung des Art. 19, der die Execution wider unbotmäßige Bundesstaaten anordnet; doch die Aenderung giebt ein beredtes Zeugniß von den Gesinnungen des Münchener Cabinets. Als der Reichstag einst die klare und energische Fassung dieses Artikels nach reiflicher Erwägung annahm, wollte er den Feinden des Bundes ein blankes Schwert, gleich der Acht unserer alten Kaiser, zeigen und der Welt beweisen, daß die erste Voraussetzung alles staatlichen Lebens, der Gehorsam, auf deutschem Boden gesichert sei. Der Werth des Artikels lag darin, daß er durch sein Dasein seine Ausführung überflüssig machte. Und selbst dieser Satz, den man ohne zu erröthen gar nicht bekämpfen kann, erschien dem bairischen Selbstgefühl anstößig!

Für die Preisgabe so wichtiger Grundsätze unseres Bundesrechts bietet uns Baiern eine so lose Verbindung, daß man zweifeln kann, ob der bairische Staat fortan ein privilegirter deutscher Bundesstaat sei oder eine europäische Macht, die einige Angelegenheiten mit Deutschland gemein hat. Von den 77 Millionen des heutigen Bundesbudgets werden in Wahrheit nur 8 Millionen dem deutschen Bunde und dem bairischen Staate gemeinsam sein. Baiern weist vorläufig, bis auf weitere Prüfung, die gesammte bisherige Gesetzgebung des Bundes zurück, will auch in Zukunft unsere Gesetze über Freizügigkeit und Niederlassung nicht anerkennen, macht Vorbehalte hinsichtlich des Versicherungswesens u. s. w. Das Königreich behält die selbständige Verwaltung der Posten, Eisenbahnen, Telegraphen; und doch ist grade auf diesem Gebiete einer rein mechanischen Verwaltung der Particularismus ganz sinnlos, eine berechtigte Stammeseigenthümlichkeit ganz undenkbar. Das bairische Heer bleibt selbständig,

im Frieden allein seinem Könige untergeordnet, und noch ist nicht abzusehen, ob die Inspectionen, welche dem Bundesfeldherrn zustehen, ein ernsthaftes praktisches Ergebniß bringen werden. Nur für den Kriegsfall leisten die bairischen Truppen dem Bundesfeldherrn den Fahneneid; und auch dafür ist gesorgt, daß die von Bundeswegen für das bairische Heer bestimmten Summen wirklich verwendet werden. — Die süddeutschen Staaten behalten ihre Bier- und Branntweinsteuer — ein billiges Zugeständniß, das Jedermann für jetzt erwartete. Doch leider ist auch für die Zukunft eine Abtretung dieser Steuern an den Bund nicht vorbehalten, und da die meisten Einzelstaaten ihrer direkten Steuern schwer entrathen können, so bleibt zweifelhaft, ob wir jemals die schwerfälligen und ungerechten Matrikularbeiträge überwinden, jemals zu Bundessteuern gelangen werden.

Auch in der Form der Berathungen des Reichstags wie des Bundesraths wird sich der unfertige Bau des neuen Bundes unerfreulich offenbaren. Wird über Angelegenheiten verhandelt, welche nicht dem ganzen Bunde gemein sind, so nehmen jene Bundesglieder, welche nicht zur Gemeinschaft gehören, keinen Antheil. Die bairischen Reichsboten werden also wohl thun, ihren Platz in der Nähe der Thüre zu nehmen, damit sie jederzeit das Weite suchen können, wie weiland die Siebenbürger im österreichischen Reichsrathe. Zudem droht auch jene heillose Zänkerei über die jura singulorum, welche einst in Regensburg und Frankfurt unseren Vätern die Zeit verdarb, über den neuen Reichstag hereinzubrechen. Zu Alledem noch ein Bundeshaushalt, der mit seinen zahllosen Exemtionen und Sonderrechnungen nur wenigen Eingeweihten verständlich sein wird.

Doch genug der Kritik, die sich noch in's Unendliche fortspinnen ließe. Der norddeutsche Bund — nur die gutmüthige Schwäche kann sich's verbergen — verliert an innerer Festigkeit und Ordnung mindestens ebenso viel als er an Ausdehnung gewinnt. Das Grundgesetz, an dem drei Jahre lang die Kronen und das Volk des Nordens gebaut und gebessert, dem wir eine reiche Zeit rüstiger Reformen verdanken, das tüchtigste Gemeinwesen, das jemals die Stämme des Nordens umschloß, wird durch den bairischen Vertrag schwer erschüttert. Der triviale Trost, die mangelhafte Einheit werde der Freiheit frommen, entspringt ja doch nur jener alten plumpen Verwechslung von Freiheit und Vielherrschaft, die schon so viel Unheil in deutschen Köpfen angerichtet hat. Sicherlich die meisten norddeutschen Patrioten haben in der ersten Ueberraschung ausgerufen: „der Vertrag ist unannehmbar; nicht darum hat der Norden in diesem Kriege so viel größere Opfer gebracht als der Süden, damit uns Baierns Eigensinn jetzt das in schwerer Arbeit gebildete Gemeinwesen durchlöchere!" Ich kann nicht bergen, daß mir niemals ein politischer Entschluß so un-

säglich schwer ward; erst nach harter Ueberwindung kam mir die Einsicht, daß der Reichstag trotz alledem nicht befugt ist den bairischen Vertrag zu verwerfen. Unser vollberechtigter Unwille muß schweigen vor einer höheren Pflicht, vor der Treue, die wir unseren süddeutschen Landsleuten schulden. Was für uns ein Verlust, ist für Süddeutschland ein unermeßlicher Gewinn. So viele Jahre hindurch hat sich das unglückliche süddeutsche Land verzehrt in ziellos verworrenem Parteikampf; es kam so weit, daß besonnene Männer nur noch von einem Umsturz der Throne die Heilung des erkrankten Landes erwarteten. Da sendete uns der barmherzige Gott dies Jahr der Gnade; die zögernden Kronen wurden fortgerissen von dem tiefen Strome einer echten und lauteren Volksbegeisterung; die neue Zeit hielt ihren Einzug in's süddeutsche Land mit ihren heiligen Schrecken und ihrer hellen Freude. Das Volk des Südens, das sich in Wahrheit trotz allen Selbstlobes jahrelang tief beschämt und unglücklich fühlte, begann wieder zu hoffen und zu vertrauen; seine lange mißachteten Fahnen hingen voll herrlicher Kränze. Nun ward unsere Westmark wiedererobert — ein Gewinn, der zu allermeist dem Süden zu gute kommt; es war, als ob Süddeutschland fühlte, daß seine umklammerte und gepreßte Brust wieder frei aufathmen könne. Und jetzt sitzen in den bairischen Alpen, wo vordem kaum der Name Deutschlands gehört ward, die Bauern zusammen und beschauen die Mitrailleusenpatronen und lauschen den Erzählungen ihrer verstümmelten Söhne, die auch mit dabei gewesen; und wenn ein Verwundeter in seiner Heimath stirbt, dann richtet ihm die Gemeinde das Begräbniß und schreibt auf den Stein (ich las es selbst auf einem Kirchhof droben im Allgäu): „gefallen auf dem Schlachtfeld deutscher Ehre.“ Das Vaterland, vor Kurzem noch ein leerer Schall, ist jetzt eine ernste, heilige Wahrheit. Und dies endlich einmal von einer tiefen nationalen Erregung gepackte Volk weiß es gar nicht anders, bezweifelt gar nicht mehr, daß die deutsche Einheit jetzt gegründet werden müsse. Können, dürfen wir solche frohe Volksgefühle täuschen? Eben jetzt, da die Süddeutschen ihre Landsmannspflicht gegen uns redlich erfüllt haben? Was soll denn werden im Süden, wenn auch jetzt die Einigung nicht zu Stande kommt? Eine heillose Verwirrung, deren Ende Niemand absieht. Mag die bairische Krone in diesem Chaos untergehen — wir würden ihr keine Thräne nachweinen. Aber gar nicht gleichgiltig ist es für unsere Zukunft, ob das wackere bairische Volk, das heute an der rechtschaffenen Arbeit unseres nationalen Staates theilzunehmen hofft, wieder zurückgeschleudert wird in die Armseligkeit seiner häuslichen Zänkereien. Dürfen die Baiern aus diesem Kriege herausgehen mit der zornigen Klage: „wir haben dem Norden die Hand geboten, er stieß sie zurück!“ —

Wer dies Gefühlspolitik schilt, den belehrt vielleicht die nüchterne Erwägung, daß der Reichstag gar nicht die Macht besitzt, den Vertrag zu beseitigen. Es ist nicht anders, wer diesen Vertrag verwirft, der hat die Nation nicht hinter sich. Das Volk weiß und versteht nichts von der Dreiviertelmehrheit und dem auswärtigen Ausschusse, nichts von den Sorgen, die uns Politikern die Freude dieser Tage trüben. Das Volk will und erwartet, daß Deutschlands Einheit zu Stande komme. Wenn die Krone den Reichstag auflöst und der Nation erklärt: „das Parlament hat die Vollendung der Einheit verhindert," so bringen die Neuwahlen unzweifelhaft eine gefügige Mehrheit in's Haus, und die Regierung tritt dem ultramontanen und reaktionären Particularismus noch näher als bisher.

Und mit allen ihren schweren Gebrechen bringen die Verträge doch auch dem Norden manchen dankenswerthen Gewinn. Die Befugnisse des Bundes erstrecken sich fortan auch über die Presse und die Vereine — ein großer Fortschritt, den wir vermuthlich der badischen Regierung verdanken; der neue Bund kann nicht mehr des Materialismus bezichtigt werden, wie so oft der norddeutsche. Der neue Reichstag ist trotz seiner verwickelten und verzwickten Competenz doch ein ganz anders lebensfähiger Körper als das glücklich beseitigte Zollparlament. Mit Baden ist eine vortreffliche Militärconvention geschlossen, die dem deutschen Sinne des Großherzogs zur Ehre gereicht. Das großmächtige Württemberg, das den badischen Nachbar um volle 70 Geviertmeilen und 300,000 Einwohner überragt, konnte sich zu einer solchen Demüthigung freilich nicht entschließen; die Königskrone, dies Meisterstück des ersten Napoleon, hat ihren bethörenden Zauber noch nicht verloren. Immerhin tritt die württembergische Armee etwa in dasselbe Verhältniß wie die sächsische; die süße Hoffnung auf Ersparnisse am Militäretat, welche dem schwäbischen Staatssäckel zu gute kommen sollen, sei den kindlichen Gemüthern der schwäbibischen Volkspartei als harmlose Tröstseinsamkeit gegönnt. Die ungenügende Ordnung des bairischen Heerwesens erweist sich, wenn man schärfer zuschaut, als ein Provisorium, das schwerlich unwandelbar bleiben kann; im schlimmsten Falle bleibt doch die feste Unterordnung des bairischen Heeres in Kriegszeiten ein großer Gewinn.

Ueber allen anderen Gründen steht aber die Erwägung, wie wenig Verfassungsparagraphen bedeuten neben der realen Staatsmacht und neben dem vaterländischen Geiste einer aufstrebenden Nation. Der alte deutsche Bund krankte weniger an seiner elenden Verfassung als an dem unausgleichbaren Kampfe seiner beiden Vormächte. Wo aber besteht in dem neuen Deutschland eine Macht, stark genug die Rolle Oesterreichs zu spie-

len, stark genug der Krone Preußen und dem deutschen Parlamente auf die Dauer zu trotzen? Und ist es denn so sicher, daß die Mittelstaaten den bösen Willen hegen, den neuen Bund zu schädigen? Der Geist, der aus dem bairischen Vertrage spricht, berechtigt freilich zu trüben Erwartungen. Aber lasset die neuen Verhältnisse sich erst befestigen, so bleibt doch denkbar, daß die Krone Baiern sich wohler befindet als bisher, und dem Bunde ein ehrlicher Genosse wird. Das Königreich Sachsen hat sich, obwohl der alte Groll noch zuweilen durchbrach, in den norddeutschen Bund überraschend schnell eingelebt. Sollte was dem besiegten Gegner Sachsen möglich war, so ganz unmöglich sein für den Bundesgenossen Baiern? Als der norddeutsche Bund gegründet wurde, da sprachen diese Blätter die feste Erwartung aus, dies Gemeinwesen müsse und werde gedeihen. Den neuen Bund mit gleicher Zuversicht zu begrüßen wäre Leichtsinn; wir können nur sagen: wenn der edle Geist dieses Krieges auch im Frieden waltet, so kann der deutsche Staat trotz seiner losen Institutionen bestehen und wachsen.

Der Reichstag wird, wie selbstverständlich, einige formelle Aenderungen und bindende Interpretationen der Verträge fordern müssen. Für den inneren Frieden des Bundes scheint uns unerläßlich, daß die unabänderlichen jura singulorum bestimmt und namentlich aufgezählt werden. Ob sich auch sachliche Aenderungen erreichen lassen, darüber werden die Erklärungen des Bundesraths Auskunft geben. Die Entscheidung liegt nicht in Versailles, sondern in München, bei einer noch souveränen Macht, die dem Reichstage selbständig gegenübersteht. Der bairische Hof hat seine traurige Patriotenkammer nicht aufgelöst und also vernehmlich verkündigt, daß er meint sein letztes Wort gesprochen zu haben. Die deutsche Nation erfährt noch einmal, welche Macht unsere Dynastien noch immer behaupten. Wer nicht den gesammten Vertrag verwerfen will, der darf auch nicht rütteln an den der bairischen Krone eingeräumten Privilegien. Es bleibt nur übrig zu versuchen, ob nicht einige gefährliche Neuerungen, welche den gesammten Bund zu erschüttern drohen, sich beseitigen lassen, so namentlich der auswärtige Ausschuß und das Veto der 14 Stimmen.*) Diesen Versuch mit vollem Ernst zu wagen halten wir für die Pflicht des Reichstags. Wenn aber die Krone versichert, daß Baiern zu weiterer Nachgiebigkeit nicht zu bewegen sei, dann — es ist ein hartes Geständniß — dann erscheint uns die Annahme der Verträge, die Gründung des deutschen Bundes mit lockeren Institutionen erträglicher als das Verschieben des deutschen Gesammtstaats auf eine unberechenbare Zukunft.

*) Bekanntlich sind Versuche dieser Art im Reichstag gemacht, aber auf die ablehnende Erklärung des Vertreters des Bundesraths schon bei der zweiten Lesung zurückgezogen.

Inzwischen kommt die Kunde, daß König Ludwig II. unserm Könige die Kaiserkrone angeboten hat. Die Nachricht wird manchem Schwächling eine Salbe sein für sein wundes Herz, manchen ernsten Mann verstimmen. Viele unter den festen Patrioten des Nordens schauen mit Widerwillen auf den pomphaften Kaisertitel, auf die theokratischen und bonapartistischen Erinnerungen, die daran haften: wie viel würdiger, sagen sie, wenn die stärkste der großen Mächte in deutscher Bescheidenheit sich genügen ließe an dem Namen: Deutscher König! Wir aber meinen, es sei jetzt nicht die Zeit um Namen zu streiten. Der Kaisertitel ist unvermeidlich, weil die drei kleinen Könige vor einem Könige sich nicht beugen wollen; er wird im Süden, wo Kaiser und Reich noch unvergessen sind, mit Jubel aufgenommen, und den Süden ganz zu gewinnen ist des neuen Reiches nächste Aufgabe. Der Name ist auch praktisch werthvoll, denn das mit so dürftigen Rechten ausgestattete Bundesoberhaupt kann des Glanzes der Majestät nicht entbehren, wenn anders der lockere Bund zusammenhalten soll. Wohl ist das Kaiserthum vorderhand mehr ein Anspruch als eine Wirklichkeit. Doch die Zukunft gehört ihm; das ahnt man besorgt im Lager der Gegner. In der Augsburger Allgemeinen Zeitung pflegen von Zeit zu Zeit einzelne „hochgeehrte Hände" ihre Entrüstung wider die Preußischen Jahrbücher auszuschütten — eine patriotische Andachtsübung, die in jenen Kreisen ebenso regelmäßig verrichtet wird wie die Waschungen der rechtgläubigen Moslemin! Einer jener „Hochgeehrten" meinte neulich drängend, es sei hohe Zeit mit Preußen abzuschließen, nur die Alten dächten noch particularistisch, die Jugend verfalle rettungslos den nationalen Ideen. Gott sei Dank, so steht es! Mögen die Schatten der Montgelas und Wrede heute noch freundlich lächelnd auf ihre wohlgerathenen Erben niederschauen — der Versailler Vertrag war der letzte große Triumph des Particularismus. Ein neues Geschlecht wächst heran, dem die Helden der rheinbündischen Tage unsäglich gemein und die dynastischen Zänkereien der deutschen Montecchi und Capuletti unsäglich lächerlich erscheinen. Auf dieser Jugend, auf den Kriegern von Metz und Sedan ruht unsere Hoffnung. Sie werden sorgen, daß der Name des Kaiserthums zur That und Wahrheit werde. Der Kaiser ist da, das Reich wird nachfolgen! —

7. December.

Heinrich von Treitschke.

Württemberg und das deutsche Verfassungswerk.

Anfang December.

Zwei Tage nach der Schlacht von Sedan wurde den Bewohnern der Residenzstadt Stuttgart eine gewaltige Ueberraschung zu Theil. Wer die Königsstraße entlang ging und sich des festlichen Schmucks erfreute, den sämmtliche Häuser zur Feier des glänzenden Sieges angelegt hatten, stand überrascht vor dem Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten stille, dessen Vorderseite in absichtvoller Farbensymbolik prangte und damit die besondere Aufmerksamkeit auf sich lenkte. Zunächst nämlich waren auf dem Balkon in bescheidenen Dimensionen die Flaggen der süddeutschen Staaten angebracht: blauweiß, gelbroth und rothweiß repräsentirten die Bundesgenossen der Nachbarschaft. Vom Dach herab wehten, wie billig, rechts und links zwei große Fahnen in den württembergischen Landesfarben. Zwischen ihnen aber, die ganze Façade beherrschend, flatterte — und das war das Neue, Unerhörte, — in riesigen Dimensionen die Tricolore des norddeutschen Bundes. Eifrig bemühten sich die Vorübergehenden, den tieferen politischen Sinn zu deuten, der sich im kindlichen Farbenspiel verbarg. Schien es doch, als ließe sich aus der kunstreichen Gruppirung der Fahnen etwas wie ein politisches Programm herauslesen. Und in dieser Deutung konnte man nur bestärkt werden, wenn man in die Dorotheenstraße und auf den Charlottenplatz kam und gewahr wurde, daß von sämmtlichen Ministerien gleichberechtigt die norddeutschen Bundesfarben neben den angestammten Landesfarben wehten. Ja die weitere Nachforschung ergab, daß überhaupt alle öffentlichen Gebäude, wie Polytechnikum und Kunstschule, Bibliothek und Gymnasien, Centralstelle für Handel und Gewerbe, und was sonst eine wohlausgestattete Hauptstadt an solchen Anstalten besitzt, denselben paritätischen Schmuck aufwiesen.

Diese offizielle Anerkennung der norddeutschen Bundesfarben war wirklich ein Ereigniß. Das sprach ja beredter zu Auge und Phantasie des Volks, als es die schwarzen Lettern eines Artikels im Staatsanzeiger zu thun vermochten. Das kann nichts geringeres bedeuten, als eine Frontveränderung der württembergischen Politik, sagten sich freudig erregt Alle, die sich vom Krieg die Vollendung unserer nationalen Einheit versprachen, und das waren damals noch Alle, die sich öffentlich zu zeigen wagten. Denn noch hielten sich die Gegner verborgen und lauerten in der Stille auf die gelegene Zeit, wo sie ungestraft aus ihren Löchern wieder hervorkriechen könnten.

Mannigfache Schicksale hat das schwarzrothgoldne Banner erlebt bis zu jenem Tag, da es den Ueberresten der Eschenheimer Gasse zum Begräbniß traurig von den drei Mohren zu Augsburg wehte. Sonst hatte es in den Tagen des alten Bundestags wenig Gunst zu befahren gehabt. Doch niemals ist ihm ein so bitterer Haß von den Anhängern der Particularsouveränitäten zu Theil geworden, als die schwarzweißrothen Farben bis vor Kurzem in Süddeutschland zu tragen hatten. Heute noch sind sie in Bayern eine seltene Erscheinung, und

man glaubte hier nach den Schlachten von Wörth, Metz und Sedan dem Genius der deutschen Nation zu opfern, wenn man reichliches Schwarzrothgelb verschwendete. In Württemberg hat die deutsche Partei, wie dies ihr Programm mit sich brachte, die norddeutschen Farben für ihre festlichen Tage und Gelegenheiten verwendet, aber fast noch mehr als gegen ihr Programm, hat sich gegen diese Farben der Ingrimm der Gegner gerichtet. Das Aergerniß, das den Augen der letzteren die neue Tricolore bereitete, ist stets als besonders gravirend und unverzeihlich behandelt worden, und gelehrte Abhandlungen ermangelten nicht, nachzuweisen, wie verwerflich und undeutsch dieses Symbol sei, das unbekümmert um binnenländische Studirstuben längst als Zeichen deutscher Macht auf allen Meeren flattert. Erst mit dem glücklichen Anfang dieses Kriegs, den wir als Verbündete führten, begann sich die Flagge des Bundes allgemeiner in Süddeutschland einzubürgern. Und bei jedem neuen Siege, der festlichen Schmuck herausforderte, wurde sichtbar, wie wieder eine weitere Anzahl von Hausbesitzern sich dazu entschlossen hatte, sei es die alte Flagge durch eine neue zu vertauschen, oder wenigstens den gelben Streifen der alten durch einen weißen von untadliger Frische zu ersetzen.

Vielleicht setzt man nirgends auf diese äußeren Abzeichen so hohen Werth und fordern sie so heftige Parteinahme heraus als im phantasiereicheren Süden. Doch nicht zu läugnen ist, daß die beiden Rivalen, der jugendfrische Emporkömmling neben dem verblichenen Zeugen vergangener Tage, in populärster sichtbarster Form in der That ein politisches Programm enthielten und proklamirten. Eine schwarzweißrothe Fahne, auf süddeutschem Boden aufgepflanzt, hieß nichts anderes als: der deutsche Bund existirt bereits, und die Einheit ist verwirklicht, sobald die süddeutschen Staaten demselben beigetreten sind. Wer dagegen heute noch die schwarzrothgelbe Fahne aus seinem Fenster hängen ließ, gab zu verstehen, daß in seinen Augen der norddeutsche Bund nur eine momentane Verirrung der Weltgeschichte sei, und daß das Werk der Einigung wieder ganz von vorne zu beginnen habe. Jenes bedeutete den Eintritt in den Bund, dieses seine Zertrümmerung und die Constituirende. Wenn nun die württembergische Regierung nach Sedan im Ministerrath feierlich den Beschluß faßte, die norddeutschen Farben als die deutschen zu legitimiren, so wollte sie damit unzweifelhaft zu verstehen geben, daß die Ansichten über den norddeutschen Bund, welche sie in früheren Zeiten so herausfordernd bekannt hatte, in Folge des Kriegs sich erheblich geändert haben. Ja es lag in der Geschäftigkeit, mit welcher den öffentlichen Gebäuden die neue Zierde zugeführt wurde, offenbar die Aufforderung an das württembergische Volk, der Regierung bei dieser Schwenkung zu secundiren.

Schon nach den Schlachten von Metz war das württembergische Ministerium der Hoffnung gewesen, daß der Krieg thatsächlich zu Ende sei, und es hatte die Naivetät gehabt, diese Hoffnung in einer Art offizieller Instruction an die Verwaltungsbehörden des Königreichs auszudrücken. Denn nach wenigen Tagen las man in sämmtlichen Oberamtsstädten angeschlagen eine offizielle von dem

Minister Scheurlen unterzeichnete Bekanntmachung, welche vorschrieb: der Erfolg der letzten Schlachten sei dahin zu bestimmen, daß, wenn auch noch unerhebliche kriegerische Ereignisse folgen mögen, doch im Ganzen und Großen das Ende des Kriegs in naher Aussicht stehe. Offenbar wünschte das württembergische Ministerium das Ende des Kriegs. Ob es besorgte, daß mit der Fortsetzung des Kriegs auch der Preis desselben sich steigern und das deutsche Volk eine um so gründlichere Lösung auch der deutschen Frage verlangen würde, mag dahin gestellt bleiben. Thatsache ist, daß diese Forderung allerdings immer entschiedener als etwas Selbstverständliches auftrat. Es lag in diesen ungeheuren Waffenerfolgen wie eine zwingende Naturgewalt, der sich Niemand entziehen konnte, und es schien nur Sache der Klugheit, ihr bei Zeiten sich zu beugen. Den Kabineten lag es nahe, die Ruhmeskränze, die sie für ihre vertragstreue Haltung so reichlich empfingen, dadurch zu vervollständigen, daß sie auch ihre Mitwirkung zum deutschen Staatsbau in freier Entschließung entgegenbrachten und als willige Gabe zum Siegesfest deutscher Nation legten. Dazu war es aber nach dem überwältigenden Schlag von Sedan die höchste Zeit. Hatten sich die Minister über die Bedeutung der Schlachten von Metz getäuscht, so war es doch verzeihlich, wenn sie nach der Katastrophe des Heers von Mac Mahon und der Gefangennahme des Kaisers den Krieg als beendigt ansahen. Es war der Augenblick, da die Wogen der Begeisterung auch im Süden am höchsten gingen. Preußen als der Führerstaat neidlos anerkannt, der Nordbund in seiner ganzen Organisation glänzend bewährt, durch das ganze Volk die Einmüthigkeit des Entschlusses, die glückbringende militärische Einheit auch im Frieden festzuhalten — unter diesen Umständen erschien es der Regierung als das Räthlichste, die Anlehnung an den norddeutschen Bund freiwillig zu suchen, ohne erst abzuwarten, was der Zwang der Ereignisse bringen werde.

Ein glückliches Zusammentreffen war es, daß Freiherr v. Varnbüler wenige Tage zuvor — am 30. August — seine Entlassung als Minister der auswärtigen Angelegenheiten erhalten hatte. Ein Causalzusammenhang fand nicht eben statt. Vielmehr waren es sehr geringfügige Ursachen persönlicher Art, welche den König zu diesem raschen Entschlusse vermochten. Doch konnte es nur einen höchst günstigen Eindruck hervorbringen, daß jetzt der Minister ausschied, der die Verantwortung für die bisherige unzuverlässige und zweideutige Politik Württembergs getragen hatte und recht eigentlich ihre Verkörperung gewesen war. Bei dem leichtblütigen Temperament des Ministers und dem geringen Werth, welchen er bekanntermaßen auf politische Grundsatzfestigkeit zu legen pflegte, war es gar nicht undenkbar gewesen, daß die Ironie der Geschichte gerade dem Leiter unserer Zollparlamentswahlen es vorbehalten habe, eines Tages Württemberg dem norddeutschen Bunde zuführen. Allein jetzt war die Zeit doch zu ernst, als daß man nicht mit Sorge und Mißtrauen die Leitung des Staats in seiner Hand gewußt hätte. Unvergessen blieb, wie lange er im Beginn des Kriegs geschwankt und damit eine peinliche Ungewißheit unterhalten hatte. Noch zur Zeit, da der Krieg längst entschieden war, ging das Gerede,

daß er dem französischen Gesandten gegenüber eines dilatorischen Verhaltens sich beflissen und dasselbe ausdrücklich im Ministerrath empfohlen habe, was freilich nachträglich damit beschönigt wurde, daß Frankreich dadurch mit seinen Angriffsplänen hinausgezogen werden sollte, welch' feiner Plan auch vollkommen gelungen sei. Noch am 28. Juli, also am Vorabend von Weißenburg, befand sich der Kanzler der französischen Gesandtschaft, das einzige Mitglied derselben, das deutsch verstand, in Canstadt, der Vorstadt von Stuttgart, so daß es zu öffentlichen Ausbrüchen der Volksentrüstung kam. Nachher war Herr von Varnbüler freilich bemüht, durch eifrige Schaustellung deutscher Gesinnung sich in der öffentlichen Gunst zu befestigen; nach Metz hatte er sein Hotel glänzend beleuchtet, und er selbst erschien auf dem Balkon im Schein bengalischer Flammen und ließ romanische Lichter nach der Königsstraße steigen. Aber das Volk, das zusammenlief, nahm es mit Kälte und Spott auf, und man hörte aus dem Mund einfacher Leute die höhnenden Worte: Das kann ihm jetzt alles nichts helfen! Als die Kunde von seiner Entlassung durch die Stadt lief, athmete Alles wie von einem Alp befreit auf. Sein Sturz war die Vorbedingung einer ehrlichen Politik. Und schwerlich hätten ihn jene kleine Ursachen herbeigeführt, wenn nicht schon bisher erhebliche Zweifel sich geregt hätten, ob es räthlich sei, den Staat in solcher Zeit in solchen Händen zu lassen.

Ein sehr triftiger Grund unterstützte die nationalen Anwandlungen des württembergischen Ministeriums. Die Katastrophe von Sedan stürzte das französische Kaiserthum zusammen, aber die Erschütterung war weithin fühlbar, sie mußte vor Allem in den süddeutschen Kabineten empfunden werden. Die Stellung, welche den süddeutschen Staaten im Jahr 1867 eingeräumt war, sollte ihnen den Uebergang in die Gemeinschaft des deutschen Staats erleichtern. Schonender konnten sie nicht zu den neuen Pflichten herangezogen werden, als durch die Allianz- und Zollverträge, die ihnen im Uebrigen alle wünschenswerthe Freiheit der Bewegung ließen und jede weitere Annäherung, wie sie allerdings zu hoffen war, in ihr freies Ermessen stellten. Wofern jedoch diese Staaten ihre Stellung nicht in diesem pädagogischen Sinn auffaßten, sondern im Sinn der dauernden Trennung von Deutschland, wofern sie die im Prager Frieden stipulirte internationale Selbständigkeit im Ernst nahmen, so konnten sie dieselbe nur auf Frankreich und Oesterreich stützen. Thatsächlich waren Frankreich und Oesterreich die Garanten der souveränen Höfe von Stuttgart und München, so lange diese die wirksamere Garantie des Bundesverhältnisses mit Preußen verschmähten. Von der politischen Spannung zwischen Preußen einerseits, Frankreich und Oesterreich andererseits fristeten sie ihr Leben. Sie befanden sich am besten während eines Zustandes, der weder Krieg noch Friede war, und wenn es zum Bruche kam, so hatten sie noch bis zum letzten Augenblick den Entschluß frei, auf welche Seite sie sich schlagen wollten. Dieses Balancirsystem war jetzt mit einem Schlag zu Ende: der eine Garant längst durch innere Wirren gelähmt, der andere mächtigere jetzt zu Boden geworfen. Wo war jetzt ihre eingebildete, internationale Selbständigkeit? Und wo fanden sie Schutz gegen die republi-

kanische Propaganda, die dem Umsturz in Paris zu folgen drohte? Von den verschiedenen Stützpunkten, zwischen denen sie die Wahl gehabt hatten, stand nur der eine noch aufrecht, dessen Ehren und Triumphe sie theilen durften, der eine, auf welchen zugleich die nationalen Forderungen und Hoffnungen des glücklich erregten Volkes hinwiesen. Konnten sie noch lange zaudern? Was sie verloren, war doch nur ein nichtiger Schein, kaum die dürftigste Eitelkeit befriedigend. Schon hatte die ungesunde Zwitterstellung gedroht, sie und ihre Staaten dem Leben der Nation zu entfremden. Jetzt, wenn sie wollten, — und noch war es ein freier Entschluß — kehrten sie in die würdige Stellung als Glieder des Reiches zurück. Sie selbst konnten sich der Empfindung nicht verschließen, wie schon die Heeresfolge ihnen eine natürliche gesunde Existenz inmitten der Nation wiedergab, und der Instinkt des Volkes fühlte es richtig heraus, daß der Eintritt Süddeutschlands in den Krieg Anfang und Grund einer neuen Reichsordnung bedeutete.

Von da an war die Wendung der württembergischen Politik eine Thatsache. Aber ein Wunder wäre es gewesen, wenn sie sofort in einem männlichen Entschlusse zu Tage getreten wäre, oder ohne mancherlei Schwankungen und Rückfälle sich behauptet hätte. Alles in diesem Staat war auf die Opposition gegen Preußen eingeübt und berechnet, und nicht im Handumdrehen verläßt man eine liebgewordene eingewohnte Sache. Darauf konnte man gefaßt sein, daß Einflüsse vom Hof wie von den alten Kammerparteien, jenen Erwägungen unzugänglich, nicht ruhen würden, Zögerungen oder Hemmnisse zu bereiten. Doch Ein Umstand war von Anfang an überaus günstig: nicht der Süden stand in geschlossener Phalanx dem norddeutschen Bund zum Verhandeln gegenüber, sondern einzelne süddeutsche Staaten. In geschlossener Vereinigung, als Südbund nach dem napoleonischen Project, hätten sie dem Anschluß ein erhebliches, ja unübersteigliches Hinderniß entgegenwerfen können. In ihrer Vereinzelung und bei dem ungleichen Grad von Geneigtheit, den sie von Haus aus mitbrachten, konnte es sich nur darum handeln, ob die Einen früher, die Anderen später kamen. Die Eifersucht erwies sich als die kostbarste Eigenschaft der süddeutschen Staaten. Als man erfuhr, daß Baden definitiv seinen Eintritt in den Bund angemeldet habe und daß der Graf Bismarck geneigt sei, seine süddeutsche Politik, Alles auf die eine bayrische Karte zu setzen, zeitgemäß abzuändern, war das für Württemberg eine ernstliche Erinnerung, sich nicht auch noch von Bayern überflügeln zu lassen, um zuletzt — warnende Beispiele lagen nahe — als verdienstloser und unrühmlicher Schnallendrücker zu kommen. Die württembergische Politik war bisher wesentlich durch die bayrische mitbestimmt; sie wäre zu deren Anhängsel geworden, wenn nach dem Anschluß der übrigen Staaten Württemberg sich mit Bayern allein befunden hätte. Eine solche Abhängigkeit, die doch damit geendet hätte, von Bayern preisgegeben zu werden, lag nicht in der Absicht der württembergischen Staatsmänner. Es half nichts, daß seit den Tagen des Fürsten Hohenlohe ein Abkommen bestand, daß beide Staaten nur in Gemeinschaft etwaige Schritte zur Annäherung an den Nordbund thun sollten.

Derlei Verbindlichkeiten, von gegenseitigem Mißtrauen dictirt, pflegen in dem Augenblick zu erlöschen, da sie praktisch werden sollen. Indem sich Württemberg von Bayern emancipirte, durfte man das als einen weiteren Fortschritt begrüßen.

Die Erbschaft des Freiherrn v. Varnbüler als Leiters der auswärtigen Politik war dem Justizminister v. Mittnacht zugefallen, einer kalten, zugeknöpften Verstandesnatur, ehrgeizig, frei von jedem nationalen Schwung, aber auch frei von Illusionen, dem berechneten Vertreter einer württembergischen Interessenpolitik, und ebendeshalb jetzt ebenso dem Anschluß an den Bund geneigt, als er ihn früher bekämpft und dessen Anhänger geschmäht hatte. Immerhin war es bedauerlich, daß zu den jetzt bevorstehenden Verhandlungen die Dienste eines Mannes unentbehrlich waren, der vor zwei Jahren in einem öffentlichen Programm erklärt hatte, den Eintritt Württembergs in den norddeutschen Bund auf Grundlage der norddeutschen Bundesverfassung halte er für unvereinbar mit den Interessen des Landes. Neben ihm kam als politischer Minister nur noch Herr v. Suckow, der Kriegsminister, in Betracht, der ob seiner Verdienste um das Militärwesen der besonderen Gunst des Königs sich erfreut, doch seinen Einfluß zunächst auf sein eigenes Departement beschränkt, das ohnedies seine ganze Kraft in dieser Zeit in Anspruch nahm, im Uebrigen ein entschiedener durchgreifender Charakter von bewährter nationaler Gesinnung; Herr v. Suckow war am 12. September in das Hauptquartier des Königs von Preußen abgereist, um diesem den höchsten militärischen Orden des Königreichs Württemberg zu überbringen, hielt sich aber bei dieser Mission so lange auf, daß die Vermuthung, es handle sich noch um andere Besprechungen, nahe lag. Mittnacht wohnte inzwischen den Verhandlungen bei, die in München zwischen Herrn Delbrück und den dortigen Staatsmännern gepflogen wurden. Man weiß, daß er dort die exorbitanten Ansichten der Herren v. Bray und v. Pranckh keineswegs theilte. Zwar benahm er sich mit äußerster Zurückhaltung, er hörte mehr als er sprach, aber es verlautete bald, daß Herr Delbrück bei ihm größeres Entgegenkommen und eine nüchternere Auffassung fand als bei den bayrischen Ministern, welche mit ihren Amendements die Paragraphen der norddeutschen Bundesverfassung jämmerlich zurichteten. Mit nicht geringer Spannung sah man nach der Rückkehr des Herrn v. Mittnacht einer offiziellen Aeußerung der württembergischen Regierung entgegen, die schon durch die anwachsende Volksbewegung für den Anschluß herausgefordert war. An eine Volksversammlung, die am 3. September unmittelbar nach der Kunde von Sedan zu Stuttgart gehalten wurde, hatte sich eine Adressenagitation geknüpft, die neben dem Erwerb von Elsaß und Lothringen auch den Anschluß an den norddeutschen Bund zum Ziel hatte und sich in den folgenden Wochen über Stadt und Land ausbreitete.

Um so größer war nun die Enttäuschung, als eben in diesen Tagen, Ende September, der Wind plötzlich wieder aus einer anderen Gegend blies. Am 28. war Herr v. Mittnacht aus München zurückgekehrt. Am 29. wurde auf die

von Berlin aus gemeldete Zeitungsnachricht, daß Württemberg zum Eintritt in den Bund geneigt sei, ein höchst unwirsches Dementi im Staatsanzeiger ertheilt. Die kleine vom Hof abhängige Presse arbeitete auf einmal wieder mit einem Eifer, der an die Zollparlamentswahlen erinnerte, gegen die Partei des Anschlusses; nicht ein Verfassungsverhältniß, wurden wir belehrt, sondern ein Vertragsverhältniß sei mit dem norddeutschen Bund anzustreben. Die Schwäbische Volkszeitung, das Organ der Nationalliberalen, unterlag in dieser Zeit ein paar gänzlich unmotivirten Confiscationen, eine Strenge, die, wenn sie auch sachlich besser begründet gewesen wäre, doch in jedem Falle unklug sein mußte in einem Augenblick, da die Presse der Demokratie anfing, sich allmählich wieder zu rühren und ätzendes Gift in die patriotische Erregung zu träufeln. Da man nun gleichzeitig auswärts fortfuhr, von der Haltung der württembergischen Regierung sich ganz befriedigt zu zeigen, ließ sich jener Rückfall in die alten Manieren nur schwer erklären. Waren vielleicht, während Mittnacht in München, Suckow in Versailles sich befand, Hofeinflüsse wieder mächtig geworden, die mit Behagen auf den bayrischen Widerstand sich stützten? Oder galt der zu Tage tretende Groll zunächst blos der nationalliberalen Partei, der jetzt Herr v. Mittnacht im Begriff war eine so glänzende Genugthuung für seine Beleidigung vom 1. Mai 1868 zu geben? Die Regierung sah sich jetzt auf dem Wege, das von dieser Partei seit vier Jahren wiederholte Programm selber in die Wirklichkeit zu führen; wollte man ihr wenigstens in diesem Augenblick zeigen, wie gründlich man sie für ihre Voraussicht und Consequenz haßte? Oder sollte damit noch einmal der Volkspartei und den Großdeutschen eine kleine Freude bereitet werden, wollte man diese ehemaligen Bundesgenossen, denen die Mehrheit in der Kammer gehörte, nicht zu frühe aufschrecken und in unversöhnliche Opposition treiben? Bezeichnend war es in jedem Falle, daß selbst so kindische Motive nicht für ganz unwahrscheinlich gehalten wurden.

Inmitten der ängstlichen Spannung, die aus dieser Unsicherheit hervorging, berief die deutsche Partei eine Versammlung von Delegirten aus dem ganzen Lande, welche die zahlreichen Einzelkundgebungen für den Eintritt in den Bund zusammenfassen und der Stimme des Landes, wie sie sich seit vier Wochen ausgesprochen, einen verstärkten Ausdruck geben sollte. Man beschloß sich an den König selbst zu wenden; das war gerechtfertigt ebenso durch die drückende Ungewißheit der augenblicklichen Lage, als durch die Bedeutung jener Versammlung, die in der That als eine vollwichtige Repräsentation der verschiedensten Kreise der Bevölkerung gelten durfte. Es zeigte sich doch, wie tief die alten Vorurtheile durch den nationalen Krieg erschüttert waren. Glänzten auch die Führer der bisher herrschenden Parteien durch ihre Abwesenheit, so hielt doch von ihren ehemaligen Anhängern im Lande ein ziemlicher Bruchtheil jetzt bei der nationalen Fahne aus. Es war die Versammlung nicht eine Partei, vielmehr die achtbarsten, wahrhaft conservativen Elemente der Bevölkerung waren hier durch notable Männer vertreten; auf alle Fälle war man ihr mehr als eine ausweichende Antwort schuldig.

Es wurde eine Adresse beschlossen und eine Deputation zur persönlichen Uebergabe derselben an den König bezeichnet. Zum Unglück traf es sich, daß am andern Tage der König einen Ausflug nach Schloß Friedrichshafen ausführte. Dies verzögerte die Uebergabe, und als nach wenigen Tagen dem Wunsche gemäß die Adresse schriftlich nach Friedrichshafen geschickt wurde, ließ der König unter Bezugnahme auf seine früheren Aeußerungen durch den Cabinetschef antworten, daß er auf eine persönliche Uebergabe der Adresse verzichte. Das klang nicht sehr ermuthigend. Zudem war bekannt, daß der Minister des Innern unmittelbar vor jener Versammlung vom 2. October seine Oberamtleute angewiesen hatte, alle bürgerlichen Collegien vor einer Vertretung auf der Delegirtenversammlung, die von einzelnen beabsichtigt war, zu verwarnen. Auch das Verhalten der bürgerlichen Collegien von Stuttgart wollte Vielen ein verdächtiges Anzeichen scheinen. Unähnlich dem Magistrat von München, hatten sie sich bis dahin sorgfältig jeder nationalen Kundgebung enthalten und wohl einmal einen Anlauf dazu genommen, waren aber sofort noch rechtzeitig wieder davon zurückgetreten. Dies schien wirklich bedenklich, denn der loyale Magistrat der loyalen Residenzstadt Stuttgart steht in dem Rufe, in dem was er thut und nicht thut, ein ziemlich untrüglicher Barometer der Neigungen oder Abneigungen des Hofes zu sein, weshalb man in kritischen Zeiten — wie ehemals nach dem Flug der Vögel — gerne nach den würdigen Vätern der Stadt blickt, um zu erforschen, wohin die unbegreiflichen höchsten und allerhöchsten Gedanken sich neigen.

Trotz dieser unerfreulichen Anzeichen war es eben in diesen Tagen, daß die württembergische Politik sich wieder aufrichtete. Ohne Eindruck war doch die Stuttgarter Versammlung vom 2. October nicht geblieben. Der dringende Ruf aus dem ganzen Lande, endlich aus der Qual der Zweifel erlöst zu werden, ließ sich nicht überhören. Auch war inzwischen Herr v. Suckow aus dem deutschen Hauptquartier zurückgekehrt und konnte über die dortigen Anschauungen berichten, wie er seine Ueberraschung über die letzten Zwischenfälle im Lande nicht verbarg. Und wenn man jetzt das Protokoll der Münchener Conferenzen mit den hundert Bedenken und Amendements der Herren v. Bray und v. Pranckh eingehend prüfte, war es doch Jedermann einleuchtend, daß es schlechterdings unmöglich sei, in Gemeinschaft mit den unglücklichen Staatsmännern des Nachbarlandes zurückzubleiben. Bekanntlich hat man einen viel schärferen Blick für das Ungereimte, wenn man es an Anderen gegenständlich vor sich hat, und so erweckte auch dieses von Herrn v. Mittnacht mitgebrachte Münchener Protokoll, als es durch die Stuttgarter Ministerien lief, überall Erstaunen, Heiterkeit und die einmüthige Ueberzeugung, daß die Wege Württembergs und Bayerns sich scheiden müssen. Am 8. October erschien ein amtlicher Artikel im Staatsanzeiger, den man als die Antwort auf jene Adresse der Delegirtenversammlung betrachten durfte. Zum erstenmal verkündigte er dem württembergischen Volk, daß die Regierung sich zum Anschluß an den norddeutschen Bund bereit gemacht habe. Zwar in ausdrücklichen Worten war dies noch nicht gesagt, offenbar hielt

man es für nöthig, den großen Entschluß auf schonende Weise dem württembergischen Volk beizubringen; doch war entschieden das Bedürfniß einer deutschen Gesammtverfassung ausgesprochen mit Centralgewalt, Parlament, einheitlicher Gesetzgebung und einheitlichem Heer. Dabei wurde gesagt, daß zu diesem Zweck die Annahme sämmtlicher, zum Theil unwesentlicher Bestimmungen der Nordbundsverfassung nicht nöthig erscheine und daß eine freiere Bewegung der Einzelstaaten, namentlich in Absicht auf die Finanzen und auf die Verwaltung gewünscht werde. Allein hierin lag doch, daß man an den wesentlichen Bestimmungen der Verfassung keinen Anstoß nehme, und in diesem Sinne wurde auch die Erklärung gerne aufgenommen, wenn auch ein verzeihliches Mißtrauen vielfach noch daran sich knüpfte, daß das Schicksal gerade den Herrn v. Mittnacht zum Unterhändler des deutschen Verfassungswerks bestimmt hatte.

Es war noch ein Umstand, der die Entschlüsse der württembergischen Regierung zeitigen mußte. Man sah nämlich dem Erscheinen der lieben und getreuen Stände des Königreichs entgegen. Nicht nur war durch die Fortdauer des Krieges die Bewilligung eines weiteren Kredits für Militärzwecke nothwendig geworden, sondern mit dem 31. October ging auch die Periode zu Ende, für welche die Stände das ordentliche Budget verwilligt hatten. Sowohl für jenen außerordentlichen Kredit als für die Genehmigung eines Steuerprovisoriums war die Berufung der Stände erforderlich. Nun war aber die Ankunft der Lieben und Getreuen noch niemals so unerwünscht gewesen als gerade im jetzigen Augenblick. Man war im Begriff über die deutsche Frage zu verhandeln, und sollte jetzt vor einer Kammer erscheinen, deren übler Wille eben so sattsam erhärtet war, als ihre Neigung für unzeitgemäße Interpellationen. Am liebsten hätte man sie gar nicht berufen und besann sich auch über allerlei Auswege, entschloß sich aber zuletzt doch zu einem correct constitutionellen Verfahren, nachdem man sich vorher mit den Führern der verschiedenen Parteien darüber verständigt hatte, daß eine Debatte über die schwebenden Fragen vermieden bleibe. Allein um so mehr drängte sich die Sorge auf, wie es in Zukunft mit dem Kammerwesen gehen werde, wenn Württemberg nach wie vor seiner internationalen Selbständigkeit sich erfreuen sollte. Die Erfahrungen, die man in dieser Beziehung seit vier Jahren gemacht, waren geradezu abschreckend. Man sah Kammern voraus, die immer und ewig von den Herren Probst und Mohl und Mayer gelenkt würden. Man sah voraus, daß die Streitigkeiten über das Militärbudget, über die Höhe der Präsenz, über die erdrückenden Lasten des Militarismus in jeder Session sich erneuern würden, und man konnte sich nicht verbergen, daß diese endlosen Streitigkeiten für die Zukunft es ebenso unmöglich machen würden, die durch den Allianzvertrag übernommenen Verpflichtungen zu erfüllen, als die Thätigkeit der inneren Gesetzgebung in wünschenswerthem Fluß zu erhalten. Das Land war einer zuchtlosen Demokratie überantwortet, wenn es nicht eingeordnet wurde in den deutschen Staat, und wenn nicht die Pflichten, die es gegen das Gemeinwesen zu übernehmen hatte, klar und unwiderruflich fest bestimmt würden. Solche Erwägungen unterstützten den Vorsatz, sich zum

Eintritt in den Bund zu melden, und sie führten zugleich zum Beschluß der Kammerauflösung.

Am 21. October traten die Kammern zusammen, am 22. October genehmigten sie ohne Debatte — nachdem auch Moritz Mohl zum Schweigen gebracht war — die beiden Vorlagen der Regierung, und noch am selben Tag wurde die Kammer der Abgeordneten durch den Minister v. Scheurlen aufgelöst. Dies war die eigentlich entscheidende That des Ministeriums. Sie zerriß vollends den Zusammenhang mit den Großdeutschen, die wahrhaft betroffen waren und kläglich winselten: Das haben wir nicht verdient, nachdem wir der Regierung doch Alles was sie wollte, bewilligten! Möglich daß dieselbe Kammer trotz ihrer Vergangenheit auch den Anschluß an den Bund genehmigt hätte. In den beiden Erklärungen, welche nach der Abstimmung dem Aerger der Mehrheit entflossen, hatte nur die Volkspartei unbedingt ihren Protest gegen den Eintritt wiederholt, während die Großdeutschen denselben in dehnbare Phrasen wickelten und hinter mißfällige Bemerkungen über den „Geist des Nordbunds" versteckten. Allein gewiß ist, daß die Regierung an dieser Kammer einen Rückhalt gehabt hätte, wenn es ihr mit dem Anschluß nicht Ernst war. Und so lange sie diese Kammer am Leben ließ, durfte man billig an ihrem Ernst zweifeln. Mit dem Entschluß der Auflösung kündigte sie an, daß ihr Wille unwiderruflich feststehe, frei trat sie dem Volk gegenüber, das durch Neuwahlen zu seiner Mitwirkung an dem Verfassungswerk aufgefordert wurde, und die Erklärung, in welcher Herr v. Scheurlen die Auflösung ankündigte, redete zum erstenmale die Sprache der Loyalität und Ehrlichkeit, die keinen Zweifel mehr übrig ließ.

Als diese kurze Session eröffnet wurde, um am folgenden Tage geschlossen zu werden, waren auf die Aufforderung des großen Hauptquartiers bereits zwei Unterhändler der württembergischen Regierung nach Versailles unterwegs, um die förmlichen Anschlußverhandlungen zu führen. Man nahm es als ein günstiges Zeichen, daß die Herren v. Mittnacht und v. Suckow in demselben Zug mit den badischen Bevollmächtigten die Reise machten, während die Bayern einen Tag später, am 20. October, abreisten. Baden hatte zuerst sich zum Eintritt gemeldet, das hatte auf Württemberg gewirkt, und ganz allein zurückzubleiben schien auch den bayrischen Staatsmännern nicht geheuer. Es war vorauszusehen, daß auch der weitere Gang der Verhandlungen mit den drei Staaten diesem Anfang entsprechen würde.

In Württemberg war inzwischen in den einzelnen Ministerien die Bundesverfassung Gegenstand sorgfältiger Prüfung gewesen. Jedes Departement hatte die einschlägigen Fragen studirt, hatte bezeichnet, was als annehmbar auch für Württemberg erschien und was die besonderen Wünsche des Landes waren, auf deren Berücksichtigung man hoffen durfte. Desgleichen hatte man die gesetzgeberischen Arbeiten des Reichstags durchgenommen und sich überlegt, welche Gesetze sofort ohne weitere Umstände annehmbar seien, welche sich erst nach einer bestimmten Frist zur Aneignung empföhlen, oder deren Einführung erst noch von weiteren Vorbedingungen abhinge. Dieses ganze Studium war in näch-

ternem und willigem Sinne angestellt worden, und man durfte die Zuversicht hegen, daß es auf Grundlage dieser Vorarbeiten, welche die Bevollmächtigten mit nach Versailles nahmen, nicht allzuschwer sein werde, ein Abkommen zu erzielen. Es fand sich jetzt, daß die Bundesverfassung in allen wesentlichen Stücken gar wohl zur Ausdehnung auf die süddeutschen Staaten sich eigne und daß die besonderen Wünsche nur nebensächliche Punkte betrafen. Einen Hauptanstoß bildete bekanntlich die gemeinsame Getränkesteuer, hier wie in den anderen süddeutschen Staaten. Auf diesem Punkt glaubte man um so eher bestehen zu müssen, als vor einer Anzahl Jahren die Einführung der preußischen Branntweinbesteuerung — seltsamer Weise auf Anregung Moritz Mohl's — in Württemberg versucht worden war, aber wieder aufgegeben werden mußte. Weiterhin wünschte man die selbständige Verwaltung der Verkehrseinrichtungen zu behalten. Sachliche Gründe ließen sich hierfür schwerlich anführen, aber die Einbildung ist einmal sehr festgewurzelt, daß auf diesem Gebiet Württemberg geradezu mustergiltige und unübertreffliche Anstalten besitze und durch die Ueberlassung derselben an den Bund unendlich viel verlieren würde, eine Meinung, die freilich von sachkundigen Leuten außerhalb der Verwaltung keineswegs getheilt wird. Man darf erwarten, daß in einer nicht zu entfernten Zukunft die Erfahrung jene Eigenliebe herunterstimmen wird. Im Uebrigen betrafen die Sonderwünsche vornehmlich eine selbständigere Stellung des württembergischen Armeecorps und eigene Verwaltung des Militärwesens, während die vollständige Annahme der preußischen Militärorganisation keinem Anstand begegnete und nur in demjenigen Theil der preußischen Militärgesetze, welche zugleich die innere Verwaltung berühren, Milderungen zu Gunsten der bisherigen Praxis gewünscht wurden.

Verhandlungen auf solcher Grundlage stellten eine baldige Vereinbarung in Aussicht. Indessen blieben die gewünschten Nachrichten aus Versailles lange aus. Es stand geraume Zeit an, bis die dortigen Geschäfte in ein ordnungsmäßiges Geleise kamen. Der Aufenthalt der württembergischen Bevollmächtigten scheint in der ersten Zeit ein ziemlich verdrießlicher gewesen zu sein. Sie selbst waren es, die über Zögerungen und verlorene Tage klagten. Wiederum hatte man es zuerst mit den Bayern zu thun, die auch nach Versailles noch ungemessene Ansprüche mitbrachten und eine Art von Vicekaiserthum für die Wittelsbacher im Kopfe trugen. Erst als die Verhandlungen mit ihnen entschieden in's Stocken geriethen, wandte man sich den Vertretern der anderen Südstaaten zu, um mit ihnen abzuschließen. Jetzt trafen günstige Berichte ein. Mit Hilfe eines lebhaften telegraphischen Verkehrs zwischen Versailles und Stuttgart rückten die Verhandlungen sowohl über die Verfassung, wie über die Bundesgesetzgebung befriedigend fort, man war auf einen nahen Abschluß gefaßt. Dies traf mit der ersten Periode unserer Wahlbewegung für den neuen Landtag zusammen. Eine optimistische Anschauung herrschte überall vor. Die Gegner waren kleinlaut, manche zogen sich aus dem Wahlkampf zurück, es fehlte ihnen offenbar an einem Programm, mit dem sie sich anständigerweise sehen lassen konnten; unabwendbar sahen sie kommen, was sie immer bekämpft hatten und was sie

noch heute bekämpfen mußten, ein vergebliches und schmähliches Beginnen zugleich. Aus dieser Verlegenheit rettete sie Bayern. Als die Wahrheit über den Stand der Verhandlungen mit Bayern nicht länger verborgen blieb, athmeten die Particularisten jeder Sorte auch in Württemberg wieder auf, ihre Opposition hatte nun einen Vorwand, eine scheinbare Basis gefunden. „Nicht ohne Bayern" lautete jetzt das Feldgeschrei, wiederum war das Altbayerthum der feste Nothanker unserer Zukunftsdemokraten, wiederum sah man Probst in München mit den dortigen Ultramontanen verhandeln. Candidaten und Programme der Großdeutschen schossen jetzt aus der Erde, munter wurden die alten Schlagworte vom Säbelregiment, von den erdrückenden Militärlasten, vom sicheren Ruin des Landes, von der Schmach freiwilliger Knechtschaft dem Volk präsentirt, ganz als wären wir im tiefsten Frieden und schrieben noch 1868.

Indessen blieb die Wirkung des blauweißen Widerstandes nicht auf die Wahlbewegung beschränkt, die bald einen anderen Charakter oder vielmehr ganz den alten wohlbekannten Charakter unsererer früheren Wahlen wieder annahm. Noch einmal regte sich die Hofpartei, ermuntert durch die Haltung des Nachbarstaats. In der eilften Stunde noch sollte die Gefahr, die Volksouveränität des Fürstenhauses an die Souveränität des Nationalstaates zu verlieren, abgewendet werden. Ganz erwünscht traf es sich, daß die politischen Minister weit entfernt waren, und die Zurückgebliebenen das Ohr des Königs nicht besaßen. Es galt einen letzten Versuch, und was war dabei zu fürchten, wenn auch Bayern sich sperrte? Warum sollte Haus Beutelsbach mehr opfern als Haus Wittelsbach? Wer die Urheber der Intrigue waren, und welcher Kanäle sie sich bedienten, ist gleichgiltig; genug, es war am 13. November Abends, als die Herrn v. Mittnacht und v. Suckow durch ein Telegramm aus der Heimath überrascht wurden, das ihnen eine Sistirung ihres Vereinbarungswerks anbefahl, in demselben Augenblick, da es nahezu für den Abschluß reif war. Sie sollten, wurden sie angewiesen, mit Bayern zusammengehen. Man darf es glauben, daß die Minister selbst auf's äußerste betroffen waren. Das erste, was sie thaten, war indessen, daß sie bei dem Bundeskanzler einen Versuch machten, ob es möglich wäre, die Verhandlungen auf einem anderen Boden zu führen, aber es wird erzählt, sie hätten dabei zum erstenmal die Erfahrung gemacht, daß der Bundeskanzler unter Umständen auch minder liebenswürdiger Stimmung sein könne. Zum erstenmal ward in diesen Verhandlungen sichtbar, daß ein großer den kleinen gegenüberstand. Auf der flammenden Stirn Bismarck's stand der Zorn zu lesen, den ganz Deutschland empfinden mußte, wenn das größte Anliegen der Nation zum launenvollen Spiel weniger Höflinge erniedrigt wurde. Die Unterhändler hatten sich nicht über Mangel an Entgegenkommen zu beschweren gehabt, nicht der mindeste Druck war auf sie ausgeübt worden, sie hatten lediglich nach ihren Instructionen gehandelt: jetzt, da der Abschluß vor der Thür war, diese Instructionen plötzlich zurücknehmen und die bisherige mühselige Arbeit wieder auftrennen zu wollen, war eine Herausforderung ohne gleichen, und sie sollte sich rächen.

Die württembergischen Bevollmächtigten waren kurz entschlossen. Sie warteten nicht erst ab, bis sie nähere Weisung aus Stuttgart erhielten; sie besorgten, daß ihnen ein ähnlicher Schritt beim Bundeskanzler zugemuthet würde, wie der, den sie bereits ohne Erfolg versucht hatten, und sie wollten ihm damit nicht noch einmal vor die Augen kommen. Entschlossen, aus dem Festhalten Württembergs an den bisherigen Vereinbarungen eine Cabinetsfrage zu machen, traten sie ungesäumt die Rückreise an. Erst in Zabern telegraphirten sie nach Stuttgart, daß sie unterwegs seien. Jetzt begreiflicherweise großer Schreck am Hofe. Der Muth war schon wieder gesunken. Einen Abbruch der Verhandlungen hatte man nicht beabsichtigt. Eben jetzt wurden auch die Besprechungen mit Bayern von Neuem aufgenommen und wenn dieses Geschäft zum Abschluß kam, sah sich Württemberg auf jede Bedingung hin zum Eintritt gezwungen. Und als nun die Minister ihren Bericht erstatteten und in sehr entschiedener Sprache betonten, daß das eigene Interesse nicht minder als die Ehre es Württemberg unmöglich machte zurückzutreten, war bald das verlorene Terrain wieder gewonnen. Am Freitag den 18. November besiegelte ein Diner im königlichen Schloß die glücklich wiederhergestellte Uebereinstimmung von Hof und Ministerium; am folgenden Morgen unterzeichnete der König die Instruction, welche die Herren v. Mittnacht und v. Suckow ermächtigte, auf Grund der Versailler Vereinbarungen den Vertrag über den Anschluß Württembergs an den neuen deutschen Bund zu unterzeichnen. Der Morgen des 20. November sah die beiden Minister auf dem Wege nach Berlin.

Der plötzliche Abbruch der Verhandlungen in Versailles hatte es verschuldet, daß verschiedene Detailpunkte der Vereinbarung noch nicht vollständig erledigt waren. Ein Theil derselben, diejenigen, welche die Finanzverwaltung und das Verkehrswesen betrafen, wurden zwar schon in einer Zusammenkunft unschwer geregelt, welche am 19. November der von Versailles nach Berlin zurückkehrende Minister Delbrück zu Kehl mit dem württembergischen Finanzminister und einigen anderen Beamten hatte. Aber einige militärische Fragen, auf die man Gewicht legte, sollten zuletzt in Berlin verhandelt werden. Dieselben waren untergeordneter Art, betrafen z. B. die Modalitäten der Aushebung, bei welchen in Württemberg auch die bürgerlichen Behörden mitzuwirken pflegen, die strengen Bestimmungen der preußischen Militärgesetzgebung in Bezug auf Bauten innerhalb des Festungsrayons, Regelung der Quartierlasten, die unverhältnißmäßigen Besoldungen im Militärdepartement u. s. w., kurz Dinge, bei welchen der exklusiv militärische Geist der preußischen Gesetzgebung im Widerspruch steht mit den süddeutschen, speziell württembergischen Gewohnheiten. Diesseits hatte man den Wunsch, es in diesen Stücken so lange bei der bisherigen Praxis lassen zu können, bis die altpreußischen Bestimmungen durch eine Bundesgesetzgebung abgelöst wären. Um solche armselige Dinge, auf die man doch im Voraus entschlossen war sich nicht zu steifen, verhandelte man noch in letzter Stunde, weil man sie entweder in Versailles vergessen oder durch die Schuld der Hofintrigue nicht mehr hatte erörtern können. Die Folge war, daß inzwischen der Reichstag er-

öffnet wurde, ohne daß der vollzogene Anschluß Württembergs verkündigt werden konnte. Ja es war sogar Bayern gelungen, hart vor dem Ziel uns den Rang abzulaufen, in der Eröffnungsrede mußten wir uns die schlechtere Note gefallen lassen, und als am Abend des 25. November der Vertrag endlich unterzeichnet wurde, waren wir richtig die Letzten.

Diese Zögerungen — was wollen sie besagen gegenüber der großen Thatsache, daß der Main heute überbrückt ist. Aber für den Augenblick dienten sie doch dazu, die Wirkung derselben erheblich abzuschwächen. Ein anderes ist die Idee, ein anderes der harte, mühevolle Weg zu ihrer Verwirklichung. Es sollte nun einmal die Vereinigung nicht zu Stande kommen, ohne daß die Königshöfe zeigten, wie groß ihr guter Wille zu dem Werke war. In Stuttgart bis zuletzt Schwankungen, deren Eindruck nicht so bald zu verwischen ist. Und besondere Zugeständnisse mußten dem Münchener Hof gemacht werden, nur um ihm die Schmach des Scheiterns zu ersparen. Sie haben sich unter die Ordnung des Gesammtstaats gestellt, aber sie thaten es ungern und sie selbst schmälerten den Dank, den sie durch ein Handeln im großen Sinn im Volk sich erworben hätten. Der Mißton bleibt und er stört heute die geziemende Festfreude. Doch genug von den Höfen, die thaten, was sie nicht lassen konnten. Aber noch ist die Frage, ob die Bevölkerung im Süden von besserem Willen beseelt ist. Württemberg hat darauf in seinen Wahlen vom 5. December zu antworten.

Gestützt auf die zahlreichen nationalen Kundgebungen, die aus Württemberg erfolgt sind, hat man vielfach den wohlwollenden Schluß gezogen, daß in der politischen Stimmung des Landes ein vollständiger Umschlag eingetreten sei; das war doch weit über das Ziel geschossen. Und ehrlich gestanden, es war auch nicht zu erwarten in dem Lande, in dem seit Jahren die Varnbüler und Mohl, die Probst und Neurath, die Mayer und Becher den Ton angegeben. Unstreitig ist durch den Krieg Vieles gebessert, mancher Aberglaube zerstört, einiges Terrain jener systematischen, Jahre lang fortgesetzten Corruption abgewonnen. Aber mehr zu sagen, wäre heute verfrüht, und wir verzichten darauf, es auszudenken, wie es in unserem Lande stünde, wenn der Sieg den norddeutschen Waffen gefehlt hätte. Man darf doch nicht vergessen, daß jene Verhetzung des württembergischen Volkes, die lange mit Zustimmung der Regierung betrieben worden ist wenn nicht mit ihrer Beihilfe, gerade die Eventualität des Krieges im Auge hatte. Die Untergrabung des Allianzverhältnisses, die Agitation gegen das neue Kriegsdienstgesetz, die Anfeindung Preußens als des eigentlichen und einzigen Feindes Württembergs, die sophistischen Erörterungen des casus foederis, das Alles wurde im Hinblick auf den kommenden, ersehnten Krieg zwischen Frankreich und Preußen unternommen; daß Württemberg in diesem Krieg kein Interesse habe, daß es neutral bleiben müsse, war Glaubenssatz. Die früheren Wahlen zeigten das württembergische Volk der deutschen Sache so sehr entfremdet, daß es überwiegend Männer zu seinen Vertretern wählte, die ihm diese Sätze predigten. Sobald es freilich Ernst wurde mit diesem Krieg, wurden die Neutralitätsstimmen plötzlich schwächer und minder

zuversichtlich, im Volk wuchs die Neigung für Preußen rasch in erstaunlichem Maß, der Allianzvertrag stieg im Werth, und ängstlich fragte man sich, ob es denn wahr sei, was Arcolay und Karl Mayer bewiesen, daß nämlich Preußen Süddeutschland nicht zu schützen vermöge. Was die unerschütterliche Haltung der badischen Politik werth war, das zeigte sich in jenen Tagen. Drüben über dem Schwarzwald war auch das Volk, obwohl es den Feind am nächsten hatte, gefaßt, entschlossen, es kannte seine Pflicht; hier in Württemberg griff eine Rathlosigkeit und Confusion um sich, von der nur das Kriegsministerium glücklicherweise sich nicht anstecken ließ. In der Geschäftswelt eine kritische Panik, das Silber wurde zurückgehalten, selbst das eigene Papiergeld wollte man im ersten Schreck nicht mehr nehmen. Nur durch das entschlossene Zusammenstehen einiger patriotischer Häuser wurde ein furchtbarer Geschäftsbruch verhütet. In den Familien wurden Fluchtversuche berathen, dieser und jener rettete seine Capitalien nach der Schweiz. Aus dieser Franzosenangst — welche diesmal freilich reelleren Grund hatte, als dieselbe Krankheit, die im April 1848 so komische Scenen in Schwaben herbeiführte — retteten dann die raschen Siege von Weißenburg, Wörth, Spicheren. Das waren Eindrücke, die nicht verloren sein konnten und die um so lebhafter wirkten, je peinlicher die vorausgegangenen Wochen gewesen waren. Jetzt kamen die schönen begeisterungsvollen Tage, in denen Alles Eines Sinnes war, und die Herzen am Neckar gerade so schlugen, wie an der Weser und der Elbe. Aus den Schlachtenwolken stiegen hehr die alten Traumbilder von des Vaterlands Größe und Herrlichkeit auf, im Süden vor Allem wurden die Reichserinnerungen wieder lebendig, und nirgends war so rasch wie hier des Volkes Sinn auf den Wiedererwerb der geraubten Provinzen Elsaß und Lothringen gerichtet. Doch solche Einmüthigkeit überdauerte den Tag von Sedan nur kurze Zeit. Sobald in Paris die Worte liberté, fraternité, égalité wieder an der Spitze verlogener Proklamationen glänzten, begann die bisher niedergeschwiegene kosmopolitische Demokratie wieder ihre Hebel einzusetzen. Sorgsam knüpfte sie die vor wenigen Wochen erst abgerissenen Fäden wieder an, Schritt für Schritt gewann sie Muth, für die verkannten Republikaner in Paris ein gutes Wort einzulegen, die alten verschollenen Phrasen vom schleswig-holsteinischen Selbstbestimmungsrecht für Elsaß und Lothringen hervorzuholen, endlich direkt dem Zug nach der politischen Einheit entgegenzuarbeiten. Jetzt wurden die heuchlerischen Friedensseufzer laut, weil man die Einheit als Frucht des Krieges kommen sah. Nicht zwei Dinge, hieß die arglistige Rede, dürfen auf einmal unternommen werden, nicht während des Krieges zugleich die Einheit berathen werden; erst der gesicherte Friede könne die nöthige Unbefangenheit wieder herstellen, um an die innere Neuordnung Deutschlands zu gehen. Moritz Mohl trat zuerst in seinem Manifest „für die Erhaltung der süddeutschen Staaten“ mit den bekannten Phrasen und Zahlengruppirungen aus den Zollparlamentswahlen für den ungeschminkten Particularismus hervor. Die anderen folgten, nur die meisten etwas verschämter. Sämmtliche Führer der alten Parteien wußten sich etwas damit, daß sie die Alten geblieben seien, und

heute hat man es im Wahlkampf genau wieder mit den wohlbekannten, jetzt doppelt schmählichen Argumenten zu thun, als stünde Alles noch so, wie es am 1. Juli stand.

Mit allem Fug darf behauptet werden, daß vom Krieg kein deutsches Land so wenig berührt und selbst in seiner äußeren Physiognomie so wenig verändert ist, als Württemberg. Seit dem Tage von Weißenburg war die unmittelbare Gefahr für das Land beseitigt und seitdem blieb wohl ein inniger Zusammenhang zwischen der württembergischen Division und ihrer Heimath, ein Zusammenhang, der sich in reichlichen Liebeswerken aller Art kundgab, wie denn bekanntlich die Württemberger im Punkt der Verpflegung nach eigenem Geständniß es allen anderen zuvorthaten. Allein es waren wirklich mehr die Bande der Menschlichkeit und der Familie, welche mit dem Heere verknüpften, es blieb fast ein privates Verhältniß, dem wenig von jenem höheren sittlichen Schwung beigemischt war, der in Unglückstagen leichter geboren wird, als in Glückstagen, und auch im Glücke eher dann, wenn dasselbe um den Preis theurer Opfer erkauft ist. Württemberg hat zu dem Kriege geleistet, was es unter den Umständen leisten konnte; aber die Umstände waren aus bekannten Gründen so, daß es verhältnißmäßig nur ein weit bescheidneres Kontingent stellen konnte, als alle anderen; bei dem Mangel an Offizieren und bei der erst in den Anfängen begriffenen Organisation der Landwehr war auch der Nachschub nur unbedeutend, und so ist in der That Württemberg an dem Nationalkrieg mit seinem Herzblut weniger betheiligt als die anderen Staaten. Dazu kommt, daß die württembergischen Truppen nur sehr selten Gelegenheit bekamen, sich mit dem Feinde zu messen, ein Umstand, der zu Hause viel besprochen wurde und zu verschiedenartigen Gerüchten Anlaß gab, die zu erwähnen heute, da unsere Truppen noch im Felde stehen, nicht am Platze wäre. Auch flossen diese Gerüchte meist aus trübster Quelle und schienen vor Allem dazu bestimmt, gegen die oberste Leitung Mißstimmung hervorzurufen. Genug, aus allem dem erklärt sich, daß die Wirkung des Krieges auf die politische Stimmung in Württemberg wenigstens nicht so tief und nachhaltig war, als gerade unserem Lande vor Allem zu wünschen war.

Immerhin wird die aus den Wahlen vom 5. December hervorgehende Kammer ein anderes Gepräge tragen als die aufgelöste. Das allgemeine Stimmrecht wird nicht unzugänglich sein gegen die Mahnungen, die ihm täglich aus dem Heere vor Paris zukommen. Manche demokratische Größe wird vom Schauplatz verschwinden, ein starker Zuwachs ist der nationalen Partei gewiß. Man zweifelt nicht, daß die Zweidrittelsmehrheit sich findet, welche zur Genehmigung des Anschlußvertrags erforderlich ist. Aber dabei kommt freilich zu Statten, daß in der Kammer noch etliche 20 privilegirte Sitze sich finden, deren Stimmen dem Anschluß gesichert sind. Und nicht gering anzuschlagen ist der Umstand, daß die Regierung ihren Einfluß für ihr Werk aufgeboten hat und Hand in Hand mit der deutschen Partei gegangen ist. Es ist nur allzuwahr, daß, wenn die Regierung ernstlich widerstrebte, das Volk keinen nachhaltigen Druck

im nationalen Sinn auf dieselbe ausgeübt hätte. Im Gegentheil, erst durch das Vorgehen der Regierung wird auch die Beistimmung des Landes gewonnen. So weit war es mit uns Deutschen gekommen, daß die Vereinigung nur möglich wurde, wenn die Höfe ihr Interesse dabei fanden. Auch das bescheidene Maß von politischer Einheit, mit dem wir aus dem Krieg hervorgehen, ist nur möglich geworden durch die Initiative der Regierungen. Nichts war von einer starken unitarischen Bewegung im Süden zu spüren, auf welche die preußische Regierung sich hätte stützen können, wenn sie den süddeutschen Staaten den einfachen Eintritt in den norddeutschen Bund hätte zumuthen wollen. Aus diesen Umständen erklärt sich auch der Charakter der neuen Verfassung: die Zugeständnisse an das föderative Princip im Allgemeinen, dazu noch die besonderen Zugeständnisse an einzelne Staaten, die Exemtionen und Privilegien, dann die starken Barrièren, die einer Aenderung und Weiterbildung der Verfassung in den Weg gelegt sind. Der freiwillige Beitritt der süddeutschen Staaten war an sich zugleich ein Erfolg des Staatenprincips, und mit Recht sagt die württembergische Regierung in der offiziellen Auseinandersetzung, mit der sie die neue Aera einweiht, daß die neue Verfassung einen weit föderativeren Charakter trage, als der Siebzehner-Entwurf von 1848 und die Reichsverfassung von 1849. Sie ist föderativer, als überhaupt jeder ernsthafte Versuch, der bisher gemacht wurde, für die deutsche Einheit eine mögliche Form zu finden. Den süddeutschen Staaten hat eine Gunst des Geschicks gelächelt, die so nicht wiederkehren würde. Von ihnen zunächst wird es abhängen, ob diese Verfassung lebensfähig ist, gewissermaßen sind sie dafür verantwortlich, denn auf ihr Verlangen ist die Verfassung geändert, die sich nach allen Seiten bewährt hat. Zuletzt hat sich auch in diesem Falle wieder das unwandelbare Gesetz unserer nationalen Entwickelung erprobt. Denn längst sind wir gewohnt, daß jeder Fortschritt unseres politischen Lebens in einer Reihe von mühseligen Compromissen besteht.

Notizen.

Die treffliche, bei S. Hirzel in Leipzig erscheinende „Staatengeschichte der neuesten Zeit" ist kürzlich durch einen 15. und 16. Band bereichert worden. Der 15. Band enthält die Geschichte Griechenlands von K. Mendelssohn-Bartholdy. Das Werk wird aus zwei Theilen bestehen, von denen der erste, zur Zeit erschienene, nach einem kurzen Rückblick über die Geschicke der Griechen seit dem Beginn der türkischen Herrschaft, den Ausbruch der Revolution und ihren Verlauf bis zur Schlacht von Navarin erzählt. Der Verfasser hat sich seit 10 Jahren, angeregt durch seinen Lehrer Gervinus, eingehend mit Sprache und Geschichte der Hellenen beschäftigt, seitdem Griechenland selbst dreimal besucht und die im Orient erschienenen Schriften über den griechischen Freiheitskampf bis in die jüngste Gegenwart benutzt. Sein Studium der Quellen hat ihm die Ueberzeugung gegeben, daß die beiden hervorragenden neu-hellenischen Geschichtswerke von Trikupis und Filimon, welchen Gervinus bei der Abfassung der betreffenden Theile seiner Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts folgte, nicht auf der Höhe ihrer Aufgabe stehen. Neben dem gedruckten Material durfte der Verf. auch ein reiches ungedrucktes, insbesondere die Correspondenzen des österreichischen Cabinets aus dem Wiener Staatsarchiv benutzen. — Im 16. Band der „Staatengeschichte" hat Dr. H. Reuchlin seine durch Sorgfalt der Forschung und Reichhaltigkeit des Stoffes rühmlichst bekannte Geschichte Italiens fortgesetzt. Der jetzt veröffentlichte dritte Theil reicht vom Frühjahr 1849 bis zum letzten Ministerium Cavour's im Jahre 1860, enthält indeß nur die Geschichte Ober- und Mittelitaliens. Die Geschichte Neapels seit dem Jahre 1850, der Sturz der Bourbonen und die Entwicklung des Königreichs Italien bis zum Herbst 1866 soll in einem vierten Theile dargestellt werden. In unserer Zeitschrift wird die Arbeit Reuchlin's demnächst eingehender mit neuerdings erschienenen italienischen Geschichtswerken verglichen werden. —

Von A. Schäfer's Geschichte des siebenjährigen Krieges ist die erste Abtheilung des zweiten Bandes erschienen, welche die Jahre 1758, 1759 und die Eröffnung des Feldzugs von 1760 enthält. Schäfer's Werk ist bekanntlich die erste quellenmäßige Darstellung des siebenjährigen Krieges. Wie der erste Band uns die Acten über die große Verschwörung zur Vernichtung der preußischen Monarchie enthüllte, so bietet auch dieser zweite Band manches Neue über die europäische Politik jener Zeit und Veröffentlichungen bisher unbekannter Verträge. Schäfer hat außer dem preußischen Staatsarchiv diesmal noch die französischen und österreichischen Archive benutzen dürfen und auch von Rußland werthvolle Mittheilungen bekommen. So erhalten wir von ihm Kunde über den bisher unbekannten geheimen Vertrag zwischen Oesterreich und Frank-

reich vom 31. December 1758. Wir gewinnen neue Aufschlüsse über den Sturz des russischen Großkanzlers Bestucheff, — der in eine Verschwörung zu Gunsten der Großfürstin Katharina verwickelt war und mit Rücksicht hierauf und auf den erwarteten Tod der Kaiserin Elisabeth die russische Armee aus Preußen zurückrief — ferner über die Beseitigung des französischen Ministers Bernis, der eingesehen hatte, daß Frankreich den doppelten Krieg zur See und zu Lande mit der Zerrüttung seiner Finanzen und dem Verlust seiner sämmtlichen Kolonien büßen werde, und daher dahin arbeitete, seinen König zum Frieden zu bestimmen. Endlich erhalten wir eine eingehende Schilderung der Verhandlungen, welche im Frühjahr 1760 zwischen Oesterreich und Rußland geführt wurden, und in denen die Russen dem österreichischen Hof die förmliche Verpflichtung auferlegten, die Einverleibung Preußens in das russische Reich gutzuheißen. In ihrem Haß gegen Friedrich den Großen ging Maria Theresia auf eine Forderung ein, die man am französischen Hofe entschieden mißbilligte und von der jeder österreichische Diplomat zugeben mußte, daß sie gegen das Interesse des eigenen Staats sei. Durch die Schuwaloff'schen Verträge wurde das „Königreich Preußen" Rußland als gerechte Belohnung für seine gebrachten Opfer zugestanden, vorausgesetzt, daß Oesterreich das ganze Schlesien und die Grafschaft Glatz erhalte. Der betreffende geheime Artikel ist in den Beilagen des Schäfer'schen Buchs abgedruckt. —

Die diesjährige Gesetzgebung des norddeutschen Bundes hat viele interpretirende Werke hervorgerufen. Besonders zahlreich sind die Commentare zu dem neuen Strafgesetzbuch, von denen wir schon früher einige hervorgehoben haben. Diesmal liegt uns die erste Lieferung eines Commentars von Dr. E. T. Rubo vor, welcher neben Dr. Rüdorff Schriftführer in der mit der Berathung des Entwurfs betrauten Bundescommission war, und gleich jenem als Hülfsarbeiter des Präsidenten Friedberg durch seine hingebende Thätigkeit und ausgezeichnete Sachkunde das Werk wesentlich hat mit fördern helfen. Die vorliegende Lieferung enthält die Geschichte des ersten Entwurfs, die Darstellung des Strafrechtszustandes, wie er bisher in den einzelnen Bundesgebieten war, die Revision des Entwurfs durch die Bundescommission und den Bundesrath, die Verhandlungen des Reichstags und die Abänderungen, welche er durchsetzte, endlich den Beginn zu den allgemeinen Erläuterungen über den Inhalt des Strafgesetzbuchs, zunächst in staatsrechtlicher Hinsicht. Unzweifelhaft wird die Arbeit zu den besten Leistungen auf diesem Felde gehören. —

Auch das in diesem Sommer nach mancherlei Kämpfen zu Stande gekommene Gesetz über das Urheberrecht hat einen sehr berufenen Commentator gefunden („Die Gesetzgebung des Norddeutschen Bundes, betreffend das Urheberrecht an Schriftwerken, Abbildungen, musikalischen Compositionen und dramatischen Werken, erläutert von Dr. Otto Dambach"). Wer in der Literatur über den Nachdruck zu Hause ist, wird der Feder des Verfassers schon öfter begegnet

sein. Sein jetziges Werk hat den Zweck, den Schriftstellern und Buchhändlern als ein Leitfaden bei den in das Gebiet des Nachdrucks eingreifenden geschäftlichen Verhältnissen zu dienen und gleichzeitig dem Richter die Anwendung des Gesetzes zu erleichtern. Da er bei den legislativen Vorarbeiten fortgesetzt amtlich mitwirkte, die Entwürfe zu dem Gesetz, außer dem ersten, persönlich verfaßte, und bei den Verhandlungen in der Commission wie im Plenum des Reichstags als Bundescommissar thätig war, so sind seine Erläuterungen über das schwierige und vielseitige Thema von besonderem Werth und werden ein unentbehrliches Handbuch zur praktischen Anwendung des Gesetzes sein.

Von H. Baumgarten's begeisterter, herzerwärmender Schrift („Wie wir wieder ein Volk geworden sind"), in der er dem deutschen, vor allem dem süddeutschen Volk die lange nicht genug gekannte Geschichte unserer Vorbereitung zur Einheit, die Geschichte Preußens seit zwei Jahrhunderten erzählt, ist sehr bald eine zweite Auflage nöthig geworden. Wir freuen uns der Verbreitung des Büchleins um so mehr, als sie hoffentlich auch ein Symptom für die Verbreitung richtigerer Anschauungen über den Staat ist, dessen Leistungen und Opfern Deutschland sein neues Leben vor allem verdankt. In dem Vorwort zur neuen Auflage schildert Baumgarten die Wunderwirkung, welche der Krieg gegen Frankreich auf den Süden ausgeübt habe. „Der Norden erfreute sich schon seit längerer Zeit einer festen, sicheren Entwicklung, und namentlich seit 1866 war ihm eine große Zukunft gewiß. Mit dem Süden aber war es übel bestellt. Einst in mächtiger Ausbreitung von der Leitha bis an die Rhone reichend hatte er seit dem Falle der Staufen in jedem Jahrhundert wenigstens ein reiches Gebiet verloren, zuerst die burgundischen und schweizerischen Lande, dann die österreichischen und zuletzt hatte der gefährliche fränkische Nachbar mit der Wegnahme von Elsaß und Lothringen sich so recht in seiner Flanke festgesetzt. Seitdem konnte es für den Süden kein Gedeihen mehr geben." Seit dem Jahre 1866 nahm der Zustand einen vollends beängstigenden Charakter an. „Das herrliche Land ging auf unsicheren Wegen einer dunklen Zukunft entgegen. Die gefährlichsten Extreme, eine ganz zuchtlose Demokratie und der vaterlandslose, von welschem Wesen verwirrte Ultramontanismus schienen sich diese Zukunft streitig zu machen." Wenn einmal das Provisorium von 1866 sich consolidirte, so konnte der Süden für lange Zeit der deutschen Entwicklung verloren gehen. „Da kam der heilvolle Krieg von 1870, der die Deutschen zu einer großen Familie zusammenschloß, der den Süden mit Einem Ruck auf den festen Boden eines neuen Deutschland versetzte, an dessen Ruhm und Glück ihm von nun an wieder ein voller Antheil der That und des Genusses wurde." — Wir im Norden wollen diese Betrachtung uns jetzt, nach dem Abschluß des Vertrages mit Baiern, zum Trost gereichen lassen. In der That, nur die Besorgniß, daß die nationale Wirkung des Krieges für Baiern wieder verloren gehen werde, wenn es jetzt aus der Gemeinschaft ausgeschlossen blieb,

daß das Provisorium am Ende doch zu einer längeren Entfremdung und Trennung führen könne, — vermag die Zugeständnisse zu rechtfertigen, welche der norddeutsche Bund zum Schaden seiner Einheit dem baierschen Staat so eben gebracht hat. — W.

Wullenweber, Trauerspiel in 5 Aufzügen von Heinrich Kruse (Leipzig, Hirzel). Mit diesem neuen Drama hat der Verfasser der von dem deutschen Publikum so günstig aufgenommenen „Gräfin" einen entschieden glücklichen Wurf gethan. Die glanzvolle Zeit der alten Hansa tritt uns am Vorabend ihres Niederganges in lebhaften Farben entgegen. An dem Kampf des corrumpirten, selbstischen, landesverrätherischen Patriciats und des mannhaften, aber seines dunklen Weges sich kaum bewußten Volkes geht der glorreiche Plebeje Wullenweber zu Grunde, trotz seiner reichen Gaben, die ihn, erobernd und Staaten bildend, weit über den engen Kreis der alten Handelsstadt hinausgeführt haben. Den tragischen Conflict durchschreitet eine zarte deutsche Jungfrau, die Schwester Jörgen's, von dem Dichter mit Vorliebe gezeichnet und mit fesselnder Anmuth ausgestattet. Wullenweber wird sich ohne Zweifel auch auf den Bühnen seine Stellung gewinnen, und wir möchten nur wünschen, daß die schönen Verse, was heutzutage selten wird, auch Darsteller finden, die sie schön zu sprechen wissen. Man kann es im Uebrigen dem Herrn Chefredacteur der Kölnischen Zeitung nur zum Verdienst rechnen, daß er die vaterländische Literatur inmitten des Krieges und trotz des Waffenlärms mit dieser echt deutschen Tragödie bereichert hat. Wir hoffen, daß es nicht die letzte aus seiner Feder sein werde. F.

Zur Erinnerung an G. E. Lessing. Briefe und Actenstücke aus den Papieren der Bibliothek und den Acten des Landeshauptarchivs zu Wolfenbüttel herausg. von D. O. v. Heinemann. — Diese Schrift enthält viele interessante Mittheilungen. Voran stehen 26 Briefe Lessing's an Eschenburg, einen jüngeren Freund aus dem Kreise, mit welchem Lessing in Braunschweig fast allein verkehrte und welcher durch das unter Jerusalem's Leitung 1745 gestiftete Collegium Carolinum dort vereinigt war. Eschenburg, 1743 in Hamburg geboren, also 14 Jahre jünger als Lessing, war seit 1773 Professor am Carolinum, seit 1777 ordentlicher „Professor der schönen Literatur und Philosophie" als Nachfolger des Dichters Zachariä. Die Briefe an ihn, allerdings bisweilen geringfügigen Inhalts, aber schon durch Lessing's Sprache anziehend, lassen doch auch die in diesen Kreisen herrschenden Interessen anschaulich erkennen, meist gesellige, doch auch literarische. So bringt der Tod des durch Werther's Leiden verewigten jungen Jerusalem Lessing im Jahre 1774 auf den Gedanken, ob er nicht Aufsätze aus dessen Nachlaß, welche er dazu bedeutend genug zu finden scheint, herausgeben solle; „aber weiß es der Alte," fragt er, „daß sein Sohn dergleichen

etwas hinterlassen? oder kann ich gegen ihn thun, als ob ich alles von seinem Sohne selbst erhalten hätte?" und will ihn danach fragen. Er entscheidet sich zuletzt: „Ich kann bei meiner Ueberlegung nicht mehr thun, als daß ich mich an des Alten Stelle setze," und scheint es demnach aufgegeben zu haben.

Andere Figuren lehrt dann der Abschnitt „aus Lessing's amtlicher Correspondenz 1770—81" näher kennen. Eine erfreuliche Gestalt erscheint hier in dem alten Herzog Karl (geb. 1713, gest. 1780), welcher freilich sein kleines Land durch dreierlei Schauspiel, mancherlei Soldatenspiel u. dgl. sehr in Schulden gebracht, aber darüber die Fähigkeit nicht verloren hatte, sich seines „lieben Bibliothecarius Lessing" sehr zu freuen, wenn dieser ihm aus seiner Bibliothek zu Wolfenbüttel „durch die zusammengebrachte Sammlung von Zeichnungen und Kupfern einen sehr angenehmen Gefallen gethan hat, indem er nicht gewußt, diesen Schatz zu besitzen; diese Seine Beschäftigung bei Seinen müssigen Stunden approbire ich unendlich sehr und wünsche daß Er also ferner fortfahren möge;" desto mehr seufzt Lessing's Nachfolger Langer über diese „Beschäftigung in maximum bibliothecae detrimentum, eheu." Anders erscheint hier Lessing gegenüber der hochbegabte Sohn des Herzogs, der Erbprinz Karl Wilhelm Ferdinand (geb. 1735), der Neffe und Schüler Friedrichs des Großen, der ihn hochschätzte und in französischen Versen feierte, der Schwager Karl August's von Weimar, seit 1780 regierender Herr; durch ihn wurde Lessing eigentlich nach Wolfenbüttel berufen. Unter der Sparsamkeit, durch welche er das von seinem Vater in Schulden gebrachte Land allein wieder in Ordnung zu bringen vermochte und welche er auch an sich selbst reichlich übte, hatte allerdings auch Lessing lange zu leiden; aber er hätte dafür nicht die maßlosen Verwerfungsurtheile verdient gehabt, welche Stahr im Leben Lessing's auf ihn gehäuft hat und welchen die noch jetzt in seinem Lande fortdauernde dankbare Verehrung gegen ihn widerspricht. Leider fehlt auch hier der von Stahr (2, III) mit Recht vermißte Brief Lessing's an den Herzog aus dem Jahre 1777. Seiner Sparsamkeit kommt Lessing hier selbst einmal entgegen durch eine Vorstellung, daß die Doubletten der wolfenbüttelschen Bibliothek nicht der Universität Helmstädt geschenkt, sondern zum Besten der Bibliothek selbst verkauft werden möchten.

Nun folgen auch vollständiger, als man sie bisher gekannt hat, die Acten über die wolfenbüttelschen Fragmente und über das dabei gegen Lessing angewandte Verfahren der braunschweigischen Regierung. Man sieht, beide Herzoge, Vater und Sohn, suchen ihn eigentlich gegen ihre eigenen Räthe und Behörden in Schutz zu nehmen und machen diesen nur zögernd einige Zugeständnisse. Als 1778 das Fragment vom Zweck Jesu erschienen ist, und zwar in der unter einem herzoglichen Director stehenden Waisenhausbuchhandlung in Braunschweig, wird zuerst dieser Dirigent zur Rechenschaft gezogen und beruft sich auf die schon 1772 Lessing gewährte Dispensation von der Censur. Bald darauf richtet auch das Consistorium zu Wolfenbüttel eine hier aufgenommene Beschwerde über das Buch an den Herzog, und an demselben Tage erhält die Waisenhausbuchhandlung einen Cabinetsbefehl, daß sie nun nichts mehr ohne Censur von Lessing

drucken und die letzten Sachen desselben nicht mehr verkaufen solle. Bei Ertheilung der Dispensation von der Censur im Jahre 1772 ist die Voraussetzung ausgesprochen, „daß er nichts werde drucken lassen, was die Religion und die guten Sitten beleidigen könne;" diese Bedingung habe er jetzt nicht mehr gehalten. Auf eine erste Gegenvorstellung Lessing's, welche schon bei Guhrauer (2, 2, 191) mitgetheilt ist, wird die schriftliche Zusicherung der Censurfreiheit und selbst das Manuscript der Fragmente von ihm gefordert, und er sendet auch beides ein; die Handschrift wird im Archiv niedergelegt, wo sie sich jetzt nicht mehr gefunden hat; und Lessing, öfter in seinen Eingaben an den Herzog die Concipienten der herzoglichen Befehle von dem Herzoge selbst unterscheidend, schreibt diesem nun: „Den Verweis nehme ich als den Verweis meines gnädigen Herrn an, dessen unwandelbare Billigkeit mir hinzuzufügen erlaubt, daß ich nicht glaube ihn verdient zu haben; die Klugheit und Billigkeit der Anzeigungen des Consistorii in allen Stücken anzuerkennen, das kann zu meiner Pflicht unmöglich mitgerechnet werden." Darauf findet das „Geheimerathscollegium" nun zwar, daß diese „Vorstellung fast durchaus in so unschicklichen terminis abgefaßt sei, daß Lessing deshalb einen nachdrücklichen Verweis wohl verdienet hätte; aber der Herzog willigt dazu nicht ein, man begnügt sich mit Aufrechterhaltung des Beschlusses, daß Lessing alles was er drucken lassen will, zur Censur einschicken solle. Damit schließen eigentlich die Acten; es erhellt nicht, ob darauf gehalten sei; ein Propst Reß, der ein Buch gegen die Fragmente geschrieben hat, klagt, daß die Waisenhausbuchhandlung wohl Schriften wie diese, aber nicht was er gegen sie vorgebracht, zu Ende drucken wolle; der Erbprinz hat nach einer Angabe Lessing's gegen dessen Vater (S. 73) einen Theil des eingeforderten Manuscripts der Fragmente selbst im Hause. Und nachdem Karl Wilhelm Ferdinand 1780 zur Regierung gekommen ist, vertheidigt er noch selbst in einem hier mitgetheilten Schreiben auf eine Andeutung des kursächsischen Gesandten in Regensburg, daß in Wien ähnliche Maßregeln gegen Lessing wie gegen Bahrdt zu besorgen seien, das ganze Verfahren gegen Lessing; ihm habe man 1772 „als einem bereits rühmlich bekannten und gelehrten Schriftsteller" Dispensation von der Censur bewilligt; Bahrdt habe „als ein in einem öffentlichen Lehr- und Kirchenamte gestandener Doctor Theologiä nicht eines dritten unbekannten, sondern seine eigenen irrigen Religionssätze als sein Bekenntniß öffentlich bekannt gemacht," Lessing aber „die ihm anvertraute Bibliothek auf eine praktische Art mit kluger Auswahl der Sachen sehr gut benutzt," und es sei ihm doch selbst dafür „ernstliche Vorhaltung geschehen und die Dispensation von der Censur wieder genommen;" berühmte Theologen, wie Seiler in Erlangen, hätten auch „öffentlich bezeugt, daß die Bekanntmachung der Schrift der Religion mehr nützlich als schädlich gewesen sei."

Der nächste und längste nun folgende Abschnitt „Zeitgenössisches über Lessing" enthält nichts mehr von Lessing selbst, auch wohl einiges schon anderswo mitgetheilte und benutzte Material, manches blos fragmentarisch, Aeußerungen über Lessing aus Briefen, deren Originale auf der wolfenbüttelschen Bibliothek

